

ROBERT
HARRIS

INTRIGUE

ROMAN

Anthony

HEYNE <

ROBERT
HARRIS
INTRIGE
ROMAN

Aus dem Englischen von
Wolfgang Müller

Die Originalausgabe erschien
unter dem Titel
An Officer and a Spy bei
Hutchinson, London

Copyright © 2013 by Robert
Harris

Copyright © der

deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag,
München,

in der Verlagsgruppe Random
House GmbH

Umschlaggestaltung: Eisele
Grafik·Design, München

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Leingärtner, Nabburg

ePub-ISBN 978-3-641-10811-3

www.heyne.de

Für Gill

Anmerkungen des Autors

Das Buch nutzt die Techniken des Romans, um die wahre Geschichte der Dreyfus-Affäre zu erzählen, dem vielleicht größten politischen Skandal und Justizirrtum der Geschichte. Die Affäre schlug in den 1890er-

Jahren erst Frankreich und schließlich die ganze Welt in ihren Bann. Sie ereignete sich, nur fünfundzwanzig Jahre nachdem die Deutschen die Franzosen im Krieg von 1870/71 vernichtend geschlagen und Elsass-Lothringen besetzt hatten – ein seismischer Schock für das Kräfteverhältnis in

Europa und Verbote des
Ersten und Zweiten
Weltkriegs.

Keine der Personen des
Buches, nicht einmal die
nebensächlichste, ist
gänzlich erfunden, und fast
alle geschilderten
Ereignisse haben sich
zumindest in irgendeiner
Form im wirklichen Leben
tatsächlich abgespielt.

Aber um Geschichte in
einen Roman zu
verwandeln, war ich
natürlich genötigt, zu
vereinfachen, zu
dramatisieren, manche
Figuren ganz wegzulassen
und viele persönliche
Details zu erfinden.
Insbesondere hat Georges
Picquart nie einen
geheimen Bericht über die

Dreyfus-Affäre

geschrieben, und er hat diesen auch nicht in einem Bankschließfach in Genf hinterlegt mit der Anweisung, ihn erst einhundert Jahre nach seinem Tod zu veröffentlichen.

Aber ein Schriftsteller kann sich eben was einfallen lassen.

*Robert Harris, am
französischen Nationalfeiertag
2013*

Dramatis Personae

Die Familie Dreyfus

Alfred Dreyfus

Lucie Dreyfus, *seine Frau*

Mathieu Dreyfus, *sein
Bruder*

Pierre und Jeanne
Dreyfus, *seine Kinder*

Die Armee

General Auguste Mercier,

Kriegsminister,
1893–1895

General Jean-Baptiste
B i l l o t , *Kriegsminister,*
1896–1898

General Raoul le Mouton
de Boisdeffre, *Chef des*
Generalstabs

General Charles-Arthur
Gonse, *Chef der Zweiten*
Abteilung (Militärischer
Geheimdienst)

General Georges Gabriel
de Pellieux,
*Militärkommandant,
Département Seine*

Oberst Armand du Paty de
Clam, *stellvertretender
Chef der Dritten Abteilung
(Einsätze und
Ausbildung)*

Oberst Foucault,
Militärattaché in Berlin

Major Marie Charles

Ferdinand Walsin-
Esterházy, 74.

Infanterieregiment

Die Statistik-Abteilung

Oberst Jean Sandherr,
Chef, 1887–1895

Oberstleutnant Marie-
Georges Picquart, *Chef,*
1895–1897

Major Hubert-Joseph
Henry

Hauptmann Jules-

Maximilien Lauth

Hauptmann Junck

Hauptmann Valdant

Felix Gribelin, *Archivar*

Madame Marie Bastian,
Agentin

**Die
(Kriminalpolizei)**

Sûreté

François Guénée

Jean-Alfred Desvernine

Louis Tomps

Der

Schriftsachverständige

Alphonse Bertillon

Die Anwälte

Louis Leblois, *Picquarts*
Freund und Anwalt

Fernand Labori, *Anwalt*
von Zola, Picquart und
Alfred Dreyfus

Edgar Demange, *Anwalt*
von Alfred Dreyfus

Paul Bertulus,
Untersuchungsrichter

Georges Picquarts
privater Kreis

Pauline Monnier

Blanche de Comminges
und Familie

Louis und Martha Leblois,
Freunde aus dem Elsass

Edmond und Jeanne Gast,
Cousins

Anna und Jules Gay,
Schwester und Schwager
Germain Ducasse, *Freund*
und Protegé
Major Albert Curé, *alter*
Armeekamerad

Die Diplomaten

Oberstleutnant Maximilian
von Schwartzkoppen,
deutscher Militärattaché

Major Alessandro

Panizzardi, *italienischer
Militärattaché*

Die »Dreyfusarden«

Émile Zola

Georges Clemenceau,
*Politiker und
Zeitungsverleger*

Albert Clemenceau, *Anwalt*

Auguste Scheurer-Kestner,
*Vizepräsident des
französischen Senats*

Jean Jaurès, *Führer der*

französischen Sozialisten

Joseph Reinach, *Politiker
und Schriftsteller*

Arthur Ranc, *Politiker*

Bernard Lazare, *Journalist*

TEIL I

1

»Major Picquart für den
Kriegsminister ...«

Der Wachposten an der
Rue Saint-Dominique tritt
aus seinem Häuschen,
öffnet das Tor, und ich
laufe im wirbelnden
Schnee durch den
windigen Innenhof in das

warme Foyer des Hôtel de
Brienne, wo ein
schneidiger junger
Hauptmann der
Republikanischen Garde
aufsteht, um mir zu
salutieren. Ich wiederhole
in dringlicherem Ton:
»Major Picquart für den
Kriegsminister ...!«

Der Hauptmann geht vor,
ich folge. Wir gehen über

den schwarz-weißen
Marmorboden in der
offiziellen Residenz des
Ministers, eine
geschwungene Treppe
hinauf, vorbei an silbernen
Rüstungen aus der Zeit
des Sonnenkönigs Ludwig
XIV., vorbei an Davids
Bonaparte beim
Überschreiten der Alpen
am Großen Sankt

Bernhard, einem
scheußlichen Stück
imperialen Kitschs, und
erreichen den ersten
Stock, wo der Hauptmann
meine Ankunft meldet und
ich neben einem Fenster
mit Blick auf das Anwesen
stehen bleibe und allein für
ein paar Augenblicke
etwas Seltenes und
Wunderschönes

betrachten kann: einen
unter einer Schneedecke
stumm daliegenden Garten
an einem Wintermorgen
mitten in einer Stadt.
Sogar das gelbe
elektrische Licht im
Kriegsministerium, das
durch die feingliedrigen
Äste der Bäume
schimmert, hat eine
magische Qualität.

»General Mercier
erwartet Sie, Herr Major.«

Das Büro des Ministers
ist riesig, kunstvoll in
zartem Grünblau vertäfelt
und hat einen
Doppelbalkon mit Blick auf
den verschneiten Rasen.
Zwei ältere Männer in
schwarzer Uniform, die
ranghöchsten Offiziere des
Kriegsministeriums, stehen

mit dem Rücken vor dem
offenen Kamin und
wärmen sich die Beine.
Der eine ist General Raoul
Le Mouton de Boisdeffre,
Chef des Generalstabs,
Experte in russischen
Angelegenheiten, Architekt
unserer aufkeimenden
Allianz mit dem neuen
Zaren und schon so lange
mit dem Zarenhof

beschäftigt, dass er mit seinem steifen Backenbart zunehmend wie ein russischer Graf aussieht. Der andere, etwas über sechzig Jahre alt, ist sein Vorgesetzter; der Kriegsminister persönlich, General Auguste Mercier.

Ich gehe bis zur Mitte des Teppichs und salutiere.

Merciers Gesicht ist

eigenartig zerknittert und regungslos, wie eine Ledermaske. Manchmal bilde ich mir ein, dass mich durch seine schmalen Augenschlitze ein anderer Mann anschaut. »Nun, Major Picquart, das hat ja nicht lange gedauert«, sagt er mit seiner ruhigen Stimme. »Wann war es zu Ende?«

»Vor einer halben Stunde, Herr General.«

»Jetzt ist also alles vorbei?«

Ich nicke. »Es ist alles vorbei.«

Und damit beginnt es.

.

»Kommen Sie, setzen Sie sich vor den Kamin«, sagt der Minister. Er spricht wie

immer mit sehr leiser Stimme und deutet auf einen vergoldeten Stuhl. »Na los, holen Sie ihn her. Ziehen Sie Ihren Mantel aus. Erzählen Sie uns alles, was passiert ist.«

Gespannt vor Erwartung sitzt er auf der Kante seines Stuhls: den Oberkörper vorgebeugt, die Hände verschränkt, die

Unterarme auf die Knie gestützt. Das Protokoll hat ihn daran gehindert, dem morgendlichen Spektakel persönlich beizuwohnen. Er befindet sich in der Lage eines Impresarios, der die eigene Vorführung verpasst hat. Er giert nach Einzelheiten: Einsichten, Beobachtungen, Farbe.

»Als Erstes, wie war die

Stimmung auf den
Straßen?«

»Ich würde sagen, die
Stimmung war ...
erwartungsvoll.«

Ich schildere, wie ich
noch vor Anbruch der
Dämmerung im Dunkeln
meine Wohnung verließ,
um zu Fuß zur École
Militaire zu gehen. Auf den
Straßen war es für einen

Samstag ungewöhnlich
ruhig, zumindest anfangs
und wohl auch wegen der
Eiseskälte. »Der jüdische
Sabbat«, wirft Mercier mit
einem leichten Lächeln ein.
Unterwegs kam mir, was
ich jetzt allerdings nicht
erwähne, auf den tristen
Trottoirs der Rue Boissière
und Avenue du Trocadéro
der Gedanke, ob die große

Inszenierung des Ministers
sich nicht als Reinfall
erweisen könnte. Doch
dann erreichte ich den
Pont de l'Alma und sah die
schattenhafte

Menschenmenge, die sich
über das dunkle Wasser
der Seine wälzte. Und da
wurde mir klar, was
Mercier schon die ganze
Zeit gewusst haben

musste: dass der menschliche Trieb, der Demütigung eines anderen Menschen zuzuschauen, immer genügend Schutz gegen die Kälte bot.

Ich schloss mich den Menschen an, die in Richtung Süden strömten, sich über den Fluss und dann durch die Avenue Bosquet bewegten – die

Menge war so dicht, dass
sie sich von den hölzernen
Gehsteigen auf die
Straßen ergoss. Sie
erinnerte mich an
Rennbahnbesucher – es
herrschte die gleiche
gemeinschaftliche
Spannung, das gleiche
einfache Streben nach
einem klassenlosen
Vergnügen.

Zeitungsverkäufer
drängten sich immer
wieder durch die
Menschen, um die
Morgenausgaben
anzupreisen. Der Duft von
gerösteten Kastanien stieg
aus den Kohlenpfannen
am Straßenrand auf.

Am Ende der Avenue
löste ich mich aus der
Menge und überquerte die

Straße zur Ecole Militaire,
wo ich bis vor einem Jahr
als Dozent für Topografie
gelehrt hatte. Die
Menschen strömten an mir
vorbei zum offiziellen
Sammelpunkt auf der
Place de Fontenoy. Es
wurde langsam hell. Die
École hallte vom Lärm von
Trommeln und
Blashörnern, Pferdehufen

und Flügen, gebrüllten
Befehlen und stampfenden
Stiefeln wider. An jedes
der neun in Paris
stationierten
Infanterieregimenter war
der Befehl ergangen, zwei
Kompanien für die
Zeremonie abzustellen,
eine mit erfahrenen
Männern, die andere mit
frischen Rekruten, deren

Charakter, so Merciers
Meinung, durch dieses
Beispiel gestärkt würde.
Als ich die großen Salons
durchquert hatte und auf
die Cour Morland
hinaustrat, waren schon
Tausende Männer auf dem
gefrorenen Matsch
angetreten.

Ich habe nie an einer
öffentlichen Hinrichtung

teilgenommen, habe nie zuvor diese besondere Atmosphäre geschmeckt, aber ich stelle mir vor, dass es so ähnlich sein muss wie an jenem Morgen in der École Militaire. Die Weite der Cour Morland bildete die passende Bühne für ein großartiges Spektakel. Und in der Ferne, jenseits der

Absperrungen hinter einer Reihe schwarz uniformierter Gendarmen, wogte auf dem Halbkreis der Place de Fontenoy das große raunende Meer aus rosafarbenen Gesichtern. Jeder Zentimeter war besetzt. Die Leute standen auf den Bänken und auf den Dächern von Kutschen und Pferdeomnibussen, sie

saßen auf den Ästen der Bäume, und ein Mann hatte es sogar geschafft, auf die Spitze des Kriegerdenkmals von 1870 zu klettern.

Mercier saugt jedes Detail auf. »Was schätzen Sie, wie viele Menschen waren da?«, fragt er mich.

»Der Polizeipräfekt sagt, bestimmt

zwanzigtausend.«

»Tatsächlich?« Der

Minister ist weniger
beeindruckt, als ich
erwartet habe. »Eigentlich
wollte ich ja, dass die
Zeremonie auf der
Rennbahn Longchamp
stattfindet. Die hat ein
 Fassungsvermögen von
fünfzigtausend.«

»Und hört sich ja ganz so

an, als hätten Sie die auch
füllen können«, sagt
Boisdeffre
schmeichlerisch.

»Natürlich hätten wir die
füllen können! Aber das
Innenministerium hatte
Bedenken wegen
öffentlicher Unruhen.
Während ich der Meinung
bin: Je größer die Menge,
desto stärker die Lektion.«

Trotzdem kamen mir zwanzigtausend viel vor. Der Lärm der Menge war gedämpft, aber unheilvoll, wie das Atmen eines gewaltigen Tieres, das vorübergehend ruhig dalag, aber binnen eines Augenblicks gefährlich zuschnappen konnte. Kurz vor acht erschien eine Eskorte Kavallerie, die an

der Menge vorbeitrabte, und plötzlich begann sich die Bestie zu regen, weil zwischen den Reitern eine von vier Pferden gezogene Gefangenenkutsche zu sehen war. Eine Woge aus höhnischem Gejohle erhob sich und schwappte über die Kutsche hinweg. Die Kolonne verlangsamte ihr Tempo, ein Tor wurde

geöffnet, und das Gefährt
und seine Bewacher
klapperten über das
Kopfsteinpflaster in die
École.

»Schauen Sie genau hin,
Major Picquart«, sagte ein
Mann neben mir, während
die Kutsche im Innenhof
verschwand. »Die Römer
warfen den Löwen
Christen zum Fraß vor, wir

nehmen Juden. Das nennt man wohl Fortschritt.«

Er war in einen Wintermantel mit hochgestelltem Kragen gehüllt, trug einen grauen Schal um den Hals und eine tief ins Gesicht gezogene Mütze. Als Erstes erkannte ich ihn an seiner Stimme, dann an dem hemmungslosen

Zittern seines Körpers.

Ich salutierte. »Oberst Sandherr.«

»Von wo schauen Sie sich das Schauspiel an?«, fragte Sandherr.

»Ich weiß noch nicht.«

»Sie können mich und meine Männer gern begleiten.«

»Es wäre mir eine Ehre. Aber zuerst muss ich noch

überprüfen, ob alles nach den Anweisungen des Ministers abläuft.«

»Erfüllen Sie Ihre Pflichten, wir erwarten Sie dann dort drüben.« Er zeigte mit zitternder Hand quer über die Cour Morland. »Von da hat man einen guten Blick.«

Meine Pflichten! Im Rückblick frage ich mich,

ob er das sarkastisch
gemeint hat. Ich ging
hinüber zum
Garnisonsbüro, wo sich
der Gefangene in
Gewahrsam von
Hauptmann Lebrun-
Renault von der
Republikanischen Garde
befand. Ich hatte kein
Verlangen, den
Verurteilten

wiederzusehen. Er war vor
zwei Jahren genau in
diesem Gebäude einer
meiner Studenten
gewesen. Ich hatte ihm
nichts zu sagen. Ich
empfund nichts für ihn. Ich
wünschte, er wäre nie
geboren worden, und jetzt
wollte ich, dass er
verschwand – aus Paris,
aus Frankreich, aus

Europa. Ein Soldat holte Lebrun-Renault, der sich als großer junger Mann mit einem roten Pferdegesicht entpuppte und mir eher wie ein Polizist vorkam. Der Hauptmann erstattete Bericht. »Der Verräter ist nervös, aber ruhig. Ich glaube nicht, dass er Ärger macht. Man hat die Fäden seiner Uniform gelöst und

seinen Säbel eingekerbt,
damit er leicht bricht.
Nichts bleibt dem Zufall
überlassen. Wenn er
versucht, eine Rede zu
halten, wird General
Darras der Kapelle ein
Zeichen geben, in deren
Marsch der Redner dann
untergeht.«

»Welchen Marsch man
wohl wählt, um einen

Redner untergehen zu lassen?«, sagt Mercier nachdenklich.

»Vielleicht ein Seemannslied, Herr Minister«, sagt Boisdeffre.

»Der war gut!«, sagt Mercier bedächtig. Aber er lächelt nicht, er lächelt nur selten. Er wendet sich wieder an mich. »Dann haben Sie also das

Zeremoniell zusammen mit Sandherr und seinen Männern beobachtet. Was halten Sie von denen?«

Unsicher, was ich ihm antworten soll – schließlich ist Sandherr Oberst –, wähle ich vorsichtig meine Worte. »Passionierte Patrioten, die unschätzbare Arbeit leisten und dafür wenig oder gar

keine Anerkennung
erhalten.«

Eine gute Antwort. So
gut, dass sie vielleicht
mein ganzes Leben
veränderte – und damit
auch die Geschichte, die
ich im Begriff bin zu
erzählen. Wie auch immer,
Mercier, oder der Mann
hinter der Maske Merciers,
schaut mich eindringlich

an, als wollte er sich vergewissern, ob ich das wirklich ernst meinte, und nickt dann zustimmend. »Sie haben recht, Picquart. Frankreich verdankt ihnen viel.«

Die sechs Musterpatrioten waren an diesem Morgen vollzählig anwesend, um der Krönung ihrer Arbeit

beizuwohnen: der Arbeit
der Statistik-Abteilung des
Generalstabs, wie ihr
beschönigender Name
lautete. Nach meinem
Gespräch mit Lebrun-
Renault stieß ich zu ihnen.
Sie standen etwas abseits
von allen anderen in der
südwestlichen Ecke des
Exerzierplatzes im
Windschatten eines der

niedrigen, rundum
laufenden Gebäude.
Sandherr hatte die Hände
in die Taschen gesteckt,
hielt den Kopf gesenkt und
machte einen vollkommen
abwesenden Eindruck ...

»Erinnern Sie sich noch?«, unterbricht mich der Kriegsminister und wendet sich an Boisdeffre.
»Früher hieß es, Jean

Sandherr sei der attraktivste Mann in der französischen Armee.«

»Ja, ich erinnere mich, Herr Minister«, sagt der Chef des Generalstabs. »Kaum zu glauben, wenn man ihn jetzt sieht. Armer Kerl.«

Auf der einen Seite von Sandherr stand sein Stellvertreter, ein fatter

Alkoholiker mit
ziegelsteinrotem Gesicht,
der regelmäßig einen
Schluck aus seinem
metallisch graublauen
Flachmann nahm, auf der
anderen Seite das einzige
Mitglied seines Stabs, das
ich vom Sehen kannte, der
massige Hauptmann
Hubert-Joseph Henry. Er
klopfte mir auf die Schulter

und gab mit dröhnender Stimme seiner Hoffnung Ausdruck, dass ich ihn in meinem Bericht an den Minister erwähnen würde. Die beiden rangniedrigeren Offiziere der Abteilung, beides Hauptleute, sahen dagegen vergleichsweise farblos aus. Zu der Gruppe gehörte auch ein Zivilist, ein knochendürrer

Angestellter, der ein Opernglas in der Hand hielt und aussah, als käme er nur selten an die frische Luft. Sie machten mir Platz, und der Alkoholiker bot mir einen Schluck von seinem billigen Kognak an. Kurz darauf gesellten sich zwei weitere Außenstehende zu uns, ein eleganter Beamter aus

dem Außenministerium
und Major Armand du Paty
de Clam vom Generalstab,
ein irritierender
Einfaltspinsel, dessen
Monokel im Morgenlicht
wie eine leere Augenhöhle
blinkte.

Inzwischen war es fast so
weit, und man konnte
spüren, dass die
Spannung unter dem

unheilvoll blassen Himmel
anstieg. Fast viertausend
Soldaten waren
angetreten, und doch
machten sie nicht das
geringste Geräusch. Sogar
die Menschenmenge war
verstummt. Die einzige
Bewegung war an den
Rändern der Cour Morland
auszumachen, wo noch
einige geladene Gäste, in

Eile und sich wie
verspätete Nachzügler bei
einer Beerdigung
entschuldigend, zu ihren
Plätzen geführt wurden.
Eine winzige, schlanke
Frau, die eine weiße
Pelzkappe, einen Muff und
einen rüschenbesetzten
Schirm trug und von einem
groß gewachsenen
Dragonerleutnant begleitet

wurde, war von einigen Zuschauern direkt hinter den Absperrungen erkannt worden, und ein leises Prasseln klatschender Hände sowie vereinzelte Hurras und Bravos wehten über den harten Matsch.

Sandherr hob den Kopf. »Wer zum Teufel ist das?«, grummelte er.

Einer der Hauptleute ließ

sich von dem Angestellten das Opernglas geben und richtete es auf die Dame im Pelz, die jetzt huldvoll der Menge zunickte und mit ihrem Schirm winkte.

»Ich will verflucht sein, wenn das nicht Sarah die Göttliche ist!« Er stellte die Schärfe etwas nach. »Und das ist Rochebouët vom Achtundzwanzigsten,

dieser verdamnte
Glückspilz!«

Mercier lehnt sich zurück
und streichelt seinen
weißen Schnurrbart. Sarah
Bernhardt bei seiner
Inszenierung, das ist der
Stoff, den er von mir
haben will: künstlerisches
Flair, Gesellschaftstratsch.
Trotzdem spielt er den
Ungehaltenen. »Ich kann

mir nicht vorstellen, dass
jemand eine
Schauspielerin einladen
würde ...«

Zehn vor neun ritt der
Kommandant der Parade,
General Darras, auf dem
Kopfsteinpflasterpfad zur
Mitte des Exerzierplatzes.
Das Pferd des Generals
schnaubte und neigte den
Kopf, als der General es

anhielt. Er ließ es sich einmal um die eigene Achse drehen, wobei es die riesige Menschenmenge beäugte. Dann stampfte das Pferd einmal auf den harten Boden auf und blieb still stehen.

Um neun begann die Uhr zu schlagen, und es ertönte das Kommando:

»Kompanien!

Stillgestanden!« In

donnerndem Gleichklang

schlugen die Stiefel von

viertausend Männern

zusammen. Im gleichen

Augenblick erschienen am

äußersten Rand des

Exerzierplatzes fünf

Gestalten und gingen auf

den General zu. Als sie

näher kamen,

verwandelten sich die
verschwommenen Umrisse
in eine Eskorte aus vier
Artilleristen, die den
verurteilten Mann auf den
Platz begleiteten. Sie
marschierten zügig und so
perfekt aufeinander
abgestimmt, dass der
rechte Stiefel genau bei
jedem fünften Schritt
zusammen mit einem

Glockenschlag auf den Boden traf. Nur einmal stolperte der Gefangene, fand aber schnell wieder in den Gleichschritt zurück. Als das Echo des letzten Schlags verklungen war, blieben sie stehen und salutierten. Dann machten die Artilleristen kehrt und marschierten davon. Der Verurteilte stand jetzt allein

vor dem General.

Trommelwirbel. Eine
Hornfanfare. Ein Beamter
trat vor und hob wie ein
Herold in einem
Theaterstück ein
Schriftstück auf
Gesichtshöhe. Die Worte
der Verlautbarung
flatterten im eisigen Wind,
aber seine Stimme war für
einen kleinen Mann wie ihn

erstaunlich kraftvoll.

»Im Namen des
französischen Volkes«,
verkündete er. »Das erste
permanente Kriegsgericht
der Militärregierung von
Paris hat unter Ausschluss
der Öffentlichkeit getagt
und sein Urteil wie folgt in
öffentlicher Sitzung
verkündet. Über die
folgende einzige Frage

hatten die Mitglieder des
Gerichts zu befinden: Ist
Alfred Dreyfus, Hauptmann
des 14. Artillerieregiments,
dem Generalstab
zugeiteter Offizier und
Anwärter für den
Generalstab der Armee,
schuldig, im Jahr 1894
einer fremden Macht oder
ihren Mittelspersonen in
Paris eine bestimmte

Anzahl von geheimen oder vertraulichen die Landesverteidigung betreffende Dokumenten ausgehändigt zu haben?

Die Richter haben einstimmig erklärt: Ja, der Angeklagte ist schuldig.

Das Gericht verurteilt Alfred Dreyfus einstimmig zur Deportation und lebenslänglichen Haft an

einem befestigten Ort,
verkündet die Entlassung
des Hauptmanns Alfred
Dreyfus und bestimmt,
dass seine militärische
Degradierung vor der
ersten Paradeformation
der Garnison von Paris
stattzufinden hat.«

Der Beamte trat zurück.
General Darras richtete
sich in den Steigbügeln auf

und zog seinen Säbel. Der Verurteilte musste den Kopf zurücklegen, um zu ihm aufschauen zu können. Der Kneifer war ihm abgenommen worden. Er trug eine randlose Brille.

»Alfred Dreyfus, Sie sind unwürdig, Waffen zu tragen. Im Namen des französischen Volkes sind Sie hiermit degradiert!«

»Und das war der Augenblick, in dem der Gefangene zum ersten Mal etwas von sich gab«, sage ich zu Mercier.

Mercier zuckt überrascht zurück. »Er hat etwas gesagt?«

»Ja.« Ich ziehe mein Notizbuch aus der Hosentasche. »Er hob beide Arme in die Höhe

und rief ...« Ich schaue auf
meine Notizen, um
Dreyfus' Worte genau
wiedergeben zu können.
»Soldaten, man degradiert
einen unschuldigen Mann
... Soldaten, man entehrt
einen unschuldigen Mann
... Lang lebe Frankreich ...
Lang lebe die Armee ...«
Ich lese es einfach vor,
ohne jede Emotion, was

angemessen ist, da die Worte genauso vorgetragen wurden. Der einzige Unterschied ist der, dass Dreyfus, ein Jude aus Mülhausen, mit einem leichten deutschen Akzent sprach.

Der Minister runzelt die Stirn. »Wie konnte das passieren? Ich dachte, man wollte einen Marsch

spielen lassen, wenn der Gefangene zu einer Rede anhebt?«

»General Darras war der Ansicht, dass einige wenige Worte des Protests nicht als Rede anzusehen wären und dass die Musik die Würde des feierlichen Ereignisses gestört hätte.«

»Hat es irgendeine Reaktion aus der Menge

gegeben?«

»Ja.« Ich schaue wieder in meine Notizen. »Sie haben angefangen ›Tod ... Tod ... Tod ...‹ zu skandieren.«

Als wir die Sprechchöre hörten, schauten wir zu den Absperrungen. »Sie müssen weitermachen, oder aber das Ganze ufert aus«, sagte Sandherr.

Ich bat um das Opernglas, hob es an die Augen, stellte scharf und sah einen Riesen von Mann, einen Feldwebel der Republikanischen Garde, der Hand an Dreyfus legte. Mit einer Serie kraftvoller Bewegungen riss er Dreyfus die Epauletten von den Schultern, die Knöpfe vom Uniformrock und die

Goldtressen von den
Ärmeln, kniete sich dann
auf den Boden und riss
ihm die roten Streifen von
der Hose. Ich stellte auf
Dreyfus' Gesicht scharf.
Es war ausdruckslos. Er
schaute geradeaus,
während er hin und her
gezerrt wurde und die
Demütigungen über sich
ergehen ließ wie ein Kind,

dem ein wütender
Erwachsener die Kleidung
in Ordnung brachte.
Schließlich zog der
Feldwebel Dreyfus' Säbel
aus der Scheide, steckte
die Spitze in den harten
Matsch und zerbrach die
Klinge mit einem Kniestoß.
Er warf die beiden Hälften
auf den kleinen
Kurzwarenhaufen vor

Dreyfus' Füßen, trat zwei zackige Schritte zurück, wandte den Kopf dem General zu und salutierte, während Dreyfus den Blick senkte und die zerrissenen Symbole seiner Ehre betrachtete.

»Na los, Picquart, Sie haben das Fernglas«, sagte Sandherr ungeduldig. »Erzählen Sie

uns, wie er aussieht.«

»Er sieht aus wie ein jüdischer Schneider, der den Preis für all die unbrauchbaren

Goldtressen abschätzt«, sagte ich und gab dem Angestellten das Opernglas zurück. »Fehlt nur noch das Maßband um den Hals, dann könnte er in jeder Schneiderei in der

Rue Auber stehen.«

»Das ist gut«, sagte Sandherr. »Das gefällt mir.«

»Sehr gut«, sagt Mercier wie ein Echo und schließt die Augen. »Ich sehe ihn genau vor mir.«

Wieder erklang Dreyfus' laute Stimme. »Lang lebe Frankreich! Ich schwöre, ich bin unschuldig!«

Dann begann er seinen langen Marsch entlang den vier Seiten der Cour Morland. In seiner zerrissenen Uniform schritt er jede Einheit ab, damit die Soldaten sich immer daran erinnerten, wie die Armee mit Verrätern umging. Gelegentlich rief er: »Ich bin unschuldig!«, was höhnisches Gejohle

und Rufe wie »Judas!«
oder »jüdischer Verräter!«
seitens der Menge
hervorrief. Die gesamte
Prozedur schien sich
endlos hinzuziehen,
obwohl sie meiner Uhr
nach höchstens sieben
Minuten dauerte.

Als Dreyfus in unsere
Richtung ging, war gerade
der Mann aus dem

Außenministerium mit dem
Fernglas an der Reihe.
»Ich verstehe das nicht«,
sagte er mit seiner
gelangweilten Stimme.
»Wie kann der Bursche
nach einer derartigen
Erniedrigung immer noch
behaupten, dass er
unschuldig ist? Wenn er
wirklich unschuldig wäre,
dann müsste er doch

dagegen ankämpfen,
anstatt sich so zahm
herumführen zu lassen.
Oder ist das ein
Wesenszug der Juden,
was meinen Sie?«

»Natürlich ist das ein
Wesenszug der Juden!«,
erwiderte Sandherr. »Das
ist eine Rasse ohne jeden
Patriotismus, ohne Ehre
oder Stolz. Sie kennen

nichts anderes, nur Verrat
an den Menschen, mit
denen sie seit
Jahrhunderten
zusammenleben. Seit
Jesus Christus.«

Als Dreyfus an uns
vorbeiging, wandte ihm
Sandherr zum Zeichen
seiner Verachtung den
Rücken zu. Ich jedoch
konnte meinen Blick nicht

von ihm losreißen. Ob wegen der drei Monate im Gefängnis oder wegen der bitteren Kälte an jenem Morgen, sein Gesicht war grauweiß und aufgedunsen: die Farbe einer Made. Der knopflose schwarze Uniformrock stand offen, darunter war sein weißes Hemd zu sehen. Das spärliche Haar

stand in Büscheln ab, und
irgendetwas glänzte darin.
Immer noch ging er im
Gleichschritt, als er mit
seinen Wachen an uns
vorbeimarschierte. Er
schaute in unsere
Richtung, und kurz
begegneten sich unsere
Blicke. Ich blickte direkt in
seine Seele, sah die
animalische Angst, sah

den verzweifelten
psychischen Kampf, der
ihn vor dem
Zusammenbruch
bewahrte. Als er
weiterging, begriff ich,
dass das Glänzende in
seinem Haar Spucke war.
Er muss sich gefragt
haben, welche Rolle ich bei
seinem Untergang gespielt
habe.

Nur eine Etappe seines Golgathas war noch übrig: entlang den Absperrungen direkt an der Menschenmenge vorbei, für ihn die schwierigste, da bin ich mir sicher. Die Polizei versuchte, die Menschen mit verschränkten Armen auf Abstand zu halten. Aber als die Zuschauer den

Gefangenen näher
kommen sahen, drängten
sie vorwärts. Der
Polizeikordon quoll nach
vorn, spannte sich und
zerriss. Eine Flut von
Zuschauern ergoss sich
auf das Pflaster und lief zu
den Absperrungen.
Dreyfus blieb stehen,
drehte sich um, hob die
Arme und sagte etwas. Da

er mir den Rücken zuwandte, konnte ich nichts verstehen, nur die vertrauten Verhöhnungen wie »Judas!« und »Verräter!« und »Tod dem Juden!«, die ihm ins Gesicht schlugen.

Seine Eskorte zog ihn schließlich weg und schob ihn zu der Gefängniskutsche, die mit

ihren Vorreitern nur ein paar Meter entfernt wartete. Die Hände des Verurteilten wurden mit Handschellen auf den Rücken gefesselt. Er stieg in die Kutsche. Die Türen wurden geschlossen und verriegelt, Peitschen knallten, und die Kutsche schoss durch das Tor hinaus auf die Place de

Fontenoy. Einen Augenblick lang hatte ich meine Zweifel gehabt, ob sie den herandrängenden Menschen entkommen würde, die mit den Fäusten auf die Seitenwände der Kutsche zu schlagen versuchten. Aber die Kavallerieoffiziere trieben sie mit den flachen Seiten ihrer Säbel zurück. Dann

hörte ich zweimal die Peitsche knallen, danach ein Kommando des Kutschers, die Kutsche beschleunigte, löste sich aus dem Mob, bog nach links ab und verschwand.

Kurz danach erhielten die Kompanien den Befehl zum Abmarsch. Das Stampfen der Stiefel ließ den Boden erzittern.

Hörner ertönten,
Trommeln schlugen den
Takt. Als die Kapelle *Le
Régiment de Sambre-et-
Meuse* zu spielen begann,
fiel es an zu schneien. Ich
fühlte eine große
Erleichterung. Ich glaube,
wir alle waren erleichtert.
Spontan schüttelten wir
uns die Hände. Es war, als
hätte sich ein gesunder

Körper von etwas
Verfauletem, Schädlichem
befreit, damit das Leben
jetzt von Neuem beginnen
konnte.

.

Ich beende meinen
Bericht. Im Zimmer des
Ministers herrscht Stille.
Nur das Prasseln des
Kaminfeuers ist zu hören.

»Schade nur, dass der Verräter am Leben bleibt«, sagt Mercier schließlich. »Der Tod wäre vor allem für ihn selbst das Beste. Was für ein Leben hat er jetzt noch vor sich? Es wäre menschlicher gewesen, ihm den Garaus zu machen. Deshalb wollte ich, dass die Abgeordnetenkammer die

Todesstrafe für
Landesverrat wieder
einführt.«

Boisdeffre nickt
unterwürfig. »Sie haben Ihr
Bestes getan, Herr
Minister.«

Merciers Kniegelenke
knacken, während er sich
langsam erhebt. Ich stehe
ebenfalls auf. Er geht zu
einem großen Globus, der

sich in einem Gestell
neben seinem Schreibtisch
befindet. Er winkt mich zu
sich, setzt eine Brille auf
und schaut wie eine
kurzsichtige Gottheit
hinunter auf die Erde.

»Er muss an einen Ort
verbannt werden, wo es
ihm unmöglich ist, mit
irgendwem zu reden. An
einen Ort, von wo er keine

weiteren verräterischen
Botschaften
herausschmuggeln kann.
Und, was genauso wichtig
ist, wo niemand mit *ihm* in
Kontakt treten kann.«

Der Minister berührt mit
seiner überraschend
zartgliedrigen Hand die
nördliche Halbkugel und
dreht sachte den Globus.
Der Atlantik gleitet vorbei.

Er hält den Globus an und zeigt auf einen Punkt vor der Küste von Südamerika, siebentausend Kilometer von Paris entfernt. Er schaut mich an und wartet mit erhobener Augenbraue auf meine Vermutung.

»Die Strafkolonie in Cayenne«, sage ich.

»Fast, aber noch sicherer.« Er beugt sich

vor und tippt auf die Stelle.
»Die Teufelsinsel: fünfzehn
Kilometer vor der Küste.
Da wimmelt es von Haien.
Wegen der riesigen Wellen
und starken Strömung
kann man kaum mit einem
Boot anlanden.«

»Ich dachte, die hätte
man schon vor Jahren
geschlossen.«

»Stimmt. Zuletzt war da

eine Strafkolonie mit
Leprakranken. Dafür
brauche ich die
Zustimmung der
Abgeordneten-kammer,
aber diesmal bekomme ich
sie. Die Insel wird speziell
für Dreyfus wieder in
Betrieb genommen. Nun,
was sagen Sie dazu?«

Meine erste Reaktion ist
Überraschung. Mercier,

der mit einer Engländerin
verheiratet ist, gilt als
Republikaner und
Freidenker – er lehnt es
zum Beispiel ab, in die
Kirche zu gehen. Ich
bewundere diese
Eigenschaften, und
trotzdem, er hat etwas von
einem besessenen
Jesuiten. Teufelsinsel,
denke ich. Wir stehen kurz

vor dem zwanzigsten
Jahrhundert, nicht dem
achtzehnten ...

»Nun?«, sagt er noch
einmal. »Was meinen
Sie?«

»Hat das nicht einen
Hauch von ...« Ich wähle
das Wort mit großem
Bedacht, da ich nicht
taktlos erscheinen will. »...
Dumas?«

»Dumas? Was meinen Sie mit Dumas?«

»Nur dass es sich anhört wie eine Bestrafung aus einem historischen Roman. Es klingt nach *Der Mann mit der eisernen Maske*. Wird Dreyfus dann nicht als *Der Mann auf der Teufelsinsel* bekannt werden? Es wird ihn zum berühmtesten Sträfling der

Welt machen ...«

»Genau!«, ruft Mercier und schlägt sich in einem seltenen Gefühlsausbruch auf die Schenkel. »Das genau ist es, was mir daran so gefällt. Es fesselt die Fantasie der Öffentlichkeit.«

Ich beuge mich seinem überlegenen politischen Urteilsvermögen, frage

mich aber gleichzeitig, was die Öffentlichkeit damit zu tun hat. Erst als ich schon meinen Mantel in der Hand habe, gibt er mir einen Hinweis.

»Gut möglich, dass Sie mich heute zum letzten Mal in diesem Büro angetroffen haben«, sagt der Minister.

»Tut mir leid, das zu

hören, Herr General.«

»Sie sollten wissen, dass mich Politik nicht sonderlich interessiert. Ich bin Berufssoldat, kein Politiker. Wie es scheint, herrscht große Unzufriedenheit mit den Parteien. Möglicherweise wird diese Regierung nur noch ein oder zwei Wochen Bestand haben.

Vielleicht werden wir sogar einen neuen Präsidenten bekommen.« Er zuckt mit den Achseln. »Wie auch immer, so ist es nun mal. Wir Soldaten dienen da, wo man uns hinstellt.« Er schüttelt mir die Hand. »Sie haben mich während dieser elenden Dreyfus-Affäre mit Ihrem Scharfsinn beeindruckt,

Major Picquart. Das wird man ihm nicht vergessen, oder, Herr General?«

»Nein, Herr Minister.« Boisdeffre steht ebenfalls auf und schüttelt mir die Hand. »Danke, Picquart. Höchst aufschlussreich. Fast so, als wäre man selbst dabei gewesen. Ach, übrigens, wie geht es Ihren Russischstudien?«

»Ich bezweifle, dass ich die Sprache jemals werde sprechen können, Herr General, aber inzwischen kann ich schon Tolstoi lesen – mit Wörterbuch natürlich.«

»Ausgezeichnet.

Zwischen Frankreich und Russland sind große Dinge im Entstehen. Eine gute Kenntnis des Russischen

wird für einen aufstrebenden Offizier von großem Nutzen sein.«

Ich habe schon den Türgriff in der Hand und fühle mich angesichts all des Lobes angemessen geschmeichelt, als Merciers Stimme plötzlich noch einmal erklingt. »Ach, sagen Sie, ist eigentlich irgendwann mal mein

Name erwähnt worden?«

»Pardon?« Ich bin mir nicht sicher, was er meint.

»Erwähnt in welchem Zusammenhang?«

»Während der Zeremonie heute Morgen ...«

»Ich glaube nicht ...«

»Nun ja, spielt ja auch keine Rolle.« Merci
macht eine wegwerfende Handbewegung. »Ich habe

mich nur gefragt, ob es in der Menge irgendeine Art von Demonstration gegeben hat.«

»Nein, nicht dass es mir aufgefallen wäre.«

»Gut. Das habe ich auch nicht erwartet.«

Ich schließe leise die Tür hinter mir.

•

Ich trete wieder hinaus in
die windige Schlucht der
Rue Saint-Dominique,
setze meine Mütze auf und
gehe die hundert Meter
zum benachbarten
Kriegsministerium. Ich
treffe niemand. Vermutlich
haben meine
Offizierskollegen an einem
Samstag Besseres zu tun,
als sich mit der Bürokratie

der französischen Armee
herumzuplagen. Schlaue
Burschen! Ich werde
meinen offiziellen Bericht
schreiben, meinen
Schreibtisch aufräumen
und dann versuchen, mir
Dreyfus aus dem Kopf zu
schlagen. Ich gehe die
Treppe hinauf und weiter
durch den Korridor zu
meinem Büro.

Seit Napoleons Zeiten ist das Kriegsministerium in vier Abteilungen gegliedert: die Erste Abteilung ist für die Verwaltung zuständig, die Zweite für den Geheimdienst, die Dritte für Einsätze und Ausbildung, die Vierte für Transport. Ich arbeite in der Dritten, unter dem Kommando von Oberst

Boucher, der – ebenfalls ein schlauer Bursche – an diesem Morgen nirgendwo zu sehen ist. Als sein Stellvertreter habe ich ein eigenes kleines Büro, eine kahle Mönchszelle mit einem Fenster auf einen trostlosen Innenhof. Mein gesamtes Mobiliar besteht aus zwei Stühlen, einem Schreibtisch und einem

Aktenschrank. Die Heizung funktioniert nicht. Die Luft ist so kalt, dass ich meinen Atem sehen kann. Ich sitze im Mantel am Schreibtisch und betrachte den Berg Papiere, der sich in den letzten Tagen angesammelt hat. Seufzend greife ich nach einem der Ordner.

Es muss ein paar

Stunden später sein, am frühen Nachmittag, als ich schwere Stiefelschritte höre, die im verlassenen Korridor näher kommen. Wer immer das ist, er geht an meinem Büro vorbei, bleibt stehen, geht zurück und verharrt dann vor meiner Tür. Ich stehe auf, gehe leise zur Tür und lausche. Das Holz ist so

dünn, dass ich sein keuchendes Atmen hören kann. Ich reiße die Tür auf und blicke dem Leiter der Zweiten Abteilung ins Gesicht – sprich, dem Chef des gesamten militärischen Geheimdienstes. Ich bin mir nicht recht sicher, wer von uns beiden verwirrt ist.

»General Gonse«, sage ich und salutiere. »Ich hatte keine Ahnung, dass Sie das sind.«

Gonse ist berühmt für seine
Vierzehnstundentage. Ich hätte es wissen können. Wenn überhaupt jemand um diese Zeit noch im Haus ist, dann er. Seine Feinde sagen, anders

könne er seine
Spitzenposition nicht
halten.

»Schon in Ordnung,
Major Picquart. Das Haus
ist ein Kaninchenbau. Darf
ich?« Er zieht an seiner
Zigarette und watschelt auf
seinen kurzen Beinen in
mein Büro. »Tut mir leid,
dass ich Sie störe. Ich
habe gerade von der Place

Vendôme eine Nachricht von Oberst Guérin bekommen. Er sagt, dass Dreyfus bei der Zeremonie heute Morgen gestanden hat. Wussten Sie das?«

Ich glotze ihn an wie ein Volltrottel. »Nein, Herr General, das wusste ich nicht.«

»Anscheinend hat er in der halben Stunde vor der

Zeremonie dem
Hauptmann, der ihn
bewachte, erzählt, dass er
die Dokumente den
D e u t s c h e n *doch*
übergeben hat.« Gonse
zuckt mit den Achseln.
»Ich dachte, Sie sollten
das wissen, da Sie ja vom
Minister den Auftrag
hatten, die Zeremonie zu
beobachten.«

»Aber ich habe ihm schon Bericht erstattet ...«
Ich bin fassungslos. Das ist genau die Art von Inkompetenz, die einen Mann die Karriere kosten kann. Trotz erdrückender Beweise gegen ihn hat es Dreyfus seit Oktober abgelehnt, seine Schuld zu gestehen. Und jetzt erzählt man mir, dass er

schließlich doch gestanden habe, praktisch unter meinen Augen, und ich habe es nicht mitbekommen! »Ich mache mich am besten auf den Weg und gehe der Sache auf den Grund.«

»Das würde ich auch vorschlagen. Und danach kommen Sie zurück und erstatten *mir* Bericht.«

Wieder haste ich hinaus
in das frostige, graue
Halbdunkel. Am Stand an
der Ecke zum Boulevard
Saint-Germain steige ich in
eine Droschke. Wir fahren
zur École Militaire, wo ich
den Kutscher bitte zu
warten. Die Stille auf dem
riesigen verlassenen
Exerzierplatz verhöhnt
mich. Die einzigen

Lebenszeichen stammen von den Arbeitern, die die Abfälle von der Place de Fontenay räumen. Ich kehre zur Droschke zurück und sage dem Kutscher, dass er mich so schnell wie möglich zum Hauptquartier des Militärgouverneurs von Paris an der Place Vendôme bringen solle.

Dort warte ich in der
Eingangshalle des
düsteren und
heruntergekommenen
Gebäudes auf Oberst
Guérin. Er lässt sich Zeit,
und als er schließlich
auftaucht, vermittelt er mir
den Eindruck, dass ich ihn
bei einem guten Essen
gestört habe, zu dem er
möglichst schnell wieder

zurückkehren möchte.

»Ich habe das alles schon General Gonse erklärt.«

»Es tut mir leid, Herr Oberst. Würden Sie es mir bitte auch erklären?«

Er seufzt. »Hauptmann Lebrun-Renault war eingeteilt, um Dreyfus im Garnisonsbüro bis zu Beginn der Zeremonie im

Auge zu behalten. Er übergab ihn der Eskorte, und gerade als die Degradierung begann, stieß er zu unserer Gruppe und sagte etwas in der Art: Verdammt, jetzt hat dieser Dreckskerl gerade alles zugegeben.«

Ich ziehe mein Notizbuch aus der Tasche. »Was hat der Hauptmann gesagt,

was Dreyfus ihm erzählt hat?«

»An die genauen Worte kann ich mich nicht erinnern. Im Wesentlichen, dass er Geheimnisse an die Deutschen weitergegeben hätte, dass sie aber nicht von großer Bedeutung gewesen seien und der Minister das wisse, und dass in ein paar

Jahren die ganze
Geschichte
herauskommen werde.
Etwas in der Art. Sie
müssen mit Lebrun-
Renault darüber reden.«

»Das werde ich. Wo ist
er?«

»Ich habe keine Ahnung.
Er hat dienstfrei.«

»Ist er in Paris?«

»Mein lieber Herr Major,

woher soll ich das wissen?«

»Ich verstehe das nicht«,
sage ich. »Warum sollte
Dreyfus plötzlich
gegenüber einem völlig
Fremden seine Schuld
eingestehen, nachdem er
drei Monate lang geleugnet
hat, in so einem
Augenblick, wo es nichts
mehr für ihn zu gewinnen

gibt?«

»Da kann ich Ihnen auch nicht weiterhelfen.« Der Oberst schaut sich in Richtung seines Essens um.

»Und wenn er gerade erst Hauptmann Lebrun-Renault gestanden hat, warum geht er dann raus und ruft vor Zehntausenden von

feindseligen Menschen,
dass er unschuldig ist?«

Der Oberst drückt die
Schultern durch. »Wollen
Sie einen meiner Offiziere
der Lüge bezichtigen?«

»Ich danke Ihnen, Herr
Oberst.« Ich stecke mein
Notizbuch ein.

Im Ministerium gehe ich
sofort zu Gonse' Büro. Er
müht sich mit einem Stapel

Akten ab. Er legt die Füße auf den Schreibtisch und lehnt sich zurück, während ich Bericht erstatte. »Sie glauben also, dass da nichts dran ist?«, sagt er.

»Nein. Nicht nachdem ich die Einzelheiten gehört habe. Es ist sehr viel wahrscheinlicher, dass dieser tumbe Hauptmann der Garde etwas in den

falschen Hals bekommen hat. Entweder das, oder er hat eine Geschichte ausgeschmückt, um sich vor seinen Kameraden wichtigzumachen.«

Abschließend füge ich hinzu: »Natürlich gehe ich davon aus, dass Dreyfus kein auf die Deutschen angesetzter Doppelagent war.«

Gonse lacht und zündet sich eine neue Zigarette an. »Schön wär's.«

»Was soll ich jetzt tun, Herr General?«

»Ich wüsste nicht, was es da groß zu tun gäbe.«

Ich zögere.

»Es gibt natürlich eine Möglichkeit, wie wir eine eindeutige Antwort bekommen könnten.«

»Und die wäre?«

»Wir fragen Dreyfus.«

Gonse schüttelt den Kopf.

»Völlig ausgeschlossen. Eine Kontaktaufnahme ist nicht mehr möglich. Außerdem wird er schon bald aus Paris abtransportiert.« Er nimmt die Füße vom Tisch und zieht einen Stapel Akten zu sich heran.

Zigarettenasche fällt vorn
auf seinen Uniformrock.
»Überlassen Sie das
einfach mir. Ich werde dem
Chef des Generalstabs
und dem Minister alles
erklären.« Er öffnet einen
Ordner und fängt an zu
lesen. Er schaut nicht
mehr auf. »Danke, Major
Picquart. Sie können
wegtreten.«

2

Am Abend fahre ich in
Zivilkleidung hinaus nach
Versailles, um meine
Mutter zu besuchen. Der
Zug schwankt durch
verschneite Pariser
Vororte, deren Umrisse
sich im Licht der
Gaslaternen bizarr

abzeichnen. Die Fahrt dauert fast eine Stunde. Ich habe den zugigen Waggon für mich allein und versuche einen Roman zu lesen, *Der Jüngling* von Dostojewski, aber jedes Mal, wenn wir über eine Weiche fahren, gehen die Lichter aus, und die Zeilen verschwinden in der Dunkelheit. Im blau

glänzenden Licht der
Notbeleuchtung schaue ich
aus dem Fenster und stelle
mir Dreyfus in seiner Zelle
im Gefängnis La Santé
vor. Häftlinge werden in
umgebauten Viehwaggons
transportiert. Ich nehme
an, dass man ihn zu einem
Atlantikhafen im Westen
bringt, wo er dann auf
seine Deportation wartet.

Bei diesem Wetter wird die Reise die Hölle sein. Ich schließe die Augen und versuche ein bisschen zu schlafen.

Meine Mutter hat eine kleine Wohnung in einer neuen Straße in der Nähe des Bahnhofs von Versailles. Sie ist siebenundsiebzig, seit fast dreißig Jahren Witwe und

lebt allein. Meine Schwester und ich besuchen sie abwechselnd. Anna ist älter als ich und hat im Gegensatz zu mir Kinder. Ich besuche unsere Mutter immer am Samstagabend, die einzige Zeit, in der ich nicht im Ministerium sein muss.

Als ich ankomme, ist es

schon dunkel. Die Temperatur liegt bei minus zehn Grad. Hinter der verschlossenen Tür ruft meine Mutter: »Wer ist da?«

»Ich bin's, Maman, Georges.«

»Wer?«

»Georges, dein Sohn.«

Es dauert eine Minute, bis ich sie überredet habe,

mir aufzumachen.
Manchmal hält sie mich für
meinen älteren Bruder
Paul, der vor fünf Jahren
gestorben ist. Manchmal –
was mir seltsamerweise
schlimmer vorkommt – für
meinen Vater, der
gestorben ist, als ich elf
war. (Eine andere
Schwester ist noch vor
meiner Geburt gestorben,

ein Bruder, als er elf Tage alt war. Etwas hat Altersschwäche für sich – seit ihr Geist sie verlassen hat, braucht sie keine Gesellschaft mehr.)

Brot und Milch sind steinhart gefroren, die Wasserleitungen vereist. Die erste halbe Stunde bringe ich damit zu, Feuer zu machen und die

Wohnung einigermmaßen aufzutauen, die zweite auf dem Rücken liegend, um einen tropfenden Abfluss zu reparieren. Wir essen das Bœuf bourguignon, das das Mädchen, das einmal am Tag kommt, beim Traiteur im Ort gekauft hat. Maman hat sich gefangen, sie scheint sich sogar daran zu

erinnern, wer ich bin. Ich erzähle ihr von meinem Tag, erwähne aber weder Dreyfus noch seine Degradierung: Sie würde sich nur damit herumquälen zu verstehen, worüber ich da rede. Später setzen wir uns ans Klavier, das den meisten Platz in ihrem winzigen Wohnzimmer

einnimmt, und spielen ein Duett, ein Rondo von Chopin. Sie spielt fehlerlos. Der musikalische Teil ihres Gehirns ist noch ziemlich intakt, er wird sie als Letztes verlassen. Nachdem sie zu Bett gegangen ist, setze ich mich wieder auf den Hocker und betrachte die Fotos auf dem Klavier: die

ernsten Familienporträts in
Straßburg, den Garten des
Hauses in Geudertheim,
eine winzige Fotografie
meiner Mutter als
Musikstudentin, ein
Picknick in den Wäldern
von Neudorf – Artefakte
aus einer verschwundenen
Welt, einem Atlantis, das in
der Belagerung
untergegangen ist.

Ich war sechzehn, als die
Deutschen Straßburg
bombardierten und mir
freundlicherweise
Gelegenheit gaben, aus
erster Hand Zeuge eines
Ereignisses zu werden,
das wir in der Ausbildung
an der École Supérieure
de Guerre als den ersten
»flächenmäßigen Einsatz
von modernen

Langstreckengeschützen
zur gezielten Dezimierung
der Zivilbevölkerung«
bezeichnen. Ich habe
gesehen, wie die
Kunstgalerie und die
Bibliothek der Stadt bis auf
die Grundmauern
niederbrannten und ganze
Stadtviertel in die Luft
gesprengt wurden, habe
neben sterbenden

Freunden gekniet, habe
mitgeholfen, fremde
Menschen aus dem Schutt
auszubuddeln. Nach neun
Wochen kapitulierte die
Garnison. Man stellte uns
vor die Wahl, zu bleiben
und Deutsche zu werden
oder alles aufzugeben und
nach Frankreich zu gehen.
Wir erreichten Paris
mittellos, aller Illusionen

von einem gesicherten,
zivilisierten Leben beraubt.

Vor der Demütigung von
1870/71 wäre ich vielleicht
Musikprofessor geworden.
Danach wäre mir jede
andere berufliche
Laufbahn als die in der
Armee anstößig
vorgekommen. Das
Kriegsministerium kam für
meine Ausbildung auf, und

so wurde das Militär mein
Vater. Und niemals hat
sich ein Sohn
gewissenhafter darum
bemüht, seinen
anspruchsvollen Vater
zufriedenzustellen. Mein
etwas träumerisches,
künstlerisches Wesen
kompensierte ich mit
eiserner Disziplin. An der
Militärakademie Saint-Cyr

war ich in einem Jahrgang
mit dreihundertvier
Kadetten der Fünftbeste.
Ich spreche deutsch,
italienisch, englisch und
spanisch. Für meinen
Einsatz im Aurès-Gebirge
in Nordafrika hat man mir
die Médaille Coloniale
verliehen, für meinen
Einsatz am Roten Fluss in
Indochina die

Tapferkeitsmedaille. Ich
bin Ritter der Ehrenlegion.
Und heute, nach
vierundzwanzig Jahren im
Dienst, haben mich der
Kriegsminister wie der
Chef des Generalstabs mit
einem
Anerkennungsschreiben
belobigt. Als ich in
Versailles im Gästezimmer
meiner Mutter liege und

der fünfte Januar 1895 in
den sechsten übergeht,
höre ich in meinem Kopf
nicht die Stimme des seine
Unschuld betuernden
Alfred Dreyfus', sondern
die von Auguste Mercier,
der meine Beförderung
andeutet. *Sie haben mich
mit Ihrem Scharfsinn
beeindruckt ... Das wird
man nicht vergessen ...*

.

Am nächsten Tag nehme
ich unter dem Geläut der
Glocken meine
gebrechliche Mutter am
Arm und begleite sie auf
der vereisten Straße zur
nahe gelegenen
Kathedrale von Saint-Louis
– einem meiner Meinung
nach besonders

schwülstigen Monument
des staatlichen
Aberglaubens. Warum
konnten die Deutschen
nicht *das* in die Luft jagen?
Die Kirchgänger bilden
eine eintönige Gemeinde in
Schwarz und Weiß,
Nonnen und Witwen. Am
Eingang lasse ich ihren
Arm los. »Ich hole dich
nach der Messe hier

wieder ab.«

»Kommst du nicht mit?«

»Ich komme doch nie mit,
Maman. Jede Woche
fragst du mich das
Gleiche.«

Sie schaut mich mit
feuchten grauen Augen an.
Ihre Stimme bebt. »Aber
was soll ich Gott sagen?«

»Sag ihm, dass ich im
Café du Commerce

gegenüber bin.«

Ich überlasse sie der Obhut eines jungen Priesters und gehe über den Platz zu dem Café. Vorher kaufe ich noch zwei Zeitungen, *Le Figaro* und *Le Petit Journal*. Ich setze mich an einen Tisch am Fenster, bestelle Kaffee und zünde mir eine Zigarette an. Beide Blätter

bringen die Degradierung auf der Titelseite – das *Journal* sogar fast nichts anderes. Der Artikel ist mit einer Serie plumper Zeichnungen bebildert: von Dreyfus, wie er auf den Exerzierplatz geführt wird, von dem rundlichen kleinen Beamten, wie er das Urteil verliest, von den Rangabzeichen, die man

von Dreyfus' Uniform
gerissen hat, und von
Dreyfus selbst, der mit
seinen fünfunddreißig
Jahren wie ein
weißhaariger alter Mann
aussieht. »Die Sühne«
lautet die Schlagzeile. »Wir
haben die Höchststrafe für
den Landesverräter
Dreyfus gefordert. Und wir
sind immer noch der

Überzeugung, dass die
einzig angemessene
Bestrafung der Tod ist ...«
Es ist, als hätten die seit
der Niederlage von 1870
angestaute Verachtung
und Schuldzuweisung ihr
Ventil in einer einzigen
Person gefunden.

Ich nippe an meinem
Kaffee und überfliege die
reißerische Schilderung

der Zeremonie, bis mir plötzlich mehrere Sätze ins Auge springen: »Dreyfus wandte sich an seine Eskorte und sagte: ›Wenn ich Dokumente weitergegeben habe, dann nur deshalb, weil ich dafür andere von größerer Bedeutung in die Hand bekommen wollte. In drei Jahren wird die Wahrheit

ans Licht kommen, und dann wird der Minister meinen Fall neu aufrollen.« Dieses halbe Geständnis ist das erste, das der Verräter seit seiner Verhaftung gemacht hat ...«

Ohne den Blick von der Zeitung abzuwenden, stelle ich langsam die Tasse ab und lese den Absatz noch

einmal. Dann schaue ich in den *Figaro*. Auf der ganzen Titelseite kein Wort von irgendeinem Geständnis, ob halb oder sonst wie. Ich bin erleichtert. Aber auf der zweiten Seite steht eine nachgeschobene Meldung, die mit folgenden Worten beginnt: »Hier der Bericht eines Zeugen, der uns vor

einer Stunde erreicht hat
...« Ich lese eine weitere
Version der gleichen
Geschichte, nur dass
diesmal Lebrun-Renault als
Quelle genannt wird und
Dreyfus als authentische
Stimme zweifelsfrei
erkennbar ist. Ich kann die
fieberhafte Verzweiflung,
mit der er jeden
überzeugen will, sogar den

ihn bewachenden Offizier,
aus jeder Zeile
heraushören:

*Herr Hauptmann, hören
Sie doch. In der
Botschaft hat man einen
Brief gefunden, in einem
Schrank. Ein
Begleitschreiben für vier
andere Dokumente. Das
hat man Schriftexperten*

vorgelegt. Drei sagen, ich hätte ihn geschrieben, zwei, dass ich es nicht war. Und nur deshalb hat man mich verurteilt. Mit achtzehn hat man mich an der École Polytechnique angenommen. Ich hatte eine herausragende Militärlaufbahn vor mir, ich hatte ein Vermögen

von fünfhunderttausend
Francs und die Aussicht
auf ein Einkommen von
fünfzigtausend im Jahr.
Ich war nie hinter den
Mädchen her. Ich habe in
meinem ganzen Leben
keine Spielkarte
angerührt. Ich brauchte
kein Geld. Warum also
sollte ich zum Verräter
werden? Für Geld? Nein.

Warum also?

Keine dieser Einzelheiten ist für die Öffentlichkeit bestimmt, und meine erste Reaktion ist, dass ich Lebrun-Renault als gottverdammten jungen Idioten verfluche. Vor Journalisten das Maul aufzureißen ist für einen Offizier unverzeihlich – und

dann auch noch in einer so
sensiblen Angelegenheit
wie dieser. Er muss
betrunken gewesen sein.
Eigentlich müsste ich
sofort nach Paris ins
Kriegsministerium fahren.
Aber dann denke ich an
meine Mutter, die
vermutlich genau in
diesem Augenblick auf
ihren Knien für meine

unsterbliche Seele betet,
und komme zu dem
Schluss, dass ich
wahrscheinlich besser dran
bin, wenn ich mich
heraushalte.

Und so verläuft der Tag
wie geplant. Ich befreie
meine Mutter aus den
Fängen zweier Nonnen, wir
gehen zu ihrer Wohnung
zurück, und um Mittag holt

uns die Kutsche meines
Cousins Edmond Gast ab
und fährt uns zum Essen
in sein Haus im nicht weit
entfernten Dorf Ville-
d'Avray, zu einer
angenehmen,
ungezwungenen
Zusammenkunft von
Familienmitgliedern und
Freunden: die Art von
Freunden, die man schon

so lange kennt, dass sie sich wie Familie anfühlen. Edmond ist ein paar Jahre jünger als ich, aber schon Bürgermeister von Ville-d'Avray und einer jener glücklichen Zeitgenossen, die ein Talent fürs Leben haben. Er gärtnergert, malt, geht auf die Jagd, verdient sein Geld mit leichter Hand, gibt es ebenso leicht

wieder aus und liebt seine Frau. Kein Wunder, Jeanne ist immer noch so schön wie ein Mädchen von Renoir. Ich beneide niemand, aber wenn ich jemand beneiden wollte, dann Edmond. Am Esstisch neben Jeanne sitzt Louis Leblois, mit dem ich zur Schule gegangen bin. Neben mir sitzt seine

Frau Martha, mir
gegenüber Pauline
Romazzotti, die trotz ihres
italienischen Nachnamens
mit uns in der Nähe von
Straßburg aufgewachsen
ist und die jetzt mit einem
Beamten aus dem
Außenministerium
verheiratet ist, Philippe
Monnier, einem Mann, der
acht oder zehn Jahre älter

als alle anderen ist. Sie trägt ein schlichtes, graues Kleid mit weißem Saum, von dem sie weiß, dass ich es mag, weil es mich an ein Kleid erinnert, das sie als Achtzehnjährige getragen hat.

Außer Monnier sind alle am Tisch Exilanten aus dem Elsass. Niemand lässt ein gutes Haar an unserem

elsässischen Landsmann
Alfred Dreyfus, nicht
einmal Edmond, der ein
radikaler Republikaner ist.
Wir alle können mit
Geschichten über Juden
vor allem aus Mülhausen
aufwarten, die sich, als es
kritisch wurde und sie sich
nach dem Krieg die
Staatsbürgerschaft
aussuchen konnten, für

Deutschland anstatt für Frankreich entschieden.

»Sie drehen sich nach dem Wind, je nachdem, wer gerade die Macht hat«, erklärt Monnier und schwenkt dabei sein Weinglas hin und her. »Nur so hat ihre Rasse zweitausend Jahre überlebt. Daraus kann man ihnen wirklich keinen

Vorwurf machen.«

Nur Leblois erlaubt sich den Hauch eines Zweifels. »Wohlgemerkt, als Jurist bin ich prinzipiell gegen Geheimprozesse, und ich gebe zu, dass ich mich schon frage, ob man einem christlichen Offizier auf gleiche Weise die übliche juristische Vorgehensweise

verweigert hätte –
besonders da laut *Le Figaro* die Beweislage
gegen ihn anscheinend
sehr dünn war.«

»Ja, ihm wurde, wie du
das nennst, die übliche
juristische Vorgehensweise
verweigert, Louis«, sage
ich kühl. »Aber nur weil in
seinem Fall Belange der
nationalen Sicherheit

berührt waren, und die konnten nicht in öffentlicher Sitzung verhandelt werden, egal wer der Angeklagte war. Außerdem gab es jede Menge Beweise gegen ihn: Das kann ich dir mit absoluter Sicherheit sagen!«

Als Pauline mich mit gerunzelter Stirn anschaut,

wird mir klar, dass ich laut geworden bin. Alle schweigen. Louis zupft an seiner Serviette und sagt nichts mehr. Er will nicht die Stimmung verderben, und Pauline, ganz Diplomategattin, nutzt die Gelegenheit und lenkt das Gespräch auf ein geeigneteres Thema.

»Habe ich dir eigentlich

schon von dem
wunderbaren neuen
elsässischen Restaurant in
der Rue Marbeuf erzählt,
das Philippe und ich
entdeckt haben ...«

•

Es ist fünf Uhr, als ich zu
Hause ankomme. Meine
Wohnung liegt im
sechzehnten

Arrondissement, in der Nähe der Place Victor-Hugo. Die Adresse klingt eleganter, als ich es in Wirklichkeit bin. Ich habe nur zwei kleine Zimmer im vierten Stock, und selbst dafür muss ich mich mit meinem Majorssold nach der Decke strecken. Ich bin kein Dreyfus mit einem Privateinkommen, das

zehnmal so hoch wie mein Gehalt ist. Aber es hat schon immer meinem Naturell entsprochen, die vorzügliche Kleinigkeit einer Fülle von Mittelmaß vorzuziehen. Ich komme so eben zurecht.

Ich trete von der Straße ins Haus und bin gerade ein paar Schritte auf die Treppe zugegangen, als

ich hinter mir die Stimme
der Concierge höre.

»Major Picquart.« Ich
drehe mich um und sehe
Madame Guerault, die mit
einer Visitenkarte wedelt.

»Ein Offizier wollte Sie
sprechen«, verkündet sie
und kommt auf mich zu.

»Ein General.«

Ich nehme die Karte.
General Charles-Arthur

Gonse, Kriegsministerium
steht da geschrieben. Auf
der Rückseite hat er seine
Privatadresse notiert.

Seine Wohnung befindet
sich in der Nähe der
Avenue du Bois de
Boulogne, sodass ich leicht
zu Fuß gehen kann. Fünf
Minuten später klinge ich.
Als sich die Tür öffnet,
steht ein vollkommen

anderer Mann vor mir als der entspannte Bursche von gestern Nachmittag. Er ist nicht rasiert, die Tränensäcke unter seinen Augen sind dunkel und zeugen von großer Erschöpfung. Sein Uniformrock steht bis zur Taille offen, darunter ist ein etwas schmutziges Unterhemd zu sehen. Er

hält ein Glas Kognak in der Hand.

»Picquart. Gut, dass Sie kommen.«

»Entschuldigen Sie, dass ich nicht in Uniform bin, Herr General.«

»Macht nichts. Schließlich ist Sonntag.«

Ich folge ihm durch die dunkle Wohnung. »Meine Frau ist auf dem Land«,

sagt er zur Erklärung,
wobei er sich halb
umdreht. Wir gehen in
einen Raum, der
anscheinend sein
Arbeitszimmer ist. Über
dem Fenster hängt ein
Paar gekreuzter Speere –
Erinnerungsstücke an
seine Dienstzeit in
Nordafrika, nehme ich an.
Auf dem Kaminsims steht

eine Fotografie, die ihn vor
fünfundzwanzig Jahren als
j u n g e n Offizier des
Generalstabs im 13.
Armeeekorps zeigt. Er
schenkt sich aus einer
Karaffe nach und gießt mir
auch ein Glas ein, lässt
sich dann ächzend auf die
Chaiselongue fallen und
zündet sich eine Zigarette
an.

»Diese verdammte Dreyfus-Affäre«, sagt er.
»Die bringt uns alle noch ins Grab.«

Ich versuche mich an einer lockeren Antwort –
»Wirklich? Ich würde es vorziehen, ein wenig heldenhafter in die Grube zu fahren!« –, aber Gonse schaut mich mit ernsthafter Miene an.

»Mein lieber Picquart,
anscheinend begreifen Sie
nicht: Wir stehen
inzwischen hauchdünn vor
einem Krieg. Ich bin seit
ein Uhr letzte Nacht auf
den Beinen, und das nur
wegen dieses verdammten
Idioten Lebrun-Renault!«

»Mein Gott!«
Fassungslos stelle ich
meinen unberührten

Kognak ab.

»Ich weiß, es ist kaum zu glauben, dass das Geschwätz eines Idioten so eine Katastrophe auslösen kann«, sagt er.
»Aber es stimmt.«

Er erzählt mir, er sei eine Stunde nach Mitternacht von einem Boten aus dem Kriegsministerium geweckt und ins Hôtel de Brienne

zitiert worden. Dort traf er
Mercier im Morgenrock
und einen Privatsekretär
aus dem Élysée-Palast an,
der die ersten Ausgaben
der Pariser Zeitungen
mitgebracht hatte. Der
Privatsekretär wiederholte
für Gonse, was er gerade
Mercier erzählt hatte: Der
Präsident sei aufgebracht
– empört! entsetzt! – über

das, was er gerade
gelesen habe. Wie es sein
könne, dass ein Offizier
der Republikanischen
Garde solche Geschichten
in Umlauf bringe –
insbesondere dass die
französische Regierung ein
Dokument aus der
deutschen Botschaft
gestohlen habe und das
Ganze eine Art

Spionagefalle für die Deutschen gewesen sei? Ob der Kriegsminister wisse, dass der deutsche Botschafter noch am selben Nachmittag im Élysée eine formale Protestnote aus Berlin überreicht habe? Dass der deutsche Kaiser damit drohe, seinen Botschafter aus Paris abzurufen,

sollte die französische Regierung nicht ein für alle Mal klarstellen, dass sie die Zusicherung der deutschen Regierung akzeptiere, niemals in irgendeinem Kontakt zu Hauptmann Alfred Dreyfus gestanden zu haben? Finden Sie ihn, lautete die Forderung des Präsidenten. Finden Sie

diesen Hauptmann Lebrun-
Renault *und stopfen Sie
ihm das Maul!*

Und so hatte sich
General Arthur Gonse, der
Chef des militärischen
Geheimdienstes von
Frankreich, in der
demütigenden Lage
wiedergefunden, sich eine
Kutsche nehmen und von
Haus zu Haus fahren zu

müssen – zum
Regimentsstab, zu Lebrun-
Renaults Unterkunft, zu
den Amüsierlokalen an der
Place Pigalle. Er stellte
seine Beute schließlich
kurz vor Morgengrauen im
Moulin Rouge, wo der
junge Hauptmann vor
einem Publikum aus
Reportern und
Prostituierten immer noch

große Reden schwang.

An dieser Stelle muss ich mir den Zeigefinger auf die Lippen drücken, um mein Lächeln zu verbergen, da der Monolog nicht ohne Komik ist – umso mehr, als Gonse ihn mit heiserer, entrüsteter Stimme vorträgt. Ich kann nur ahnen, wie Lebrun-Renault sich gefühlt haben muss,

als er sich umdrehte und
Gonse vor sich stehen
sah, als er verzweifelt
versuchte, einigermaßen
nüchtern zu erscheinen,
während er sich zu
rechtfertigen bemühte, erst
vor dem Kriegsminister
und dann, was eine
köstlich peinliche
Unterredung gewesen sein
muss, vor dem

Präsidenten Casimir-Perier persönlich.

»Das ist ganz und gar nicht komisch, Herr Major!« Gonse hat meine Belustigung bemerkt. »Wir sind nicht gerüstet für einen Krieg gegen Deutschland! Wenn sie das als Vorwand für einen Angriff nehmen, dann möge Gott Frankreich

beistehen!«

»Natürlich, Herr
General!« Gonse gehört
wie Mercier und Boisdeffre
zu jener Generation junger
Offiziere, die durch die
verheerende Niederlage
v o n 1870 tiefe Wunden
davongetragen hat und
sich seitdem vor dem
Schatten der Deutschen
fürchtet. *Drei zu zwei*

lautet ihr pessimistisches Mantra. Auf drei Deutsche kommen zwei Franzosen. Sie geben drei Francs für Rüstung aus gegenüber zwei, die wir uns leisten können. Ich verachte sie für ihren Defätismus. »Wie hat Berlin reagiert?«

»Im Außenministerium wird gerade über eine Sprachregelung

dahingehend verhandelt,
dass die Deutschen
genauso wenig für die
ihnen übermittelten
Dokumente verantwortlich
sind wie wir für die, die uns
erreichen.«

»Die haben Nerven!«

»Warum? Die schützen
nur ihren Agenten. Wir
würden das Gleiche tun.
Die ganze Sache steht auf

Messers Schneide, schon den ganzen Tag, das kann ich Ihnen sagen.«

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wundere ich mich darüber.

»Würden die wirklich die diplomatischen

Beziehungen abbrechen und einen Krieg riskieren, nur um einen Spion zu schützen?«

»Natürlich ist es ihnen
peinlich, dass sie
aufgeflogen sind. Es ist
eine Demütigung. Typisch,
diese verdammte
preußische Überreaktion
...«

Seine Hand zittert. Er
zündet sich an seiner alten
Zigarette eine neue an und
lässt die Kippe in die
abgesägte Spitze einer

Granate fallen, die ihm als Aschenbecher dient. Er zupft sich ein paar Tabakschnipsel von der Zunge, lehnt sich wieder auf der Chaiselongue zurück und schaut mich durch die Rauchwolke an. »Sie haben Ihren Kognak ja gar nicht angerührt.«

»Wenn es um Krieg geht, behalte ich lieber einen

klaren Kopf.«

»Genau dann brauche ich einen!« Er trinkt aus, spielt mit dem Glas herum, lächelt mich an. An der Art, wie er zu der Karaffe schaut, merke ich, dass er unbedingt noch einen will, aber er möchte nicht als Säufer vor mir dastehen. Er räuspert sich, ehe er weiterspricht. »Sie haben

den Minister beeindruckt,
Picquart, mit Ihrer Art, wie
Sie die ganze Affäre
gehandhabt haben.
Ebenso den Stabschef.
Offenbar haben Sie in den
vergangenen drei Monaten
in Sachen
Geheimdiensttätigkeit
wertvolle Erfahrungen
gewonnen. Wir
beabsichtigen, Sie zur

Beförderung
vorzuschlagen. Wir denken
daran, Ihnen das
Kommando der Statistik-
Abteilung anzubieten.«

Ich versuche, meine
Bestürzung zu verbergen.
Spionage ist
Schmutzarbeit, und alles,
was ich während des
Dreyfus-Falles gesehen
habe, hat mich in dieser

Ansicht bestärkt. Dafür bin ich nicht zur Armee gegangen. »Aber die Abteilung hat mit Oberst Sandherr doch einen sehr fähigen Chef«, wende ich ein.

»Er ist sehr fähig. Aber Sandherr ist ein kranker Mann, und unter uns, er wird sich wahrscheinlich nicht mehr erholen.

Außerdem hat er den
Posten schon zehn Jahre,
er braucht eine Pause.
Verzeihen Sie, Picquart,
aber angesichts der
geheimen Informationen,
mit denen Sie umgehen
würden, muss ich Sie das
fragen: Gibt es
irgendetwas in Ihrer
Vergangenheit oder Ihrem
Privatleben, was Sie

anfällig für Erpressung
machen würde?«

Mit zunehmender
Bestürzung wird mir klar,
dass über mein Schicksal
schon entschieden wurde,
vielleicht gestern
Nachmittag, als Gonse
sich mit Mercier und
Boisdeffre getroffen hat.
»Nein«, sage ich. »Nicht
dass ich wüsste.«

»Sie sind nicht
verheiratet, soweit ich
weiß.«

»Nein.«

»Gibt es irgendeinen
Grund dafür?«

»Ich bin gern allein.
Außerdem kann ich mir
eine Frau nicht leisten.«

»Das ist alles?«

»Das ist alles.«

»Geldprobleme?«

»Kein Geld, keine Probleme«, sage ich achselzuckend.

»Gut.« Gonse sieht erleichtert aus. »Dann sind wir uns ja einig.«

Aber ich will mich mit meinem Schicksal noch nicht abfinden. »Ihnen ist sicherlich klar, dass es dem bestehenden Mitarbeiterstab nicht

gefallen wird, wenn ein
Außenseiter den Posten
bekommt – was ist mit
Oberst Sandherrs
Stellvertreter?«

»Er geht in Pension.«

»Oder Major Henry?«

»Ach, Henry ist ein guter
Soldat. Er wird sich schon
bald wieder reinknien und
das tun, was für die
Abteilung das Beste ist.«

»Will er den Posten nicht?«

»Doch, aber ihm fehlen die Ausbildung und der gesellschaftliche Schliff für so eine herausgehobene Position. Soweit ich weiß, hat der Vater seiner Frau eine Kneipe.«

»Aber ich verstehe nichts von Spionage ...«

»Jetzt kommen Sie, mein

lieber Picquart!« Gonse wird langsam gereizt. »Sie verfügen exakt über die Qualifikation für den Posten. Wo liegt das Problem? Schon wahr, offiziell existiert die Einheit nicht. Also keine Paraden oder Geschichten in den Zeitungen. Und Sie werden auch niemand erzählen können, woran Sie gerade

arbeiten. Aber jede wichtige Persönlichkeit wird genau wissen, was Sie machen. Sie haben täglichen Zugang zum Minister. Und natürlich werden Sie zum Oberstleutnant befördert.« Er schaut mich durchtrieben an. »Wie alt sind Sie?«

»Vierzig.«

»Vierzig! In der ganzen Armee gibt es niemand in Ihrem Alter mit diesem Rang. Denken Sie doch mal nach: Wahrscheinlich schaffen Sie es bis zum General, noch bevor Sie fünfzig sind! Und danach ... Sie könnten es eines Tages zum Oberbefehlshaber bringen.«

Gonse weiß genau, wie er mich anpacken muss. Ich bin ehrgeizig – hoffentlich aber nicht zerfressen davon: Ich weiß durchaus die Dinge des Lebens außerhalb der Armee zu schätzen. Trotzdem würde ich gern meine Talente so weit wie möglich ausreizen. Die Kalkulation: Nach ein paar

Jahren auf einem Posten, den ich nicht sonderlich mag, liegen goldene Zeiten vor mir. Mein Widerstand bröckelt. Ich kapituliere.

»Und wann wäre es so weit?«

»Nicht sofort. In ein paar Monaten. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es niemand gegenüber erwähnen würden.«

Ich nicke. »Natürlich, ich werde tun, was immer die Armee von mir verlangt. Ich danke Ihnen für das Vertrauen. Ich werde versuchen, mich ihm würdig zu erweisen.«

»Guter Mann! Ich bin mir sicher, das werden Sie. Und nun bestehe ich darauf, dass Sie den Kognak trinken, der da

immer noch einsam neben
Ihnen steht ...«

Damit ist es
beschlossene Sache. Wir
stoßen auf meine Zukunft
an. Wir stoßen auf die
Armee an. Und dann bringt
Gonse mich hinaus. An der
Tür legt er mir die Hand
auf den Arm und drückt ihn
väterlich. Sein Atem ist
vom Kognak und

Zigarettenrauch süßlich.
»Ich weiß, was Sie
denken: Spionieren ist
keine anständige Arbeit für
einen Soldaten, Picquart,
aber das stimmt nicht. In
der modernen Zeit ist das
die vorderste Kampflinie.
Wir kämpfen jeden Tag
gegen die Deutschen. Sie
haben mehr Männer und
mehr Material. Sie wissen

j a : *Drei zu zwei!* Also
müssen wir bei der
Nachrichtenbeschaffung
gerissener sein.« Der
Druck seiner Hand wird
stärker. »Die Enttarnung
eines Verräters wie
Dreyfus ist so
überlebenswichtig für
Frankreich wie ein Sieg auf
dem Schlachtfeld.«

Es hat wieder

angefangen zu schneien.
Auf der Avenue Victor-
Hugo tänzeln Tausende
Schneeflocken im Schein
der Gaslampen. Ein weißer
Teppich hat sich auf die
Straße gelegt. Es ist
seltsam. Ich stehe kurz
davor, der jüngste
Oberstleutnant in der
französischen Armee zu
werden, aber ich verspüre

keine Hochstimmung.

In meiner Wohnung erwartet mich Pauline. Sie hat immer noch das gleiche schlichte, graue Kleid an, das sie beim Essen getragen hat. So komme ich zu dem Vergnügen, es ihr auszuziehen. Sie dreht sich um und hebt beide Arme in die Höhe, sodass

der oberste Haken am Rücken ihres Kleids frei liegt. Ich küsse sie auf den Nacken. »Wie lange haben wir?«, sage ich leise.

»Eine Stunde. Er glaubt, ich bin in der Kirche. Deine Lippen sind kalt. Wo warst du?«

Ich setze schon an, es ihr zu erzählen, erinnere mich dann aber am Gonse'

Anweisung. »Nirgendwo«,
sage ich.

3

Sechs Monate vergehen. Der Juni kommt. Die Luft erwärmt sich, und schon bald fängt Paris an nach Scheiße zu stinken. Der üble Geruch steigt aus den Abwasserkanälen und legt sich wie fauliges Gas über die Stadt. Wenn sich die

Menschen vor die Tür
wagen, tragen sie
Leinenmasken oder halten
sich Taschentücher vor die
Nase, aber das hilft auch
nicht viel. Die Experten in
den Zeitungen sind sich
einig, dass es während des
sogenannten Großen
Gestanks von 1880
schlimmer war – ich kann
dazu nichts sagen, weil ich

damals in Algerien war –, aber in jedem Fall sind die ersten Tage des Sommers ruiniert. »Es ist unmöglich, auf den Balkon zu gehen«, jammert der *Figaro*. »Unmöglich, sich auf die Terrasse eines der belebten, flotten Cafés zu setzen, dem Stolz unserer Boulevards, ohne darauf zu achten, dass man sich

auf der windabgewandten Seite dieses ungehobelten, unsichtbaren Riesen niederlassen muss.« Der Geruch setzt sich in Haaren und Kleidung fest, in den Nasenlöchern und sogar auf der Zunge, sodass alles nach Fäulnis schmeckt. So ist die Stimmung an dem Tag, als ich die Leitung der

Statistik-Abteilung
übernehme.

Major Henry beschönigt die Lage, als er mich im Kriegsministerium abholt. »Das ist doch gar nichts. Sie hätten auf einem Bauernhof aufwachsen sollen! Menschenscheiße, Schweinescheiße: Wo ist der Unterschied?« In der Hitze glänzt sein glattes,

fettes Gesicht wie das
eines rosa Riesenbabys.
Ein süffisant zitterndes
Grinsen umspielt ständig
seine Lippen.

Oberstleutnant Picquart!
Wenn er mich anspricht,
betont er immer leicht
übertrieben meinen Rang
und schafft es, in einem
einzigem Wort Respekt,
Glückwünsche und Spott

durchklingen zu lassen. Ich
nehme es ihm nicht übel.
Henry wird mein
Stellvertreter, ein
Trostpflaster dafür, dass er
bei der Besetzung des
Chefpostens übergangen
wurde. Ab jetzt sind wir in
Rollen gefangen, die so alt
sind wie der Krieg. Er ist
der erfahrene alte Soldat,
der sich Rang um Rang

hochgedient hat, der
Spieß, der den Laden am
Laufen hält; und ich der
jüngere, theoretisch
verantwortliche Offizier,
der davor bewahrt werden
muss, zu viel Schaden
anzurichten. Wenn jeder
von uns beiden den
anderen nicht zu sehr
reizt, sollten wir ganz gut
miteinander auskommen.

Henry steht auf. »Also dann, Herr *Oberstleutnant*. Gehen wir?«

Ich habe nie zuvor einen Fuß in die Statistik-Abteilung gesetzt – was nicht überraschend ist, da nur wenige überhaupt von deren Existenz wissen. Deshalb habe ich Henry gebeten, mir alles zu zeigen. Ich rechne damit,

in irgendeinen
verschwiegenen Winkel
des Ministeriums geführt
zu werden. Stattdessen
verlassen wir das Gebäude
durch den Hintereingang
und gehen zu Fuß den
kurzen Weg bis zu einem
uralten, schmuddeligen
Haus an der Ecke zur Rue
de l'Université, an dem ich
oft vorbeigelaufen bin und

das ich immer für
verlassen gehalten habe.
Die schweren Fensterläden
sind geschlossen. Neben
der Tür hängt kein
Namensschild. Das
düstere Entree ist vom
gleichen süßlichen Geruch
nach ungeklärtem
Abwasser erfüllt wie der
Rest von Paris, allerdings
mit einem würzigen

Schuss schimmelig
Feuchtigkeit. »Vor ein paar
Jahren sollte das Gebäude
abgerissen werden«, sagt
Henry. »Oberst Sandherr
hat das verhindert. Hier
stört uns kein Mensch.«

»Da bin ich mir sicher.«

»Das ist Bachir.« Henry
deutet auf den betagten
arabischen Concierge, der
die blaue Uniform und

Pluderhose eines Soldaten
des algerischen
Eingeborenenregiments
trägt und in der Ecke auf
einem Hocker sitzt. »Er
kennt alle unsere
Geheimnisse. Stimmt
doch, Bachir, oder?«

»Ja, Herr Major!«

»Bachir, das ist
Oberstleutnant Picquart
...«

Wir treten in einen schwach beleuchteten Gang, und Henry öffnet eine Tür. Dahinter befindet sich eine Handvoll zwielichtig aussehende Gestalten, die Pfeife rauchen und Karten spielen. Sie drehen sich um und schauen mich an. Ich kann gerade noch einen Blick auf das Sofa

und die Sessel, die eine stumpfe, braungelbe Farbe haben, sowie den ausgefransten Teppich werfen, ehe Henry mit einer knappen Entschuldigung an die Anwesenden die Tür wieder schließt.

»Wer war das?«, frage ich.

»Nur ein paar Leute, die

für uns arbeiten.«

»Was für Arbeit?«

»Polizeiagenten.

Informanten. Männer mit nützlichen Kenntnissen. Oberst Sandherr vertritt die Ansicht, es sei besser, sie von der Straße fernzuhalten, damit sie keinen Unsinn machen.«

Wir gehen eine knarzende Treppe hinauf,

die uns in den ersten Stock
ins laut Henry sogenannte
Allerheiligste führt. Da alle
Türen geschlossen sind,
fällt kaum natürliches Licht
in den Gang. Ich sehe, wo
die elektrischen Leitungen
verlaufen, da man sich
nicht einmal die Mühe
gemacht hat, sie zu
verputzen. Eine Gipsplatte,
die von der Decke auf den

Boden gefallen ist, hat man einfach an die Wand gestellt.

Henry stellt mir nacheinander jeden Mitarbeiter der Einheit vor. Alle haben ein eigenes Büro und arbeiten hinter verschlossenen Türen. Der Alkoholiker Major Cordier, der bald in Rente geht, sitzt in Hemdsärmeln an

seinem Schreibtisch und
liest antisemitische
Zeitungen, *La Libre Parole*
und *L'Intransigent*. Ich frage
nicht, ob privat oder
beruflich. Dann ist da der
Neue, Hauptmann Junck,
den ich oberflächlich aus
meinen Vorlesungen an
der École Supérieure de
G u e r r e kenne – ein
großer, muskulöser junger

Mann mit einem gewaltigen Schnauzbart, der jetzt eine Schürze und dünne Handschuhe trägt. Er öffnet über einem von einem Gasbrenner erhitzten Wasserkessel einen Stapel abgefangener Briefe. Der Wasserdampf löst den Klebstoff auf dem Umschlag. Das, so Henry, sei die nasse Methode.

Im Raum daneben wendet ein anderer Hauptmann, Valdant, die trockene Methode an, bei der man die Gummierung mit einem Skalpell aufkratzt. Ich schaue ein paar Minuten zu. Valdant kratzt die Umschlagflasche an jeder Seite ein kleines Stück auf, schiebt eine lange, schmale Zange in

die Öffnung, rollt den Brief zu einem Zylinder zusammen und zieht ihn dann geschickt durch das Loch heraus, ohne eine Spur zu hinterlassen. Einen Stock höher sitzt der spinnenhafte Archivar Gribelin, der bei Dreyfus' Degradierung das Opernglas dabei hatte, in der Mitte eines großen

Raums voller
verschlossener
Aktenschränke. Als ich
hereinkomme, versteckt er
das, was er gerade liest,
wie zwangsläufig unter
einer Zeitung. Hauptmann
Mattons Büro ist leer. Er
habe gekündigt, sagt
Henry, die Arbeit sei nicht
nach seinem Geschmack.
Schließlich werde ich noch

Hauptmann Lauth
vorgestellt, an den ich
mich auch noch von der
Degradierungszeremonie
erinnere: noch ein
attraktiver, blonder
Kavallerist aus dem
Elsass, in den Dreißigern,
der deutsch spricht und
jetzt eigentlich auf dem
Rücken eines Pferdes
durch die Landschaft

preschen sollte.
Stattdessen ist er hier,
trägt wie die anderen eine
Schürze und beugt sich
über einen kleinen, von
einem grellen Lichtstrahl
beleuchteten Haufen
zerrissener Notizzettel,
deren Schnipsel er mit
einer Pinzette hin und her
schiebt. Ich schaue
fragend zu Henry.

»Darüber sollten wir gleich noch reden«, sagt er.

Wir gehen wieder nach unten in den ersten Stock.

»Das ist mein Büro«, sagt er und zeigt auf eine Tür, öffnet sie aber nicht. »Und das ist Oberst Sandherrs Büro.« Sein Gesicht ist plötzlich von Schmerz erfüllt. »Oder besser: war es. Schätze, das ist jetzt

Ihr Büro.«

»Tja, irgendwo muss ich ja arbeiten.«

Wir gehen durch einen kleinen Vorraum mit zwei Stühlen und einem Hutständer. Das Büro dahinter ist überraschend klein und dunkel. Die Vorhänge sind zugezogen. Ich mache das Licht an. Rechts von mir steht ein

großer Tisch, zu meiner
Linken ein großer,
stählerner Aktenschrank
mit einem klobigen
Schloss. Gegenüber steht
ein Schreibtisch, daneben
führt eine zweite Tür
hinaus auf den Gang,
dahinter ist ein hohes
Fenster. Ich gehe zum
Fenster, ziehe die
staubigen Vorhänge auf

und blicke überrascht auf
einen großen, geometrisch
angelegten Garten.
Topografie ist mein
Spezialgebiet – das
Bewusstsein dafür, in
welchem Verhältnis Dinge
zueinander stehen, das
präzise Gespür für
Straßen, Entfernungen,
Gelände. Trotzdem dauert
es einen Moment, bis ich

begreife, dass ich die Rückansicht des Hôtel de Brienne vor mir habe, den Garten des Ministers. Es ist ein seltsames Gefühl, ihn von dieser Seite zu sehen.

»Mein Gott«, sage ich.
»Mit einem Fernrohr könnte ich praktisch ins Büro des Ministers schauen.«

»Soll ich Ihnen eines besorgen?«

»Nein.« Ich schaue Henry an. War das ein Scherz? Ich wende mich wieder zu dem Fenster um und versuche es zu öffnen. Ich schlage ein paarmal mit dem Handballen gegen den Griff, aber der ist eingerostet. Schon jetzt beginne ich dieses Büro zu

hassen. »Also gut«, sage ich und wische mir die Rostflecken von der Hand. »Ich werde sicherlich oft auf Ihre Hilfe angewiesen sein, Herr Major, jedenfalls in den ersten paar Monaten. Das ist alles sehr neu für mich.«

»Gewiss, Herr Oberstleutnant. Darf ich Ihnen als Erstes die

Schlüssel geben.« Er hält mir fünf Schlüssel hin. Sie hängen an einem Eisenring mit einer leichten Kette, die ich an meinen Gürtel klemmen kann. »Der ist für den Haupteingang. Der ist für Ihr Büro. Der für Ihren Tresor und der für Ihren Schreibtisch.«

»Und der?«

»Mit dem kommen Sie in

den Garten vom Hôtel de Brienne. Den brauchen Sie, wenn Sie den Minister sprechen möchten. Oberst Sandherr hat den Schlüssel von General Mercier erhalten.«

»Warum nicht durch den Haupteingang?«

»So geht es schneller. Und diskreter.«

»Haben wir einen

Telefonapparat?«

»Ja, draußen in
Hauptmann Valdants
Zimmer.«

»Habe ich eine
Sekretärin?«

»Oberst Sandherr
misstraute Sekretärinnen.
Wenn Sie eine Akte
brauchen, sagen Sie es
Gribelin. Wenn Sie Hilfe
bei einer Abschrift

brauchen, rufen Sie einen der Hauptleute. Valdant kann tippen.«

Ich komme mir vor, als hätte es mich in eine mysteriöse religiöse Sekte mit ganz eigenen, bizarren Ritualen verschlagen. Das Kriegsministerium steht auf dem Gelände eines alten Nonnenklosters, und die Offiziere des Generalstabs

in der Rue Saint-Dominique werden wegen ihrer Geheimniskrämerei gern Dominikaner genannt. Aber ich sehe schon jetzt, dass sie der Statistik-Ableitung nicht das Wasser reichen können.

»Sie wollten mir noch sagen, woran Hauptmann Lauth gerade gearbeitet hat.«

»Wir haben eine Agentin
in der deutschen
Botschaft. Sie versorgt uns
regelmäßig mit
Dokumenten, die man
weggeworfen hat und die
eigentlich zusammen mit
dem Müll im Heizkessel
der Botschaft verbrannt
werden sollen. Stattdessen
gelangen sie zu uns.
Meistens sind sie

zerrissen, also müssen wir
sie wieder
zusammensetzen. Arbeit
für einen Fachmann. Und
das ist Lauth.«

»Sind Sie so Dreyfus auf
die Schliche gekommen?«

»Ja.«

»Durch einen zerrissenen
Brief, den Sie wieder
zusammengeklebt
haben?«

»Genau.«

»Mein Gott, mit was für Kleinigkeiten alles anfängt ...! Wer ist diese Agentin?«

»Sie läuft bei uns unter dem Decknamen Auguste. Das Material bezeichnen wir als der übliche Weg.«

Ich lächele. »Na gut, dann frage ich anders: Wer ist Auguste?« Henry

zögert, aber ich bin
entschlossen, ihm so lange
zuzusetzen, bis er den
Namen herausrückt: Wenn
ich jemals meiner Aufgabe
Herr werden soll, dann
muss ich wissen, wie der
Dienst in all seinen
Verästelungen funktioniert,
je früher, desto besser.
»Na los, Major Henry, ich
bin der Chef der Abteilung.

Sie müssen es mir sagen.«

»Eine Frau namens Marie Bastian«, sagt er widerwillig. »Sie ist eine der Putzfrauen in der Botschaft und vor allem für das Büro des deutschen Militärattachés verantwortlich.«

»Wie lange arbeitet sie schon für uns?«

»Fünf Jahre. Ich bin ihr

Führungsoffizier. Ich bezahle ihr zweihundert Francs im Monat.« Er zögert kurz, kann der Versuchung aber nicht widerstehen. »Das ist das beste Geschäft in ganz Europa!«, fügt er prahlerisch hinzu.

»Wie übergibt sie uns das Material?«

»Ich treffe mich mit ihr in

einer Kirche ganz in der Nähe. Manchmal jede Woche, manchmal nur alle zwei Wochen – am Abend, wenn es ruhig ist. Kein Mensch sieht uns. Danach gehe ich mit dem Zeug direkt zu mir nach Hause.«

»Sie nehmen das Material mit nach Hause?«

Ich kann meine Überraschung nicht

verbergen. »Ist das sicher?«

»Selbstverständlich. Nur ich, meine Frau und unser kleiner Junge leben in der Wohnung. Ich schaue die Sachen kurz durch und werfe einen schnellen Blick auf alles Französische. Ich spreche kein Deutsch, das deutsche Zeug schaut sich Lauth hier im Haus an.«

»Verstehe. Gut.« Obwohl ich zustimmend nicke, erscheint mir diese Vorgehensweise in höchstem Maße dilettantisch. Aber ich werde an meinem ersten Tag keinen Streit vom Zaun brechen. »Ich habe das Gefühl, dass wir gut miteinander auskommen werden, Major Henry.«

»Das hoffe ich, Herr Oberstleutnant.«

Ich schaue auf meine Uhr. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich treffe mich gleich mit dem Stabschef.«

»Soll ich Sie begleiten?«

»Nein.« Wieder bin ich mir nicht sicher, ob er das ernst meint. »Das wird nicht nötig sein. Wir sind

außer Haus, er hat mich zum Essen eingeladen.«

»Großartig. Ich bin in meinem Büro, wenn Sie mich brauchen.« Unser Wortwechsel ist so formell wie ein Pas de deux.

Henry salutiert und geht. Ich schließe die Tür, schaue mich um und bekomme eine leichte Gänsehaut. Ich fühle mich,

als trüge ich die Kleidung
eines Toten. Wo
Sandherrs Bilder hingen,
sind Schatten an den
Wänden, auf dem
Schreibtisch Brandflecken
von seinen Zigaretten, auf
dem Tisch Ränder, wo er
seine Getränke abgestellt
hat. Ein abgewetzter
Streifen auf dem Teppich
verrät, wo er den

Schreibtischstuhl
zurückgeschoben hat.
Seine Anwesenheit ist
bedrückend. Ich nehme
den passenden Schlüssel
und öffne den Tresor. Ich
finde ein paar Dutzend
Briefe, ungeöffnet, mit
unterschiedlichen
Absendern überall in der
Stadt, an vier oder fünf
verschiedene Personen –

vermutlich unter deren
Decknamen. Ich vermute,
dass es sich um Berichte
von Sandherrs Agenten
handelt, die nach seinem
Abschied eingetroffen sind.
Ich öffne einen –
Ungewöhnliche Vorgänge
werden aus der Garnison
von Metz gemeldet ... –
und schließe ihn wieder.
Wie ich Spionagearbeit

verabscheue. Ich hätte den Posten nie annehmen sollen. Es erscheint mir völlig ausgeschlossen, dass ich mich hier jemals heimisch fühlen werde.

Unter den Briefen liegt eine dünne Aktenmappe, in der eine große Fotografie steckt, fünfundzwanzig mal zwanzig Zentimeter. Ich

erkenne sie sofort aus Dreyfus' Verhandlung vor dem Kriegsgericht wieder – es ist eine Kopie des Begleitschreibens, des berühmten Bordereaus, der den Dokumenten beigelegt war, die er an die Deutschen weitergegeben hat. Es war das wesentliche Beweisstück, das vor Gericht gegen ihn

vorgebracht wurde. Bis zu diesem Morgen hatte ich keine Ahnung, wie es in den Besitz der Statistik-Abteilung gelangt war. Kein Wunder. Ich muss Lauths handwerklichem Geschick Respekt zollen. Keiner würde je auf den Gedanken kommen, dass es einmal in kleine Schnipsel zerrissen war:

Sie sind so sorgfältig
zusammengefügt, dass es
wie ein vollständiges
Schriftstück aussieht.

Ich setze mich an den
Schreibtisch und schließe
ihn auf. Obwohl sich seine
Krankheit nur langsam
verschlimmerte, scheint
Sandherr seinen
Arbeitsplatz fluchtartig
verlassen zu haben. Ein

bisschen Krimskrams ist noch da, der hin und her rollt, als ich die Schublade herausziehe. Kreidestücke. Ein Klumpen Siegelwachs. Einige ausländische Münzen. Vier Patronen. Und verschiedene Dosen und Flaschen mit Medizin: Quecksilber, Guajak-Extrakt, Kaliumjodid.

General Boisdeffre
spendiert mir zur Feier
meiner Ernennung ein
Essen im Jockey Club,
was ich sehr anständig
finde. Alle Fenster und
Türen sind geschlossen,
auf allen Tischen stehen
Schalen mit Freesien und
Gartenwicken. Aber nichts
kann den süßlich sauren

Geruch nach menschlichen Exkrementen ganz vertreiben. Boisdeffre bestellt einen guten weißen Burgunder und trinkt auch das meiste davon. Seine hohen Wangen nehmen nach und nach die Farbe von wildem Wein im Herbst an. Ich trinke nur sparsam und habe wie ein guter Stabsoffizier mein winziges

Notizbuch aufgeklappt
neben dem Teller liegen.

Der Präsident des Clubs,
Sosthènes de La
Rochefoucauld, Herzog
von Doudeauville, sitzt am
Nebentisch. Er kommt
herüber, um den General
zu begrüßen. Boisdeffre
stellt mich vor. Die Nase
und die Wangenknochen
des Herzogs sehen so zart

modelliert und zerbrechlich
aus wie ein Sahnebaiser.
Sein Händedruck fühlt sich
an, als striche papierne
Haut über meine Finger.

Zu eingelegter Forelle
spricht der General über
den neuen Zaren, Nikolaus
II. Boisdeffre will unbedingt
alle Informationen über
jede russische
Anarchistenzelle, die in

Paris aktiv sein könnte.
»Hören Sie sich um. Alles,
was wir nach Moskau
weitergeben können, wird
uns bei Verhandlungen von
Nutzen sein.« Er isst einen
Happen Fisch und fährt
dann fort. »Ein Bündnis mit
Russland würde unsere
Unterlegenheit gegenüber
den Deutschen
augenblicklich beenden.

Ein derartiger
diplomatischer Streich
wäre so wertvoll wie
hunderttausend Mann,
mindestens. Deshalb
widme ich die Hälfte
meiner Zeit der
Außenpolitik. Auf der
höchsten Ebene gibt es
keine Unterscheidung
mehr zwischen dem
Militärischen und dem

Politischen. Trotzdem dürfen wir nie vergessen, dass die Armee sich aus der reinen Parteipolitik herauszuhalten hat.«

Das bringt ihn auf Mercier, der inzwischen kein Kriegsminister mehr ist, sondern seine letzten Jahre bis zum Ruhestand als Befehlshaber des 4. Armeeekorps in Le Mans

ausklingen lässt. »Er lag richtig mit seiner Prognose, dass der Präsident gestürzt werden könnte, aber er lag falsch mit seiner Annahme, dass er ihn vielleicht beerben könnte.«

Ich bin so überrascht, dass ich aufhöre zu essen. Die Gabel verharrt regungslos auf dem Weg

zum Mund. »General
Mercier hat geglaubt, dass
er Präsident werden
könnte?«

»In der Tat hat er sich
dieser Illusion hingegeben.
Das ist eines der Probleme
in einer Republik. In einer
Monarchie bildet sich
zumindest niemand
ernsthaft ein, dass er
König werden kann. Als

sich nach Casimir-Periers
Rücktritt im Januar der
Senat und die
Abgeordnetenversammlung in
Versailles zur Wahl seines
Nachfolgers
versammelten, hatten
General Merciers Freunde
– zugegeben, eine heikle
Bezeichnung – schon
Handzettel verteilt, in
denen dazu aufgerufen

wurde, den Mann zu wählen, der gerade den Verräter Dreyfus vors Kriegsgericht gebracht hatte. Er erhielt genau drei von achthundert Stimmen.«

»Das wusste ich nicht.«

»Tja, ich glaube, so etwas nennt mal wohl einen Rohrkrepieler.«
Boisdeffre lächelt. »Aber

jetzt werden sich die
Politiker natürlich immer an
ihn erinnern.« Er tupft sich
mit seiner Serviette den
Schnauzbart ab. »Sie
werden in Zukunft wohl
etwas mehr politisch
denken müssen, Herr
Oberstleutnant, wenn Sie
die großen Hoffnungen
erfüllen wollen, die wir alle
in Sie setzen.« Ich neige

den Kopf leicht nach vorn,
als würde mir der
Stabschef einen Orden um
den Hals hängen. »Nun,
was halten Sie von dieser
Dreyfus-Geschichte?«,
fragt er mich anschließend.

»Unangenehm«, sage
ich. »Armseelig. Störend.
Ich bin froh, dass sie
vorbei ist.«

»Ach, glauben Sie das

wirklich? Ich betrachte die Angelegenheit eher politisch als militärisch. Die Juden sind eine höchst hartnäckige Rasse. Für sie ist dieser Dreyfus auf seinem Felsen im Ozean wie ein eitriger Zahn. Eine Heimsuchung. Sie werden keine Ruhe geben.«

»Er ist ein Symbol ihrer Schande. Aber was

können sie schon tun?«

»Ich weiß nicht. Aber
irgendetwas werden sie
tun, das ist sicher.«

Boisdeffre lauscht den
Geräuschen des Verkehrs
auf der Rue Rabelais und
verstummt für ein paar
Sekunden. Sein Profil ist
von herausragender
Erhabenheit, in Fleisch
modelliert durch

jahrhundertelange

Ahnenfolge. Es erinnert mich an die kniende Statue eines leidgeprüften normannischen Ritters in einer Kapelle in Bayeux. »Was Dreyfus zu diesem jungen Hauptmann gesagt hat, dass er kein Motiv für Landesverrat hätte – ich glaube, wir sollten darauf eine Antwort parat haben.

Ich möchte, dass Sie sich weiter um den Fall kümmern. Schauen Sie sich die Familie an – füttern Sie die Akten, wie Ihr Vorgänger immer zu sagen pflegte. Vielleicht graben Sie ja noch ein paar Hinweise über seine Motive aus, damit wir noch etwas in der Hinterhand haben, nur für den Fall.«

»Selbstverständlich, Herr General.« Ich schreibe es in mein Notizbuch: »Dreyfus: Motiv?«, gleich unter »russische Anarchisten«.

Die Rillettes de Canard kommen, und die Unterhaltung wendet sich der Flottenparade der Deutschen zu, die gerade in Kiel stattfindet.

•

Am Nachmittag nehme ich in meinem neuen Büro die Agentenbriefe aus dem Tresor, stecke sie in meine Aktentasche und mache mich auf den Weg, um Oberst Sandherr einen Besuch abzustatten. Seine Adresse, die mir Gribelin gegeben hat, ist nur zehn

Minuten zu Fuß entfernt, auf der anderen Seite des Flusses in der Rue Léonce Reynaud. Seine Frau macht mir auf. Als ich ihr sage, dass ich der Nachfolger ihres Mannes sei, zuckt ihr Kopf zurück wie der einer Schlange, die in der nächsten Sekunde zustößt. »Sie haben doch jetzt seinen Posten,

Monsieur, was wollen Sie denn noch?«

»Wenn ich ungelegen komme, Madame, kann ich auch ein andermal wiederkommen.«

»Ach, wirklich? Wie freundlich von Ihnen! Warum sollte ihm daran gelegen sein, überhaupt mit Ihnen zu sprechen?«

»Ist schon gut, meine

Liebe.« Sandherrs müde
Stimme, irgendwo aus
dem Hintergrund.
»Picquart ist Elsässer.
Bitte ihn herein.«

»Du bist einfach zu
gutmütig für diese Leute«,
brummt sie verbittert und
schaut mich weiter an,
obwohl sie mit ihrem Mann
spricht. Trotzdem tritt sie
zur Seite und lässt mich

herein.

»Ich bin im Schlafzimmer, Picquart, kommen Sie durch«, ruft Sandherr. Ich gehe in die Richtung seiner Stimme und betrete einen abgedunkelten Raum, in dem es nach Desinfektionsmitteln riecht. Er trägt ein Nachthemd und sitzt mit Kissen im Rücken auf seinem Bett.

Er macht eine Lampe an. Als er sich zu mir umdreht, sehe ich, dass sein unrasiertes Gesicht mit Wunden übersät ist, einige noch roh und nässend, andere vernarbt und trocken. Ich hatte gehört, dass sein Zustand sich rapide verschlechtert habe, hätte aber nie gedacht, dass es schon so schlimm

ist. »Bleiben Sie lieber da stehen«, warnt er mich.

»Entschuldigen Sie die Störung, Herr Oberst«, sage ich und versuche mir meinen Ekel nicht anmerken zu lassen.

»Aber ich brauche dringend Ihre Hilfe.« Ich hebe die Aktentasche hoch.

»Habe ich mir schon

gedacht.« Er deutet mit einem zitternden Finger auf die Aktentasche. »Also, zeigen Sie mal her.«

Ich nehme die Briefe heraus und gehe zu seinem Bett. »Ich nehme an, die stammen von Agenten.« Ich lege sie in Reichweite seiner Hände auf die Bettdecke und trete

wieder zurück. »Aber ich weiß nicht, wer sie sind oder wem ich trauen kann.«

»Mein Leitspruch ist: Vertraue niemand, dann wirst du auch von niemand enttäuscht.« Er dreht sich zur Seite, um seine Brille vom Nachttisch zu nehmen. Dabei sehe ich, dass die fleckigen Wunden

unter den Bartstoppeln an Kinn und Kehle in einen dunkelvioletten Streifen an der Seite seines Halses übergehen. Er setzt die Brille auf und sieht sich mit zusammengekniffenen Augen einen der Briefe an. »Setzen Sie sich. Nehmen Sie den Stuhl da. Haben Sie was zum Schreiben dabei? Sie müssen sich ein

paar Dinge notieren.«

In den nächsten beiden Stunden führt mich Sandherr ohne Verschnaufpause durch seine geheime Welt. Ein Mann arbeitet in einer Wäscherei, die die deutsche Garnison in Metz beliefert, ein anderer hat eine Stellung bei der Eisenbahn an der

Ostgrenze. Sie ist die Geliebte eines deutschen Offiziers in Mülhausen, er ein Kleinkrimineller in Lothringen, der auf Bestellung in Häuser einbricht. Der ist ein Säufer, ein anderer homosexuell. Sie ist eine Patriotin, die dem Militärgouverneur den Haushalt führt und 70 ihren

Neffen verloren hat.
Diesem und jenem können
Sie trauen. Den oder die
ignorieren Sie einfach. Der
braucht sofort dreihundert
Francs, auf den können
Sie ganz verzichten ... Ich
schreibe im Diktattempo
mit, bis wir alle Briefe
durchgearbeitet haben. Er
diktiert mir aus dem
Gedächtnis eine Reihe

weiterer Agenten und ihre Decknamen und sagt, ich solle mir von Gribelin deren Adressen geben lassen. Er wird allmählich müde.

»Möchten Sie, dass ich gehe?«, frage ich.

»Einen Moment noch.«
Er macht eine matte Handbewegung. »In der Chiffonier-Kommode da

drüben sind noch ein paar Sachen für Sie.« Ich knie mich auf den Boden, öffne eine Schublade und nehme eine schwere Stahlkassette und einen großen Umschlag heraus. »Schauen Sie hinein«, sagt er. Die Kassette ist unverschlossen. Darin befindet sich ein kleines Vermögen in Goldmünzen

und Banknoten:
hauptsächlich französische
Francs, aber auch
deutsche Mark und
englische Pfund. »Das
müsste der Gegenwert von
ungefähr
achtundvierzigtausend
Francs sein«, sagt er.
»Wenn Ihnen das Geld
ausgeht, sprechen Sie mit
Boisdeffre. Monsieur

Paléologue vom
Außenministerium hat
ebenfalls die Anweisung,
für Nachschub zu sorgen.
Das ist für die Agenten,
Sonderzahlungen. Achten
Sie darauf, dass Sie immer
flüssig sind. Stecken Sie
die Kassette in Ihre
Aktentasche.«

Ich verstaue die
Kassette, dann öffne ich

den Umschlag. Er enthält etwa hundert Blatt Papier: Namen und Adressen, in akkurater Handschrift, geordnet nach Département.

»Die Liste muss immer auf dem Laufenden gehalten werden«, sagt Sandherr.

»Was ist das?«

»Mein Lebenswerk.« Er

lacht trocken, muss aber sofort husten.

Ich blättere durch die Seiten. Das müssen drei- oder viertausend Namen sein. »Wer sind all diese Leute?«

»Mutmaßliche Verräter, die im Kriegsfall sofort zu verhaften sind. Die regionalen Polizeibehörden dürfen nur die Namen in

ihrem
Zuständigkeitsbereich
kennen. Es gibt nur eine
einzige Kopie davon, die
liegt beim Minister. Und es
existiert noch eine andere,
längere Liste, die hat
Gribelin.«

»Länger?«

»Sie enthält etwa
hunderttausend Namen.«

»Unglaublich!«, rufe ich

aus. »Die muss ja so dick wie die Bibel sein. Was für Leute stehen da drauf?«

»Ausländer, die bei Ausbruch von Feindseligkeiten sofort zu internieren sind. Und auf dieser Liste sind die Juden noch nicht erfasst.«

»Sie glauben, dass man die Juden im Kriegsfall internieren sollte?«

»Zumindest sollte man eine Meldepflicht, Ausgangssperren und Reisebeschränkungen verhängen.« Zitternd nimmt Sandherr seine Brille ab und legt sie auf den Nachttisch. Er rutscht tiefer, lässt sich in die Kissen zurücksinken und schließt die Augen. »Meine Frau steht treu zu mir, wie

Sie ja gesehen haben –
treuer, als es die meisten
Frauen unter diesen
Umständen täten. Sie hält
es für eine Schande, dass
man mich in den
Ruhestand abgeschoben
hat. Obwohl ich ihr
versichere, dass ich ganz
froh bin, in den
Hintergrund treten zu
können. Ich schaue mich

in Paris um, sehe überall die Fremden, den Verfall jeder Moral und aller künstlerischen Maßstäbe und weiß, dass ich die eigene Stadt nicht mehr kenne. Deshalb haben wir 70 verloren, Frankreich ist kein unverfälschtes Land mehr.«

Ich packe die Briefe zusammen und verstaue

sie in meiner Aktentasche.
Diese Art von Gerede
langweilt mich: alte
Männer, die jammern,
dass die Welt vor die
Hunde geht. Das ist
abgedroschen. Ich kann es
nicht erwarten, seiner
bedrückenden
Ausstrahlung zu
entkommen. Aber eines
muss ich ihn noch fragen.

»Da Sie die Juden
erwähnen«, sage ich.
»General Boisdeffre macht
sich Sorgen, dass das
Interesse am Fall Dreyfus
möglicherweise wieder
aufflackern könnte.«

»General Boisdeffre ist
ein altes Weib«, sagt
Sandherr, als stellte er
eine wissenschaftliche
Tatsache fest.

»Er ist beunruhigt, weil es kein eindeutiges Motiv gibt.«

»Motiv?«, brummt Sandherr. Sein auf den Kissen ruhender Kopf bewegt sich hin und her, ob aus Unglauben oder wegen seines Gesundheitszustands, kann ich nicht beurteilen. »Dieser Schwätzer! Motiv?

Dreyfus ist Jude, mehr
Deutscher als Franzose!
Die meisten seiner
Familienangehörigen leben
in Deutschland! Sein
gesamtes Einkommen
stammt aus Deutschland.
Wie viele Motive braucht
der General denn noch?«

»Trotzdem will er, dass
ich die Akten füttere. Das
waren seine Worte.«

»Die Dreyfus-Akte ist dick genug. Sieben Richter haben sie gelesen und den Mann einstimmig für schuldig befunden. Wenn man Ihnen Ärger macht, wenden Sie sich an Henry.«

Dann zieht sich Sandherr die Decke um die Schultern und dreht sich mit dem Rücken zu mir auf

die Seite. Ich warte noch eine Minute. Schließlich danke ich ihm für seine Hilfe und verabschiede mich. Ich weiß nicht, ob er mich hört, jedenfalls gibt er mir keine Antwort.

.

Nach der Dunkelheit von Sandherrs Krankenzimmer stehe ich für einen

Moment vom Tageslicht
geblendet auf dem Trottoir
vor seinem Haus. Die
Aktentasche mit dem Geld
und den Namen von
Verrätern und Spionen
wiegt schwer in meiner
Hand. Als ich auf der
Suche nach einer
Droschke die Avenue du
Trocadéro überquere und
nach links schaue, damit

ich nicht überfahren werde,
nehme ich flüchtig ein
elegantes

Mehrfamilienhaus mit einer
blauen Flügeltür wahr und
daneben auf den blauen
Ziegeln die Nummer
sechs. Erst denke ich mir
nichts dabei, doch dann
bleibe ich ruckartig stehen
und schaue noch einmal
hin: Avenue du Trocadéro,

N r . 6. Ich kenne die Adresse. Ich habe sie viele Male gelesen. Es ist das Haus, in dem Dreyfus zum Zeitpunkt seiner Verhaftung gelebt hat.

Ich schaue zur Rue Léonce Reynaud zurück. Natürlich ein Zufall, aber trotzdem bemerkenswert: Dreyfus und sein Erzfeind haben so nahe beieinander

gelebt, dass sie sich praktisch von ihren Haustüren aus hatten sehen können. Da sie jeden Tag zur gleichen Zeit zum Kriegsministerium und wieder zurückgegangen sind, müssen sie auf der Straße zumindest oft aneinander vorbeigelaufen sein. Ich trete an den Rand des Trottoirs, lege den

Kopf in den Nacken, halte mir die Hand über die Augen und schaue mir das prachtvolle Wohnhaus genauer an. Jedes der hohen Fenster hat einen schmiedeeisernen Balkon, breit genug, darauf sitzen zu können, mit Blick über die Seine. Das Gebäude ist wesentlich feudaler als das versteckt in einer

schmalen
Kopfsteinpflasterstraße
gelegene Haus, in dem
Sandherr wohnt.

An einem der Fenster im
ersten Stock fällt mir das
blasse Gesicht eines
kleinen Jungen auf, der
mich an einen ans Haus
gefesselten Kranken
erinnert. Er schaut zu mir
herunter. Dann tritt ein

Erwachsener zu ihm – eine junge Frau mit einem genauso weißen Gesicht, das von dunklen Locken umrahmt ist. Vielleicht seine Mutter. Sie steht hinter ihm, hat mit den Händen seine Arme umfasst, und gemeinsam schauen sie mich an – einen uniformierten Oberstleutnant, der sie von

der Straße aus
beobachtet. Schließlich
flüstert sie ihm etwas ins
Ohr und zieht ihn sanft
vom Fenster weg.

4

Am nächsten Morgen schildere ich Major Henry die seltsame Erscheinung. Er runzelt die Stirn.

»Ein Fenster im ersten Stock auf Nummer sechs? Das muss Dreyfus' Frau gewesen sein, und sein kleiner Junge – wie heißt

er noch gleich? – Pierre,
genau. Sie haben noch ein
Mädchen, Jeanne.
Madame Dreyfus lässt die
Kleinen nie aus dem Haus,
damit sie nicht
irgendwelche Geschichten
über ihren Vater hören. Sie
hat ihnen erzählt, dass er
auf einem Sondereinsatz
im Ausland ist.«

»Und das glauben sie

ihr?«

»Warum nicht. Sie sind noch klein.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Wir behalten sie immer noch im Auge, keine Sorge.«

»Wie genau?«

»Einer der Hausangestellten ist ein Agent von uns. Wir folgen

ihnen überallhin. Wir fangen ihre Post ab.«

»Auch jetzt noch, sechs Monate, nachdem Dreyfus verurteilt worden ist?«

»Oberst Sandherr hatte die Hypothese aufgestellt, dass Dreyfus sich als Mitglied eines Spionagerings herausstellen könnte. Er glaubte, wenn wir die

Familie weiter beobachten,
dann stoßen wir vielleicht
auf Hinweise, die uns zu
anderen Verrätern
führen.«

»Und?«

»Noch nichts.«

Ich lehne mich auf
meinem Schreibtischstuhl
zurück und mustere Henry.
Er hat ein sympathisches
Gesicht, ist offensichtlich

außer Form, aber unter
der Fettschicht, würde ich
schätzen, noch sehr
kräftig: ein Mensch, der
gern einmal in eine Bar
geht, der einiges verträgt
und, wenn er bei Laune ist,
vermutlich gute
Geschichten zu erzählen
weiß. Wir sind so
verschieden, wie das zwei
Menschen nur sein

können. »Wussten Sie, dass Oberst Sandherrs Wohnung nur hundert Meter von der von Dreyfus entfernt liegt?«, frage ich.

Hin und wieder blitzt Verschlagenheit in Henrys Augen auf. Es ist der einzige Riss in seinem jovialen Panzer. Er sagt auf beiläufige Art: »So nah? War mir noch gar

nicht aufgefallen.«

»Ja. Tatsächlich könnte ich mir gut vorstellen, jetzt, da ich die Gegend gesehen habe, dass sie sich gelegentlich mal begegnet sind, und wenn auch nur zufällig auf der Straße.«

»Kann gut sein. Allerdings weiß ich, dass der Oberst ihm nach

Möglichkeit aus dem Weg ging. Er mochte ihn nicht – hat seiner Ansicht nach immer zu viele Fragen gestellt.«

Darauf würde ich wetten, dass er ihn nicht mochte, denke ich. Der Jude mit der riesigen Wohnung und der Aussicht auf den Fluss ... Ich stelle mir vor, wie Sandherr eines Morgens

um neun Uhr mit energischen Schritten der Rue Saint-Dominique zustrebt, und der junge Hauptmann versucht, sich ihm anzuschließen und ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Wenn ich mit ihm zu tun hatte, kam mir Dreyfus immer wie jemand vor, in dessen Gehirn etwas fehlte: ein

unverzichtbares soziales
Werkzeug, das ihm
Bescheid gegeben hätte,
wann er die Menschen
langweilte oder sie nicht
mit ihm sprechen wollten.
Er war unfähig, seine
Wirkung auf andere
einzuschätzen, während
Sandherr, der schon bei
einem
Schmetterlingspärchen,

das sich zusammen auf
einer Blüte niederließ, eine
Verschwörung witterte, die
Neugier seines jungen
jüdischen Nachbarn
zunehmend misstrauischer
gemacht hätte ...

Ich öffne die
Schreibtischschublade und
nehme die Medikamente
heraus, die ich am Tag
zuvor entdeckt habe: ein

paar Dosen und zwei dunkelblaue Fläschchen. Ich zeige sie Henry. »Die hat Oberst Sandherr dagelassen.«

»Bestimmt ein Versehen. Darf ich?« Umständlich nimmt Henry mir die Medikamente ab. In seiner Unbeholfenheit lässt er eines der Fläschchen beinah fallen. »Ich werde

sie ihm bringen lassen.«

»Quecksilber, Guajak-
Extrakt, Kaliumjodid ...«

Ich kann nicht
widerstehen, ihn darauf
anzusprechen. »Sie

wissen, was man
üblicherweise damit
behandelt, oder?«

»Nein. Ich bin kein Arzt
...«

Ich lasse es dabei

bewenden. »Ich möchte einen umfassenden Bericht über die Unternehmungen der Familie Dreyfus – wen sie treffen, alles, was sie veranstalten, um dem Häftling zu helfen. Ich möchte außerdem, dass man mir Dreyfus' gesamte Korrespondenz vorlegt, zur und von der Teufelsinsel. Ich nehme an, seine Briefe

werden zensiert und es liegen Abschriften vor?«

»Selbstverständlich. Ich werde Gribelin Bescheid sagen.« Er zögert kurz.

»Wenn die Frage erlaubt ist, Herr Oberstleutnant: Warum dieses Interesse an Dreyfus?«

»General Boisdeffre meint, die Sache könnte sich zu einem politischen

Thema entwickeln. Er will,
dass wir vorbereitet sind.«

»Verstehe. Ich werde
mich gleich darum
kümmern.«

Mit Sandherrs
Medikamenten verlässt
Major Henry mein Büro.
Natürlich weiß er genau,
wofür sie verschrieben
werden: Wir beide haben
in unserer Laufbahn

genügend Männer aus
nicht registrierten
Bordellen geschleift, um
die Standardbehandlung
zu kennen. Und so sinniere
ich darüber nach, was es
bedeutet, einen
Geheimdienst von einem
Mann zu übernehmen, der
anscheinend an tertiärer
Syphilis leidet, gemeinhin
bekannt als

Hirnerweichung.

.

An jenem Nachmittag
schreibe ich meinen ersten
Geheimdienstbericht für
den Generalstab – einen
Blanc, wie man das in der
Rue Saint-Dominique
nennt. Ich schustere ihn
aus Artikeln der deutschen
Zeitungen vor Ort und

einem der Agentenbriefe
zusammen, dessen Inhalt
Sandherr mir erläutert hat:
»Ein Berichterstatter
meldet aus Metz, dass
unter den Soldaten in der
Garnison Metz seit einigen
Tagen rege Aktivität
feststellbar ist. In der Stadt
ist alles ruhig, es herrscht
keine Alarmstimmung,
aber die militärische

Führung hält die Soldaten immer unter Spannung ...«

Als ich fertig bin, lese ich den Text noch einmal durch und frage mich: Ist das wichtig? Stimmt das überhaupt? Offen

gestanden, ich habe nicht die blasseste Ahnung. Ich weiß nur, dass man mindestens einen Blanc pro Woche von mir

erwartet, und etwas
Besseres habe ich bei
meinem ersten Versuch
nicht zu bieten. Ich lasse
ihn über die Straße ins
Büro des Stabschefs
bringen und wappne mich
für den Rüffel, den mir
derart wertloses Gewäsch
einbringen wird.
Stattdessen bestätigt
Boisdeffre den Empfang,

dankt mir und leitet eine
Abschrift des Berichts an
den

Oberkommandierenden
der Infanterie weiter. Ich
kann mir die Gespräche im
Offizierskasino vorstellen:
Schon von den Gerüchten
gehört, dass die
Deutschen in Metz
irgendetwas im Schilde
führen ...? Und schon wird

für fünfzigtausend
Soldaten entlang der
Grenze im Osten durch ein
paar zusätzliche Tage mit
Drill und Gewaltmärschen
das Leben ein klein wenig
elender gemacht.

Das ist meine erste
Lektion hinsichtlich der
kabbalistischen Macht
sogenannter
Geheiminformationen: Sie

können sonst vernünftige Männer dazu bringen, ihren Verstand zu vergessen und wie Idioten herumzuhüpfen.

.

Ein oder zwei Tage später erscheint Henry mit einem Agenten in meinem Büro, der mich über den Fall Dreyfus informieren soll. Er

stellt ihn als François Guénée vor, Mitarbeiter der französischen Kriminalpolizei Sûreté. Er ist in den Vierzigern, seine gelbliche Gesichtsfarbe lässt auf reichlichen Genuss von Nikotin oder Alkohol oder beidem schließen, und er verkörpert die Sorte Polizist, deren Auftreten

gleichzeitig herrisch und unterwürfig ist. Als wir uns die Hände schütteln, erkenne ich ihn wieder: Er war einer der Pfeife rauchenden und Karten spielenden Gestalten, die ich an meinem ersten Tag einen Stock tiefer gesehen habe. Henry erklärt mir, dass Guénée die Observation der Familie

Dreyfus leitet. »Ich dachte, Sie würden gern hören, wie der aktuelle Stand ist«, sagt er.

»Bitte.« Ich deute auf die Sitzgruppe in der Ecke meines Büros, und wir setzen uns. Guénée hat eine Aktenmappe dabei, ebenso Henry.

»Entsprechend Oberst Sandherrs Anweisungen

habe ich mich mit meinen Nachforschungen auf den älteren Bruder des Verräters konzentriert, auf Mathieu Dreyfus«, sagt Guénée. Er nimmt eine Studioaufnahme aus seinem Ordner und schiebt sie über den Tisch. Mathieu ist attraktiv, sogar schneidig. Er erinnert eher an einen Hauptmann der

Armee als sein Bruder
Alfred, der wie ein
Bankdirektor aussieht.
Guénée fährt fort. »Das
Objekt ist siebenunddreißig
Jahre alt und vom
Familiensitz in Mülhausen
einzig zu dem Zweck nach
Paris gezogen, die
Kampagne zur
Unterstützung seines
Bruders zu organisieren.«

»Eine Kampagne?«

»Ja, Herr Oberstleutnant. Er schreibt Briefe an prominente Bürger und hat verlauten lassen, dass er bereit sei, für Informationen gutes Geld zu zahlen.«

»Sie müssen wissen, dass die Familie sehr wohlhabend ist«, wirft Henry ein. »Seine Frau ist

sogar noch reicher. Ihre
Familie sind die
Hadamards —
Diamantenhändler.«

»Und hat der Bruder
schon irgendetwas
erreicht?«

»Ein Arzt aus Le Havre,
ein Dr. Gibert, ist ein alter
Freund des
Staatspräsidenten. Er hat
der Familie sofort

angeboten, sich bei
Präsident Fauré für sie
einzusetzen.«

»Und? Hat er?«

Guénée blättert in seinem
Ordner. »Dr. Gibert hat
den Staatspräsidenten am
21. Februar im Élysée zum
Frühstück getroffen.
Danach ist er auf direktem
Weg ins Hôtel de l'Athénée
gefahren, wo Mathieu

Dreyfus schon auf ihn gewartet hat – einer unserer Leute ist ihm von seiner Wohnung ins Hotel gefolgt.« Guénée liest den Bericht des Agenten vor: »Objekte saßen im Foyer, machten einen höchst erregten Eindruck. Saß am Nachbartisch und hörte, wie B. zu A. sagte: ›Genau das hat der Präsident

gesagt – es handelte sich um geheime Beweise, die den Richtern übergeben wurden und für die Verurteilung ausschlaggebend waren, nicht die vor Gericht präsentierten Beweise.◀ Selbiger Punkt wurde mehrmals mit Nachdruck wiederholt ... Nachdem B. gegangen war, blieb A. in

seinem Sessel sitzen,
offensichtlich sehr
aufgewühlt. A. bezahlte
Rechnung (Kopie
beiliegend) und verließ das
Hotel um 9 Uhr 25.«

Ich schaue Henry an.
» Der *Präsident* hat offen
gesagt, dass den Richtern
geheime Beweise
vorgelegt wurden?«

Henry zuckt mit den

Achseln. »Die Leute reden.
Eines Tages musste es ja
rauskommen.«

»Ja, aber der *Präsident*
...? Macht Ihnen das keine
Sorgen?«

»Nein. Warum? Eine
juristische Lappalie. Das
ändert nicht das
Geringste.«

Ich denke darüber nach.
Ich bin mir nicht so sicher.

Ich stelle mir vor, was
mein Freund Leblois,
seines Zeichens
Rechtsanwalt, dazu sagen
würde. »Zugegeben, es
ändert nichts an Dreyfus'
Schuld. Aber wenn
allgemein bekannt würde,
dass er aufgrund von
geheimen Beweisen
verurteilt wurde, die er und
sein Anwalt niemals zu

Gesicht bekamen, dann würde bestimmt so mancher argumentieren, dass er keinen fairen Prozess bekommen hat.«
Ich beginne zu verstehen, warum Boisdeffre politischen Ärger wittert.
»Wissen wir, wie die Familie diese Information einzusetzen gedenkt?«

Henry schaut zu Guénée,

der den Kopf schüttelt.
»Erst waren sie alle
ziemlich aufgeregt
deshalb. Sie haben ein
Familientreffen in Basel
abgehalten. Aber das ist
jetzt schon vier Monate
her, und seitdem ist nichts
passiert.«

»Nun ja, *eine* Sache
haben sie schon
unternommen«, sagt

Henry und zwinkert.
»Erzählen Sie das von
Madame Léonie – das wird
Sie erheitern, Herr
Oberstleutnant!«

»Ach ja, Madame
Léonie!« Guénée lacht und
kramt in seinem Ordner.
»Das ist eine Freundin von
Dr. Gibert.« Er gibt mir
eine zweite Fotografie, die
eine etwa fünfzigjährige

Frau mit einem
hausbackenen Gesicht
zeigt, die frontal in die
Kamera blickt und eine
normannische Haube trägt.

»Wer ist diese Madame
Léonie?«

»Sie ist eine
Schlafwandlerin.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Absolut! Sie fällt in einen
hellseherischen Schlaf und

erzählt Mathieu
vermeintliche Tatsachen
über den Fall seines
Bruders, von denen sie
behauptet, dass sie sie in
der Geisterwelt erfahren
hat. Er hat sie in Le Havre
kennengelernt und war so
beeindruckt von ihr, dass
er sie mit nach Paris
genommen hat. Er hat ihr
ein Zimmer in seiner

Wohnung gegeben.«

»Ist das zu fassen?«

Henry brüllt vor Lachen.

»Sie stolpern buchstäblich im Dunkeln herum. Im Ernst, Herr Oberstleutnant, von diesen Leuten haben wir nicht das Geringste zu befürchten.«

Ich lege die Fotografien von Mathieu Dreyfus und Madame Léonie

nebeneinander auf den
Tisch und spüre, wie
meine Besorgnis sich
langsam zerstreut.
Tischklopfen, Wahrsagerei,
Zwiesprache mit den
Toten: Das alles ist in Paris
im Augenblick groß in
Mode. Manchmal möchte
man an seinen
Mitmenschen verzweifeln.
»Sie haben recht, Henry.

Das beweist, dass sie nicht weiterkommen. Auch wenn sie von dieser geheimen Beweisakte wissen, anscheinend haben sie erkannt, dass die für sich allein noch gar nichts bedeutet. Sorgen wir also dafür, dass das so bleibt.«
Ich wende mich an Guénée. »Wie läuft die Observation ab?«

»Wir sind ganz nah dran an der Familie, Herr Oberstleutnant. Madame Dreyfus' Kindermädchen liefert uns einmal die Woche einen Bericht. Die Concierge von Mathieu Dreyfus' Wohnhaus in der Rue de Châteaudun ist unsere Informantin. Das Mädchen seiner Frau arbeitet auch für uns. Sein

Koch und dessen Verlobte behalten ihn für uns im Auge. Wohin er auch geht, wir folgen ihm. Der gesamte Briefverkehr der Familie wird von der Postbehörde umgeleitet. Wir haben von allem Abschriften.«

»Und das ist die Korrespondenz von Dreyfus selbst.« Henry hält

die Mappe hoch, die er mitgebracht hat, und gibt sie mir. »Das

Kolonialministerium

braucht sie morgen wieder.«

Die Mappe ist mit einer schwarzen Schnur zusammengebunden und trägt das offizielle Siegel des Kolonialministeriums. Ich löse die Schnur und

klappe den Deckel auf.
Einige der Briefe sind die
Originale – die, die der
Zensor nicht
durchgelassen hat und
deshalb im Ministerium
einbehalten wurden.
Andere sind Kopien von
Briefen, die freigegeben
wurden. »Meine liebe
Lucie, ich frage mich bei
Gott, wie ich so

weiterleben soll ...« Ich lege den Brief zurück und nehme einen anderen. »Mein armer geliebter Fred, der Schmerz, den ich bei unserer Trennung empfand ...« Ich bin verblüfft. Als Fred kann ich mir diese steife, ungelenke und kühle Gestalt kaum vorstellen.

»Ab jetzt möchte ich,

dass jeder Brief sofort nach seinem Eintreffen im Kolonialministerium kopiert und mir vorgelegt wird«, sage ich an Henry gewandt.

»Ja, Herr Oberstleutnant.«

»Und Sie, Monsieur Guénée, führen die Observation der Familie wie gehabt fort. Solange

sich die Umtriebe der
Familie auf die Ebene des
Schlafwandels

beschränken, braucht uns
das nicht zu kümmern.
Sollte es jedoch darüber
hinausgehen, müssen wir
uns noch einmal
unterhalten. Und achten
Sie außerdem auf alles,
was uns einen Hinweis auf
ein zusätzliches Motiv für

Dreyfus' Verrat liefern könnte.«

»Ja, Herr Oberstleutnant.«

Damit ist die Besprechung beendet.

.

Am Spätnachmittag stecke ich die Mappe mit den Briefen in meine Aktentasche und nehme

sie mit nach Hause.

Es ist eine ruhige, warme, goldene Tageszeit. Meine Wohnung liegt so hoch über der Straße, dass der meiste Lärm nur gedämpft oben ankommt. Und den Rest schlucken die mit Büchern gesäumten Wände. Das Prunkstück des Wohnzimmers ist ein

Flügel, den mir meine Mutter geschenkt hat, ein Érard, der in den Trümmern von Straßburg wie durch ein Wunder unversehrt geblieben war. Ich sitze in meinem Lehnstuhl und ziehe mir die Stiefel aus. Dann zünde ich mir eine Zigarette an und schaue hinüber zu der

Aktentasche, die auf dem
Klavierhocker liegt.
Eigentlich müsste ich mich
umziehen und sofort
wieder aufbrechen. Ich
solte mit den Briefen
warten, bis ich
zurückkomme. Aber die
Neugier ist zu stark.

Ich setze mich an den
winzigen Sekretär
zwischen den beiden

Fenstern und nehme die Akte heraus. Das erste Schriftstück: ein Brief aus dem Militärgefängnis Cherche-Midi, datiert vom 5. Dezember 1894, über sieben Wochen nach Dreyfus' Verhaftung. Er ist vom Zensor sauber auf liniertes Papier übertragen worden.

Meine liebe Lucie,

*schließlich kann ich Dir
doch noch ein paar Zeilen
schreiben. Ich bin gerade
darüber informiert worden,
dass mein Prozess am 19.
dieses Monats beginnt.
Man hat mir nicht erlaubt,
Dich zu sehen.*

*Ich werde Dir nicht all das
beschreiben, was ich hier
habe erleiden müssen. Die
Worte, die das*

wiedergeben könnten, gibt es in dieser Welt nicht.

Erinnerst Du Dich, wie ich Dir immer wieder gesagt habe, wie glücklich wir doch sind? Das ganze Leben lächelte auf uns herab. Dann plötzlich dieser furchtbare Donnerschlag, von dem mir noch heute der Kopt dröhnt. Ich, angeklagt des

*ungeheuerlichsten
Verbrechens, das ein
Soldat begehen kann!
Sogar jetzt noch glaube
ich, das Opfer eines
schrecklichen Albtraums
zu sein ...*

Ich drehe die Seite um und
überfliege schnell die
restlichen Zeilen: »Ich liebe
Dich und bete Dich an. Ich

umarme Dich tausendmal.
Und tausend Küsse für die
Kinder. Ich ertrage es
nicht, über sie zu
sprechen. Alfred.«

Der nächste Brief, wieder
eine Abschrift, wurde zwei
Wochen später in der
Gefängniszelle
geschrieben, am Tag nach
seiner Verurteilung:
»Meine Verbitterung ist so

groß, mein Herz so voller
Gift, dass ich mich schon
längst meines traurigen
Lebens entledigt hätte,
wenn mich nicht der
Gedanke an Dich
gehindert hätte, wenn nicht
die Angst, Dir noch mehr
Kummer zu bereiten,
meine Hand
zurückgehalten hätte.«

Dann die Abschrift von

Lucies Antwort am
Weihnachtstag: »Ich flehe
Dich an, liebster Freund,
lebe für mich. Nimm all
Deine Kraft zusammen
und kämpfe – gemeinsam
werden wir kämpfen, bis
der wahre Schuldige
gefunden ist. Was soll aus
mir werden ohne Dich?
Nichts habe ich dann
mehr, was mich an die

Welt bindet ...«

Ich fühle mich schmutzig, als ich das lese. Es ist, als belauschte man im Zimmer nebenan ein Paar beim Liebesspiel. Gleichzeitig kann ich nicht aufhören zu lesen. Ich blättere durch die Mappe, bis ich auf Dreyfus' Schilderung der Degradierungszeremonie stoße. Als er von den

verächtlichen Blicken
seiner früheren
Kameraden schreibt, frage
ich mich, ob er damit auch
mich meint: »Es ist nicht
schwer, ihre Gefühle zu
verstehen. An ihrer Stelle
würde ich einen Offizier,
der, wie man mir
versichert, ein Verräter ist,
auch mit Verachtung
strafen. Aber Gott sei's

geklagt, das ist das Traurige daran. Es gibt einen Verräter, nur dass nicht ich es bin ...«

Ich höre auf zu lesen und zünde mir noch eine Zigarette an. Glaube ich seinen

Unschuldsbeteuerungen?

Nein, nicht eine Sekunde.

In meinem ganzen Leben bin ich noch keinem

Schurken begegnet, der nicht mit ebenso großer Ernsthaftigkeit darauf bestanden hätte, das Opfer eines Justizirrtums zu sein. Das gehört anscheinend zwangsläufig zur kriminellen Natur: Um die Gefangenschaft zu überleben, muss man sich irgendwie von seiner Unschuld überzeugen.

Andererseits tut mir
Madame Dreyfus leid. Es
ist offensichtlich, dass sie
ihm vollkommen vertraut –
nein, mehr als das, sie
vergöttert ihn geradezu wie
einen heiligen Märtyrer:
»Deine würdevolle Haltung
hat auf viele Herzen
großen Eindruck gemacht.
Und wenn die Stunde der
Wiedergutmachung

kommt, und sie wird
kommen, wird das
Gedenken an die Leiden,
die Du an jenem
furchtbaren Tag hast
ertragen müssen, für
immer ins Gedächtnis der
Menschheit eingeschrieben
sein ...«

•

Widerwillig breche ich hier

ab. Ich verschließe die
Mappe im Sekretär,
rasiere mich, ziehe eine
saubere Galauniform an
und mache mich auf den
Weg zum Haus zweier
Freunde, Comte und
Comtesse de Comminges.

Ich kenne Aimery de
Comminges, Baron de
Saint-Lary, seit wir vor
über zehn Jahren

gemeinsam in Tonkin stationiert waren. Ich war ein junger, kleiner Offizier und er ein noch jüngerer und kleinerer Leutnant. Zwei Jahre lang kämpften wir im Delta des Roten Flusses gegen die Vietnamesen und trieben uns in der Gegend von Saigon und Hanoi herum. Nach unserer Rückkehr

nach Frankreich vertiefte
sich unsere Freundschaft.
Er stellte mich seinen
Eltern und seinen jüngeren
Schwestern Daisy, Blanche
und Isabelle vor. Alle drei
musikalische, ledige und
temperamentvolle junge
Frauen. Nach und nach
entwickelte sich ein Salon,
der aus den drei
Schwestern, ihren

Freunden und denen von Aimerys Armeekameraden bestand, die Interesse an Musik hatten oder zumindest so taten.

Sechs Jahre besteht der Salon nun, und es ist eine von diesen musikalischen Soireen, zu der ich heute Abend geladen bin. Wie üblich gehe ich zu Fuß und nehme keine Droschke,

aus Sparsamkeit und um in Form zu bleiben. Ich gehe schnell, weil ich spät dran bin. Das uralte, riesige Stadtpalais der Familie de Comminges befindet sich auf dem Boulevard Saint-Germain. Schon von Weitem kann ich die Kutschen und Droschken sehen, die die Gäste absetzen. Im Haus

begrüßt mich Aimery mit
einem freundlichen
Händedruck, bei dem er
mit beiden Händen meine
Hand umfasst. Er ist
inzwischen Hauptmann
und gehört zum Stab des
Kriegsministers. Dann
küsse ich seine Frau
Mathilde, deren Familie
Waldner von Freundstein
zu den ältesten im Elsass

gehört. Seit dem Tod des Comte vor einem Jahr ist Mathilde die Hausherrin.

»Geh schon hoch, wir fangen in ein paar Minuten an«, flüstert sie und legt mir die Hand auf den Arm. Ihr Stil als charmante Gastgeberin – kein schlechter übrigens – ist der, selbst die banalste Bemerkung wie ein intimes

Geheimnis klingen zu lassen. »Mein lieber Georges, du bleibst doch zum Essen, oder?«

»Sehr gern, danke.« Eigentlich hatte ich gehofft, so früh wie möglich wieder gehen zu können, aber ich füge mich ohne Widerspruch. Junggesellen um die vierzig sind die herrenlosen Katzen der

Gesellschaft. Man nimmt
uns in den Haushalt auf,
füttert und verhätschelt
uns, und als Gegenleistung
haben wir für Amüsement
zu sorgen, hin und wieder
mit Anstand die eine oder
andere zudringliche
Vertraulichkeit über uns
ergehen zu lassen – wann,
mein lieber Georges,
wollen Sie denn nun

heiraten? – und immer bereitzustehen, egal wie kurzfristig, wenn bei einer Tischgesellschaft noch ein männlicher Gast benötigt wird.

Als ich ins Haus gehe, ruft mir Aimery hinterher: »Blanche sucht dich!« Fast im gleichen Augenblick sehe ich seine Schwester, die sich durch die Halle

voller Menschen auf mich
zuschlängelt. Ihr Kleid und
der dazu passende
Kopfschmuck ziert eine
große Anzahl dunkelgrün,
purpurn und golden
gefärbter Federn.

Sie küsst mich. »Blanche,
du siehst aus wie ein
besonders köstlicher
Fasan«, sage ich zu ihr.

»Ich hoffe, du bist heute

Abend ein guter und kein
grausamer Gott, weil ich
nämlich eine nette kleine
Überraschung für dich
habe.« Sie klingt
aufgekratzt. Dann nimmt
sie meinen Arm und führt
mich in Richtung Garten,
weg von allen anderen
Menschen.

Ich leiste symbolischen
Widerstand. »Ich glaube,

Mathilde möchte, dass wir alle nach oben gehen ...«

»Sei nicht albern! Es ist noch nicht mal sieben.«
Sie senkt die Stimme.
»Was ist das, etwas *Deutsches*, oder was?«

Sie geleitet mich zu der Glastür, die auf einen winzigen Gartenstreifen hinausführt. Er ist von den Nachbarn durch eine hohe

Mauer abgetrennt, an der unangezündete Lampions hängen. Kellner sammeln abgestellte Orangeade- und Likörgläser ein. Die Gäste sind schon alle nach oben gegangen. Bis auf eine Frau, die mir den Rücken zuwendet. Sie dreht sich um, und vor mir steht Pauline. Sie lächelt.

»Voilà«, sagt Blanche mit

seltsam beziehungsvoller
Stimme. » Die
Überraschung.«

•

Blanche ist immer für das Programm des Konzerts verantwortlich. Heute Abend stellt sie ihre neueste Entdeckung vor, ein erst achtzehnjähriges katalanisches Wunderkind,

Monsieur Casals, den sie als zweiten Cellisten im Orchester des Théâtre Marigny gesehen hat. Er beginnt mit einer Cello-Sonate von Saint-Saëns, und schon mit den Eröffnungsakkorden wird klar, dass er ein Juwel ist. Normalerweise sitze ich andächtig da und lausche, aber heute Abend wandern

meine Blicke umher. Ich beobachte die Zuschauer, die, mit Blick auf die Musiker in der Mitte des Raums, rundherum entlang den Wänden des großen Salons sitzen. Unter den etwa sechzig Gästen zähle ich ein Dutzend Uniformträger, hauptsächlich Kavalleristen wie Aimery, von denen ich

die Hälfte wegen ihrer
Verbindung zum
Generalstab kenne. Nach
einer Weile habe ich das
Gefühl, dass ich selbst
einige Seitenblicke auf
mich ziehe: der jüngste
Oberstleutnant der Armee,
unverheiratet, neben ihm
die attraktive Frau eines
höheren Beamten aus dem
Außenministerium, und

nirgendwo eine Spur vom
Ehemann. Als
Oberstleutnant in meiner
Position bei einer Affäre
mit einer verheirateten
Frau ertappt zu werden
würde einen Skandal
verursachen, der eine
Karriere ruinieren kann. Ich
versuche, nicht mehr
daran zu denken und mich
auf Musik zu

konzentrieren. Aber mir ist weiter unwohl.

In der Pause gehen Pauline und ich wieder in den Garten. Blanche hakt sich zwischen uns beiden ein. Zwei Offiziere, alte Freunde von mir, treten auf uns zu, um mir zu meiner Beförderung zu gratulieren. Ich stelle ihnen Pauline vor. »Das ist Major

Albert Curé – wir waren
zusammen mit Aimery in
Tonkin. Madame Monnier.
Und das ist Hauptmann
William Lallemand de
Marais ...«

»Auch bekannt als der
Halbgott«, wirft Blanche
ein.

Pauline lächelt.
»Warum?«

»Zu Ehren von Loge

natürlich, dem Halbgott
des Feuers aus *Das
Rheingold*. Ist die
Ähnlichkeit nicht
unübersehbar, meine
Liebe? Diese Leidenschaft!
Hauptmann Lallemand ist
der Halbgott, und Georges
ist der gute Gott.«

»Leider kann ich bei
Wagner nicht mitreden.«

Lallemand, der eifrigste

Musikschüler in unserem Kreis, spielt den ungläublich Schockierten. »Kann ich bei Wagner nicht mitreden! Oberstleutnant Picquart, Sie müssen mit Madame Monnier nach Bayreuth fahren!«

Für meinen Geschmack etwas zu spitz meldet sich Curé zu Wort. »Und Monsieur Monnier, liebt er

die Oper?«

»Unglücklicherweise mag mein Mann überhaupt keine Musik.«

Nachdem sie gegangen sind, wendet sich Pauline mit leiser Stimme an mich.
»Ist es dir lieber, wenn ich gehe?«

»Nein, warum denn?«
Wir trinken Orangeade.
Der große Gestank hat

sich in den letzten ein,
zwei Tagen verzogen. Der
warme Wind aus Faubourg
Saint-Germain schmeckt
nach dem Blütenduft eines
Sommerabends.

»Du scheinst dich in
deiner Haut nicht recht
wohlzufühlen.«

»Mir war nur neu, dass
du und Blanche euch
kennt, das ist alles.«

»Isabelle hat mich vor vier Wochen zum Tee bei Alix Tocnaye mitgenommen, da war sie auch dabei.«

»Und wo ist Philippe?«

»Er ist heute Abend nicht in Paris. Er kommt erst morgen zurück.«

Die Andeutung, das Angebot, hängt unausgesprochen in der

Luft.

»Und die Mädchen?«

Paulines Töchter sind zehn und sieben. »Musst du nicht nach Hause?«

»Sie sind bei Philippes Schwester.«

»Tja, dann weiß ich ja jetzt, was Blanche mit ihrer netten kleinen Überraschung gemeint hat.« Ich weiß nicht, ob ich

belustigt oder verärgert
sein soll. »Warum hast du
sie ins Vertrauen
gezogen?«

»Das habe ich nicht. Ich
dachte, du hättest es ihr
erzählt.«

»Habe ich nicht.«

»So wie sie sich
ausgedrückt hat – ich habe
einfach angenommen,
dass sie Bescheid weiß.

Nur deshalb habe ich ihr erlaubt, dass sie das heute Abend arrangiert.« Wir schauen uns an. Und dann sagt sie, nach einer für mich viel zu schnellen intuitiven oder deduktiven Überlegung: »Blanche ist in dich verliebt.«

Ich lache erschrocken.
»Nein, bestimmt nicht.«

»Dann hattet ihr

zumindest mal eine Affäre,
richtig?«

Ich lüge. Was sonst kann
ein Gentleman in einer
solchen Situation tun.

»Pauline, mein Liebling, sie
ist fünfzehn Jahre jünger
als ich! Ich bin wie ein
älterer Bruder für sie.«

»Aber sie beobachtet
dich die ganze Zeit. Sie ist
besessen von dir, und das

mit uns hat sie einfach
gespürt.«

»Wenn Blanche in mich
verliebt wäre, dann hätte
sie wohl kaum dieses
Schäferstündchen für uns
arrangiert!«, sage ich leise.

Pauline lächelt und
schüttelt den Kopf.

»Genau deshalb hat sie es
getan! Wenn sie dich
schon nicht haben kann,

dann will sie wenigstens Einfluss darauf nehmen, wer dich kriegt.«

Unwillkürlich schauen wir uns um, ob uns auch niemand beobachtet. Ein Diener geht herum und teilt den Gästen im Flüsterton mit, dass das Konzert gleich weitergehe. Der Garten leert sich. Ein Dragoner-Hauptmann

bleibt auf der Türschwelle stehen und dreht sich zu uns um.

»Komm, lass uns jetzt sofort gehen«, sagt Pauline plötzlich. »Der zweite Teil und das Essen kommen auch ohne uns aus.«

»Damit sie alle auf die zwei leeren Plätze starren? Dann können wir ja gleich

eine Anzeige im *Figaro*
aufgeben!«

Nein, wir haben keine
andere Wahl, als den
Abend durchzustehen: das
Streichquartett in der
zweiten Hälfte, die beiden
Zugaben, den
Champagner danach, die
sich hinziehenden
Verabschiedungen
derjenigen, die nicht zum

Essen geladen sind, aber noch auf Begnadigung hoffen ... Und die ganze Zeit gehen Pauline und ich uns sorgfältig aus dem Weg, was natürlich das sicherste Zeichen für eine Affäre ist.

Es ist schon nach zehn, als wir uns zum Essen niederlassen. Wir sind eine sechzehnköpfige

Tischgesellschaft. Ich sitze
zwischen Aimerys
verwitweter Mutter – der
Comtesse, ganz in
schwarzer, geraffter Seide
und mit leichenblasser
Haut wie der Geist in *Don
Giovanni* – und Blanches
Schwester Isabelle. Sie hat
erst kürzlich in eine
ungeheuer reiche
Bankiersfamilie

eingeheiratet, der eines
der fünf größten Weingüter
in Bordeaux gehört. Sie
lässt sich anscheinend
sachkundig über
Appellations und Grands
Crus aus, könnte allerdings
genauso gut polynesisch
sprechen, so viel verstehe
ich von alldem. Ich fühle
mich auf seltsame, fast
schwindelerregende Art

abgekoppelt: das
weltläufige Gerede erreicht
mich als
Phonemgebrabbel, die
Musik als Zurren und
Zupfen auf Darm und
Draht. Ich schaue zum
anderen Ende des Tisches,
wo Pauline Isabelles
Ehemann zuhört, einem
jungen Mann, dem sein
Stammbaum ein derart

edles, fast fötusartiges
Aussehen beschert hat,
dass schon das Verlassen
des Mutterleibes einer
Geschmacksverirrung
gleichkommt. Im
Kerzenlicht schnappe ich
Blanches Blick auf, der
mich aus ihrem
Jagdvogelgefieder
anfunktelt, die betrogene
Frau. Ich wende den Blick

ab. Es ist Mitternacht, als wir uns schließlich erheben.

Um den Anstand zu wahren, verlasse ich das Haus vor Pauline. »Du bist ein verruchtes Weib«, sage ich an der Tür zu Blanche und drohe ihr mit dem Finger.

»Gute Nacht, Georges,« sagt sie traurig.

Ich gehe den Boulevard hinauf und halte Ausschau nach einer Droschke mit einer weißen Laterne, die signalisiert, dass sie auf dem Weg ins Depot am Arc de Triomphe ist. Jede Menge blaue, rote und gelbe Laternen rumpeln vorbei, bis schließlich eine weiße auftaucht. Als ich auf die Straße trete, um

die Droschke aufzuhalten,
und sie schließlich
klappernd vor mir stehen
bleibt, taucht auch schon
Pauline auf dem Trottoir
auf. Ich nehme ihren Arm
und helfe ihr beim
Einsteigen. »Rue Yvon-
Villarceau, Ecke Rue
Copernic«, sage ich zum
Kutscher und steige dann
selbst ein. Pauline lässt es

zu, dass ich sie kurz
küsse, und stößt mich
dann zurück.

»Hör auf. Ich will wissen,
was das alles zu bedeuten
hatte.«

»Ach, komm. Das willst
du nicht wirklich wissen,
oder?«

»Doch.«

Ich seufze und nehme
ihre Hand. »Die arme

Blanche hat einfach kein Glück mit ihrem Liebesleben. Der Mann im Raum, der völlig unpassend oder völlig unerreichbar ist, ist genau der, in den Blanche sich verliebt. Vor ein paar Jahren hat es einen ziemlichen Skandal gegeben, der natürlich vertuscht wurde, aber für

die Familie trotzdem
hochnotpeinlich war,
besonders für Aimery.«

»Warum besonders für
Aimery?«

»Weil der darin
verwickelte Mann ein
Offizier aus dem
Generalstab war, den
Aimery ins Haus eingeführt
hatte – ein höherer
Offizier, frisch verwitwet,

deutlich älter als Blanche.«

»Was ist passiert?«

Ich ziehe mein Zigarettenetui aus der Tasche und biete Pauline eine an. Sie winkt ab. Ich zünde mir eine Zigarette an. Mir ist unwohl dabei, die ganze Geschichte zu erzählen, aber ich schätze, Pauline hat ein Recht darauf, sie zu erfahren.

Außerdem vertraue ich darauf, dass sie sie für sich behält.

»Blanche und dieser Offizier hatten eine Affäre. Sie dauerte ziemlich lange, ein Jahr vielleicht. Dann hat Blanche jemand anderes kennengelernt, einen jungen Aristokraten ihres Alters, wesentlich passender. Dieser junge

Mann hat um ihre Hand
angehalten. Die Familie
war entzückt. Blanche
versuchte die Beziehung
mit dem Offizier zu
beenden. Aber der wollte
das nicht hinnehmen. Und
dann hat Aimerys Vater,
der alte Comte, Briefe von
einem Erpresser
bekommen, der damit
drohte, die Affäre öffentlich

zu machen. Der Comte ist schließlich zum Präfekten der Pariser Polizei gegangen.«

»Mein Gott, das ist ja wie bei Balzac.«

»Es kommt noch besser. Schließlich hat der Comte fünfhundert Francs bezahlt, um einen besonders kompromittierenden Brief

zurückzubekommen, den
Blanche an ihren
verwitweten Liebhaber
geschrieben hatte und der
sich angeblich im Besitz
einer geheimnisvollen Frau
befand. Die Dame soll bei
dem Treffen in dem Park,
wo sie den Brief
zurückgab, vollkommen
verschleiert gewesen sein.
Die Untersuchungen der

Polizei haben später ergeben, dass der Erpresser der verwitwete Offizier selbst war.«

»Nein! Unglaublich! Was ist mit ihm passiert?«

»Nichts. Als ein Mann mit sehr guten Verbindungen durfte er seine Karriere fortsetzen. Er ist Oberst und immer noch im Generalstab.«

»Und Blanches
Verlobter?«

»Er hat es abgelehnt,
noch irgendetwas mit ihr
zu tun zu haben.«

Pauline lehnt sich
nachdenklich in ihrem Sitz
zurück. »Sie tut mir leid.«

»Gelegentlich führt sie
sich wirklich töricht auf.
Aber sie ist ein
herzensguter Mensch. Und

auf ihre eigene Art
begabt.«

»Wie heißt dieser Oberst,
damit ich ihm eine
Ohrfeige verpassen kann,
wenn ich ihm einmal über
den Weg laufen sollte?«

»Wenn du den Namen
einmal gehörest hast,
vergisst du ihn nie wieder –
Armand du Paty de Clam.
Er trägt immer ein

Monokel.« Ich bin drauf und dran, die kuriose Tatsache hinzufügen, dass er auch der federführende Offizier bei der Untersuchung gegen Hauptmann Dreyfus war, lasse es dann aber. Diese Information unterliegt der Geheimhaltung, außerdem schmiegt Pauline gerade ihre Wange an meine

Schulter, und mir gehen
plötzlich andere Dinge im
Kopf herum.

•

Mein Bett ist schmal, die
Pritsche eines Soldaten.
Nackt und eng
umschlungen, um nicht auf
den Boden zu fallen, liegen
wir in der warmen
Nachtluft. Es ist drei Uhr

morgens. Pauline atmet langsam und regelmäßig in ihrem tiefen, weichen Schlaf. Ich bin hellwach, schaue über ihre Schulter zum offenen Fenster und versuche mir vorzustellen, wir wären verheiratet. Wenn wir es wären, würden wir dann jemals so eine Nacht zusammen verbringen? Ist es das

Bewusstsein um ihre
Vergänglichkeit, die
solchen Momenten den
unvergleichlichen Reiz
verleiht? Außerdem graut
mir vor ständiger
Gesellschaft.

Ich ziehe vorsichtig
meinen Arm unter ihrem
Körper hervor, taste mit
den Füßen nach dem
Teppich und stehe auf.

Der Nachthimmel wirft
genug Licht ins
Wohnzimmer, dass ich
mich zurechtfinde. Ich
ziehe meinen Morgenrock
über und zünde die
Gaslampe auf dem
Sekretär an. Ich schließe
die Schublade auf, hole die
Aktenmappe mit Dreyfus'
Korrespondenz heraus,
und während meine

Geliebte schläft, nehme ich
meine Lektüre an der
Stelle wieder auf, wo ich
sie unterbrochen habe.

5

Die Geschichte der vier Monate nach der Degradierung ist in der Akte leicht nachzuverfolgen, da diese von einem Bürokraten in streng chronologischer Reihenfolge dokumentiert wurde. Zwölf Tage nach

der Degradierung holte man Dreyfus mitten in der Nacht aus seiner Pariser Zelle, sperrte ihn am Gare d'Orléans in einen Gefängniswaggon und schickte ihn auf eine zehnstündige Reise durch das verschneite Land zur Atlantikküste. Im Bahnhof von La Rochelle wurde er von einer Menschenmenge

erwartet, die den ganzen
Nachmittag mit Fäusten
gegen die Seitenwände
des Waggons hämmerte
und Drohungen und
Beleidigungen brüllte. »Tod
dem Juden! Judas! Tod
dem Verräter!« Erst bei
Sonnenuntergang wagten
es die Wachen, Dreyfus
aus dem Zug zu holen. Es
ist für ihn ein

Spießbrutenlauf geworden.

G

21. JANUAR 1895

*Meine geliebte Lucie,
gestern in La Rochelle,
als man mich mit
Beleidigungen
überschüttete, wollte ich
mich von meinen
Bewachern losreißen und
meine nackte Brust denen*

darbieten, denen ich als billiges Ziel ihrer Empörung diene. Ich wollte ihnen zurufen: »Warum beleidigt ihr mich? Ihr könnt meine Seele nicht kennen, sie ist frei von allem Makel. Aber wenn ihr dennoch glaubt, dass ich schuldig bin, kommt, nehmt meinen Leib, ich gebe ihn euch ohne jedes Bedauern.«

Und wenn ich dann, unter
den brennenden Qualen
physischer Schmerzen,
gerufen hätte: »Es lebe
Frankreich!«, vielleicht
hätten sie mir dann
geglaubt, dass ich
unschuldig bin!

Aber worum bitte ich
denn bei Tag und bei
Nacht? Um Gerechtigkeit!
Gerechtigkeit! Leben wir

denn nicht im neunzehnten
Jahrhundert? Oder hat
sich das Rad der Zeit um
hundert Jahre
zurückgedreht? Ist es
möglich, dass in einem
Zeitalter der Aufklärung
und Wahrheit die Unschuld
unerkannt bleibt? Lasst sie
suchen! Ich bitte um keine
Gunst, aber ich bitte um
die Gerechtigkeit, auf die

jedes menschliche Wesen
ein Anrecht hat. Lasst sie
weilersuchen! Lasst die,
welche über wirksame
Methoden der
Nachforschung verfügen,
diese auf meinen Fall
anwenden. Es ist dies ihre
heilige Pflicht im Dienste
der Menschlichkeit und der
Gerechtigkeit ...

Ich lese den letzten Absatz noch einmal. Etwas ist sonderbar daran. Ich begreife, was er tut. Vordergründig schreibt er seiner Frau. Da er aber weiß, dass seine Worte bis dahin durch viele Hände gehen, sendet er auch eine Botschaft an die Lenker seines Schicksals in Paris; also an mich,

obwohl er sicher nie
geahnt hätte, dass ich an
Sandherrs Schreibtisch
sitzen könnte. *Lasst die,
welche über wirksame
Methoden der
Nachforschung verfügen*
... Das ändert zwar nichts
an meiner Überzeugung,
dass er schuldig ist, aber
es ist eine clevere Taktik.
Sie bringt mich zum

Nachdenken. Der Bursche
gibt jedenfalls nicht auf.

PARIS
J

*Mein liebster Fred,
glücklicherweise habe ich
gestern Morgen keine
Zeitungen gelesen. Meine
Lieben wollten die
schändliche Szene in La
Rochelle vor mir*

verbergen, sonst wäre ich vor Verzweiflung wohl verrückt geworden ...

Als Nächstes ist in der Akte ein Brief Lucies an den Minister abgeheftet, in dem sie um Erlaubnis bittet, ihren Mann zum Abschied auf der Île de Ré besuchen zu dürfen. Die Erlaubnis wird für den 13.

Februar unter strengen
Auflagen erteilt, die
ebenfalls aufgeführt
werden. Der Gefangene
hat an einem Ende des
Raums zwischen zwei
Wachen zu stehen;
Madame Dreyfus hat am
anderen Ende in
Begleitung einer dritten
Wache auf einem Stuhl zu
sitzen; zwischen ihnen

steht der
Gefängnisdirektor; sie
dürfen über nichts
sprechen, was in
Zusammenhang mit dem
Urteil steht; physischer
Kontakt ist untersagt. Ein
Brief, in dem Lucie
anbietet, sich die Hände
auf den Rücken fesseln zu
lassen, wenn sie ihm dafür
etwas näher sein könne,

trägt den Stempel
abgelehnt.

Fred an Lucie: *Die wenigen Augenblicke, die ich mit Dir verbringen durfte, waren voller Freude, auch wenn es mir unmöglich war, Dir all das zu erzählen, was ich in meinem Herzen trug* (14. Februar). Lucie an Fred: *Welche Gefühle, welch*

angstvollen Schrecken
fühlten wir beide, als wir
uns wiedersahen, vor
allem Du, mein armer,
geliebter Mann (16.
Februar). Fred an Lucie:
Ich wollte all die
Bewunderung ausdrücken,
die ich für Deinen edlen
Charakter empfinde, für
Deine
bewunderungswürdige

Hingabe (21. Februar).
Stunden später befand
sich Dreyfus auf einem
Kriegsschiff, der *Saint-
Nazaire*, und dampfte
hinaus auf den Atlantik.

Bis jetzt waren die
meisten Briefe in der Akte
Abschriften, vermutlich weil
die Originale an den
Adressaten weitergeleitet
wurden. Ab diesem

Zeitpunkt jedoch sind die meisten Seiten, die ich lese, in Dreyfus' eigener Handschrift verfasst. Seine Schilderungen der Reise – heftige Winterstürme in einem ungeheizten, den Elementen ausgesetzten Verschlag auf dem Oberdeck, Tag und Nacht bewacht von bewaffneten Wärtern, die nicht mit ihm

sprechen dürfen – sind von
den Zensoren im
Kolonialministerium
zurückgehalten worden.
Am achten Tag wurde das
Wetter allmählich wärmer.
Immer noch kannte
Dreyfus nicht das Ziel
seiner Reise. Niemand war
erlaubt, es ihm zu sagen.
Er vermutete Cayenne.
Am fünfzehnten Tag der

Reise schrieb er an Lucie,
dass das Kriegsschiff
schließlich vor drei kleinen
überwucherten

Felsenhügeln inmitten der
Ödnis des Ozeans vor
Anker gegangen sei: der
Île Royale, der Île Saint-
Joseph und der Île du
Diable, der Teufelsinsel,
der kleinsten der drei
Inseln. Zu seinem

Erstaunen musste er feststellen, dass Letztere für ihn allein vorgesehen war.

Liebste Lucie ... Meine geliebte Lucie ... Lucie, liebste ... Geliebte Frau ... Ich liebe Dich ... Ich sehne mich nach Dir ... Ich denke an Dich ... Ich sende Dir das Echo meiner tiefen Zuneigung ... So viel

Gefühle, Zeit und Energie,
aufgewendet in der
Hoffnung auf ein bisschen
Nähe, die dann doch nur in
dieser dunklen Akte endet!
Aber vielleicht ist es
besser, denke ich,
während ich die immer
verzweifelteren Klagen
überfliege, dass Lucie
nichts davon lesen muss.
Sie weiß nichts davon,

dass ihr Mann, nachdem
die *Saint-Nazaire* in den
Tropen vor Anker
gegangen ist, vier Tage
lang in seiner Eisenkiste
unter der grausamen
Sonne eingesperrt blieb,
ohne ein einziges Mal an
Deck zu dürfen, und dass
er schließlich auf die Île
Royale geführt und in eine
Zelle mit geschlossenen

Fenstern gesperrt wurde,
die er einen Monat lang
nicht verlassen durfte,
während die alte
Leprakolonie auf der
Teufelsinsel abgerissen
und seine neue Unterkunft
vorbereitet wurde.

*Meine Liebe,
nach dreißig Tagen
strenger Haft brachten sie*

*mich schließlich auf die
Teufelsinsel. Tagsüber darf
ich auf einer Fläche von
wenigen Hundert Metern
im Quadrat umhergehen,
wobei mir bei jedem Schritt
Wärter mit Gewehren
folgen. Bei
Sonnenuntergang (um
sechs Uhr) werde ich in
meine vier mal vier Meter
große, mit einem*

Eisengitter verschlossene
Hütte gesperrt, vor der
abwechselnd Wärter die
ganze Nacht Wache
halten. Meine Essensration
besteht aus einem halben
Laib Brot pro Tag, dreimal
die Woche einem dritten
Kilo Fleisch und an den
restlichen Tagen
Dosenspeck. Zu trinken
bekomme ich Wasser. Ich

muss Holz sammeln,
Feuer machen und mein
Essen selbst kochen, ich
muss meine Wäsche
selbst waschen und
versuchen, sie in diesem
feuchten Klima zu
trocknen.

Es ist mir unmöglich,
Schlaf zu finden. Der
Käfig, vor dem in meinen
Träumen der Wächter wie

ein Phantom auf und ab
geht, die peinigende
Heimsuchung des
Ungeziefers und die
Qualen meines Herzens,
all das macht es mir
unmöglich, Schlaf zu
finden.

Heute Morgen stürzte der
Regen wie eine Sintflut
herab. Wenn er einmal
aufhörte, drehte ich eine

*Runde auf dem kleinen Teil
der winzigen Insel, die für
mich reserviert ist. Die
Insel ist ein ausgedörrter
Flecken. Ein paar
Bananenstauden und
Kokospalmen, sonst
trockene Erde, aus der
überall Basaltfelsen ragen.
Und dann der ruhelose, zu
meinen Füßen unablässig
donnernde und flüsternde*

Ozean!

*Ich denke viel an Dich,
meine geliebte Frau, und
an unsere Kinder. Ich
frage mich, ob meine
Briefe Dich erreichen. Was
für ein trauriges und
schreckliches Martyrium ist
das für uns beide, für uns
alle! Den Wärtern ist es
verboten, mit mir zu
sprechen. Die Tage gehen*

vorüber ohne ein einziges Wort. Meine Abschottung ist so vollkommen, dass es mir oft vorkommt, als wäre ich lebendig begraben.

Die Bedingungen, unter denen es Lucie erlaubt ist zu schreiben, sind streng. Es ist ihr verboten, den Fall oder irgendein damit in Zusammenhang stehendes

Ereignis zu erwähnen. Sie hat die Anweisung, alle Briefe bis zum 25. jedes Monats im Kolonialministerium einzureichen. Dort werden sie sorgfältig abgeschrieben und von den zuständigen Beamten im Kolonial- wie im Kriegsministerium gelesen. Abschriften werden auch

an Major Etienne Bazeries weitergeleitet, den Chef der Verschlüsselungsabteilung im Außenministerium, der die Briefe auf verschlüsselte Botschaften überprüft. (Major Bazeries überwacht auch Dreyfus' Briefe an Lucie.) Ich erfahre aus der Akte, dass das erste Bündel Briefe

C a y e n n e Ende März
erreichte, aber nach Paris
zur nochmaligen
Überprüfung
zurückgeschickt wurde.
Erst am 12. Juni, nach
viermonatigem Schweigen,
erreichten Dreyfus
schließlich die ersten
Nachrichten aus der
Heimat.

Mein geliebter Fred,

*ich habe keine Worte für
meine Trauer und meinen
Kummer, während Du Dich
immer weiter von mir
entfernst. Meine Tage sind
erfüllt von Gedanken voller
Angst, meine Nächte
quälen fürchterliche
Träume. Nur die Kinder mit
ihrer bezaubernden Art
und der reinen Unschuld
ihrer Herzen erinnern mich*

*immer wieder an die
zwingende Pflicht, die ich
zu erfüllen habe, und dass
ich kein Recht habe,
schwach zu werden. Dann
nehme ich meine Kraft
zusammen und arbeite mit
ganzem Herzen daran, sie
so aufzuziehen, wie Du es
Dir immer gewünscht hast,
nach Deinen guten
Ratschlägen und nach*

*Kräften bestrebt, ihnen
eine edle Gesinnung
mitzugeben, damit Du sie
bei Deiner Rückkehr als
die Kinder vorfindest, die
Deiner würdig sind und wie
Du sie geformt haben
würdest.*

*Mit immerwährender
Liebe, mein liebster Mann,
Deine ergebene*

Lucie.

Hier endet die Akte. Ich lege das letzte Blatt zur Seite und zünde mir eine Zigarette an. Der neue Tag ist angebrochen. Ich war so gefesselt, dass ich es nicht bemerkt habe. Hinter mir im Schlafzimmer kann ich Paulines Schritte hören. Ich gehe in die

winzige Küche, um Kaffee zu machen, und als ich mit zwei Tassen in der Hand wieder ins Wohnzimmer zurückkehre, ist sie schon angezogen und sucht nach etwas.

»Nein danke«, sagt sie zerstreut, als sie den Kaffee sieht. »Ich muss sofort los. Aber ich kann einfach den Strumpf nicht

finden ... Ah, da!«

Sie bückt sich und hebt ihn auf. Sie stützt die Ferse auf einer Stuhlkante ab, rollt den weißen Seidenstoff über Zehen und Spann und zieht den Strumpf über die Wade.

Ich schaue ihr zu. »Du siehst aus wie Manets *Nana*.«

»Ist Nana nicht eine

Hure?«

»Nur durch die Brille der bürgerlichen Moral.«

»Nun ja, ich bin bürgerlich. Und du auch. Genauso übrigens, und da wären wir beim Punkt, die meisten deiner Nachbarn.«
Sie zieht den Schuh an und streicht sich das Kleid glatt. »Und wenn ich jetzt gehe, dann sehen sie mich

vielleicht nicht.«

Ich helfe ihr in die Jacke.
»Warte wenigstens so lange, bis ich mir etwas angezogen habe, dann kann ich dich nach Hause bringen.«

»Damit wäre der Zweck ja wohl verfehlt, oder?« Sie nimmt ihre Handtasche. Ihre Heiterkeit ist grässlich.
»Auf Wiedersehen, mein

Liebling«, sagt sie. »Und
schreib mir bald.« Und
dann ist sie nach einem
flüchtig hingehauchten
Kuss auch schon
verschwunden.

.

Ich komme so früh ins
Büro, dass ich damit
rechne, das Gebäude für
mich allein zu haben. Als

ich aber den auf seinem
Stuhl dösenden Bachir
wachrüttele, erfahre ich,
dass Major Henry schon in
seinem Büro ist. Ich gehe
nach oben, durch den
Gang bis zu seiner Tür,
klopfe und trete sofort ein.
Mein Stellvertreter sitzt mit
Lupe und Pinzette an
seinem Schreibtisch und
beugt sich über

verschiedene vor ihm
liegende Schriftstücke. Er
hebt überrascht den Kopf.
Mit der Brille, die ganz
vorn auf seiner Stupsnase
thront, sieht er erstaunlich
alt und verletzlich aus. Er
scheint das auch zu
spüren, jedenfalls nimmt er
sie beim Aufstehen schnell
ab.

»Guten Morgen, Herr

Oberstleutnant. Sie sind aber früh dran heute.«

»Na ja, Sie auch, Herr Major. Man könnte meinen, Sie wohnen hier. Das hier geht zurück ins Kolonialministerium.« Ich gebe ihm die Akte mit der Dreyfus-Korrespondenz.

»Ich bin damit durch.«

»Danke. Und, was halten Sie davon?«

»Das Ausmaß der Zensur ist ungewöhnlich. Ich bin mir nicht sicher, ob eine derart drastische Beschränkung des Briefverkehrs wirklich nötig ist.«

»Ah!« Das typisch süffisante Grinsen erscheint auf Henrys Gesicht. »Vielleicht haben Sie ein weicheres Herz als

der Rest von uns, Herr Oberstleutnant.«

Ich schlucke den Köder nicht. »Bestimmt nicht. Aber wenn wir Madame Dreyfus gestatten würden, ihrem Mann zu erzählen, was sie so alles unternimmt, dann brauchen wir es nicht mehr herauszufinden. Und wenn wir ihm erlauben, mehr

über seinen Fall zu erzählen, dann macht er vielleicht einen Fehler und verrät uns etwas, was wir noch nicht wissen. Wie auch immer, wenn wir schon mithören, dann sollten wir sie zumindest dazu ermuntern, auch etwas zu sagen!«

»Ich werde das weitergeben.«

»Tun Sie das.« Ich schaue auf seinen Schreibtisch. »Was ist das?«

»Eine frische Lieferung von Agent Auguste.«

»Wann haben Sie das bekommen?«

»Vorgestern Abend.«

Ich werfe einen prüfenden Blick auf ein paar der zerrissenen

Notizen. »Irgendwas
Interessantes dabei?«

»Sieht so aus, ja.«

Die Briefe sind in
fingernagelgroße Schnipsel
zerrissen. Der deutsche
Militärattaché

Oberstleutnant Maximilian
von Schwartzkoppen
achtet anscheinend
sorgfältig darauf, die
Mitteilungen in

ungewöhnlich winzige
Stücke zu zerreißen.
Andererseits ist er nicht
schlau genug zu erkennen,
dass Verbrennen die einzig
sichere Methode zur
Entsorgung von Papier ist.
Henry und Lauth sind
Experten darin, die
Schnipsel mit winzigen
durchsichtigen
Klebestreifen wieder

zusammenzufügen. Die
Extraschicht verleiht den
Schriftstücken eine
geheimnisvolle Struktur
und Steifheit. Ich drehe sie
um. Sie sind auf
französisch, nicht auf
deutsch, und mit
romantischen
Einsprengseln gespickt:
*mon cher ami adoré, mon
adorable lieutenant, mon*

*pioupiou, mon Maxi, je suis
à toi, toujours à toi, toute à
toi, mille et mille
tendresses, à toi toujours.*

»Ich nehme an, die sind
nicht vom Kaiser. Oder
doch?«

Henry grinst. »Unser
anbetungswürdiger
Oberstleutnant Maxi hat
eine Affäre mit einer
verheirateten Frau.

Außerst töricht für einen Mann in seiner Position.«

Für einen Augenblick frage ich mich, ob das eine Spitze gegen mich ist, aber als ich den Blick hebe, schaut er nicht in meine Richtung, sondern mit einem Ausdruck wollüstiger Befriedigung auf den Brief.

»Und ich dachte, Schwarzkoppen ist

homosexuell«, sage ich.

»Ehefrauen, Ehemänner,
er nimmt's wohl, wie's
kommt.«

»Wer ist sie?«

»Sie unterzeichnet mit
Madame Cornet, aber das
ist nicht ihr richtiger Name.
Sie benutzt die Adresse
ihrer Schwester als
Postfach. Wir haben
Schwartzkoppen fünfmal

zu seinen kleinen
Rendezvous verfolgt und
sie als die Frau des
holländischen
Legationsrates identifiziert.
Sie heißt Hermance de
Weede.«

»Hübscher Name.«

»Für ein hübsches
Mädchen. Zweiunddreißig.
Drei kleine Kinder.
Jedenfalls hurt er ganz

schön herum, unser
galanter Oberstleutnant.«

»Wie lange geht das
schon?«

»Seit Januar. Einmal
haben sie in einem
Separée im Restaurant La
Tour d'Argent zu Mittag
gegessen und sich danach
ein Zimmer im
darübergelegenen Hotel
genommen. Einmal sind

sie im Champ-de-Mars
spazieren gegangen. Er ist
ziemlich leichtsinnig.«

»Und warum ist das so
interessant für uns, dass
wir unsere Mittel auf die
Überwachung eines
Mannes und einer Frau
verwenden, die eine Affäre
haben?«

Henry schaut mich an,
als wäre ich ein

Schwachkopf. »Weil ihn
das für
Erpressungsversuche
anfällig macht.«

»Von wem?«

»Von uns. Von jedem.
Das ist ja wohl kaum
etwas, was jemand
erfahren soll, oder?«

Der Gedanke, dass wir
versuchen könnten, den
deutschen Militärattaché

wegen einer
ehebrecherischen Liaison
mit der Frau eines
hochrangigen
holländischen Diplomaten
zu erpressen, erscheint
mir etwas weit hergeholt,
aber ich behalte meine
Meinung für mich.

»Und Sie sagen, dieses
Bündel ist vorgestern
Abend hereingekommen?«

»Ja, ich habe schon zu Hause daran gearbeitet.«

In der nun folgenden Pause wäge ich genau ab, was ich ihm jetzt beibringen muss. Ich wähle meine Worte vorsichtig.

»Mein lieber Henry, verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber ich bin der festen Überzeugung, dass so sensibles Material

wie dieses hier nach der Übergabe auf direktem Weg ins Büro gebracht werden sollte. Stellen Sie sich vor, die Deutschen finden das heraus!«

»Ich lasse es keine Sekunde aus den Augen, Herr Oberstleutnant, da können Sie ganz beruhigt sein.«

»Das ist nicht der Punkt.

Es ist einfach schlampige Arbeit. In Zukunft möchte ich, dass das gesamte Material von Agent Auguste direkt an mich übergeben wird. Ich bewahre es in meinem Tresor auf, und ich entscheide, welche Spuren verfolgt werden und wer sich darum kümmert.«

Henry errötet. Es

überrascht mich bei einem solch großen und starken Burschen, aber es scheint, dass er den Tränen nahe ist. »Oberst Sandherr hatte an meinen Methoden nichts auszusetzen.«

»Oberst Sandherr arbeitet nicht mehr hier.«

»Bei allem Respekt, Herr Oberstleutnant, aber Sie sind neu in diesem

Geschäft und ...«

Ich hebe die Hand. »Das reicht jetzt, Herr Major!« Ich weiß, dass ich ihm jetzt Einhalt gebieten muss. Ich kann nicht zurückweichen. Wenn ich jetzt nicht das Heft in die Hand nehme, dann nie mehr. »Ich muss Sie daran erinnern, dass dies eine militärische Einheit ist, kein

parlamentarischer
Debattierklub, und dass es
Ihre Aufgabe ist, meinen
Befehlen zu gehorchen.«

Er nimmt
Habtachtstellung ein wie
ein aufgezogener
Spielzeugsoldat. »Ja, Herr
Oberstleutnant!«

Als befände ich mich in
einer Kavallerieattacke,
nutze ich mein Momentum.

»Da wir schon einmal dabei sind, es gibt noch ein paar andere Veränderungen, die ich vorzunehmen gedenke. Ich will nicht, dass Informanten und andere zwielichtige Gestalten unten im Erdgeschoss herumlungern. Sie kommen in Zukunft nur dann, wenn wir sie rufen,

und danach verschwinden sie wieder. Wir sollten uns ein Passierscheinsystem einfallen lassen, damit nur autorisierte Personen Zugang zum ersten Stock haben. Und dann Bachir, der ist ein hoffnungsloser Fall.«

»Sie wollen Bachir loswerden?« In seiner Stimme lag Unglaube.

»Nicht bevor wir eine andere Verwendung für ihn gefunden haben. Bei mir werden alte Kameraden nicht fallen gelassen. Aber wir werden ein elektrisches Klingelsystem installieren, das jedesmal läutet, wenn die Vordertür geöffnet wird, damit wir wenigstens wissen, wenn jemand das Gebäude betritt – für den

Fall, dass er schläft, wie vorhin, als ich gekommen bin.«

»Ja, Herr Oberstleutnant. Ist das alles?«

»Fürs Erste ja. Packen Sie das Auguste-Material zusammen, und bringen Sie es in mein Büro.«

Ich drehe mich auf dem Absatz um und verlasse den Raum, ohne die Tür

hinter mir zu schließen.
Noch so etwas, was ich
schleunigst ändern sollte,
denke ich, während ich zu
meinem Büro gehe: diese
verdammte Kultur der
Heimlichkeit, in der sich
jeder im eigenen Zimmer
herumdrückt. Ich versuche
links und rechts die Türen
aufzureißen, aber sie sind
alle verschlossen. Als ich

an meinem Schreibtisch sitze, nehme ich ein Blatt Papier und schreibe ein strenges Memorandum, zu Händen aller meiner Offiziere, in dem ich die neuen Regeln festlege. Dann setze ich einen Vermerk an General Gonse auf, in dem ich um die Zuteilung neuer Büros für die Statistik-Abteilung

im Hauptgebäude des Ministeriums ersuche oder zumindest die Renovierung der vorhandenen Diensträume. Als ich fertig bin, fühle ich mich besser. Ich habe das Gefühl, endlich das Kommando übernommen zu haben.

.

Im Lauf des Vormittags

bringt mir Henry wie
gewünscht die letzte
Lieferung von Auguste. Ich
bin auf weiteren Ärger
gefasst und entschlossen,
nicht nachzugeben.
Obwohl seine Erfahrung
für das reibungslose
Funktionieren der
Abteilung von großer
Bedeutung ist, bin ich im
äußersten Fall auch gewillt,

ihn in eine andere Einheit versetzen zu lassen. Doch zu meiner Überraschung ist er lammfromm. Er zeigt mir, wie viel er schon wiederhergestellt hat und was noch zu tun bleibt, und er bietet sich höflich, mir zu zeigen, wie man die winzigen Teile zusammenklebt. Um ihn bei Laune zu halten,

probiere ich es, aber diese Art von Arbeit ist mir zu knifflig und zeitraubend. Außerdem habe ich die gesamte Abteilung zu leiten, auch wenn Auguste vielleicht unsere wichtigste Agentin ist. Ich mache meinen Standpunkt noch einmal klar: Ich wolle lediglich als Erster einen Blick auf das Material

werfen, den Rest überließe ich dann gern ihm und Lauth.

Er dankt mir für meine Offenheit, und danach herrscht Frieden zwischen uns. In den folgenden Monaten ist er gut gelaunt, einsichtig, freundlich und engagiert – zumindest mir gegenüber. Gelegentlich, wenn ich aus meinem Büro

in den Gang trete,
überrasche ich ihn, Lauth
und Junck, wie sie sich
leise unterhalten. Die
Geschwindigkeit, mit der
ihre Köpfe
auseinanderfahren, sagt
mir, dass sie über mich
gesprachen haben.
Einmal, als ich vor der Tür
zu Gribelins Archiv kurz
stehen bleibe, um ein paar

Papiere in einem Ordner zu sortieren, die ich ihm zurückgeben will, höre ich hinter der Tür deutlich Henrys Stimme. »Er glaubt, dass er ja so viel cleverer ist als wir alle, das halte ich einfach nicht aus!« Aber ich kann mir nicht sicher sein, dass er mich meint – und selbst wenn, bin ich gewillt, es zu

ignorieren. Über welchen Chef welcher Organisation wird hinter dessen Rücken nicht gelästert, besonders wenn er sich bemüht, für Disziplin und Effizienz zu sorgen?

Für den Rest des Sommers und bis in den Herbst und Winter 1895 hinein konzentriere ich mich darauf, mich

gründlich in meine neue Aufgabe einzuarbeiten. Ich erfahre, dass Agent Auguste immer dann, wenn sie eine Lieferung zu übergeben hat, morgens als Erstes einen bestimmten Blumentopf auf den Balkon ihrer Wohnung in der Rue Surcouf stellt. Das heißt, dass sie um neun Uhr am

Abend desselben Tages in
der Basilika Sainte-Clotilde
sein wird. Ich sehe eine
Möglichkeit, meine
Praxiskenntnisse zu
erweitern. »Ich möchte
heute Abend das Material
abholen«, erkläre ich
Henry eines Tages im
Oktober. »Nur um ein
Gefühl dafür zu
bekommen, wie das alles

abläuft.«

Ich kann buchstäblich
sehen, wie er seine
Einwände hinunterschluckt.
»Gute Idee«, sagt er.

Am Abend gehe ich in
Zivil mit meiner
Aktentasche zum
Treffpunkt. Die Basilika,
diese riesige
pseudogotische Fabrik des
Aberglaubens mit den zwei

Türmen, befindet sich nur
wenige Gehminuten
entfernt. Ich kenne sie
noch aus den Zeiten, als
César Franck der Organist
dort war und ich
regelmäßig seine Konzerte
besuchte. Ich bin weit vor
der Zeit vor Ort und
befolge Henrys
Anweisungen. Ich betrete
die leere Seitenkapelle,

gehe zur dritten Stuhlreihe von vorn, schlüpfe vom Gang nach links in die Reihe, knie mich am dritten Sitzplatz hin und schiebe zweihundert Francs zwischen die Seiten des dort liegenden Gebetbuches. Dann ziehe ich mich in die letzte Bankreihe zurück, setze mich und warte. Ich bin

völlig allein, aber wenn mich jemand sehen würde, dann hielte er mich bestimmt für einen sorgenvollen Beamten, der auf dem Heimweg vom Büro um einen Rat bei seinem Schöpfer nachsucht.

Obwohl das, was ich hier tue, ganz und gar ungefährlich ist, spüre ich

meinen Herzschlag.
Lächerlich! Vielleicht liegt
es an den flackernden
Kerzen, dem Geruch nach
Weihrauch oder am
Widerhall der Schritte und
flüsternden Stimmen, die
aus dem gewaltigen
Hauptschiff der Kirche
herüberdringen. Was es
auch ist und obwohl ich
meinen Glauben schon vor

langer Zeit verloren habe,
spüre ich, dass dieser
Transaktion auf geweihtem
Boden etwas Frevelhaftes
anhaftet. Immer wieder
schaue ich auf meine Uhr:
zehn vor neun, punkt
neun, fünf nach neun,
zwanzig nach neun ...
Vielleicht kommt sie gar
nicht. Ich höre schon jetzt
Henrys mitleidige

Höflichkeiten, wenn ich ihm morgen erzählen werde, dass sie nicht aufgetaucht sei.

Doch dann, kurz vor halb zehn, unterbricht ein knarzendes Geräusch die Stille: Hinter mir wird die Tür geöffnet. Eine untersetzte weibliche Gestalt, die einen schwarzen Rock und ein

schwarzes Kopftuch trägt,
geht an mir vorbei.
Nachdem sie die Hälfte
des Gangs
hinuntermarschiert ist,
bleibt sie stehen,
bekreuzigt sich, macht
einen Knicks zum Altar und
steuert dann den
bewussten Sitzplatz an.
Ich sehe, wie sie sich
hinkniet. Keine Minute

später steht sie wieder auf und kommt durch den Gang zurück geradewegs auf mich zu. Ich starre sie an, bin neugierig, wie sie aussieht, diese Madame Bastian, die eine gewöhnliche Putzfrau und dennoch vielleicht die wertvollste Geheimagentin in Frankreich, in ganz Europa ist. Als sie an mir

vorbeigeht, schaut sie
mich lange und
durchdringend an –
überrascht, wie ich
annehme, statt Major
Henry mich hier zu sehen.
Mir fällt auf, dass an ihren
harten, fast maskulinen
Zügen und ihrem
herausfordernden Blick
durchaus nichts
Gewöhnliches ist. Sie sieht

unerschrocken aus, ja fast draufgängerisch.

Andererseits muss man das wohl sein, wenn man unter den Augen von Wachmännern seit fünf Jahren geheime Dokumente aus der deutschen Botschaft schmuggelt.

Sobald sie die Kirche verlassen hat, stehe ich

auf und gehe zu dem
Platz, wo ich das Geld
hinterlegt habe. Henry hat
mir eingeschärft, keine Zeit
zu verschwenden. Unter
dem Stuhl liegt eine
dreieckige Papiertüte. Sie
raschelt beängstigend laut,
als ich sie in meine
Aktentasche stopfe. Ich
verlasse hastig die
Basilika, gehe die

Eingangsstufen hinunter und dann mit schnellen Schritten durch die dunklen und leeren Straßen zum Ministerium. Ich bin noch ganz euphorisch über meinen Erfolg, als ich, zehn Minuten nachdem ich die Tüte an mich genommen habe, den Inhalt auf den Schreibtisch in meinem Büro kippe.

Es ist mehr, als ich
erwartet habe, Abfall im
Überfluss – zerrissenes,
zerknülltes und mit
Zigarettenasche
bestäubtes Papier, weißes
und graues,
cremefarbenes und blaues
Papier, weiche
Papierservietten und
steifer Karton, winzige
Schnipsel und große

Fetzen Papier,
handgeschrieben mit
Bleistift und Tinte, getippt
und gedruckt, auf
französisch, deutsch und
italienisch, Bahn- und
Theaterkarten, Umschläge,
Einladungen,
Restaurantrechnungen und
Quittungen von
Schneidern,
Droschkenkutschern,

Schuhmachern ... Ich
fasse mit den Händen in
den Berg, hebe einen
Haufen in die Höhe und
lasse ihn durch die Finger
rieseln – das meiste ist
Plunder, sicherlich, aber
irgendwo dazwischen
könnte sich doch Gold
verstecken. Ich spüre den
Kitzel des Schürfers. Die
Arbeit macht mir langsam

Spaß.

.

Ich schreibe zweimal an Pauline, allerdings für den Fall, dass Philippe ihre Briefe öffnet, sehr zurückhaltend. Sie antwortet nicht, und ich versuche auch nicht, dem auf den Grund zu gehen, hauptsächlich weil ich

keine Zeit habe. Die
Samstagabende und die
Sonntage gehören meiner
Mutter, deren
Erinnerungsvermögen
weiter nachlässt, und an
den meisten anderen
Abenden muss ich lange
im Büro bleiben. Es gibt
viele Dinge, die ich im
Auge behalten muss. Die
Deutschen verlegen

Telefonleitungen entlang
unserer Grenze im Osten.
In unserer Botschaft in
Moskau soll es einen Spion
geben. Ein englischer
Agent versucht angeblich,
unsere
Mobilmachungspläne an
den höchsten Bieter zu
verkaufen ... Ich muss
meine regelmäßigen
Blancs abliefern. Ich bin

voll und ganz eingespannt.

Ich gehe weiterhin in den Salon der de Comminges, aber meine bezaubernde Madame Monnier, wie Blanche sie gern nennt, ist nie da, obwohl Blanche mir versichert, dass sie sie jedes Mal einlädt. Einmal lade ich Blanche nach einem Konzert zum Essen ein, ins Tour d'Argent, wo

man uns einen Tisch mit Blick auf den Fluss gibt. Warum suche ich gerade dieses Restaurant aus? Zum einen ist es ein angenehmer Spaziergang vom Haus der de Comminges, zum anderen bin ich neugierig auf den Ort, wohin Oberstleutnant von Schwartzkoppen seine Geliebte ausführt. Ich

schaue mich im Gastraum
um. An den Tischen sitzen
fast ausschließlich Paare.
Die kerzenbeleuchteten
Nischen sind wie
geschaffen für ein intimes
Rendezvous – *je suis à toi,
toujours à toi, toute à toi ...*
Der letzte Bericht des
Polizeiagenten beschreibt
Hermance mit den Worten:
»Anfang dreißig, blond,

klein, cremefarbenes
Kostüm mit schwarzem
Saum ... Manchmal
befanden sich die Hände
von beiden nicht auf dem
Tisch.«

»Warum lächelst du?«,
fragt Blanche.

»Ich kenne einen
Oberstleutnant, der seine
Geliebte hierher ausführt.
Sie nehmen sich immer ein

Zimmer im ersten Stock.«

Sie schaut mich an, und im gleichen Augenblick ist die Sache entschieden. Ich bespreche mich kurz mit dem Maître d'Hôtel. »Natürlich ist ein Zimmer frei, sehr geehrter Herr Oberstleutnant.« Nach dem Essen geleitet uns ein ernster junger Mann nach oben und nimmt ohne jede

Regung ein üppiges
Trinkgeld entgegen.

»Was meinst du, wann ist
die Liebe besser: vor oder
nach dem Essen?«, fragt
Blanche hinterher.

»Für beides gibt es
Gründe. Aber ich glaube,
vorher.« Ich küsse sie und
steige aus dem Bett.

»Ich glaube auch. Das
nächste Mal machen wir

es vorher.«

Sie ist fünfundzwanzig.
Während Pauline, die
vierzig ist, sich im Dunkeln
auszieht und sich danach
wohlig in ein Laken oder
Badetuch wickelt, liegt
Blanche nackt im
elektrischen Licht auf dem
Rücken, raucht eine
Zigarette und begutachtet
die zappelnden Zehen

ihres rechten Fußes, der auf dem Knie ihres linken angezogenen Beins ruht. Sie streckt den Arm aus und schnippt die Zigarettenasche lässig in die Richtung des Aschenbechers.

»Na ja«, sagt sie. »Die richtige Antwort ist natürlich: beides.«

»Es kann nicht beides

besser sein, mein
Liebling«, sage ich, immer
ganz der Lehrer. »Das
wäre nämlich unlogisch.«
Ich habe mir den Vorhang
wie eine Toga um den Leib
gewickelt, stehe am
Fenster und schaue über
den Uferdamm zur Île
Saint-Louis. Ein Schiff
gleitet vorüber und
schneidet eine glänzende

Furche in den schwarzen
Fluss. Das Deck ist wie für
eine Feier hell erleuchtet,
aber vollständig leer. Ich
konzentriere mich darauf,
diesen Augenblick in
meinem Gedächtnis
abzuspeichern für den Fall,
dass mich jemals jemand
fragen sollte: Wann warst
du ein zufriedener
Mensch? Dann kann ich

sagen: Es gab da einmal
einen Abend mit einem
Mädchen im Tour d'Argent
...

»Stimmt es, dass bei der
Dreyfus-Affäre Armand du
Paty irgendwie seine Hand
im Spiel hatte?«, fragt
Blanche plötzlich vom Bett
hinter mir.

Der Augenblick erstarrt
und verschwindet. Ich

brauche mich nicht
umzudrehen, ich sehe ihr
Spiegelbild im Fenster. Ihr
rechter Fuß malt immer
noch unaufhörlich Kreise in
die Luft. »Wo hast du denn
das gehört?«

»Aimery hat gestern
Abend so was
angedeutet.« Sie dreht
sich schnell auf den Bauch
und drückt die Zigarette

aus. »Was natürlich bedeutet, dass sich der arme Jude zwangsläufig als unschuldig erweisen wird.«

Das ist das erste Mal, dass mir gegenüber jemand äußert, dass Dreyfus vielleicht unschuldig sein könnte. Ihre Frivolität schockiert mich. »Das ist ein Thema,

über das man keine Witze macht, Blanche.«

»Das tue ich nicht, Liebling! Das meine ich vollkommen ernst!« Sie stopft sich das Kissen zurecht und verschränkt die Hände hinter dem Kopf. »Ich fand das damals ziemlich sonderbar ... ihm in aller Öffentlichkeit die

Abzeichen

herunterzureißen und ihn
auf einer einsamen Insel
auszusetzen – alles ein
bisschen übertrieben,
oder? Hätte ich selbst
draufkommen können,
dass da Armand du Paty
dahintersteckt! Er kleidet
sich vielleicht wie ein
Armeeoffizier, aber unter
der Uniform schlägt das

Herz einer romantischen
Schriftsteller-Lady.«

Ich lache. »Meine Liebe,
ich verneige mich vor
deiner höheren Kenntniss
dessen, was unter seiner
Uniform vorgeht. Aber
zufällig weiß ich mehr über
den Dreyfus-Fall als du,
und glaube mir, an den
Untersuchungen waren
außer deinem früheren

Liebhaber noch jede Menge anderer Offiziere beteiligt!«

Im Fenster sehe ich, dass sie eine Schnute zieht. Sie mag es gar nicht, wenn man sie an die Geschmacksverirrung dieser Affäre mit du Paty erinnert. »Wie du so dastehst, Georges, siehst du aus wie Jupiter. Sei ein

guter Gott, und komm
wieder ins Bett ...«

•

Die Unterhaltung mit
Blanche beunruhigt mich
nicht sehr. Der Anflug
eines Hauchs von Zweifel
– nein, so würde ich es
nicht gerade nennen, eher
Bedenken – hat sich in
meinem Kopf eingenistet,

und das auch nicht so sehr
wegen Dreyfus' Schuld,
sondern wegen seiner
Strafe. Warum, frage ich
mich, bestehen wir auf
diesem absurden und
teuren Brimborium von
Strafe, für die vier oder
fünf Wachen erforderlich
sind, die schweigend mit
Dreyfus auf dieser
winzigen Insel ausharren

müssen? Was ist unsere Strategie? Wie viele Arbeitsstunden von Beamten – meine eingeschlossen – werden da durch die maßlose Verwaltung, Überwachung und Zensur gebunden, die diese Strafe erfordert?

Ich behalte diese Gedanken während der folgenden Wochen und

Monate für mich. Weiterhin erhalte ich Guénées unergiebigste Berichte über die Beobachtung von Lucie und Mathieu Dreyfus. Ich lese ihre Briefe an den Gefangenen (»Mein teurer, geliebter Mann, endlos und voller Schmerz ziehen sich die Stunden und Tage dahin, seit uns diese verheerende Katastrophe

ereilt hat ...«) und seine Antworten, von denen die meisten nicht weitergeleitet werden (»Nichts ist so niederdrückend, nichts erschöpft die Energie von Herz und Geist so sehr wie diese langen, qualvollen Zeiten des Schweigens, in denen ich nie ein menschliches Wort zu hören, nie ein freundliches

Gesicht zu sehen
bekomme oder auch nur
einen Menschen, der
Mitgefühl zeigt ...«) Ich
erhalte ebenso in Abschrift
die regelmäßigen
Depeschen der Beamten
des Kolonialministeriums in
Cayenne, die die
Gesundheit und Moral des
Gefangenen protokollieren:

Der Gefangene wurde

*gefragt, wie es ihm gehe.
»Im Augenblick gut«,
antwortete er. »Es ist
mein Herz, das krank ist.
Nichts ...« Und dann
brach er zusammen und
weinte eine Viertelstunde
lang. (2. Juli 1895)*

*Der Gefangene sagte:
»Vor meiner Abreise aus
Frankreich hat Oberst du*

*Paty de Clam mir
versprochen, weitere
Nachforschungen in
meinem Fall anzustellen.
Ich hätte nicht gedacht,
dass diese so viel Zeit in
Anspruch nehmen
würden. Ich hoffe, dass
sie bald in die
entscheidende Phase
treten. « (15. August 1895)*

Da keine Briefe von

*seiner Familie eintrafen,
brach der Gefangene in
Tränen aus und sagte:
»Seit zehn Monaten leide
ich nun schon unter
diesen Gräueln.« (31.
August 1895)*

*Der Gefangene fing
plötzlich krampfartig an
zu schluchzen und sagte:
»Es kann nicht mehr*

*lange dauern. Ich werde
an gebrochenem Herzen
sterben.« Wenn Briefe für
ihn eintreffen, bricht der
Gefangene immer in
Tränen aus. (2. September
1895)*

*Heute saß der
Gefangene stundenlang
auf einem Fleck, ohne
sich zu rühren. Am
Abend klagte er über*

*heftige Herzkrämpfe mit
häufigen
Erstickungsanfällen. Er
verlangte nach
Medikamenten, um
seinem Leben ein Ende
setzen zu können, falls er
dieses nicht länger
ertragen könne. (13.
Dezember 1895)*

Im Lauf des Winters
begreife ich nach und

nach, dass wir bezüglich Dreyfus tatsächlich eine Strategie haben, nur dass man mir diese nicht ausdrücklich mitgeteilt hat, weder in mündlicher noch in schriftlicher Form. Wir warten auf seinen Tod.

6

Am 5. Januar 1896 kommt und geht der erste Jahrestag von Dreyfus' Degradierung, ohne dass die Presse groß Notiz davon nimmt. Keine Leserbriefe oder Petitionen, keine Demonstrationen dafür

oder dagegen.
Anscheinend hat man ihn
auf seinem Felsen
vergessen. Der Frühling
kommt, ich leite die
Statistik-Abteilung seit
nunmehr acht Monaten,
und alles ist ruhig.

Und dann, an einem
Morgen im März, betritt
Major Henry mit rosaroten,
geschwollenen Augen mein

Büro.

»Mein lieber Henry«,
sage ich und lege die Akte,
in der ich gerade gelesen
habe, zur Seite. »Ist alles
in Ordnung mit Ihnen?
Was ist los?«

Er steht vor meinem
Schreibtisch. »Ich möchte
Sie bitten, mir ein paar
Tage freizugeben, Herr
Oberstleutnant. Ein Notfall

in der Familie.«

Ich sage, dass er die Tür schließen und sich setzen solle. »Kann ich irgendetwas für Sie tun?«

»Da ist leider nicht mehr viel zu tun, Herr Oberstleutnant.« Er schnäuzt sich mit einem großen, weißen Taschentuch die Nase. »Meine Mutter liegt im

Sterben.«

»Es tut mir sehr leid, das zu hören, Herr Major. Ist jemand bei ihr? Wo lebt sie?«

»Im Département Marne. In einem kleinen Dorf. Pogny.«

»Fahren Sie sofort zu ihr, und nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen. Sagen Sie Lauth oder

Junck Bescheid, einer von beiden soll Ihre Arbeit übernehmen. Das ist ein Befehl. Schließlich hat jeder nur eine Mutter.«

»Sehr freundlich von Ihnen, Herr Oberstleutnant.« Er steht auf und salutiert. Wir schütteln uns herzlich die Hand. Ich bitte ihn, seiner Mutter Grüße von mir

auszurichten. Nachdem er gegangen ist, frage ich mich kurz, was für eine Frau sie wohl ist, die Ehefrau eines Schweinezüchters im Flachland von Marne und Mutter eines lautstarken Soldatensohns. Kann kein leichtes Leben gewesen sein, stelle ich mir vor.

Eine Woche lang sehe ich

meinen Stellvertreter nicht mehr. Dann, an einem Spätnachmittag, klopft es an meiner Tür und Henry tritt mit einer dicken, braunen Papiertüte ein, der auf eine Lieferung von Agent Auguste schließen lässt. »Tut mir leid, dass ich Sie stören muss, Herr Oberstleutnant. Ich bin in Eile, mein Zug geht gleich.

Ich wollte nur das hier abgeben.«

Am Gewicht erkenne ich sofort, dass es sich diesmal um eine größere Lieferung als sonst handelt. Henry bemerkt meine Überraschung. »Leider habe ich wegen meiner Mutter das letzte Treffen verpasst«, sagt er kleinlaut. »Deshalb hatte

ich mit Auguste für heute
ein Treffen ausgemacht,
ausnahmsweise bei Tage.
Ich komme gerade von ihr.
Ich muss jetzt zurück nach
Pogny.«

Ich bin drauf und dran,
ihm eine Rüge zu erteilen.
Ich habe ihm befohlen,
seine Aufgaben an Lauth
oder Junck zu delegieren.
Um unsere Agentin nicht

dem Risiko auszusetzen,
gesehen zu werden, hätte
man bestimmt auch
jemand anderes zur
üblichen Übergabe
während der dunklen
Tageszeit schicken
können. Besagt außerdem
nicht eine goldene Regel
des
Geheimdienstgeschäfts,
dass sich eine Nachricht in

den meisten Fällen als desto wertvoller erweist, je schneller sie bearbeitet wird? Er selbst hat das mir gegenüber oft genug betont. Aber Henry sieht mitgenommen aus, als hätte er die ganze Woche kaum geschlafen, und so verkneife ich mir einen Kommentar. Ich wünsche ihm einfach Bon Voyage

und verstaue die Tüte bis
zu Hauptmann Lauths
Ankunft am nächsten
Morgen im Tresor.

Meine Beziehung zu
Lauth ist seit dem ersten
Tag unserer
Zusammenarbeit
unverändert: professionell,
aber kühl. Er ist ein paar
Jahre jünger als ich,
ziemlich intelligent, ein

Elsässer, der deutsch spricht. Wir sollten eigentlich besser miteinander auskommen. Aber das Preußische an seinem blonden guten Aussehen und seiner stramm aufrechten Gestalt hindert mich daran, mit ihm warm zu werden. Allerdings ist er ein effizienter Offizier, und die

Geschwindigkeit, mit der er
die zerrissenen
Schriftstücke wieder
zusammensetzt, ist
phänomenal. Also bin ich
so höflich wie immer, als
ich ihm die Tüte in sein
Büro bringe. »Könnten Sie
sich das bitte mal
anschauen?«

»Natürlich, Herr
Oberstleutnant.«

Während ich die Tüte auf
seinem Schreibtisch
ausleere, bindet er sich
seine Schürze um und holt
den Kasten mit den
Werkzeugen aus dem
Schränk. In dem
weißgrauen Haufen
stechen mir sofort
Dutzende von blassblauen
Schnipseln ins Auge, wie
Himmelsfetzen an einem

bewölkten Tag. Ich stupse mit dem Zeigefinger ein paar davon an. Sie sind etwas dicker als normales Papier. Lauth pickt mit der Pinzette einen davon heraus und begutachtet ihn, dreht ihn im hellen Lichtstrahl seiner elektrischen Lampe hin und her.

»Ein Petit Bleu«, murmelt

er. Das ist der gängige Ausdruck für ein Rohrposttelegramm. Er schaut mich an und runzelt die Stirn. »Die Einzelteile sind in kleinere Stücke zerrissen als sonst.«

»Holen Sie raus, was Sie können.«

Etwa vier, fünf Stunden später kommt Lauth in mein Büro. Er hat eine

dünne Aktenmappe unter dem Arm. Er windet sich betrübt, als er sie mir übergibt. Aus seinem ganzen Verhalten spricht Besorgnis, Unruhe. »Ich glaube, das sollten Sie sich ansehen, Herr Oberstleutnant«, sagt er.

Ich öffne die Mappe. Sie enthält das Petit Bleu. Er hat es gekonnt wieder

zusammengesetzt. Die Struktur erinnert mich an etwas, was ein Archäologe rekonstruiert hat: an die Scherbe eines Glasgeschirrs oder einer blauen Marmorfliese. An der rechten Seite, wo ein paar Teile fehlen, sieht es gezackt aus, und die Linien der Risse verleihen ihm ein äderiges Aussehen. Aber

die Nachricht auf
französisch ist
unmissverständlich:

*Monsieur,
vor allem erwarte ich von
Ihnen eine ausführlichere
Erklärung der in Rede
stehenden Angelegenheit
als die, die Sie mir neulich
gegeben haben. Ich bitte
Sie, mir diese schriftlich*

*zukommen zu lassen,
sodass ich eine
Entscheidung treffen kann,
ob ich meine Verbindung
zum Haus in R.
aufrechterhalten soll oder
nicht. C.*

Verwirrt schaue ich Lauth
an. Angesichts seines
Verhaltens, als er mein
Büro betreten hat, hatte

ich etwas Spektakuläres erwartet. Das hier scheint seine Erregung nicht zu rechtfertigen. »C steht für Schwartzkoppen?«

Er nickt. »Ja. Sein bevorzugter Deckname. Drehen Sie es um.«

Auf der Rückseite wird das Netzwerk aus schmalen durchsichtigen Klebestreifen sichtbar, das

die Telegrammkarte
zusammenhält. Aber auch
hier ist die Schrift
problemlos zu lesen. In
dem freien Raum für die
Adresse steht unter dem
Wort *Telegramm* und über
dem Wort *Paris*, beide in
Druckbuchstaben,
handschriftlich
geschrieben:

Major Esterházy,

27, Rue de la Bienfaisance

Der Name sagt mir nichts,
aber ich bin so erschüttert,
als hätte ich gerade in den
Todesanzeigen den
Namen eines alten
Freundes entdeckt.

»Gehen Sie zu Gribelin, er
soll nachprüfen, ob es in
der französischen Armee
einen Major Esterházy

gibt«, sage ich zu Lauth.
Immerhin, denke ich,
besteht die Möglichkeit, die
wenn auch geringe
Hoffnung, dass es sich
angesichts des
Nachnamens um einen
österreichisch-ungarischen
Offizier handelt.

»Schon erledigt«, sagt
Lauth. »Major Charles
Ferdinand Walsin-

Esterházy dient im 74.
Infanterieregiment.«

»Im Vierundsiebzigsten?«

Ich versuche immer noch,
das zu verdauen. »Ich
habe einen Freund in dem
Regiment. Die sind in
Rouen stationiert.«

»Rouen? Das Haus in
R.?« Lauth schaut mich
erschrocken an. Seine
blassblauen Augen sind

weit aufgerissen, und seine Stimme ist nur noch ein Flüstern. Das lässt nur einen einzigen Schluss zu. »Heißt das, es gibt noch einen anderen Verräter?«

Ich weiß nicht, was ich ihm darauf antworten soll. Ich lese mir noch einmal die sieben Zeilen der Nachricht durch. Nach acht Monaten, in denen ich

regelmäßig

Schwartzkoppens Notizen und Briefentwürfe gelesen habe, bin ich mit seiner Handschrift vertraut, und diese gleichmäßige und förmliche Schrift passt gar nicht zu ihm. Tatsächlich ist sie zu gleichmäßig und förmlich, als dass sie die normale Handschrift von wem auch immer sein

könnte. Es ist die Art von Schrift, wie sie auf offiziellen Einladungen verwendet wird. Die Handschrift ist verstellt. Und deshalb meine natürliche

Schlussfolgerung: Wenn ein Offizier einer fremden Macht mit einem Agenten per öffentlicher Post des Gastlandes kommuniziert,

dann würde er zumindest
die minimale
Vorsichtsmaßnahme
ergreifen und seine
Handschrift verstellen. Der
Ton der Botschaft ist
gereizt, kategorisch,
drängend und lässt auf ein
gestörtes Verhältnis
schließen. Das
Rohrpostsystem folgt der
Pariser Kanalisation und

kann ein Telegramm so schnell transportieren, dass Esterházy es binnen ein, zwei Stunden erhalten hätte. Aber es ist immer noch riskant, weshalb Schwarzkoppen sich vielleicht am Ende entschieden hat, es nicht abzuschicken, sondern es in möglichst winzige Schnipsel zu zerreißen und

in den Papierkorb zu werfen – obwohl er die Botschaft mühsam abgeschrieben und schon die fünfzig Centimes für die Telegrammkarte ausgegeben hatte.

»Das ist offensichtlich wichtig«, sage ich zu Lauth. »Aber wenn er es nicht abgeschickt hat, was hat er dann geschickt?«

»Vielleicht eine andere Telegrammkarte?«, sagt Lauth. »Oder einen Brief?«

»Haben Sie schon das andere Material durchgeschaut?«

»Noch nicht. Ich habe mich erst einmal auf dies hier konzentriert.«

»Na schön. Dann überprüfen Sie jetzt den Rest, vielleicht finden Sie

ja noch den Entwurf einer anderen Nachricht.«

»Und was sollen wir mit dem Rohrposttelegramm hier machen?«

»Lassen Sie es hier. Und kein Wort zu irgendwem. Ist das klar?«

»Ja, Herr Oberstleutnant.« Lauth salutiert.

Er hat die Tür schon fast

wieder hinter sich
geschlossen, als ich ihm
hinterherrufe: »Ach,
übrigens, gute Arbeit.«

.

Nachdem Lauth gegangen
ist, gehe ich zum Fenster
u n d schaue durch den
Garten auf den Amtssitz
des Ministers. Ich sehe,
dass in seinem Büro Licht

brennt. Es wäre ein Leichtes, hinüberzugehen und ihm zu berichten, was wir entdeckt haben. Zumindest könnte ich General Gonse einen Besuch abstatten, der ja eigentlich mein direkter Vorgesetzter ist. Aber mir ist klar, dass ich damit die Ermittlungen aus der Hand gebe, bevor sie überhaupt

begonnen haben: Keinen Schritt würde ich unternehmen können, ohne ihn vorher mit ihnen abgesprochen zu haben. Und dann ist da noch die Gefahr, dass etwas durchsickert. Unser Verdächtiger mag ein einfacher Major bei einem unbedeutenden Regiment in einer Garnisonsstadt

sein, aber Esterházy ist ein schillernder Name in Mitteleuropa. Gut möglich, dass jemand aus dem Generalstab sich bemüßigt fühlt, die Familie zu warnen. Ich beschließe, dass es schlauer ist, mir vorerst nicht in die Karten schauen zu lassen.

Ich lege das Petit Bleu wieder in die Aktenmappe

und verschließe es in
meinem Tresor.

Am nächsten Tag kommt
Lauth wieder. Er hat bis
spät in die Nacht
gearbeitet und den Entwurf
für einen anderen Brief
zusammengesetzt. Wie so
oft hat Auguste nicht jeden
Fetzen des Briefs erwischt:
Wörter fehlen, manchmal
sogar halbe Sätze.

Während ich lese,
beobachtet Lauth mich.

*Durch die Concierge
auszuhändigen.*

*Sehr geehrter Herr,
ich bedauere es, nicht
persönlich mit Ihnen
sprechen zu können ...
über eine Angelegenheit,
die ... Mein Vater hat
lediglich ... nötigen Mittel,*

um die Arbeit fortzusetzen
... unter den vereinbarten
Bedingungen ... werde ich
Ihnen seine Gründe
erläutern, muss Ihnen aber
vorab ohne Umschweife
sagen ... Ihre
Bedingungen mir zu hart
erscheinen und ... die
Ergebnisse, die ... dieser
Reise. Er schlägt mir vor
... betreffende Reise

möglicherweise ... meine
Beziehungen ... ihm
bislang jenseits aller
Verhältnismäßigkeit ... die
ich auf diese Reise
verwendet habe. Der
Punkt ist ... sobald als
möglich persönlich mit
Ihnen zu sprechen.

Ich sende Ihnen hiermit
die Skizzen zurück, die ich
neulich von Ihnen erhalten

habe. Es sind nicht die letzten. C.

Ich lese das Schriftstück noch mehrere Male durch. Trotz Lücken ist der Sinn klar. Esterházy hat den Deutschen Informationen geliefert, darunter Skizzen, für die er von Schwartzkoppen bezahlt wurde. Der »Vater« des

deutschen Attachés,
vermutlich eine
Umschreibung für
irgendeinen General in
Berlin, beschwert sich jetzt
darüber, dass der Preis
angesichts des Werts der
erhaltenen Informationen
zu hoch sei.

»Das könnte natürlich
eine Falle sein«, sagt
Lauth.

»Ja.« Daran habe ich auch schon gedacht.
»Wenn Schwartzkoppen entdeckt hat, dass wir seine Abfälle lesen, könnte er durchaus den Entschluss gefasst haben, dieses Wissen gegen uns einzusetzen. Er wirft getürktes Material in seinen Papierkorb und lockt uns so auf eine

falsche Fährte.«

Ich schließe die Augen und versuche, mich in seine Lage zu versetzen. Es kommt mir unwahrscheinlich vor, dass ein Mann, der sich bei seinen Liebesaffären so leichtsinnig verhält und im Umgang mit seinen Schriftstücken so schlampig ist, plötzlich so

verschlagen sein sollte.

»Verspricht er sich wirklich etwas davon, sich so viel Mühe zu machen?«, überlege ich laut. »Wenn man bedenkt, wie heftig die Deutschen reagiert haben, nachdem wir Dreyfus als ihren Agenten enttarnt haben? Warum sollte Schwartzkoppen noch so

einen peinlichen
Spionageskandal
riskieren?«

»Natürlich taugt nichts von dem hier als Beweismittel, Herr Oberstleutnant«, sagt Lauth. »Wir könnten weder dieses Schriftstück noch das Petit Bleu als Vorwand benutzen, um Esterházy zu verhaften. Schließlich

ist keines von beiden
abgeschickt worden.«

»Richtig.« Ich öffne den
Tresor und nehme die
Aktenmappe heraus. Ich
lege den Entwurf des
Briefes zu dem Petit Bleu.
Auf das Deckblatt schreibe
ich Esterházy. Das,
überlege ich, ist das
Paradoxe an der Welt der
Spione. Diese

Schriftstücke sind nur dann von Bedeutung, wenn man weiß, woher sie stammen. Und da genau das, nämlich woher sie kommen, niemals enthüllt werden kann, weil das die Tarnung des eigenen Agenten aufliegen lassen würde, sind sie juristisch wertlos. Ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob ich

sie dem Kriegsminister
oder dem Chef des
Generalstabs zeigen soll.
Möglicherweise bekommt
sie dann einer ihrer
untergebenen Offiziere zu
Gesicht und fängt an zu
tratschen: Es ist zu
offensichtlich, dass sie aus
Abfällen rekonstruiert sind.
Ich nehme das Petit Bleu
wieder aus der Mappe.

»Gibt es eine Möglichkeit, davon eine Fotografie machen zu lassen, auf der man die Risse nicht sehen kann? Dass es so aussieht, als wäre es wie bei dem Dreyfus-Schriftstück eine ganz normal abgefangene Postsendung?«

»Vielleicht«, sagt Lauth skeptisch. »Aber der

Dreyfus-Brief bestand nur aus sechs Einzelteilen, das hier besteht aus etwa vierzig Teilen. Und selbst wenn ich es hinkriegen würde, die Seite mit der Adresse, der die entscheidende Beweiskraft zukommt, ist nicht frankiert. Wenn sich das einer genauer anschaut, merkt er sofort, dass es

nie abgeschickt wurde.«

»Vielleicht könnten wir es frankieren?«

»Keine Ahnung, ob das machbar ist.« Lauth schaut jetzt noch skeptischer.

Ich beschließe, das Thema erst einmal fallen zu lassen. »Also gut«, sage ich. »Die Existenz dieser beiden Schriftstücke bleibt fürs Erste unter uns.

In der Zwischenzeit
versuchen wir mehr über
Esterházy
herauszubekommen,
vielleicht können wir ja
noch andere Beweise
gegen ihn ausgraben.«

Ich spüre, dass Lauth
noch etwas anderes
umtreibt. Er runzelt die
Stirn, er kaut auf der
Unterlippe. Anscheinend

will er noch etwas vorbringen, besinnt sich dann aber eines anderen. Er seufzt. »Ich wünschte, Major Henry wäre jetzt hier.«

»Keine Sorge«, sage ich beruhigend. »Henry kommt bald zurück. Und bis dahin schaffen wir beide das auch.«

Ich schicke ein Telegramm
an meinen alten
Kameraden aus Tonkin,
Albert Curé, Major beim
74. Infanterieregiment in
Rouen, und teile ihm mit,
dass ich morgen in der
Gegend sei und ob ich bei
ihm vorbeischaun könne.
Seine Antwort besteht aus
einem einzigen Wort:

Jederzeit.

Am nächsten Morgen
nehme ich am Buffet im
Gare Saint-Lazare ein
schnelles Frühstück ein
und steige dann in den Zug
in die Normandie. Als die
Vororte hinter uns liegen
und wir durch offene
Landschaft fahren,
überkommt mich trotz
meiner ernststen Mission ein

Gefühl der Hochstimmung.
Zum ersten Mal seit
Wochen bin ich meinem
Schreibtisch entkommen.
Es ist ein Frühlingstag. Ich
bin in Bewegung. Meine
Aktentasche liegt
geschlossen neben mir,
und an meinem Fenster
gleiten in einem pastoralen
Diorama die ländlichen
Motive vorüber – braune

und weiße Kühe, die auf
den saftig grünen Wiesen
wie glänzend lackierte
Bleifiguren aussehen,
gedrungene, graue
normannische Kirchen in
Dörfern mit roten Dächern,
bunt gestrichene
Lastkähne auf dem
beschaulichen Kanal,
Sandwege und hohe
Hecken mit ersten

sprießenden Blättern. Es ist das Frankreich, für das ich kämpfe – wenn auch nur dadurch, dass ich den Müll eines phallusgesteuerten preußischen Offiziers zusammenklebe.

Knapp zwei Stunden später erreichen wir Rouen und tuckern im Schritttempo an der Seine

entlang auf die große
Kathedrale zu. Über dem
breiten Fluss stoßen
kreischende Möwen herab.
Immer wieder vergesse
ich, wie nah am
Ärmelkanal die Hauptstadt
der Normandie liegt. Vom
Bahnhof mache ich mich
zu Fuß auf den Weg zur
Kaserne Pélissier. Ich
durchquere das für eine

Garnisonsstadt typische
Viertel, das geprägt ist von
öden Schiffsausstattungen
und Schuhmacherläden
und jener bestimmten Art
von düsteren Bars, die
ausnahmslos von
ehemaligen Soldaten
betrieben werden und von
deren Besuch man
einheimischen Zivilisten
nur abraten kann. Das 74.

Infanterieregiment ist in drei großen, dreistöckigen Gebäuden untergebracht. Sie ragen hinter einer hohen Mauer auf und bestehen aus sich abwechselnden Streifen von roten Ziegeln und grauen Steinen. Nach allem, was man von außen erkennen kann, könnte es sich genauso gut um eine

Fabrik, eine Irrenanstalt
oder ein Gefängnis
handeln. Am Tor zeige ich
meinen Ausweis vor, und
ein Ordonnanzoffizier führt
mich zwischen zwei
Schlafbaracken hindurch
und dann über den
Exerzierplatz mit
Fahnenmast und Trikolore,
Platanen und
Wassertrögen zum

Verwaltungsgebäude, das sich auf der anderen Seite des Geländes befindet.

Ich gehe die von vielen schweren Militärstiefeln ausgetretene Treppe hinauf in den ersten Stock. Curé ist nicht in seinem Büro. Sein Adjutant sagt, er mache gerade eine Ausrüstungsinspektion. Er bittet mich zu warten. Sein

Büro ist bis auf einen Schreibtisch und ein paar Stühle leer. Durch das hohe, schmale Fenster, das leicht angelehnt ist, dringen die Brise des Frühlings und die Geräusche der Garnison herein. Ich höre das Klappern von Pferdehufen auf dem Kopfsteinpflaster des Stallgeländes, das

rhythmische Stampfen
einer Kompanie, die von
der Straße in die Kaserne
marschiert, und von weiter
entfernt eine übende
Musikkapelle. Ich könnte
genauso gut wieder in
Saint-Cyr oder als
Hauptmann im
Divisionshauptquartier in
Toulouse sein. Sogar die
Gerüche sind die gleichen

– Pferdedung, Leder,
Kantinenessen,
Männerschweiß. Meine
weltläufigen Freunde in
Paris wundern sich immer
noch darüber, dass ich das
Jahr für Jahr aushalte. Ich
versuche erst gar nicht,
ihnen die Wahrheit zu
erzählen: dass es die
unveränderliche
Gleichförmigkeit ist, die

mich anzieht.

Curé stürzt herein und kann gar nicht aufhören, sich zu entschuldigen. Erst salutiert er, dann schütteln wir uns die Hand, und schließlich umarmen wir uns verlegen – aber erst auf meine Initiative hin. Seit dem Konzert bei den de Comminges im letzten Sommer haben wir uns

nicht mehr gesehen.
Damals hatte ich den
Eindruck, dass ihn
irgendetwas wurmt. Curé
ist ein ehrgeiziger Mann,
ein oder zwei Jahre älter
als ich. Es wäre nur zu
menschlich, wenn er mich
um meinen neuen Rang
beneidete.

»Nun«, sagt er, tritt einen
Schritt zurück und schaut

mich an. »Herr
Oberstleutnant!«

»Man braucht etwas Zeit,
sich daran zu gewöhnen,
das stimmt.«

»Wie lange bist du in der
Stadt?«

»Nur für ein paar
Stunden. Mit dem
Abendzug fahre ich wieder
nach Paris.«

»Das verlangt nach

einem kräftigen Schluck.«
Er öffnet eine
Schreibtischschublade und
nimmt eine Flasche
Kognak und zwei Gläser
heraus. Er füllt sie bis zum
Rand. Wir stoßen auf die
Armee an. Er schenkt
nach, und wir stoßen auf
meine Beförderung an.
Trotzdem spüre ich, dass
sich tief verborgen unter

seinen Glückwünschen
eine Kluft zwischen uns
auftut. So haarfein, dass
niemand, der jetzt das
Zimmer betreten würde,
sie bemerken könnte. Curé
schenkt die dritte Runde
ein. Wir knöpfen die
Uniformröcke auf, lehnen
uns auf den Stühlen
zurück, legen die Füße auf
den Schreibtisch und

rauchen. Wir reden über alte Kameraden und alte Zeiten. »Was genau tust du jetzt in Paris?«, fragt er in eine kurze Pause hinein.

Ich zögere. Eigentlich dürfte ich nicht darüber sprechen.

»Ich habe Sandherrs Posten übernommen. Ich leite den Geheimdienst.«

»Wirklich? Mein Gott!« Er

runzelt die Stirn und schaut in sein leeres Glas. Diesmal verzichtet er auf einen Toast. »Dann bist du also hier, um herumzuschneüffeln?«

»So ähnlich, ja.«

Seine Fröhlichkeit flackert wieder auf. »Hoffentlich nicht bei mir!«

»Heute nicht.« Ich lächele und stelle mein Glas ab.

»Ihr habt hier einen Major Esterházy.«

Curé schaut mich an. Sein Gesichtsausdruck ist undurchdringlich. »Ja, das stimmt.«

»Wie ist er so?«

»Was hat er getan?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

Curé nickt langsam.

»Dachte ich mir.« Er steht

auf und fängt an, den Uniformrock wieder zuzuknöpfen. »Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich muss jetzt erst mal einen klaren Kopf bekommen.«

Vom Meer weht eine scharfe Brise landeinwärts. Wir spazieren um den Exerzierplatz herum. »Ich verstehe, dass du mir nicht

verraten kannst, worum es geht«, sagt Curé nach einer Weile. »Aber wenn ich dir einen guten Rat geben darf: Sei vorsichtig, wenn du Esterházy auf die Pelle rückst. Er ist gefährlich.«

»Wie meinst du das, physisch gefährlich?«

»In jeder Hinsicht. Was weißt du über ihn?«

»Nichts. Du bist der Erste, den ich frage.«

»Denk auf jeden Fall immer daran, dass er gute Beziehungen hat. Sein Vater war General. Er nennt sich selbst Graf Esterházy, aber das ist, glaube ich, nur seiner Blasiertheit geschuldet. Wie auch immer, seine Frau ist die Tochter des

Marquis de Nettancourt, er
kennt also jede Menge
Leute.«

»Wie alt ist er?«

»Schätze, knapp
fünfzig.«

»Fünzig?« Ich lasse
meinen Blick über das
Kasernengelände
schweifen. Es ist später
Nachmittag. Soldaten mit
käsigem Gesicht und

grauem, geschorenem Kopf lehnen sich rauchend aus den Fenstern ihrer Schlafquartiere. Sie sehen aus wie Sträflinge.

Curé folgt meinem Blick. »Ich weiß, was dir gerade durch den Kopf geht«, sagt er.

»Und was?«

»Er ist fünfzig, er ist der Schwiegersohn eines

Marquis, und trotzdem sitzt er in diesem Drecksloch fest. Warum? Das würde jedenfalls ich mich als Erstes fragen!«

»Also gut, wenn du es schon aufbringst: Warum ist er hier?«

»Weil er kein Geld hat.«

»Mit all seinen Beziehungen?«

»Er verzockt alles. Nicht

nur am Spieltisch. Auch auf der Rennbahn und an der Börse.«

»Aber seine Frau muss doch über etwas Kapital verfügen.«

»Ja, aber sie ist ihm draufgekommen. Ich habe ihn mal jammern hören, dass sie sogar das Landhaus auf ihren Namen hat überschreiben lassen,

damit sie vor seinen
Gläubigern sicher ist.
Keinen Sou bekommt er
von ihr.«

»Aber er hat eine
Wohnung in Paris.«

»Du kannst dir sicher
sein, dass die auch ihr
gehört.«

Während ich all das
verdaue, gehen wir
schweigend weiter. Mir fällt

Schwartzkoppens Brief ein.
Da drehte sich alles um
Geld: ... *Ihre Bedingungen
mir zu hart erscheinen* ...

»Also, erzähl mal«, sage
ich. »Wie ist er als
Offizier?«

»Das Letzte!«

»Vernachlässigt er seine
Pflichten?«

»Ja, in jeder Hinsicht! Der
Oberst überträgt ihm keine

Aufgaben mehr.«

»Dann ist er gar nicht hier?«

»Im Gegenteil, er ist immer hier.«

»Und was macht er?«

»Anderen im Weg rumstehen! Er lungert herum und stellt jede Menge bescheuerte Fragen über Sachen, die ihn nichts angehen.«

»Fragen worüber?«

»Über alles.«

»Die Bewaffnung, zum
Beispiel?«

»O ja.«

»Was will er über die
Bewaffnung alles wissen?«

»Frag lieber, was er nicht
wissen will! Er hat
mindestens schon an drei
Artilleriemanoövern
teilgenommen. Beim

letzten Mal hat der Oberst sich strikt geweigert, ihn dazu abzuordnen, also hat er die Kosten selbst getragen, um mitfahren zu können.«

»Ich dachte, er hat kein Geld.«

»Das stimmt, hat er auch nicht.« Curé bleibt abrupt stehen. »Jetzt, wo du es sagst, ich habe zufällig

gehört, dass er sogar einen Korporal in seinem Bataillon dafür bezahlt hat, von der Schießvorschrift Kopien anzufertigen – es ist uns verboten, sie länger als ein, zwei Tage zu behalten.«

»Hat er einen Grund dafür genannt?«

»Er hat gesagt, dass er vielleicht ein paar

Verbesserungsvorschläge
hat ...«

Wir gehen weiter. Die
Sonne ist hinter einer der
Schlafbaracken
untergegangen. Der
Exerzierplatz liegt jetzt im
Schatten, und die Luft ist
plötzlich kühl geworden.
»Du hast vorhin gesagt,
dass er gefährlich ist«,
sage ich.

»Ja. Das ist schwer zu erklären. Er hat so eine ... Wildheit an sich, und er ist durchtrieben. Aber er kann auch sehr einnehmend sein. Sagen wir so: Trotz seines Verhaltens möchte ihm keiner in die Quere kommen. Außerdem ist sein Auftreten ziemlich ungewöhnlich. Aber um zu verstehen, was ich damit

meine, musst du ihn selbst sehen.«

»Das würde ich gern. Das Problem ist, dass ich nicht riskieren kann, von ihm gesehen zu werden. Gibt es einen Ort, wo ich einen Blick auf ihn werfen kann, ohne dass er es merkt?«

»Da gibt's eine Bar gleich hier in der Nähe, wo er abends meistens hingeht.

Natürlich nicht immer, aber da erwischst du ihn am besten.«

»Kannst du mit mir da hingehen?«

»Ich dachte, du nimmst den Abendzug.«

»Dann bleibe ich eben bis morgen. Auf eine Nacht kommt's auch nicht an. Also, was ist, mein Freund? Wie in den alten

Zeiten!«

Aber Curé scheint von dem Gerede über die alten Zeiten genug zu haben. Er wirft mir einen strengen, abschätzenden Blick zu. »Jetzt bin ich mir sicher, dass die Sache ernst ist, Georges. Wenn du eine Nacht in Paris dafür sausen lässt.«

Curé will mich überreden,
die Zeit bis zum Abend mit
ihm zusammen in seiner
Unterkunft zu verbringen,
aber ich ziehe es vor, dem
Kasernengelände
fernzubleiben, um nicht
erkannt zu werden. Ich
erinnere mich an ein
kleines Hotel für
Handelsreisende, das ich

bei meiner Ankunft in der Nähe des Bahnhofs gesehen habe. Dorthin gehe ich und nehme mir ein Zimmer. Es handelt sich um ein muffig riechendes, schmutziges Kabuff ohne elektrisches Licht. Die Matratze ist hart und dünn, und immer wenn ein Zug vorbeifährt, zittern die Wände. Aber für

eine Nacht wird es reichen.
Ich strecke mich auf dem
Bett aus. Es ist so kurz,
dass meine Beine über
den Rand hinausragen. Ich
rauche und denke über
den geheimnisvollen
Esterházy nach, einen
Mann, der offenbar genau
das im Übermaß hat, was
Dreyfus eigenartigerweise
fehlte: ein Motiv.

Der Tag geht zur Neige.
Um sieben Uhr fangen die
Glocken der Kathedrale
von Rouen an zu läuten.
Bleiern und laut wie
Trommelfeuer wälzt sich
das Dröhnen über den
Fluss, und als es wieder
aufhört, scheint die
plötzliche Stille wie Qualm
in der Luft zu hängen.

Als ich mich aufraffe und

die Treppe hinuntergehe,
ist es dunkel. Curé wartet
schon auf mich. Er rät mir,
die Rangabzeichen auf den
Schultern unter meinem
Umhang zu verbergen.

Wir gehen an die zehn
Minuten durch
Seitenstraßen mit
geschlossenen
Fensterläden und ein paar
ruhigen Bars, bis wir

schließlich in eine
Sackgasse voller
schattenhafter Gestalten
einbiegen, hauptsächlich
Soldaten und einige junge
Frauen, die sich leise
unterhaltend und lachend
vor einem langen,
niedrigen, fensterlosen
Gebäude herumdrücken,
das wie ein umgebautes
Lagerhaus aussieht. Ein

gemaltes Schild verkündet:
Folies Bergère. Die
Hoffnungslosigkeit dieser
provinziellen Verheißung
ist fast anrührend.

»Warte hier«, sagte
Curé. »Ich schaue nach,
ob er schon da ist.«

Er geht zur Tür, die sich
kurz öffnet. In dem
länglichen, leicht violett
glänzenden Lichtstreifen

wird Curés Silhouette
sichtbar. Ich höre Lärm
und Musik, dann
verschwindet er im
Dunkeln. Eine Frau mit
einem riesigen Ausschnitt,
weiß wie Gänsehaut in der
Kälte, kommt mit einer
unangezündeten Zigarette
auf mich zu und bittet um
Feuer. Ohne weiter
nachzudenken, reiße ich

ein Streichholz an. Im Licht der gelb aufflackernden Flamme sehe ich, dass sie jung und hübsch ist. Sie mustert mich kurzzeitig. »Kennen wir uns, Schätzchen?«

Ich merke, dass ich einen Fehler gemacht habe. »Pardon, aber ich warte auf jemand.« Ich blase das Streichholz aus und gehe

weg.

»Jetzt stell dich nicht so an, Herzchen!«, ruft sie lachend hinter mir her.

Eine andere Frau mischt sich ein. »Wer war das denn?«

Und dann schreit ein betrunkenener Mann:
»Irgend so ein eingebildeter Arsch!«

Ein paar Soldaten drehen

sich um und schauen in
meine Richtung.

Curé erscheint in der Tür.
Er nickt und macht mir ein
Zeichen. Ich gehe zu ihm.
»Ich glaube, es ist besser,
ich verschwinde wieder«,
sage ich.

»Du brauchst bloß kurz
reinzuschauen, dann
kannst du ja wieder
gehen.« Er nimmt meinen

Arm und schiebt mich vor
sich her durch einen
kurzen Gang, dann ein
paar Stufen hinunter und
durch einen schweren,
schwarzen Samtvorhang in
einen lang gestreckten
Raum, in dem der
Tabakqualm wie Nebel
über den voll besetzten
kleinen runden Tischen
hängt. Vor der

gegenüberliegenden Wand
spielt eine Kapelle, und auf
der Bühne werfen ein
halbes Dutzend Mädchen
in Korsetts und
schrittfreien Höschen vor
ihrer Kundschaft
gelangweilt die Röckchen
und Beine in die Luft. Die
Füße stampfen auf die
nackten Holzdielen. Der
Laden riecht nach Absinth.

»Das ist er«, flüstert Curé.

Er nickt zu einem keine zwanzig Schritt entfernten Tisch, wo zwei Paare vor einer Flasche Champagner sitzen. Eine der Frauen, eine Rothaarige, hat mir den Rücken zugewandt, die andere, eine Brünette, hat sich auf ihrem Stuhl herumgedreht und schaut

zur Bühne. Die Männer
sitzen sich gegenüber und
unterhalten sich
ungezwungen. Curé
braucht mir gar nicht zu
sagen, wer das Objekt
meiner Neugier ist. Major
Esterházy sitzt weit
zurückgelehnt auf seinem
Stuhl, den er ein gutes
Stück vom Tisch
weggeschoben hat. Der

Uniformrock ist aufgeknöpft, das Becken nach vorn geschoben, die Arme hängen links und rechts fast bis auf den Boden hinunter, in der rechten Hand hält er lässig schief, als ob es keiner Beachtung wert wäre, ein Glas Champagner. Aus dem Profil seines flachen Gesichts ragt eine Nase,

die spitz zuläuft und wie
der Schnabel eines Geiers
aussieht. Die Augen liegen
tief in ihren Höhlen. Er
trägt einen großen, nach
hinten gewirbelten
Schnauzbart. Dem
Aussehen nach ist er
betrunken. Sein
Kompagnon sieht uns an
der Tür stehen und in ihre
Richtung schauen. Er sagt

etwas zu Esterházy, der langsam den Kopf zu uns umdreht. Seine Augen sind rund und vorstehend. Sie sehen nicht natürlich aus, sondern wahnsinnig, wie Glaskugeln, die man in den Schädel eines Skeletts in einer medizinischen Fakultät gedrückt hat. Wie Curé mich schon vorgewarnt hat, ist die

Wirkung verstörend. Mein Gott, denke ich, der könnte den ganzen Laden mitsamt allen Leuten abfackeln und würde sich einen Scheißdreck darum scheren. Sein Blick verweilt kurz bei uns, und für eine Sekunde entdecke ich in den sich verengenden Augen in dem zur Seite geneigten Kopf eine Spur

von Neugier.
Glücklicherweise ist er vom
Alkohol so benebelt, dass
er sich sofort ablenken
lässt, als eine der beiden
Frauen etwas zu ihm sagt.

Curé berührt meinen
Ellbogen. »Besser, wir
gehen jetzt.« Er zieht den
Vorhang zur Seite und
führt mich wieder nach
draußen.

7

Kurz vor Mittag des nächsten Tages, eines Samstags, komme ich wieder in Paris an und beschließe, nicht mehr ins Büro zu gehen. Ich kehre also erst am Montag, vier Tage nach meiner letzten Unterredung mit Lauth,

wieder in die Statistik-Abteilung zurück. Schon auf der Treppe höre ich Major Henrys Stimme. Als ich im ersten Stock ankomme, sehe ich ihn aus Lauths Zimmer treten. Er trägt eine Trauerbinde am Arm.

»Herr Oberstleutnant Picquart«, sagt er, kommt auf mich zu und salutiert.

»Ich melde mich zum Dienst zurück.«

»Schön, dass Sie wieder bei uns sind, Herr Major«, sage ich und erwidere seinen Gruß. »Obwohl mir natürlich die Umstände sehr leidtun. Ich hoffe sehr, dass Ihre Mutter friedlich dahingeschieden ist.«

»Es gibt nicht viele

Möglichkeiten, leicht aus dem Leben zu scheiden, Herr Oberstleutnant. Um ehrlich zu sein, am Schluss habe ich für ein schnelles Ende gebetet. Jedenfalls werde ich ab jetzt darauf achten, dass mein Dienstrevolver immer in Reichweite ist. Wenn meine Zeit kommt, möchte ich ein schnelles Ende

machen können.«

»Das ist auch meine Absicht.«

»Bleibt nur das Problem, ob man dann noch die Kraft hat abzudrücken.«

»Nun ja, ich glaube, es werden sich genügend Leute finden, die das gern erledigen.«

Henry lacht. »Schätze, da haben Sie recht, Herr

Oberstleutnant!«

Ich schließe die Tür auf und bitte ihn herein. Mein Büro verströmt die kalte, muffige Atmosphäre eines Zimmers, in dem einige Tage lang nicht gearbeitet wurde. Er nimmt sich einen Stuhl. Die spindeldürren Holzbeine knarzen unter seinem Gewicht.

Er zündet sich eine

Zigarette an. »Wie ich höre, waren Sie während meiner Abwesenheit ziemlich beschäftigt.«

»Haben Sie mit Lauth gesprochen?« Das hätte ich mir gleich denken können: Lauth und Henry sind die dicksten Freunde.

»Ja, er hat mir alles erzählt. Kann ich das neue Material sehen?«

Ich öffne den Tresor und gebe ihm die Akte. Ich bin verärgert, und mir ist bewusst, dass ich mich kleinkariert anhöre. »Ich war davon ausgegangen, dass ich Sie als Erster informieren würde.«

»Spielt das eine Rolle?«

»Nur insofern, als ich Lauth untersagt habe, mit irgendjemand darüber zu

sprechen.«

Henry, die Zigarette zwischen den Lippen, setzt seine Brille auf und hält die beiden Schriftstücke hoch. »Nun ja«, murmelt er. »Vielleicht bin ich ja mehr für ihn als nur irgendjemand.« Beim Sprechen zittert die Zigarette zwischen seinen Lippen, und Asche fällt in

seinen Schoß.

»Das wollte ich damit nicht in Zweifel ziehen.«

»Haben Sie in dieser Sache schon irgendetwas unternommen?«

»In der Rue Saint-Dominique weiß noch keiner davon, wenn Sie das meinen.«

»Das ist wahrscheinlich auch schlauer so. Die

verfallen nur in Panik.«

»Ganz meine Meinung.
Ich möchte, dass wir erst
unsere eigenen
Nachforschungen
anstellen. Ich war schon in
Rouen ...«

Er schaut mich über den
Brillenrand an. »Sie waren
in Rouen?«

»Ja, im
Vierundsiebzigsten —

Esterházy's Regiment – ist ein alter Freund von mir stationiert, ein Major. Er konnte mir schon mit einigen persönlichen Informationen dienen.«

Henry liest weiter. »Und dürfte ich fragen, was dieser alte Freund Ihnen erzählt hat?«

»Er sagt, dass Esterházy die Angewohnheit hat, jede

Menge verdächtige Fragen zu stellen. Dass er sogar selbst dafür bezahlt hat, an einem Artilleriemanöver teilnehmen zu können, und danach Kopien von den Schießvorschriften gemacht hat. Und dass er in Geldschwierigkeiten steckt und nicht gerade ein Mann von einwandfreiem Charakter ist.«

»Ach, wirklich?« Henry dreht das Petit Bleu um und begutachtet die Adresse. »Hier bei uns hat er einen guten Eindruck gemacht.«

Für die Chuzpe, mit der er die Bombe hochgehen lässt, muss ich ihm Respekt zollen. Ein, zwei Sekunden lang schaue ich ihn nur an. »Lauth hat

nichts davon gesagt, dass Esterházy mal hier gearbeitet hat.«

»Weil er es nicht weiß.«

Henry legt die Schriftstücke auf meinen Schreibtisch und nimmt die Brille ab. »Das war lange vor Lauths Zeit. Ich selbst war gerade erst hierher versetzt worden.«

»Wann war das?«

»Das muss so fünfzehn Jahre her sein.«

»Dann kennen Sie Esterházy also?«

»Ja, allerdings nur oberflächlich. Er war nicht lange hier. Er hat als deutscher Übersetzer gearbeitet. Ich habe ihn schon Jahre nicht mehr gesehen.«

Ich lehne mich auf

meinem Stuhl zurück.

»Das hebt die Sache auf eine ganze neue Ebene.«

»Ach?« Henry zuckt mit den Achseln. »Ich glaube, ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Warum?«

»Sie scheinen das ja sehr gelassen zu nehmen, Herr Major!« Henrys

Gleichgültigkeit hat etwas Spöttisches. Langsam

werde ich wütend. »Wenn Esterházy schon Einblick in unsere

Geheimdienstmethoden hatte, dann liegt es doch auf der Hand, dass man die Sache ernster nehmen muss.«

Henry lächelt und schüttelt den Kopf. »Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Herr Oberstleutnant,

nehmen Sie das alles nicht so dramatisch. Es spielt keine Rolle, bei wie vielen Schießübungen er dabei war. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Esterházy in Rouen Zugang zu irgendetwas hatte, was wichtig oder außergewöhnlich war. Und Schwarzkoppens Brief belegt das ja zweifelsfrei.

Darin drohen ihm die Deutschen, die Verbindung zu ihm zu kappen. Das würden sie nicht machen, wenn sie ihn für einen brauchbaren Spion hielten.«

Henry macht eine kurze Pause, ehe er weiterspricht.

»So einen Fehler macht man schnell. Man ist neu

im Geschäft, und da hält man den ersten windigen Burschen, der einem über den Weg läuft, gleich für einen Meisterspion. Das ist er nur selten. Tatsächlich kann es sogar darauf hinauslaufen, dass man durch Überreaktionen wesentlich mehr Schaden anrichtet als der mutmaßliche Verräter

selbst.«

»Ich hoffe nicht, dass Sie vorschlagen, ihn einfach weiter Informationen, und seien sie noch so unbedeutend, an eine ausländische Macht liefern zu lassen?«, erwidere ich steif.

»Ganz und gar nicht! Wir sollten ihn auf jeden Fall im Auge behalten. Ich glaube

nur, dass wir die
Verhältnismäßigkeit
wahren sollten. Ich könnte
Guénée beauftragen, ein
bisschen
herumzuschneffeln, mal
sehen, was er
herausfindet.«

»Nein, ich will nicht, dass
Guénée mit dieser Sache
betraut wird.« Guénée
gehört auch zu Henrys

Truppe. »Ich möchte zur Abwechslung mal jemand anderes dafür.«

»Wie Sie wünschen«, sagt Henry. »Sagen Sie mir, an wen Sie denken, dann setze ich ihn darauf an.«

»Danke für das Angebot, aber ich werde selbst jemand darauf ansetzen.«
Ich lächele Henry ins

Gesicht. »Etwas praktische Erfahrung kann mir nicht schaden. Danke, Herr Major ...« Ich deutete auf die Tür. »Und noch einmal: Schön, dass Sie wieder bei uns sind. Und sagen Sie doch bitte Gribelin Bescheid, dass ich ihn sprechen möchte.«

•

Das besonders Ärgerliche
an Henrys kleiner frommer
Predigt ist, dass er recht
hat: Ich habe meiner
Fantasie erlaubt,
Esterházy zu einem
Verräter von der
Größenordnung eines
Dreyfus' aufzublasen,
während alles, wie Henry
sagt, darauf hinweist, dass
er nichts besonders

Schwerwiegendes getan hat. Trotzdem werde ich ihm nicht die Genugtuung verschaffen, ihm die Kontrolle über die Operation zu überlassen. Ich werde sie selbst leiten. Also trage ich Gribelin auf, eine Liste mit allen Polizeiagenten zusammenzustellen, die die Abteilung in jüngster

Zeit eingesetzt hat,
inklusive Adressen und
kurzen Werdegangs von
jedem Einzelnen. Eine
halbe Stunde nachdem er
mein Büro verlassen hat,
kommt er mit einem
Dutzend Namen zurück.

Gribelin ist mir ein Rätsel:
der Inbegriff eines
unterwürfigen Bürokraten,
eine lebende Leiche. Er

könnte vierzig, aber auch
sechzig Jahre alt sein und
ist so dünn wie ein
Gespenst aus Rauch, ganz
in Schwarz, der einzigen
Farbe, die er trägt. Meist
schließt er sich allein oben
in seinem Archiv ein. In
den seltenen Fällen, in
denen er auftaucht,
schleicht er dunkel und
schweigend wie ein

Schatten an der Wand entlang. Ich könnte mir vorstellen, dass er um die Kante einer geschlossenen Tür in einen Raum schlüpft – oder darunter hindurch. Das einzige Geräusch, das er manchmal macht, stammt von dem klimpernden Schlüsselbund in seiner Hosentasche, der mit einer Kette an der

Hüfte befestigt ist. Jetzt steht er vollkommen regungslos und stumm vor meinem Schreibtisch, während ich mir seine Liste anschau. Ich frage ihn, welchen der Agenten er empfehlen würde. Er lehnt es ab, sich festzulegen. »Es sind alles gute Männer.« Er fragt mich nicht, wofür ich einen

Agenten brauche. Gribelin ist so diskret wie der Beichtvater des Papstes.

Schließlich entscheide ich mich für einen jungen Beamten der Sûreté, Jean-Alfred Desvernine, der in der Inspektion am Gare Saint-Lazare Dienst tut. Er ist ein ehemaliger Dragonerleutnant aus dem Médoc, der die

Karriereleiter nach oben geklettert ist, dann wegen Spielschulden den Dienst quittieren musste, sich seitdem aber ehrlich durchs Leben geschlagen hat. Wenn es irgendjemand schaffen kann, die Geheimnisse um Esterházys Sucht zu entschlüsseln, dann er.

Nachdem Gribelin sich

wieder davongeschlichen
hat, setze ich eine
Nachricht für Desvernine
auf, in der ich ihn bitte,
mich übermorgen zu
treffen. Anstatt ihn in mein
Büro zu bestellen, wo
Henry und Lauth ihn sehen
könnten, schlage ich ein
Treffen um neun Uhr
morgens auf der Place du
Carrousel vor dem Louvre

vor. Ich schreibe, dass ich in Zivil kommen werde – in Gehrock mit Melone, mit einer roten Nelke im Knopfloch und dem *Figaro* unter dem Arm. Als ich den Umschlag versiegle, geht mir der Gedanke durch den Kopf, wie leicht man doch den Klischees der Spionagewelt verfällt. Das beunruhigt mich.

Schon jetzt traue ich
niemand mehr. Wie lange
wird es noch dauern, bis
ich wie Sandherr über
moralisch Verwahrloste
und Ausländer herziehe?
Das ist eine *déformation*
professionnelle: Alle
Meisterspione enden
zwangsläufig im Wahnsinn.
Am Mittwochmorgen
stehe ich passend

ausstaffiert vor dem
Louvre. Aus der
Touristenschlange löst sich
plötzlich ein jugendlich
aussehender Mann mit
grau meliertem
Schnauzbart. Er macht
einen intelligenten
Eindruck. Desvernine. Wir
nicken uns zu. Er muss
mich schon seit einigen
Minuten beobachtet

haben.

»Man hat Sie nicht verfolgt, Herr Oberstleutnant«, sagt er leise. »Zumindest habe ich nichts bemerkt. Trotzdem schlage ich vor, dass wir ins Museum gehen, wenn Sie einverstanden sind. Dort fällt es nicht so auf, wenn ich mir Notizen mache.«

»Wie Sie meinen. Das ist
Ihr Metier.«

»Ganz recht, Herr
Oberstleutnant.

Überlassen Sie das Leuten
wie mir.«

Er hat die
durchgedrückten Schultern
und den wiegenden Gang
des Sportsmanns. Ich
folge ihm zum
nächstgelegenen Pavillon.

Es ist früh am Tag und deshalb noch nicht so voll. Im Vorraum befinden sich neben dem Eingang eine Garderobe, geradeaus eine Treppe, links und rechts Galerien. Als Desvernine sich nach links wendet, erhebe ich Einspruch. »Müssen wir dahin? Dort gibt es nur den übelsten Schrott zu

sehen.«

»Wirklich? Für mich sieht das alles gleich aus.«

»Sie kümmern sich um die Polizeiarbeit, Desvernine, die Kultur überlassen Sie mir.«

Ich kaufe einen Museumsführer, dann gehen wir in die Ausstellungsräume des Denon-Flügels, wo es wie

in einem Klassenzimmer riecht. Wir stehen vor einer Bronzefigur von Commodus als Herkules – eine Renaissance-Kopie aus dem Vatikan. Die Säle sind fast leer.

»Das muss unter uns bleiben, verstanden?«, sage ich. »Wenn Ihre Vorgesetzten herausbekommen, was Sie

tun, dann verweisen Sie sie an mich.«

»Verstehe.« Desvernine zückt Notizblock und Stift.

»Ich möchte alles über einen Major der Armee namens Charles Ferdinand Walsin-Esterházy erfahren.« Obwohl ich flüstere, hallt meine Stimme nach. »Manchmal nennt er sich Graf

Esterházy. Er ist
achtundvierzig Jahre alt
und dient beim 74.
Infanterieregiment in
Rouen. Er ist mit der
Tochter des Marquis de
Nettancourt verheiratet. Er
spielt, spekuliert an der
Börse, führt ganz
allgemein ein
ausschweifendes Leben.
Sie wissen besser als ich,

wo man sich nach einer solchen Figur umschauen muss.«

Desvernine errötet leicht.
»Bis wann brauchen Sie das?«

»So schnell wie möglich.
Könnten Sie mir bis nächste Woche einen vorläufigen Bericht liefern?«

»Ich werde es

versuchen.«

»Noch etwas: Ich würde gern wissen, wie oft Esterházy die deutsche Botschaft besucht.«

Falls Desvernine diesen Wunsch überraschend findet, so ist er zu sehr Profi, sich etwas anmerken zu lassen. Wir geben bestimmt ein seltsames Paar ab: ich im Gehrock

mit Melone, den
Museumsführer in der
Hand und große Reden
schwingend, er im
schäbigen, braunen Anzug
und fleißig mitschreibend.
Aber niemand schaut in
unsere Richtung. Wir
gehen zum nächsten
Ausstellungsstück. Der
Führer verzeichnet es als
Der Dornauszieher.

»Das nächste Mal sollten wir uns an einem anderen Ort treffen, zur Sicherheit«, sagt Desvernine.

Mir fällt meine Zugfahrt nach Rouen ein. »Wie wär's mit dem Restaurant im Gare Saint-Lazare?«, schlage ich vor. »Liegt in Ihrem Revier.«

»Ja, das kenne ich gut.«

»Nächsten

Donnerstagabend, um
sieben?«

»Einverstanden.« Er

schreibt es auf, steckt
dann sein Notizbuch in die
Tasche und schaut die
Statue an. Er kratzt sich
am Kopf. »Und Sie
glauben wirklich, dass
dieses Ding da gut ist, Herr
Oberstleutnant?«

»Nein, das habe ich nicht gesagt. Wie so oft im Leben ist es nur besser als die Alternative.«

•

Nicht meine ganze Zeit gehört den Nachforschungen über Esterházy. Ich habe mich auch noch um andere Dinge zu kümmern – nicht

zuletzt um das
verräterische Treiben von
Brieftauben.

Gribelin bringt mir die
Akte. Man hat sie von der
R u e Saint-Dominique
herübergeschickt. Als er
sie mir überreicht,
entdecke ich doch noch
einen matten Glanz
boshaften Vergnügens in
seinen blassen Augen.

Anscheinend haben
Taubenliebhaber in
England die Angewohnheit,
mit ihren Vögeln nach
Cherbourg zu fahren und
sie von dort zurück über
den Kanal fliegen zu
lassen. Um die
neuntausend werden jedes
Jahr auf die Reise
geschickt: ein harmloser,
wenn auch unerfreulicher

Zeitvertreib, den Oberst Sandherr im Endstadium seiner Krankheit als eine mögliche Bedrohung der nationalen Sicherheit zu verbieten für angezeigt hielt. Was, wenn man die Vögel für den Transport geheimer Botschaften einsetzte? Diese Ausgeburt des Irrsinns hat sich fast ein Jahr lang

ihren Weg durch das
Innenministerium gebahnt
und schließlich
Niederschlag in einer
Gesetzesvorlage
gefunden. Und jetzt
besteht General Boisdeffre
darauf, dass ich als Chef
der Statistik-Abteilung die
Meinung des
Kriegsministeriums zu
diesem Entwurf in Worte

fasse.

Unnötig zu erwähnen, dass ich keine Meinung dazu habe. Nachdem Gribelin wieder gegangen ist, sitze ich an meinem Schreibtisch und gehe die Akte durch, was ungefähr so sinnvoll ist, als wäre das Schriftstück in Sanskrit verfasst, so wenig verstehe ich davon. Mir

kommt der Gedanke, dass ich dafür einen Juristen brauche. Des Weiteren kommt mir der Gedanke, dass der beste Jurist, den ich kenne, mein ältester Freund Louis Leblois ist, der, wie ein merkwürdiger Zufall es will, nur zwei Gehminuten entfernt in der Rue de l'Université seine Kanzlei hat. Ich schicke

ihm ein Bleu, in dem ich
ihn bitte, auf dem Weg
nach Hause bei mir
vorbeizuschauen. Am
Spätnachmittag höre ich,
wie die elektrische Klingel
die Ankunft von jemand
meldet, und ich bin schon
halb die Treppe
hinuntergegangen, als mir
Bachir mit Louis'
Visitenkarte

entgegenkommt.

»Geht in Ordnung, Bachir, ich kenne den Mann. Schicken Sie ihn hoch.«

Zwei Minuten später stehe ich mit Louis am Fenster und zeige ihm den Garten des Ministers.

»Das ist ein höchst bemerkenswertes Gebäude, Georges«, sagt

er. »Wenn ich hier vorbeigegangen bin, habe ich mich oft gefragt, wem es jetzt wohl gehört. Weißt du, was das früher mal war?«

»Nein.«

»Vor der Revolution war es das Hôtel d'Aiguillon, wo die alte Herzogin Anne-Charlotte de Crussol-Florensac ihren

literarischen Salon
veranstaltete.

Wahrscheinlich haben
Montesquieu und Voltaire
genau in dem Zimmer hier
gesessen!« Er wedelt sich
mit der Hand vor der Nase
herum. »Könnte es sein,
dass ihre Leichen noch
unten im Keller liegen?
Was um Himmels willen
treibst du hier eigentlich

den ganzen Tag?«

»Das kann ich dir nicht sagen, obwohl es Voltaire bestimmt amüsiert hätte. Allerdings kann ich dir einen Auftrag zukommen lassen, wenn du interessiert bist.« Ich drücke ihm die Brieftaubenakte in die Hand. »Sag mir, ob du dir darauf einen Reim machen

kannst.«

»Ich soll mir das jetzt sofort anschauen?«

»Wenn du nichts dagegen hast: Ich darf es leider nicht außer Haus geben.«

»Warum? Ist es geheim?«

»Nein, sonst würde ich es dir ja nicht zeigen. Es darf nur nicht dieses Gebäude

verlassen.« Louis zögert.
»Ich bezahle dich
natürlich«, sage ich. »Den
üblichen Satz, den du für
so etwas verlangen
würdest.«

»Tja, wenn ich dir
wenigstens einmal in
diesem Leben etwas Geld
aus der Tasche ziehen
kann, dann mache ich es
natürlich«, sagt er lachend,

setzt sich an den
Besuchertisch, öffnet die
Mappe, nimmt ein Blatt
heraus und fängt an zu
lesen, während ich mich
wieder an meinen
Schreibtisch setze.
Akkurat, das ist das
passende Wort für Louis:
eine gepflegte
Erscheinung, genauso alt
wie ich, mit akkurat

gestutztem Bart und
akkuraten kleinen Händen,
die schnell über die Seite
huschen, während er seine
akkurat geordneten
Gedanken niederschreibt.
Ich betrachte ihn liebevoll.
Er arbeitet mit äußerster
Konzentration, genau wie
damals, als wir noch
Klassenkameraden am
Gymnasium in Straßburg

waren. Er hat im Alter von elf Jahren seine Mutter verloren, ich im gleichen Alter meinen Vater. Das hat uns zusammengeschweißt, obwohl wir damals nie über dieses verbindende Element gesprochen haben und es auch heute nie tun.

Ich nehme meinen Stift

und beginne einen Bericht zu schreiben. In wohlthuender Stille arbeiten wir eine Stunde lang, bis jemand an die Tür klopft. Ich rufe: »Herein!«, worauf Henry mit einem Aktenordner mein Büro betritt. Sein Gesichtsausdruck bei Louis' Anblick hätte nicht erstaunter sein können als

der, wenn er mich nackt
mit einem der
Straßenmädchen von
Rouen erwischte hätte.

»Major Henry, darf ich
vorstellen, Maître Louis
Leblois, ein guter Freund
von mir«, sage ich. Der in
seine Arbeit vertiefte Louis
hebt nur beiläufig die linke
Hand und schreibt dann
weiter, während Henry von

mir zu ihm und dann
wieder zu mir schaut.
»Maître Leblois schreibt
für uns eine juristische
Stellungnahme zu dieser
absurden
Brieftaubengeschichte.«

Für ein paar Sekunden
bringt Henry vor Erregung
kein Wort heraus. »Dürfte
ich Sie bitte kurz allein
sprechen, Herr

Oberstleutnant?«, sagt er schließlich. Als wir draußen im Gang stehen, sagt er kühl: »Ich muss protestieren, Herr Oberstleutnant. Es gehört nicht zu unseren Gepflogenheiten, Leuten von außerhalb Zutritt zu unseren Räumen zu gewähren.«

»Guénée kommt

dauernd.«

»Monsieur Guénée ist Beamter der Polizei!«

»Nun, Maître Leblois ist Beamter der Gerichtsbarkeit.« Mein Ton ist eher belustigt denn zornig. »Ich kenne ihn seit dreißig Jahren, ich verbürge mich für seine Integrität. Außerdem schaut er sich nur diese

Brieftaubensache an. Das fällt ja wohl kaum unter die Geheimhaltung.«

»Aber in Ihrem Büro befinden sich andere Akten, die streng geheim sind.«

»Ja, und die sind sicher verschlossen.«

»Trotzdem möchte ich meinen scharfen Einspruch zu Protokoll geben ...

»Ach, möchten Sie, Major Henry?«, sage ich und schneide ihm das Wort ab.

»Blasen Sie sich doch bitte nicht so auf! Ich leite diese Abteilung und spreche mit jedem, der mir passt!«

Ich drehe mich auf dem Absatz um, gehe wieder ins Büro und schließe die Tür. »Bekommst du Ärger wegen mir?«, fragt Louis,

der bestimmt jedes Wort mitgehört hat.

»Ach was. Aber diese Leute ... also wirklich!« Ich lasse mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen und schüttele seufzend den Kopf.

»Nun ja, die Sache hier ist jedenfalls erledigt.« Louis steht auf und gibt mir die Akte. Obenauf liegen

mehrere Blatt Papier mit
seiner makellosen
Handschrift. »Ist ziemlich
eindeutig. Das sind die
Punkte, auf die es
ankommt.« Er schaut
besorgt auf mich herunter.
»Deine glanzvolle Karriere,
Georges, das ist ja alles
schön und gut, aber wir
bekommen dich kaum
noch zu Gesicht.

Freundschaften muss man pflegen. Los, du kommst jetzt mit zu uns, das Abendessen wartet schon.«

»Danke, aber ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

Eigentlich will ich sagen: Weil ich dir nicht erzählen darf, was mir im Kopf herumgeht oder was ich

den ganzen Tag tue oder
was mich alles bedrückt.
Und wenn sorglose
Vertrautheit unmöglich
geworden ist, dann wird
gesellschaftlicher Umgang
zu Heuchelei und
Belastung. »Zurzeit gebe
ich leider keine gute
Gesellschaft ab«, erwidere
ich stattdessen
nichtssagend.

»Das zu beurteilen überlasse ruhig uns. Also los, komm mit.«

Er ist so herzlich und aufrichtig, dass ich keine Wahl habe, als nachzugeben. »Nun ja, ich würde sehr gern mitkommen«, sage ich. »Aber nur wenn du dir sicher bist, dass Martha nichts dagegen hat.«

»Mein lieber Georges,
nichts wäre ihr lieber.«

Ihre Wohnung ist nur ein
paar Schritte entfernt, sie
liegt buchstäblich
gegenüber auf dem
Boulevard Saint-Germain,
und Martha scheint
tatsächlich hochofrenut zu
sein, mich zu sehen. Kaum
habe ich die Wohnung
betreten, nimmt sie mich in

den Arm. Sie ist
siebenundzwanzig,
vierzehn Jahre jünger als
Louis und ich. Ich war ihr
Trauzeuge. Sie
unternehmen alles
zusammen, wahrscheinlich
weil sie keine Kinder
haben. Sollten sie deshalb
betrübt sein, so lassen sie
es sich nicht anmerken.
Genauso wenig nerven sie

mich mit der Frage, wann ich endlich heirate, was ebenfalls eine große Erleichterung ist. Wir verbringen drei glückliche Stunden zusammen, in denen wir über alte Zeiten und über Politik reden – Louis ist stellvertretender Bürgermeister seines Arrondissements, des siebenten, und vertritt zu

den meisten Themen radikale Ansichten. Der Abend klingt damit aus, dass sie ein Lied singen und ich sie auf ihrem Klavier begleite. Louis bringt mich zur Tür. »Das sollten wir jede Woche machen«, sagt er. »Nicht dass du uns noch eigen wirst. Und denk dran, wenn es im Büro mal

länger wird, du kannst immer hier übernachten.«

»Du bist ein großzügiger Freund, mein lieber Lou. Warst du immer schon.« Ich küsse ihn auf die Wangen und tauche leicht schwankend in die Nacht ein. Ich summe leise die Melodie, die ich gerade gespielt habe: weil ich ein bisschen betrunken bin,

aber vor allem weil mir die Gesellschaft gutgetan hat.

.

Punkt sieben am nächsten Donnerstagabend sitze ich im Gare Saint-Lazare in einer Ecke des gelben, höhlenartigen Restaurants und trinke im Halbdunkel ein Bier aus dem Elsass. Das Lokal ist überfüllt,

ständig ist das Quietschen
der Doppelschwingtüren zu
hören. Der

Geräuschteppich aus
plaudernden Stimmen und
hin und her laufenden
Menschen im Innern und
dem Pfeifen, Rufen und
den explosionsartig Dampf
ausstoßenden

Lokomotiven draußen
macht es zum idealen

Treffpunkt, wenn man nicht belauscht werden will. Ich habe einen Zweiertisch ergattert, von dem man einen freien Blick auf den Eingang hat. Desvernine jedoch überrascht mich erneut, indem er von hinten an mich herantritt. Er hat eine Flasche Mineralwasser in der Hand, lehnt meine

Einladung auf ein Bier ab
und zückt, noch während
er sich auf der
purpurfarbenen Sitzbank
niederlässt, sein kleines,
schwarzes Notizbuch.

»Ihr Major Esterházy,
Herr Oberstleutnant, ist
wirklich ein schräger Vogel.
Überall in Rouen und Paris
Riesenschulden. Ich habe
eine Liste gemacht.«

»Wofür gibt er das Geld aus?«

»Hauptsächlich am Spieltisch in einem Laden auf dem Boulevard Poissonnière. Das ist eine Sucht, von der man nur schwer wieder loskommt. Habe ich am eigenen Leib erfahren.« Er reicht mir die Liste über den Tisch.

»Außerdem hat er eine

Geliebte, eine
Mademoiselle Marguerite
Pays, sechsundzwanzig,
eine amtlich registrierte
Prostituierte aus dem
Pigalle, bekannt unter dem
Spitznamen Vier-Finger-
Marguerite.«

Ich muss unwillkürlich
lachen. »Das ist nicht Ihr
Ernst, oder?«

Der ernsthafte

Unteroffizier a. D. und
jetzige Polizist Desvernine
teilt meine Belustigung
nicht. »Sie stammt
ursprünglich aus der
Gegend von Rouen,
Tochter eines Calvados-
Brenners, hat als Kind in
einer Spinnerei gearbeitet
und bei einem Unfall einen
Finger verloren und den
Job gleich dazu. Geht

dann nach Paris, steigt in
der Rue Victor Massé ins
horizontale Gewerbe ein
und lernt letztes Jahr
Esterházy kennen.
Entweder im Zug
Paris–Rouen oder im
Moulin Rouge – je
nachdem, welchem
Mädchen man glaubt.«

»Dann ist diese Affäre
also allgemein bekannt?«

»Durchaus. Er hat ihr sogar eine Wohnung gemietet, Rue de Douai 49, nicht weit vom Montmartre. Wenn er in der Stadt ist, besucht er sie jeden Abend. Sie hat die Wohnung eingerichtet, aber er ist der Mieter. Die Mädchen im Moulin Rouge nennen ihn den Wohltäter.«

»So ein Leben kann nicht billig sein.«

»Damit er es sich leisten kann, mischt er bei jeder nur möglichen Gaunerei mit. Einmal hat er sogar versucht, sich in London in den Vorstand einer britischen Firma einzuschleichen – für einen französischen Offizier eine ziemliche Schnapsidee.«

»Und seine Frau, wo ist die die ganze Zeit?«

»Entweder auf ihrem Anwesen in Dommartin-la-Planchette in den Ardennen oder in der Pariser Wohnung. Nach seinen Besuchen bei Marguerite geht er immer zu ihr.«

»Betrug scheint seine zweite Natur zu sein.«

»Kann man so sagen.«

»Und was ist mit den Deutschen? Irgendwelche Verbindungen?«

»Da bin ich noch nicht weitergekommen.«

»Vielleicht könnten wir ihn beschatten.«

»Das könnten wir natürlich«, sagt Desvernine mit zweifelnder Stimme.

»Aber so wie ich ihn

einschätze, ist er ein misstrauischer Vogel. Er würde uns bestimmt bald draufkommen.«

»Dann ist es das Risiko nicht wert. Das ist das Letzte, was ich jetzt brauchen kann. Einen Major mit besten Verbindungen, der sich im Ministerium darüber beschwert, dass man ihn

belästigt.«

»Am besten wäre es,
wenn wir die deutsche
Botschaft überwachen
würden. Vielleicht
erwischen wir ihn da.«

»Dafür bekomme ich nie
die Genehmigung.«

»Warum nicht?«

»Das wäre zu
offensichtlich. Der
Botschafter würde sich

beschweren.«

»Ich habe eine Idee, wie wir es machen können, ohne dass sie uns draufkommen.«

Desvernine zückt sein Notizbuch, öffnet es und gibt mir einen winzigen, sorgfältig herausgetrennten Zeitungsausschnitt. Es ist das Mietangebot für eine

Wohnung in der Rue de
Lille, der Straße, in der
sich das Hôtel de
Beauharnais befindet, das
die deutsche Botschaft
beherbergt. »Die Wohnung
liegt im ersten Stock,
unmittelbar gegenüber von
den Deutschen. Wir
könnten einen
Beobachtungsposten
einrichten und würden

jeden sehen, der kommt
und geht.« Voller Stolz auf
seinen

Unternehmungsgeist
schaut er mich an und
wartet auf meine
Einwilligung. »Und jetzt
kommt das Beste: Die
Wohnung darunter hat die
Botschaft gemietet, als
eine Art Offiziersklub.«

Die Idee reizt mich sofort.

Mir gefällt die Dreistigkeit daran, aber nicht nur das. Es wäre eine Operation ohne Henrys Wissen.

»Wir brauchten einen Mieter mit einer glaubwürdigen Tarnung«, sage ich nachdenklich. »Einen, der keinen Verdacht erregt, jemand, der einen guten Grund dafür hat, den ganzen Tag

zu Hause zu bleiben.«

»Vielleicht ein Arbeiter, der nur Nachtdienste macht«, sagt Desvernine.

»Einer, der jeden Morgen um sieben nach Hause kommt und abends um sechs wieder zur Arbeit geht.«

»Wie hoch ist die Miete für die Wohnung?«

»Zweihundert im Monat.«

Ich schüttele den Kopf.
»Das kann sich kein
normaler Nachtschichtler
leisten. Es ist eine
elegante Straße. Ein
glaubwürdiger Mieter wäre
irgendein junger reicher
Müßiggänger mit einer
Apanage – einer, der sich
die Nächte um die Ohren
schlägt und tagsüber
seinen Rausch

ausschläft.«

»Leider habe ich keinen
Zugang zu solchen
Kreisen, Herr
Oberstleutnant.«

»Sie nicht. Aber ich.«

.

Ich schicke ein Bleu an
einen jungen Bekannten
von mir und vereinbare ein
Treffen in einem Café auf

den Champs-Élysées für den Spätnachmittag am Sonntag. Er schlingt sein Essen hinunter, als hätte er seit Tagen gehungert, danach machen wir einen Spaziergang im Jardin des Tuileries.

Germain Ducasse ist ein sensibler, kultivierter und liebenswürdiger Mann in den Dreißigern mit

dunklem, lockigem Haar
und sanften, braunen
Augen, der als kundiger
Begleiter für
Opernbesuche bei älteren
Junggesellen und auch bei
verheirateten Damen
beliebt ist, da er deren
Ehemännern keinen
Anlass für Eifersucht gibt.
Ich kenne ihn seit über
zehn Jahren, als er im

126. Linienregiment in
Pamiers im Département
Ariège unter meinem
Kommando seinen
Militärdienst abschloss. Ich
bestärkte ihn darin, an der
Sorbonne moderne
Sprachen zu studieren,
und von Zeit zu Zeit
nehme ich ihn zu den
Soireen bei den de
Comminges mit. Derzeit

fristet er ein schäbig-elegantes Dasein als Übersetzer und Sekretär, und als ich andeute, dass ich ihm vielleicht etwas Arbeit zuschustern könne, ist mir seine Dankbarkeit fast peinlich.

»Das ist schrecklich nobel von Ihnen, Georges. Hier, schauen Sie sich das an!«
Er hält sich an meinem

Arm fest, hebt einen Fuß und zeigt mir das Loch in seinem Schuh. »Ist das nicht beschämend?« Seine Hand umklammert weiter meinen Arm.

»Ja, das ist wirklich ärgerlich.« Behutsam befreie ich mich aus seinem Griff. »Ich sage Ihnen gleich, dass die Arbeit unkonventionell und

eintönig ist. Außerdem
benötige ich Sie den
ganzen Tag. Aber bevor
ich Ihnen mehr darüber
erzähle, brauche ich Ihr
Wort, dass Sie mit
niemand darüber
sprechen.«

»Wie geheimnisvoll!
Natürlich gebe ich Ihnen
mein Wort. Worum
geht's?«

Ich führe ihn zu einer
Bank abseits der
Sonntagsspaziergänger,
dann weihe ich ihn ein.

»Ich möchte, dass Sie
gleich morgen früh diese
Wohnung hier mieten.« Ich
gebe ihm die
Zeitungsanzeige. »Sie
bieten dem Makler an, drei
Monate im Voraus zu
bezahlen. Wenn er

Referenzen verlangt,
geben Sie die de
Comminges an. Ich werde
das mit Aimery klären. Sie
sagen, dass Sie sofort
einziehen wollen, wenn
möglich noch am selben
Nachmittag. Am nächsten
Tag wird Sie ein Mann
besuchen, der sich als
Robert Houdin vorstellt. Er
arbeitet für mich, und er

wird Ihnen Ihre Aufgabe erklären. Im Grunde geht es darum, dass tagsüber das gegenüberliegende Gebäude beobachtet werden soll. An den Abenden haben Sie frei.«

Ducasse schaut sich die Anzeige an. »Ich muss schon sagen, das hört sich ziemlich aufregend an. Werde ich jetzt ein

Spion?«

»Hier sind die sechshundert Francs für die Anzahlung«, fahre ich fort und zähle ihm die Banknoten, die ich am Abend zuvor aus meinem Sonderfonds im Tresor genommen habe, in die Hand. »Und hier noch vierhundert für Sie, Ihre Bezahlung für die ersten

beiden Wochen. Ja, Sie werden jetzt ein Spion, aber Sie dürfen das niemals irgendjemand gegenüber erwähnen. Ab jetzt darf man uns auch nicht mehr zusammen sehen. Und in Gottes Namen, mein lieber Germain, kaufen Sie sich ein paar anständige Schuhe, bevor Sie zu dem

Makler gehen. Sie müssen wie jemand aussehen, der es sich leisten kann, in der Rue de Lille zu wohnen.«

.

Ich lege einen neuen Fallordner an. Da unser Deckname für Esterházy nach seinem Spitznamen unter den Mädchen in

Pigalle Wohltäter ist,
schreibe ich Operation
Wohltäter auf den
Aktendeckel. Ducasse
mietet ohne Probleme die
Wohnung und zieht mit
einigen wenigen
persönlichen Dingen ein.
Am folgenden Nachmittag
besucht ihn Desvernine
unter dem Namen Houdin
und erklärt ihm seine

Aufgabe. Ein Lieferwagen bringt versiegelte Packkisten mit optischen und fotografischen Geräten und den für eine Dunkelkammer benötigten Chemikalien. Die Männer in den Lederschürzen, die die Kisten in den ersten Stock tragen, gehören zur technischen Abteilung der Sûreté. Ein paar Tage

später melde ich mich an,
um die Wohnung selbst in
Augenschein zu nehmen.

Es ist ein milder
Spätnachmittag im April,
die Bäume blühen, und im
Garten des Ministers
singen die Vögel. Es
kommt mir vor, als machte
sich die Natur über meinen
Beruf lustig. Ich trage Zivil
und habe den Hut tief ins

Gesicht gezogen. Die deutsche Botschaft liegt kaum zweihundert Meter von meinem Büro entfernt – ich trete aus dem Haus, gehe nach links und dann gleich wieder nach rechts und befinde mich wenig später in der schmalen Rue de Lille. Das Hôtel Beauharnais, Nummer 72, liegt auf der linken

Straßenseite. Es ist durch eine hohe Mauer von der Straße abgetrennt, aber die großen Holztore stehen weit offen. In dem gepflasterten Innenhof parken ein paar Automobile. Am Ende des Hofes erhebt sich eine imposante fünfstöckige Villa mit einem Säulenvorbau. Auf den

Stufen zum Eingang liegt ein roter Läufer. Die Fahne mit dem Adler des Deutschen Reichs hängt schlaff an ihrem Mast.

Die von uns gemietete Wohnung befindet sich genau gegenüber, in Nummer 101. Ich betrete das Haus und gehe die Treppe hinauf. Durch die geschlossene Tür der

Erdgeschosswohnung
dringen die kehligen
Stimmen deutscher
Männer. Einer sagt
ausgelassen etwas, und
plötzlich brechen alle in
Gelächter aus. Das
maskuline Dröhnen
begleitet mich bis in den
ersten Stock. Ich klopfe
viermal. Ducasse öffnet die
Tür einen Spalt, sieht mich

und öffnet sie ganz.

Die Luft in der Wohnung ist stickig. Die Läden der Fenster sind alle geschlossen, die elektrischen Lampen angeschaltet. Die Deutschen unter uns kann man immer noch hören, aber gedämpfter. Ducasse hat nur Strümpfe an. Er legt einen Finger auf die

Lippen und winkt mich ins Wohnzimmer. Der Teppich liegt zusammengerollt an einer Wand. Desvernine liegt bäuchlings auf dem nackten Holzboden und steckt den Kopf in den Kamin. Auch er trägt keine Schuhe. Ich mache den Mund auf, um etwas zu sagen, worauf Ducasse warnend die Hand hebt.

Plötzlich zieht Desvernine den Kopf aus der Kaminöffnung und steht auf.

»Ich glaube, sie sind fertig«, flüstert er. »Das ist verdammt ärgerlich, Herr Oberstleutnant! Sie sitzen direkt vor dem Kamin, und ich kann fast verstehen, was sie sagen, aber eben nur fast. Würde es Ihnen

etwas ausmachen, die Schuhe auszuziehen?«

Ich setze mich auf die Kante eines Stuhls, ziehe mir die Schuhe aus und schaue mich um. Ich bewundere die Gründlichkeit, mit der Desvernine das Versteck präpariert hat. In drei Fensterläden sind Gucklöcher gebohrt, durch

die man die Botschaft
gegenüber sehen kann.
Vor einem steht auf einem
Dreifuß eine Kamera vom
aktuellsten Typ, eine für
achtzehn Pfund Sterling in
London gekaufte,
modifizierte Kodak mit
einer Filmdose und einem
Satz unterschiedlicher
Linsen. Vor einem
anderem Loch ist ein

Fernrohr aufgebaut, und neben dem dritten steht ein Schreibtisch, an dem Ducasse die Zeiten notiert, zu denen Besucher die Botschaft betreten und verlassen. An die Wände sind Studioaufnahmen von verschiedenen für uns interessanten Personen geheftet, einschließlich Esterházy,

Schwartzkoppen, des alten
deutschen Botschafters
Graf Münster und des
italienischen
Militärattachés Major
Panizzardi.

Desvernine, der gerade
durch das dritte Guckloch
schaut, winkt mich zu sich
und tritt dann zur Seite,
um mich durchschauen zu
lassen. Unter mir

überqueren vier Männer in eleganten Gehröcken die Straße. Sie haben uns den Rücken zugewandt und entfernen sich von uns. Vor dem Tor der Botschaft bleiben sie stehen, zwei schütteln einem der beiden anderen die Hand und gehen dann gemächlich in den Hof: wahrscheinlich deutsche Diplomaten. Die

beiden auf dem Trottoir
Zurückgebliebenen
schauen ihnen kurz
hinterher und setzen dann
ihre Unterhaltung fort.

Ducasse stellt das
Fernrohr scharf. »Der links
ist Schwartzkoppen,
Georges, der rechts der
Italiener, Panizzardi«, sagt
er.

»Schauen Sie durchs

Fernrohr, Herr
Oberstleutnant«, bittet
mich Desvernine.

Durch die Linse
betrachtet, ragen die
beiden Männer
beunruhigend nah vor mir
auf – fast als stünde ich
neben ihnen.
Schwartzkoppen hat feine
Gesichtszüge, ist schlank,
auf anziehende Weise

lebhaft und exquisit
gekleidet: ein Dandy.
Wenn er lacht, wirft er den
Kopf zurück und entblößt
unter seinem breiten
Schnauzbart eine Reihe
makellos weißer Zähne.
Panizzardì hat eine Hand
auf seine Schulter gelegt
und erzählt ihm
anscheinend eine lustige
Geschichte. Der Italiener

ist auf andere Art attraktiv
– mit runderem Gesicht
und breiter Stirn, über der
das lockige, dunkle Haar
nach hinten gekämmt ist.
Seine Züge verraten
jedoch die gleiche
lebendige Heiterkeit. Die
beiden brechen wieder in
Gelächter aus. Panizzardis
Hand liegt immer noch auf
der Schulter des

Deutschen. Sie schauen sich in die Augen und scheinen die Welt um sich herum gar nicht mehr wahrzunehmen.

»Mein Gott«, sage ich laut. »Die beiden sind verliebt.«

Ducasse lächelt blasiert. »Sie hätten die beiden gestern Nachmittag hören sollen, unten im

Schlafzimmer.«

»Miese Schwuchteln!«,
brummt Desvernine.

Ich frage mich, ob
Madame de Weede von
den Neigungen ihres
Liebhabers weiß. Gut
möglich, denke ich.
Inzwischen überrascht
mich nichts mehr.

Das Gelächter der beiden
auf dem Trottoir

gegenüber schmilzt zu
einem Lächeln. Auf
Panizzardis Gesicht zeigt
sich ein ergebener
Ausdruck, dann beugen
sich die beiden Männer vor
und umarmen sich, erst
links ein Kuss, dann
rechts. Links neben mir
höre ich ein Klicken.
Desvernine macht ein Foto
und spult dann den Film

vor. Ein Passant, dem die Umarmung zufällig aufgefallen wäre, hätte sie für eine unverfängliche Geste zwischen zwei guten Freunden gehalten, die erbarmungslose Vergrößerung durch das Fernrohr enthüllt jedoch, dass die beiden sich etwas ins Ohr flüstern. Dann lösen sie sich aus der

Umarmung und treten
einen Schritt zurück.
Panizzardi hebt zum
Abschied die Hand, dreht
sich um und verschwindet
aus dem Blickfeld. Mit
einem leichten Lächeln auf
den Lippen bleibt
Schwartzkoppen noch eine
Weile stehen und schaut
ihm hinterher. Dann macht
er auf dem Absatz kehrt

und geht in den Innenhof der Botschaft. Beim Gehen greift er sich unter die Schöße seines Gehrocks und wirft sie in die Höhe – eine ziemlich pompöse Geste, strotzend vor männlicher Potenz. Dann vergräbt er die Hände in den Hosentaschen.

Verwundert trete ich einen Schritt vom Fernrohr

zurück. Der deutsche und
der italienische
Militärattaché! »Und Sie
sagen, dass die beiden
sich unten in der Wohnung
treffen?«

»Treffen, so könnte man
es natürlich auch nennen!«
Desvernine hat ein
schwarzes Tuch über die
Rückseite der Kamera
gelegt und nimmt die Dose

mit dem belichteten Film heraus.

»Und wie werden die Fotos?«

»Gut, die Personen dürfen sich nur nicht ruckartig bewegen. Das Letzte wird wahrscheinlich unscharf, leider.«

»Wo entwickeln Sie die Bilder?«

»Wir haben im zweiten

Schlafzimmer eine
Dunkelkammer
eingrichtet.«

»Ist die Aufteilung der
Wohnung unten die gleiche
wie hier oben?«

»Soweit ich das
beurteilen kann, ja«, sagt
Ducasse.

»Woran denken Sie, Herr
Oberstleutnant?«, fragt
Desvernine.

»Wie praktisch es wäre, wenn wir mithören könnten, was sie sich da unten erzählen.« Ich gehe zum Kamin und fahre mit der Hand über den Putz oberhalb des Kaminsimses. »Wenn der Grundriss der Gleiche ist, dann müsste der Abzugsschacht von ihrem Kamin neben unserem

verlaufen, oder?«

Desvernine stimmt zu.

»Müsste, ja.«

»Was, wenn wir einfach ein paar Ziegel herausbrechen und ein Hörrohr in den Schacht hängen?«

Ducasse lacht nervös.

»Großer Gott, Georges, was für eine Idee!«

»Was spricht dagegen?«

»Sie würden es garantiert entdecken.«

»Warum?«

»Also ...« Er sucht nach Gründen. »Nehmen wir an, sie wollen Feuer machen ...«

»Es ist Frühling, es wird immer wärmer. Vor Herbst machen die gewiss kein Feuer.«

»Es könnte klappen«,

sagt Desvernine und nickt bedächtig. »Aber wir würden sie natürlich trotzdem nicht so deutlich verstehen, als würden sie direkt reinsprechen.«

»Möglich, aber immer noch besser als das, was wir jetzt verstehen.«

Ducasse ist nicht überzeugt. »Aber wie sollen wir das Hörrohr

überhaupt in dem Schacht installieren? Wir brauchen zumindest Zugang zu ihrer Wohnung. Das würde gegen das Gesetz verstoßen ...«

Ich schaue Desvernine an, den Polizisten unter uns. »Das ließe sich machen«, sagt er.

•

Sosehr es mir auch
widerstrebt, den
Generalstab einzuschalten,
so klar ist mir auch, dass
ich eine derart riskante
Operation nicht ohne
Gonse' Vollmacht in Gang
setzen kann. Also suche
ich ihn am nächsten
Morgen mit einem
Memorandum, das die
groben Umrisse des Plans

beinhaltet, in seinem Büro auf. Ich sitze ihm gegenüber, während er mit der ihm eigenen Gründlichkeit, die einen zur Weißglut treiben kann, den Plan studiert. Ohne die Augen vom Papier abzuwenden, zündet er sich an der alten eine neue Zigarette an. An keiner Stelle des Memos wird der

Name Esterházy erwähnt:
Vorläufig möchte ich die
Existenz des Wohltäters
noch für mich behalten.

Als Gonse fertig ist, hebt
er verärgert den Kopf. »Sie
kommen hierher und
wollen meine Zustimmung,
aber die Wohnung haben
Sie schon gemietet und die
Ausrüstung auch schon
aufgebaut.«

»Ich musste schnell handeln, sonst wäre die Wohnung weg gewesen. Es war eine seltene Gelegenheit.«

Gonse brummt. »Und was soll uns das Ihrer Meinung nach bringen?«

»Es wird uns Aufschluss darüber geben, ob Schwartzkoppen noch andere Agenten

beschäftigt. Und es könnte uns die zusätzlichen Beweise gegen Dreyfus verschaffen, die General Boisdeffre von uns verlangt.«

»Ich glaube kaum, dass wir uns über Dreyfus noch den Kopf zerbrechen müssen.« Gonse liest wieder in dem Memorandum. Seine

Entscheidungsschwäche
ist legendär. Ich frage
mich, wie lange ich hier
noch sitzen muss, bevor er
einen Entschluss fasst.
Sein Ton wird sanfter.
»Aber ist es das Risiko
wirklich wert, mein lieber
Picquart? Das ist die
Frage, die ich mir stelle. Es
ist eine ziemliche
Provokation, direkt vor der

Haustür der Deutschen
einen Beobachtungsposten
zu installieren. Wenn sie
das spitzkriegen, dann
veranstalten sie einen
Riesenzirkus.«

»Ganz im Gegenteil.
Wenn sie es spitzkriegen,
dann halten sie schön den
Mund. Sie würden doch
dastehen wie Idioten.
Außerdem dürfte

Schwartzkoppen eine panische Angst davor haben, dass wir ihn als Schwuchtel entlarven. Wussten Sie, dass in Deutschland darauf fünf Jahre Gefängnis stehen? Eine nette Retourkutsche dafür, dass er Dreyfus angeworben hat.«

»Großer Gott, das kann ich unmöglich gutheißen!

Von Schwartzkoppen ist ein Mann von Welt. Das würde allen unseren Traditionen widersprechen!«

Ich habe seine Einwände vorausgesehen und bin entsprechend vorbereitet. »Erinnern Sie sich noch, was Sie mir gesagt haben, als Sie mir den Posten angeboten haben, Herr

General? Sie haben gesagt, dass Spionage heutzutage die vorderste Kampflinie im Krieg gegen den Feind ist.« Ich beuge mich vor und klopfe auf den Bericht. »Hier haben wir eine Gelegenheit, die Kampflinie ins Herz des deutschen Territoriums zu tragen! In meinen Augen steht diese Art von kühner

Unternehmung sehr wohl
im Einklang mit der
Tradition der französischen
Armee.«

»Meine Güte, Picquart,
Sie hassen die Deutschen
wirklich, stimmt's?«

»Ich hasse sie nicht. Sie
halten nur mein Elternhaus
besetzt.«

Gonse lehnt sich zurück
und betrachtet mich durch

den Rauch seiner Zigarette
– es ist ein langer,
taxierender Blick, als ginge
er all seine vorherigen
Überlegungen noch einmal
durch. Ein paar Sekunden
frage ich mich, ob ich nicht
zu weit gegangen bin. »Ich
erinnere mich an das
Gespräch, als ich Ihnen
den Posten angeboten
habe, Herr

Oberstleutnant«, sagt er dann. »Sehr gut sogar. Ihr Zögern hat mich beunruhigt. Ich hatte die Befürchtung, dass Sie vielleicht zu viele Skrupel für diese Art von Arbeit hätten. Anscheinend habe ich mich getäuscht.« Er stempelt das Memorandum ab, setzt seine Unterschrift darunter

und gibt es mir zurück.
»Ich werde Sie nicht
aufhalten. Aber wenn die
Sache schiefgeht, dann
tragen Sie die
Verantwortung.«

8

Wir beschließen, wenn wir schon im Wohnzimmer ein Hörrohr installieren, dann können wir das auch im Schlafzimmer machen, wo Schwartzkoppen und Panizzardi vermutlich am offensten miteinander sprechen. Desvernine

muss die dafür nötige Ausrüstung in unsere Wohnung schmuggeln: die Hörrohre, eine Säge, Schneidwerkzeuge, Hammer und Meißel, Säcke für den Abfall. Das Herausbrechen der Steine aus dem Rauchfang ist nur möglich, wenn die Wohnung im Erdgeschoss leer ist, also in der Regel

nachts. Ducasse macht sich auch Sorgen wegen des Ehepaars, das über uns wohnt und ihn schon argwöhnisch nach den Geräuschen gefragt hat, die sie immer hören, und was er denn da den ganzen Tag mache. Die Arbeit geht also nur quälend langsam voran: ein lauter Schlag mit dem

Hammer, dann eine Pause, wieder ein Schlag, wieder eine Pause. Einen einzigen Ziegelstein aus der Wand zu brechen, kann eine ganze Nacht dauern. Ständig besteht die Gefahr, dass sich im Schacht Ruß löst und in den Kamin der Deutschen fällt. Es ist außerdem schmutzige Arbeit. Die

Nerven liegen blank.
Desvernine berichtet, dass
Ducasse angefangen hat,
schwer zu trinken: noch so
ein Berufsrisiko in der
Geheimdienstbranche.

Ein anderes Problem ist,
wie wir uns Zutritt zur
Wohnung der Deutschen
verschaffen sollen.
Desvernine schlägt vor,
einfach einzubrechen. Er

kommt mit einer kleinen Werkzeugrolle aus Leder in mein Büro, legt sie auf den Schreibtisch und öffnet sie. Sie enthält einen Satz Werkzeuge zum Knacken von Schlössern, den ein Meisterschlosser für die Sûreté angefertigt hat. Sie sehen aus wie das OP-Besteck eines Chirurgen. Er erklärt mir

ihre Funktion: Dietriche mit
zwei unterschiedlich
geformten Spitzen für
verschiedene Arten von
Schlössern – Vorhänge-,
Zylinder-, Bart- und
Scheibenschlösser; Haken,
um fest sitzende Stifte zu
lockern ... Allein bei dem
Anblick und dem
Gedanken daran, dass
einer unserer Agenten

geschnappt wird, wenn er
in eine von den Deutschen
gemietete Wohnung
einbricht, wird mir mulmig.

»Ist ganz einfach, Herr
Oberstleutnant«, sagt er.

»Zeigen Sie mir
irgendetwas hier im Büro,
das abgeschlossen ist.«

»Also gut.« Ich zeige auf
die Schreibtischschublade
oben rechts.

Desvernine kniet sich auf den Boden, inspiziert das Schloss und sucht zwei Werkzeuge aus. »Man braucht zwei dazu, sehen Sie? Sie führen den Spanner ein und drücken damit auf den Schlosskern, so ... Dann führen Sie den Haken ein, tasten nach dem ersten Stift und heben ihn in die entriegelte

Position ...« Vor
Konzentration ist sein
Gesicht verzerrt. »Dann
machen Sie das Gleiche
mit den anderen Stiften ...
Und dann ...« Er lächelt
und öffnet die Schublade.
»Ist sie offen.«

»Lassen Sie mir die
Werkzeuge da«, sage ich.
»Ich muss darüber
nachdenken.«

Nachdem er gegangen ist, schließe ich die Werkzeuge im Schreibtisch ein. Ab und zu nehme ich sie heraus und schaue sie mir an. Nein, meine Entscheidung steht fest. Es ist zu riskant, zu kriminell.

Stattdessen schlage ich Desvernine ein, zwei Tage später einen anderen Plan

vor, der zudem den Vorteil hat, dass er völlig legal ist.

»Was wir brauchen, ist Zugang zu den beiden Kaminen. Richtig?«

»Ja.«

»Und jetzt ist genau die Jahreszeit, wo die Kamine nicht mehr gebraucht werden und die Schornsteine gefegt werden, oder?«

»Ja.«

»Warum stecken wir also nicht zwei von Ihren Leuten in Schornsteinfegermonturen, und die melden sich dann bei den Deutschen, dass sie die Kamine kehren wollen?«

Mitte Mai betritt Desvernine mein Büro mit einem seltenen Lächeln

auf den Lippen. Es stellt sich heraus, dass ein Freund seines Schwagers einen Schornsteinfeger kennt, einen Patrioten, der zufällig im selben Dragonerregiment gedient hat, in dem Desvernine damals Unteroffizier war. Dem Mann, dessen Vater 1870 gefallen ist, war es ein Vergnügen, der

Republik behilflich zu sein,
ohne Fragen zu stellen.
Zur Mittagszeit, sagt
Desvernine, als die
Deutschen gerade den
Aperitif nahmen, bevor sie
sich an den Esstisch
setzten, habe er an die Tür
ihrer Wohnung geklopft,
gesagt, er sei der
Schornsteinfeger, und sei
ohne weitere Fragen

hereingebeten worden.
Buchstäblich unter den
Augen der hochnäsigen
Preußen ging er zwischen
den beiden Wohnungen
hin und her und setzte die
Hörrohre ein, während die
Deutschen glaubten, er
würde die Kamine reinigen.
Als er fertig war, ließ er
ihnen noch seine Karte da,
und einer der Deutschen

gab ihm tatsächlich ein Trinkgeld.

»Und, wie viel kann man hören?«, frage ich.

»Jede Menge, besonders wenn derjenige, der spricht, vor dem Kamin sitzt oder steht. Nun ja, sagen wir so – man kann der Unterhaltung im Wesentlichen folgen.«

»Gute Arbeit. Gut

gemacht.«

»Da gibt es noch etwas,
Herr Oberstleutnant.«

Desvernine zieht einen Umschlag und eine Lupe aus seiner Jackentasche. In dem Umschlag steckt eine zehn mal dreizehn Zentimeter große Fotografie. Ich gehe damit zum Fenster und halte sie ins Licht.

»Gestern Nachmittag
entwickelt«, sagt
Desvernine. »Kurz nach
drei.«

Ohne Vergrößerung ist
der Mann, der durch die
Tore der Botschaft auf die
Straße tritt, kaum zu
erkennen. Und selbst mit
Lupe muss man genau
hinschauen: Durch seine
Vorwärtsbewegung ist das

Foto leicht
verschwommen, der
Schatten hinter ihm,
verursacht durch die
strahlende Maitresse, ist
schärfer. Trotzdem bleiben
nach eingehender
Betrachtung kaum Zweifel.
Dieses Mal verraten die
tief liegenden runden
Augen und der
extravagante

Widderhornschnauzbart
den Verräter: Es ist
Esterházy.

.

Am Freitag derselben
Woche schnauft Bachir die
knarzende Treppe herauf
und bringt mir ein privates
Telegramm ins Büro,
adressiert an das
Ministerium zu meinen

Händen. Es hat ein
bisschen gedauert, bis es
zu mir gelangt ist. Noch
bevor Bachir es mir
aushändigt, beschleicht
mich die Ahnung, dass es
um meine Mutter geht,
was nur Schlechtes
bedeuten kann. Erwarten
wir nicht alle in einem
versteckten Winkel
unseres Gehirns

insgeheim den Tod
unserer Eltern von dem
Augenblick an, wo wir uns
zum ersten Mal unserer
Sterblichkeit bewusst
werden? Oder ist diese
ständige Angst denen von
uns vorbehalten, die schon
in ihrer Kindheit den
Verlust eines geliebten
Menschen erlitten haben?
Wie auch immer, das

Telegramm ist von meiner Schwester Anna. Aus den wenigen Zeilen erfahre ich, dass unsere Mutter gestürzt ist und sich die Hüfte gebrochen hat. Sie sei konfus und hysterisch, schreibt Anna und bittet mich, sofort zu kommen.

Ich gehe durch den Gang und sage Henry Bescheid. Er drückt mir sein

Mitgefühl aus. »Ich weiß genau, wie Sie sich fühlen, Herr Oberstleutnant«, sagt er. »Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Arbeit. Ich werde in Ihrer Abwesenheit dafür sorgen, dass alles reibungslos weiterläuft.« Seine Herzlichkeit ist eindeutig echt, und ich empfinde einen Hauch von

Zuneigung zu dem alten Grobian. Ich sage, dass ich ihn wissen lasse werde, wie lange ich wegbliebe. Er wünscht mir alles Gute.

Als ich im Krankenhaus von Versailles ankomme, ist die Operation schon vorüber. Anna und ihr Mann Jules Gay sitzen an Mamans Bett. Beide sind über zehn Jahre älter als

ich: brave, tüchtige
Familienmenschen mit
zwei erwachsenen und
zwei noch halbwüchsigen
Kindern. Jules ist Lehrer
an einem Pariser
Gymnasium, ein
kerngesunder,
rotgesichtiger Lyoneser,
streng katholisch und
konservativ, der mir nach
allen Regeln der Logik

unsympathisch sein
müsste, den ich aber auf
wundersame Weise seit
über einem
Vierteljahrhundert immer
gemocht habe. Als sie
aufstehen, um mich zu
begrüßen, kann ich schon
an ihren Gesichtern
ablesen, dass es nicht gut
steht.

»Wie geht es ihr?«

Anna tritt einen Schritt zur Seite, damit der Blick zum Bett frei ist. Meine Mutter sieht eingefallen, winzig, grau aus. Ihr Gesicht ist von mir abgewendet. Die untere Hälfte des Körpers liegt in Gips, wodurch sie auf bizarre Weise größer und kräftiger wirkt, als sie eigentlich ist. Sie sieht wie

ein kränkliches Küken aus,
das nur zur Hälfte aus der
Schale geschlüpft ist.

»Wann erwacht sie aus
der Narkose?«

»Sie ist schon wach,
Georges.«

»Was?« Erst verstehe ich
nicht. Ich schiebe
behutsam die Hand unter
ihre Wange und drehe
ihren Kopf zu mir.

»Maman?« Ihre Augen sind tatsächlich geöffnet, aber sie sind wässrig und ohne Ausdruck. Sie blicken mich ohne ein Anzeichen von Erkennen an. Das sei nicht ungewöhnlich, erklärt der Arzt mir wenig später. Wenn man einem Patienten in ihrer Verfassung ein Narkotikum verabreiche, dann wache

ein Teil des Geistes oft nicht wieder aus dem Schlaf auf. Als ich ihn anbrülle – »Warum haben Sie uns das nicht vorher gesagt?« –, legt mir Anna besänftigend die Hand auf den Arm. »Wir hatten doch keine Wahl«, sagt sie.

Am nächsten Tag bringen wir sie nach Hause. Am Sonntagmorgen rufen die

läutenden Glocken von Saint-Louis zur Messe. Falls sie sie hört, dann weiß sie nicht mehr, was sie bedeuten. Sie scheint sogar vergessen zu haben, wie man isst.

Wir stellen eine Schwester an, die sich tagsüber um sie kümmert. Jeden Abend verlasse ich nun früh mein Büro, fahre

nach Versailles und
übernachtete im
Gästezimmer. Ich halte
natürlich nicht allein
Nachtwache. An den
meisten Tagen kommen
auch Anna und Jules aus
Paris, mein Cousin
Edmond Gast und seine
Frau Jeanne fahren aus
Ville-d'Avray herüber, und
eines Abends, als ich

später als sonst die Wohnung meiner Mutter betrete, treffe ich Pauline, die am Bett sitzt und ihrem apathischen Publikum aus einem Buch vorliest. Sie legt das Buch zur Seite, steht auf und umarmt mich. Ich halte sie fest in den Armen.

»Diesmal lasse ich dich nicht wieder los«, sage ich.

»Georges«, flüstert sie.
»Deine Mutter ...«

Wir schauen sie an. Sie liegt auf dem Rücken, die Augen sind geschlossen. Die Muskeln ihres Gesichts sind entspannt, die Züge gelassen, fast majestätisch in ihrer Teilnahmslosigkeit. Sie ist jetzt jenseits jeder Konvention, denke ich, jenseits jeder dummen,

engstirnigen Moral.

»Sie kann uns nicht sehen«, sage ich. »Und wenn, dann wäre sie hochofgefreut. Sie hat nie verstanden, warum wir nicht geheiratet haben.«

»Da ist sie nicht allein ...«

Sie sagt das ironisch. Sie hat mir nie einen Vorwurf gemacht. Wir sind zusammen im Elsass

aufgewachsen. Wir haben zusammen die Belagerung überlebt. Wir haben uns aneinander festgehalten, als wir im Exil waren und alles andere nicht mehr existierte. Ich war ihr erster Liebhaber. Ich hätte um ihre Hand anhalten sollen, bevor ich mit meinem Regiment nach Algerien ging. Aber ich

habe immer geglaubt,
dafür wäre auch später
noch jede Menge Zeit. Als
dann mein
Auslandseinsatz in
Indochina beendet war und
ich nach Hause
zurückkehrte, hatte sie die
Hoffnung aufgegeben,
hatte eine Tochter geboren
und war mit der zweiten
schwanger. Mir machte

das nicht einmal viel aus,
zumal unsere Liebesaffäre
schon bald wieder
auflebte. »Wir haben
etwas Besseres als eine
gemeinsame Zukunft«,
habe ich oft zu ihr gesagt.
»Wir haben die
Vergangenheit.« Ich bin
mir nicht mehr so sicher,
ob ich das noch glaube.

»Weißt du, eigentlich sind

wir die ganze Zeit
zusammen gewesen«,
sage ich und nehme ihre
Hand. »Seit mehr als
zwanzig Jahren, auf die
eine oder andere Weise.
Das ist auch wie eine
Ehe.«

»O Georges«, sagt sie
müde. »Eines weiß ich
sicher, mit einer Ehe hat
das nichts zu tun.«

Die Wohnungstür öffnet sich, wir hören die Stimme meiner Schwester, und sofort zieht sie ihre Hand zurück.

.

In diesem Zustand verharrt meine Mutter einen Monat lang. Es ist erstaunlich, wie lange ein Körper ohne Nahrung auskommen

kann. Wenn ich auf dem Weg nach Versailles in dem überfüllten Zug durchgeschüttelt werde, muss ich gelegentlich daran denken, was Henry zu mir gesagt hat: Es gibt nicht viele Möglichkeiten, leicht aus dem Leben zu scheiden ... Ihr Weg jedoch, so kommt es mir vor, ist eine sanfte und

leichte Fahrt ins Tal des Vergessens.

Henry ist durchweg zuvorkommend. Eines Tages bittet er mich, ihn kurz nach unten in den Warteraum zu begleiten. Seine Frau möchte mich sehen und mir etwas geben. Nie zuvor habe ich einen Gedanken daran verschwendet, mit was für

einer Frau Henry
verheiratet sein könnte. Ich
erwarte eine weibliche
Version von ihm –
korpulent, rotes Gesicht,
laute, heisere Stimme.
Stattdessen treffe ich eine
große und schlanke junge
Frau, die kaum halb so alt
wie er ist, mit dichtem,
dunklem Haar, gesundem
Teint und lebhaften,

braunen Augen. Er stellt sie mir als Berthe vor. Wie Henry spricht sie mit dem Akzent der Menschen aus dem Département Marne. In einer Hand hält sie einen Blumenstrauß, den sie mir für meine Mutter mitgebracht hat, an der anderen einen Jungen, der vielleicht zwei oder drei Jahre alt ist und einen

Matrosenanzug trägt. Ein Kind in diesem düsteren Gebäude ist ein merkwürdiger Anblick. Henry stellt mir seinen Sohn Joseph vor. Ich begrüße den Jungen, hebe ihn hoch und wirbele ihn unter den Augen seiner lächelnden Eltern eine Zeit lang im Kreis herum. (Wir Junggesellen haben ein

Händchen für Kinder.)
Dann setze ich ihn wieder
ab und bedanke mich bei
Madame Henry für die
Blumen. Sie senkt kokett
die Augen. Als ich wieder
nach oben gehe, denke
ich, dass Henry vielleicht
doch mehr Facetten hat,
als ich angenommen habe.
Ich verstehe Henrys Stolz
auf seine hübsche junge

Frau und warum er sie mir vorführen wollte. Aber bei Madame Henry witterte ich Ehrgeiz, und ich frage mich, wie sich das auf ihn auswirkt.

Am Nachmittag des 12. Juni 1896, einem Freitag, empfängt meine Mutter die letzte Ölung. Es ist ein heißer Sommertag. Jenseits der zugezogenen

Vorhänge lärmt die Straße
und hämmert die glühende
Sonne wie jemand, der
Einlass fordert,
rücksichtslos gegen die
Fensterscheibe. Ich
schaue dem Priester dabei
zu, wie er unter
lateinischen Zauberformeln
ihre Ohren, Augen,
Nasenöffnungen, Lippen,
Hände und Füße salbt.

Sein Händedruck beim Abschied ist widerwärtig feucht. Sie stirbt in derselben Nacht in meinen Armen, und als ich sie ein letztes Mal küsse, schmecke ich die Reste des Öls.

Wir hatten ihren Tod schon länger erwartet. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Aber der Schock

ist dennoch genauso groß,
als wäre sie urplötzlich tot
umgefallen. Nach der
Totenmesse in der
Kathedrale von Saint-Louis
und der Beisetzung in
einer Ecke des Friedhofs
gehen wir zum
Leichenschmaus zurück in
ihre Wohnung. Es ist eine
unangenehme
Feierlichkeit. Das Wetter

ist zu warm, in den winzigen Räumen drängen sich zu viele Leute, und es herrscht eine große Anspannung. Meine Schwägerin Hélène, die Witwe meines Bruders Paul, ist gekommen. Aus irgendeinem Grund hat sie mich nie gemocht. Wir geben uns größte Mühe, uns aus dem Weg zu

gehen, was in der engen
Wohnung keine leichte
Aufgabe ist, sodass ich
schließlich im alten
Schlafzimmer meiner
Mutter auf der
abgezogenen Matratze
lande und mich
ausgerechnet von Paulines
Mann in ein Gespräch
verwickeln lasse.

Monnier ist ein

hinreichend ehrbarer
Mann, der seiner Frau und
seinen Töchtern auf seine
Art zugetan ist. Wenn er
ein Unmensch wäre, würde
es uns leichter fallen, ihn
zu hintergehen. Aber er ist
einfach nur stumpfsinnig.
Was seine berufliche
Tätigkeit im
Außenministerium angeht,
so scheint man ihm, soweit

ich das beurteilen kann,
die Rolle des älteren
Bürokraten zugewiesen zu
haben, der die schlaunen
Einfälle seiner jüngeren
Kollegen bekrittelt. Was
seine Fähigkeiten in
Gesellschaft angeht, so
hält er es mit der Masche
des Langweilers: Erst fragt
er irgendwen nach dessen
Meinung zu einem

bestimmten Thema, in diesem Fall mich zum bevorstehenden Besuch des russischen Zaren, und hört sie sich dann so lange mit kaum verhohlener Ungeduld an, bis er seinem Gegenüber endlich ins Wort fallen und seinen eigenen vorbereiteten Monolog abspulen kann. Wie sich herausstellt, hat

man ihn der französisch-russischen Kommission zur Vorbereitung des Staatsbesuchs zugeteilt. Offenbar ist der offizielle Zug Seiner Kaiserlichen Hoheit mit einem Gewicht von vierhundertfünfzig Tonnen ganze zweihundert Tonnen zu schwer, als das er auf unseren Schienenwegen fahren

könnte, weshalb er,
Monnier, den Botschafter
nachdrücklich auf das
Problem hingewiesen habe

...

Über seine Schulter
hinweg kann ich sehen,
dass Pauline sich mit Louis
Leblois unterhält. Unsere
Blicke treffen sich.
Monnier, verärgert über
meine mangelhafte

Aufmerksamkeit, dreht sich kurz um und setzt dann seine Ansprache fort.

»Also, wie ich schon sagte, das ist weniger eine Frage des Protokolls als eine elementarer Umgangsformen ...«

Ich versuche mich auf seine diplomatischen Plattitüden zu konzentrieren. Wenigstens

das kann ich tun.

•

In der Zwischenzeit ist die
Operation Wohltäter
weitergelaufen wie eine
unbeaufsichtigte Maschine,
die pausenlos – fast
durchweg nutzlose –
Informationen ausspuckt:
Stapel an unscharfen
Fotos und Besucherlisten

für die Rue de Lille
(unbekannter Mann, Mitte
50, hinkt leicht, Exsoldat?)
und bruchstückhafte
Abschriften von
Gesprächen (»Ich habe ihn
bei den Manövern in
Karlsruhe gesehen. Er hat
[unverständlich]
angeboten, aber ich habe
ihm gesagt, dass uns
[unverständlich] schon

unsere Quelle in Paris
geliefert hätte«). Bis zum
Juli habe ich Tausende
Francs aus Sandherrs
Geheimfonds ausgegeben,
habe eine ernste
diplomatische Krise riskiert
und meinen Vorgesetzten
einen potenziellen Verräter
verschwiegen. Und dafür
habe ich nichts von
greifbarem Wert

vorzuweisen außer dem
einen Foto von Esterházy
beim Verlassen der
Botschaft.

Dann, völlig
überraschend, ändert sich
alles. Und damit auch mein
Leben, meine Karriere und
alles andere.

Es ist ein brütend heißer
Sommerabend.

Ausnahmsweise bin ich

nicht in Paris, sondern
begleite General Boisdeffre
auf einer Art
Betriebsausflug ins
Burgund.

Vorauskundschafter haben
für uns ein Restaurant an
einem Kanal in Venarey-
les-Laumes ausfindig
gemacht. Wir essen im
Freien, Ochsenfrösche und
Zikaden lärmten, der Duft

der Zitronengraskerzen
vertreibt die Mücken. Ich
sitze ein Stück entfernt von
Boisdeffre neben seinem
Ordonnanzoffizier Major
Gabriel Pauffin de Saint
Morel. Motten schwirren
durch die Lichtkegel der
Laternen, über den
hügeligen Weingütern im
Osten stehen die ersten
Sterne am Himmel. Was

könnte angenehmer sein?
Pauffin ist ein ausnehmend
s t a t t l i c h e r , leicht
beschränkter Aristokrat,
der, ein paar Wochen hin
oder her, genauso alt ist
wie ich und den ich seit
unserer gemeinsamen
Kadettenzeit in Saint-Cyr
kenne. Sein von Wein und
Hitze gerötetes Profil
glänzt im Kerzenlicht, und

er legt sich gerade ein Stück weichen und streng riechenden Époisses de Bourgogne auf den Teller, als ihm aus heiterem Himmel etwas Dienstliches einfällt. »Ach, übrigens, Georges, tut mir leid, aber das habe ich glatt vergessen«, sagt er zu mir. »Der Chef möchte, dass Sie sich mit Oberst

Foucault in Verbindung
setzen, wenn wir wieder in
Paris sind.«

»Ja, natürlich. Wissen
Sie, worum es geht?«

Foucault ist unser
Militärattaché in Berlin.

Pauffin lässt nicht von
seinem Käse ab und
spricht weiter, ohne die
Stimme zu senken oder
mich auch nur

anzuschauen. »Ich glaube, er hat in Berlin irgendeine Geschichte aufgeschnappt, dass die Deutschen noch einen Spion bei uns in der Armee haben. Er hat dem Chef einen Brief geschrieben.«

»Was?« Ich stelle mein Glas so heftig ab, dass etwas Wein auf den Tisch schwappt. »Mein Gott,

wann genau war das?«

Jetzt dreht er mir doch den Kopf zu. »Vor ein paar Tagen. Tut mir leid, Georges. War mir ganz entfallen.«

Heute Abend kann ich nichts mehr tun, aber am nächsten Morgen beim Frühstück in dem Château, in dem wir übernachten, bitte ich Boisdeffre um die

Erlaubnis, sofort nach Paris zurückkehren zu dürfen, um mit Oberst Foucault sprechen zu können.

Boisdeffre wischt sich mit dem Zipfel seiner Serviette etwas Ei vom Schnauzbart. »Warum die Eile? Glauben Sie, dass da etwas dahintersteckt?«

»Möglich. Jedenfalls

würde ich dem gern
nachgehen.«

Boisdeffre wundert sich
offenbar, dass ich so
erpicht darauf bin
abzureisen, ja, er scheint
sogar leicht verschnupft zu
sein: eine Einladung zu
einer seiner geruhsamen
Inspektionsreisen in die
edleren gastronomischen
Regionen des Landes gilt

allgemein als Gunstbeweis.
»Wie Sie wollen«, sagt er
und entlässt mich mit einer
schwungvollen Bewegung
seiner Serviette. »Halten
Sie mich auf dem
Laufenden.«

Am frühen Nachmittag
sitze ich in Foucaults Büro
im Kriegsministerium und
höre mir seinen Bericht an.
U n s e r Militärattaché in

Berlin ist ein fähiger,
geradliniger Fachmann,
den die Jahre des
Umgangs mit Lügnern und
Fantasten abgehärtet
haben. Sein dichtes,
eisengraues Haar ist kurz
geschnitten und
umschließt seinen Schädel
wie ein Helm. »Ich habe
mich schon gefragt, wann
General Boisdeffre endlich

die Zeit finden wird, auf
meinen Brief zu
reagieren«, sagt er.
Genervt nimmt er einen
Ordner aus seiner
Schreibtischschublade und
öffnet ihn. »Sie erinnern
sich an unseren Agenten in
Tiergarten, Richard
Cuers?«

Im Berliner Stadtteil
Tiergarten befindet sich

das Hauptquartier des
Geheimdienstes der
deutschen Armee.

»Ja, natürlich. Bis wir ihn
umgedreht haben, hat er
für den deutschen
Geheimdienst in Paris
gearbeitet. Als ich meinen
Posten übernommen habe,
hat mich Sandherr darüber
informiert.«

»Nun, er ist entlassen

worden.«

»Schade. Wann war das?«

»Vor drei Wochen. Haben Sie Cuers mal kennengelernt?«

Ich schüttele den Kopf.

»Er ist ein nervöser Bursche, im günstigsten Fall. Aber als er zu mir kam und mir erzählte, was passiert ist, da war er in

wahrhaft fürchterlichem Zustand. Er hat Angst, dass der deutsche Generalstab ihn wegen Landesverrats verhaftet. Er glaubt, dass ihn sein Freund Lajoux in Brüssel für Geld verraten hat, was durchaus stimmen könnte. Jedenfalls will er unseren Schutz. Sonst, sagt er, bleibe ihm keine andere

Wahl, als zu Hauptmann
Dame zu gehen – das ist
der Leiter seiner Abteilung
– und ihm alles über uns
zu erzählen.«

»Weiß er viel?«

»Etwas schon.«

»Dann will er uns also
erpressen?«

»Glaube ich eigentlich
nicht. Er will nur beruhigt
werden.«

»Na ja, dann tun Sie ihm eben den Gefallen. Das kostet uns keinen Sou – von mir aus kann er so viel Beruhigungsspillen haben, wie er will. Sagen Sie ihm, er kann sich darauf verlassen, dass von unserer Seite nichts durchsickert.«

»Ich habe ihm gesagt, dass er sich keine Sorgen

zu machen braucht, aber das Ganze ist ein bisschen komplizierter.« Foucault seufzt und fährt sich mit der Hand über die Stirn. Ich spüre, dass er unter großer Anspannung steht. »Er will das von Angesicht zu Angesicht bestätigt bekommen – in einem persönlichen Gespräch mit jemand aus Ihrer

Abteilung.«

»Aber das wäre ein unnötiges Risiko, für beide Seiten. Was, wenn er beschattet wird?«

»Genau das habe ich ihm auch gesagt. Aber er ließ sich nicht davon abbringen. Und da war mir klar, dass mehr dahinterstecken muss als das, was er mir erzählt

hat. Ich habe also eine Flasche Absinth aus dem Schrank geholt – er liebt Absinth, er sagt, das erinnert ihn an ein französisches Mädchen, in das er mal verliebt war. So nach und nach habe ich dann die ganze Geschichte aus ihm herausbekommen.«

»Und die wäre?«

»Er hat Angst und will mit jemand aus Ihrer Abteilung sprechen, weil die Deutschen, so sagt er, einen Spion in der französischen Armee haben, von dem wir nichts wissen.«

Jetzt ist es raus. Ich versuche den Gleichgültigen zu spielen.
»Und, hat dieser Spion

einen Namen?«

»Nein. Er kann uns nur ein paar Details anbieten, die er hier und da aufgeschnappt hat.«

Foucault schaut in seine Akte. »Dieser Agent soll auf der Ebene eines Bataillonskommandeurs angesiedelt sein. Er ist zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt. Er liefert

seit etwa zwei Jahren
Informationen an
Schwartzkoppen,
hauptsächlich über die
Artillerie, das meiste nicht
besonders hochkarätig –
zum Beispiel hat er vor
Kurzem Einzelheiten über
ein Artilleriemanoöver in
Châlons geliefert. Die
Informationen haben die
ganze Befehlskette

durchlaufen, bis nach oben
zu Schlieffen persönlich.
Der scheint dem Ganzen
aber nicht recht zu trauen,
er glaubt, die Quelle
könnte ein Witzbold oder
ein Agent Provocateur
sein. Er hat deshalb
Schwartzkoppen
angewiesen, die
Verbindung abzubrechen.«
Er schaut von der Akte

auf. »Ich habe das alles in meinem Brief an General Boisdeffre erwähnt. Kommt Ihnen irgendetwas davon bekannt vor?«

Ich tue so, als dächte ich nach. »Im Augenblick nicht.« In Wahrheit muss ich mich zusammenreißen, um nicht von meinem Stuhl aufzuspringen. »Sonst noch etwas?«

Foucault lacht. »Soll das heißen, ob ich noch eine zweite Flasche geköpft habe?« Er schließt die Akte und legt sie wieder in die Schublade. »Ja, da war noch etwas. Nach unserem Gespräch musste ich ihn erst wieder frisch machen und dann persönlich ins Bett schaffen. Sie sehen, ich

leide für mein Vaterland.«

Jetzt muss auch ich lachen. »Ich werde Sie für einen Orden vorschlagen.«

Foucaults Gesicht wird wieder ernst. »Die

Wahrheit ist, Oberstleutnant Picquart, dass unser Freund Cuers ein Neurotiker ist, und wie die meisten Neurotiker ist er ein Fantast. Damit keine

Missverständnisse
aufkommen: Wenn ich
Ihnen wiedergebe, was er
mir erzählt hat, dann heißt
das nicht, dass ich seiner
Meinung bin, verstehen
Sie? Es gibt Agenten, für
die ich mich verbürgen
würde, Cuers gehört nicht
dazu. Deshalb habe ich
den Rest seiner
Geschichte auch nicht

schriftlich festgehalten.«

»Ich verstehe durchaus, was Sie meinen.« Ich frage mich, was jetzt noch kommt. »Ich werde alles, was Sie mir erzählen, mit der angemessenen Portion Skepsis beurteilen.«

»Gut.« Foucault hält inne. Er schaut auf die Schreibtischplatte, runzelt die Stirn und sieht dann

mich an – mit einem sehr direkten, sehr festen Von-Soldat-zu-Soldat-Blick.

»Also dann: Cuers sagt, dass der deutsche Geheimdienst wegen der Dreyfus-Geschichte immer noch sehr verärgert ist.«

»Sie meinen darüber, dass wir ihn geschnappt haben?«

»Nein. Darüber, dass sie

noch nie von ihm gehört haben – sagt zumindest Cuers.«

Ich halte dem Blick des Obersten stand. Seine dunklen Augen schauen mich unbeirrt an. »Was vermutlich bedeutet, dass sie ihn immer noch decken«, sage ich vorsichtig.

»Wie bitte? Im privaten

Gespräch?« Foucault
schüttelt den Kopf. »Nein.
Zugegeben, vor der
Öffentlichkeit werden sie
das immer abstreiten
müssen – so läuft das
diplomatische Spiel. Aber
warum etwas hinter
verschlossenen Türen
abstreiten, Jahr für Jahr?«

»Vielleicht weil keiner
zugeben will, dass Dreyfus

sein Spion war – so übel,
wie die Sache
ausgegangen ist?«

»Wir wissen doch beide,
dass solche Dinge anders
laufen, oder? Laut Cuers
hat der Kaiser seinerzeit
von Feldmarschall
Schlieffen persönlich die
Wahrheit gefordert: Hat die
kaiserliche Armee diesen
Juden angeworben, ja oder

nein, hat er angeblich
gefragt. Schlieffen
wiederum hat die gleiche
Frage Hauptmann Dame
gestellt, und der hat
geschworen, noch nie von
einem jüdischen Spion
gehört zu haben. Auf
Schlieffens Befehl hat
Dame Schwartzkoppen
zum Rapport nach Berlin
zurückgerufen – Cuers hat

ihn mit eigenen Augen in
Tiergarten gesehen.
Schwartzkoppen
versicherte, er hätte von
der Existenz Dreyfus' zum
ersten Mal erfahren, als er
am Morgen nach dessen
Verhaftung die Zeitung
aufgeschlagen habe.
Cuers hat mir erzählt, dass
Dame diskrete
Nachforschungen bei allen

befreundeten
Nachrichtendiensten in
Europa angestellt habe, ob
einer von denen Dreyfus
angeworben habe. Das
Gleiche: nichts.«

»Und darüber ärgern sie
sich?«

»Sie wissen doch, wie
empfindlich unsere
behäbigen preußischen
Nachbarn sind, wenn man

sie als Trottel hinstellt. Sie halten das Ganze für einen ausgeklügelten Trick der Franzosen, damit sie vor den Augen der Welt schlecht dastehen.«

»Aber das ist doch absurd!«

»Natürlich ist es das. Aber das glauben sie eben – sagt zumindest Cuers.«

Unwillkürlich habe ich die

Armlehnen umklammert,
als säße ich in einem
Zahnarztstuhl. Ich
unternehme eine bewusste
Anstrengung, mich zu
entspannen. Ich schlage
die Beine übereinander,
ziehe die Bügelfalten
meiner Hose glatt und
versuche den Gelassenen
zu geben, der ich nicht bin
und den mir Foucault – der

professionelle Connaisseur
jedweder Verstellungen –
gewiss keine Sekunde lang
abnimmt.

Nach einer langen Pause
formuliere ich endlich
meine Antwort. »Ich
schlage vor, dass wir diese
Angelegenheit Schritt für
Schritt angehen, und der
erste Schritt wäre der,
Cuers' Vorschlag eines

Treffens aufzugreifen und ihn gründlich zu befragen.«

»Ganz meine Meinung.«

»Und in der Zwischenzeit verlieren wir kein Wort darüber.«

»Auch da bin ich ganz Ihrer Meinung.«

»Wie schnell können Sie wieder in Berlin sein?«

»Morgen Nachmittag.«

»Darf ich vorschlagen,

dass Sie Kontakt mit Cuers aufnehmen und ihm mitteilen, dass wir reden wollen? So schnell wie möglich?«

»Das mache ich als Erstes, sofort nach meiner Rückkehr.«

»Die Frage ist: Wo können wir ihn treffen? Jedenfalls nicht auf deutschem Boden.«

»Ausgeschlossen – zu riskant.« Foucault denkt nach. »Wie wär's mit der Schweiz?«

»Das wäre sicher genug. Basel vielleicht. Um diese Jahreszeit wimmelt es da von Touristen. Er könnte sich als Wanderurlauber ausgeben. Dort könnten wir ihn treffen.«

»Ich werde es ihm

unterbreiten und Ihnen dann Bescheid geben. Sie kommen für seine Unkosten auf? Tut mir leid, aber das ist bestimmt seine erste Frage, ich kenne ihn.«

Ich lächele. »Tja, so sind sie halt, die Leute, mit denen wir zusammenarbeiten! Natürlich kommen wir

dafür auf.«

Ich erhebe mich und salutiere. Dann geben wir uns die Hand. Es fällt kein weiteres Wort. Es ist auch keines mehr nötig – wir verstehen beide die mögliche dramatische Tragweite dessen, was wir gerade besprochen haben.

•

Ich habe also wenigstens
einen Spion aufgespürt.
Was das angeht, ist nicht
der Hauch eines Zweifels
mehr möglich. Major
Charles Ferdinand Walsin-
Esterházy – Graf
Esterházy, wie er sich
selbst gern nennt –
wandelt auf den Straßen
von Rouen und Paris,
spielt, trinkt in Nachtklubs

Champagner, vögelt in
einer Wohnung am
Montmartre seine Vier-
Finger-Marguerite und
finanziert seinen
verkommenen Lebensstil,
indem er mit all der Würde
eines Klinken putzenden
Hausierers versucht,
Geheimnisse seines
Landes an eine fremde
Macht zu verkaufen.

Ja, Esterházy ist ein einfacher Fall. Eine nach den Fakten, wenn auch nicht nach dem Gesetz glasklare Geschichte. Aber Dreyfus? Mein Gott, das ist ein ungleich größeres Problem – eigentlich ein Albtraum. Während ich zu Fuß vom Ministerium in die Statistik-Abteilung zurückgehe, schwirrt mir

von den möglichen
Auswirkungen derart der
Kopf, dass ich mich wieder
einmal zur Gelassenheit
zwingen muss. Ich erteile
mir selbst Befehle: ein
Schritt nach dem anderen,
Picquart; keine Emotionen;
keine vorschnellen Urteile;
keine Mitwisser, bevor du
nicht eindeutige Beweise
hast.

Bevor ich das Gebäude betrete, schaue ich dennoch wehmütig in die Rue de l'Université zur Wohnung von Louis Leblois – was gäbe ich dafür, wenn ich die ganze Sache mit ihm besprechen könnte ...

In meinem Büro finde ich eine Nachricht von Desvernine vor mit der

Bitte, mich heute Abend zu
treffen: gleiche Zeit,
gleicher Ort. Wegen
meines Ausflugs mit
Boisdeffre habe ich ihn seit
zehn Tagen nicht mehr
gesehen. Ich komme eine
Viertelstunde zu spät, und
als ich das Café im Gare
Saint-Lazare betrete,
wartet er schon mit einem
Bier für mich und, zum

ersten Mal, auch für sich selbst.

»Das ist eine Premiere«, sage ich, als wir uns zuprosten. »Gibt es irgendetwas zu feiern?«

»Vielleicht.« Desvernine wischt sich den Schaum vom Schnauzbart, greift in die Innentasche seiner Jacke, legt eine Fotografie mit dem Bild nach unten

auf den Tisch und schiebt
sie mir zu. Ich nehme das
Foto und drehe es um.
Diesmal ist eine Lupe
überflüssig. Das Foto ist so
scharf wie eine
Studioaufnahme:

Esterházy, auf dem Kopf
eine graue Melone, tritt
durch das Tor der
deutschen Botschaft auf
die Straße. Ich kann sogar

das leichte Lächeln auf
seinen Lippen erkennen.
Er ist kurz stehen
geblieben, vielleicht um die
warme Sonne zu
genießen.

»Er war also wieder da«,
sage ich. »Ein wichtiger
Hinweis.«

»Nein, Herr
Oberstleutnant, wichtiger
ist, was er in der Hand

hält.«

Ich schaue wieder auf das Foto. »Da ist nichts in seiner Hand.«

Desvernine schiebt noch eine umgedrehte Fotografie über den Tisch, lehnt sich zurück und trinkt genüsslich von seinem Bier, während er meine Reaktion abwartet. Das Bild zeigt eine Gestalt im

Dreiviertelprofil, unscharf,
in Bewegung, die von der
Straße die Botschaft
betritt. In der rechten Hand
hält sie etwas Weißes:
einen Umschlag oder ein
Päckchen. Ich lege die
Fotos nebeneinander auf
den Tisch. Die graue
Melone verrät ihn: das, die
Größe und die Statur.

»Wie lange zwischen den

beiden Fotos?«

»Zwölf Minuten.«

»Er ist leichtsinnig.«

»Leichtsinnig? Er ist *schamlos*, genau das ist er. Vor solchen Figuren sollte man sich in Acht nehmen, Herr Oberstleutnant. Ich kenne die Sorte.« Er klopft mit einem fettigen Fingernagel auf das Gesicht. »Es gibt

nichts, wovor der
zurückschreckt.«

•

Am übernächsten Abend
erreicht mich ein
verschlüsseltes
Telegramm von Oberst
Foucault aus Berlin. Cuers
ist einverstanden, sich am
Donnerstag, dem 6.
August, mit unseren

Vertretern in Basel zu treffen.

Mein erster Gedanke ist, selbst zu fahren. Ich suche sogar schon im Kursbuch nach Verbindungen. Doch dann halte ich inne und bedenke die Risiken. Basel liegt unmittelbar an der Grenze zu Deutschland. Ich habe die Stadt auf dem Weg zu den Wagner-

Festspielen in Bayreuth
mehrere Male besucht. Die
Bevölkerung spricht
deutsch. Zwischen den
verrammelten gotischen
Fachwerkhäusern fühlt
man sich genauso wie in
jeder Stadt des Reichs. Ich
werde von unfreundlichen
Gesichtern umgeben sein.
Außerdem muss ich davon
ausgehen, dass ein Jahr

nach meinem Amtsantritt
die Identität des Sandherr-
Nachfolgers in Berlin
bekannt sein dürfte. Ich
fürchte nicht um meine
persönliche Sicherheit,
aber ich darf mich nicht
hinreißen lassen. Dafür
steht zu viel auf dem Spiel.
Wenn man mich erkennen
würde, dann könnte das
desaströse Folgen für das

Treffen haben.

Also bitte ich am Montagmorgen, dem 3. August, drei Tage vor dem festgesetzten Termin, Major Henry und Hauptmann Lauth in mein Büro. Wie üblich kommen sie zusammen. Ich sitze am Kopfende des Tische, Henry sitzt links, Lauth rechts von mir. Vor mir

liegt der Ordner Operation Wohltäter. Henry schaut ihn argwöhnisch an.

»Meine Herren«, sage ich und öffne den Ordner. »Ich denke, dies ist der geeignete Zeitpunkt, Sie über eine geheimdienstliche Operation zu informieren, die schon seit einigen Monaten vorangetrieben

wird und nun endlich erste Früchte trägt.«

Schritt für Schritt setze ich ihnen die Operation auseinander. Ich beginne mit einer kurzen Zusammenfassung der Punkte, die ihnen schon bekannt sind. Ich lege das an Esterházy adressierte Petit Bleu vor und den Briefentwurf von

Schwartzkoppen, in dem
der sich darüber beklagt,
dass er für sein Geld
nichts aus dem Haus in R.
erfahre. Ich rufe ihnen
meinen Besuch in Rouen
und meine Unterredung
mit meinem Freund Major
Curé in Erinnerung.
»Danach habe ich die
Entscheidung getroffen,
eine gründliche

Untersuchung einzuleiten.«
Ich lese Desvernines
Berichte über Esterházy
vor, über seine Schulden,
seine Spielsucht, seine
Vier-Finger-Mätresse und
alles andere. Sie hören mir
schweigend und mit
wachsender Anspannung
zu. Als ich auf die
Wohnung gegenüber der
deutschen Botschaft zu

sprechen komme,
wechseln sie einen kurzen,
überraschten Blick. Und
dann präsentiere ich ihnen
mit der überschwänglichen
Geste eines
Zauber Künstlers die
Fotografien von den
beiden Besuchen
Esterházy's.

Henry setzt seine Brille
auf und schaut sich die

Fotos eine Zeit lang genau an. »Weiß General Gonse davon?«

»Über die Observation der Botschaft ist er unterrichtet, das ja.«

»Aber nicht über Esterházy im Besonderen?«

»Noch nicht. Ich wollte warten, bis wir genügend Beweismaterial für seine

Verhaftung haben.«

»Verstehe.« Henry reicht das Foto an Lauth weiter und nimmt seine Brille ab. Er nuckelt an einem der Bügel wie ein Wissenschaftler, der die Untersuchungsergebnisse eines Kollegen begutachtet. »Das ist sehr interessant, Herr Oberstleutnant, obwohl wir

natürlich noch nicht so weit sind. Keine Frage, das sind eindrucksvolle Indizien. Aber wenn Sie das Esterházy vorlegen, dann wird er einfach sagen, dass er einen Visumantrag abgegeben hat. Und wir können ihm nicht das Gegenteil beweisen.«

»Stimmt. Aber in den letzten Tagen hat sich eine

bedeutsame neue
Entwicklung ergeben,
weshalb ich den Rahmen
der Operation erweitern
möchte.« Ich halte inne.
Das ist der entscheidende
Augenblick. Die nächsten
Worte von mir werden
alles verändern. Henry
klopft sich mit der Brille
gegen die Zähne und
wartet. »Wir haben

Informationen von einer
Quelle direkt aus dem
deutschen

Militärgeheimdienst. Diese
Quelle behauptet, dass die
Deutschen seit Jahren
einen Agenten in
Frankreich haben. Dieser
Agent ist im Majorsrang,
ist zwischen vierzig und
fünfzig Jahre alt und hat
an dem Artilleriemanöver

in Châlons teilgenommen.«

»Das muss Esterházy sein!«, sagt Lauth.

»Ich glaube, daran kann kaum noch ein Zweifel bestehen. Unsere Quelle bietet an, uns am kommenden Donnerstag in Basel zu treffen und alles zu erzählen, was er weiß.«

Henry stößt einen leisen, überraschten Pfiff aus.

Zum ersten Mal erkenne ich in seinem Gesicht so etwas wie einen Anflug von Respekt. Das reizt mich, noch weiter zu gehen, alles zu erzählen. (Und wissen Sie was, möchte ich sagen. Er behauptet auch, dass Dreyfus niemals ein Spion der Deutschen war!) Aber so weit will ich mich im Moment noch nicht

vorwagen. *Ein Schritt nach dem anderen, Picquart!*

»Wer ist die Quelle?«, fragt Henry.

»Richard Cuers. Erinnern Sie sich? Die Deutschen haben ihn vor ein paar Jahren hier bei uns eingesetzt. Er hat unter Hauptmann Dame in Berlin gearbeitet. Jetzt hat Dame ihn entlassen,

wahrscheinlich weil er ihm nicht mehr traut, und da ist er zu uns gekommen.«

»Und wir? Vertrauen *wir* ihm?«

»Vertrauen wir *irgendwem*? Ich sehe allerdings keinen Grund, warum er lügen sollte. Zumindest sollten wir uns anhören, was er zu sagen hat.« Ich wende mich an

Lauth. »Herr Hauptmann,
ich möchte, dass Sie diese
Befragung durchführen.«

»Selbstverständlich, Herr
Oberstleutnant.« Lauth
reagiert mit einer
schnellen, teutonischen
Verbeugung. Gut, dass er
sitzt, denke ich, sonst
würde er auch noch die
Hacken
zusammenschlagen.

»Warum mein guter Freund Lauth, wenn die Frage gestattet ist?«, sagt Henry.

»Weil er den Fall kennt, seit uns das Petit Bleu in die Hände gefallen ist, aber vor allem, weil er deutsch spricht.«

»Wenn Cuers hier gearbeitet hat, dann muss auch sein Französisch

ganz anständig sein«,
wendet Henry ein.
»Warum nicht ich? Im
Umgang mit solchen
Schurken habe ich mehr
Erfahrung.«

»Ja, aber ich glaube,
dass er in seiner
Muttersprache
unbefangener sein wird.
Sind Sie einverstanden,
Lauth?« Lauths Deutsch

ist perfekt, fast akzentfrei.

»Ja.« Er wirft Henry einen um Zustimmung heischenden Blick zu. »Ja, ich bin mir sicher, dass ich das schaffe.«

»Gut. Sie brauchen mindestens einen Mann zur Absicherung, vielleicht zwei, nur um sicherzustellen, dass Cuers allein kommt und

das Ganze keine Falle ist. Ich schlage Louis Tomps vor. Er kennt Cuers aus seinen Pariser Tagen.« Wie Guénée und Desvernine ist Tomps ein Beamter der Sûreté, der für die Statistik-Abteilung arbeitet: ein fähiger, verlässlicher Bursche, der ebenfalls den Vorteil hat, gut deutsch zu sprechen.

Ich habe ihn früher schon
eingesetzt. »Die

Einzelheiten des Einsatzes
besprechen wir später.

Danke, meine Herren.«

Lauth springt auf.

»Danke, Herr

Oberstleutnant.«

Henry bleibt noch kurz

sitzen, schaut

gedankenversunken auf

den Tisch, schiebt dann

den Stuhl zurück und erhebt sich schwerfällig. Er zieht den Uniformrock über seinen pränanten Bauch nach unten. »Ja, danke, Herr Oberstleutnant.« In seinen Augen schimmert etwas Wehmut. Ich spüre, dass er sich noch nicht damit abgefunden hat, von der Mission in Basel ausgeschlossen zu sein,

dass ihm aber auch nichts
einfällt, wie er mich
umstimmen könnte.
»Interessant«, sagt er
noch einmal. »Sehr
interessant. Allerdings
würde ich Ihnen
empfehlen, wenn Sie mir
diese Bemerkung
gestatten, General Gonse
zu unterrichten. Das ist
eine ernste Angelegenheit.

Ein französischer Offizier trifft sich auf fremdem Boden mit einem deutschen Spion, um sich über einen Verräter in den eigenen Reihen zu unterhalten. Es wäre Ihnen gewiss unangenehm, wenn er es von anderer Seite erführe.«

•

Nachdem er gegangen ist,
frage ich mich, ob das eine
Drohung war. Wenn ja,
dann habe ich im
Schachspiel der
Militärbürokratie den
perfekten Gegenzug in
petto. Ich gehe hinüber ins
Ministerium, steige die
Treppe hinauf zum Büro
des Generalstabschefs
und bitte um einen Termin

bei General Boisdeffre.

Dame schlägt Läufer!

Leider teilt mir sein
Ordonnanzoffizier mit,
dass der General aus dem
Burgund direkt nach Vichy
gereist ist.

Ich schicke Boisdeffre ein
Telegramm, in dem ich ihn
dringend um eine
Unterredung bitte.

Am nächsten Morgen –

dem Dienstag – erhalte ich die gelangweilte Antwort.

Mein lieber Herr Oberstleutnant, ist es denn wirklich so dringend? Ich befinde mich derzeit auf Kur und werde dann für meinen jährlichen Urlaub nach Hause in die Normandie reisen. Was gibt es denn so Eiliges?

Ich antworte vorsichtig,

dass es sich um eine
Angelegenheit handele, die
der von 1894 nicht
unähnlich sei – womit ich
natürlich die Dreyfus-
Affäre meine.

Keine Stunde später
erhalte ich die Antwort.
*Nun gut, wenn Sie darauf
bestehen. Mein Zug
kommt morgen, Mittwoch,
5. August, 18 Uhr 15, am*

*Gare de Lyon an. Ich
erwarte Sie. Boisdeffre.*

.

Henry gibt allerdings nicht
so schnell klein bei.

Am selben Tag, als das
Telegramm eintrifft, in dem
Boisdeffre mich zum
Bahnhof zitiert, bitte ich
Lauth und Tomps in mein
Büro, um ein letztes Mal

die Einzelheiten der
Baselreise zu besprechen.
Der Plan ist unkompliziert.
Die beiden Männer – plus
ein gewisser Kommissar
Vuillecard aus Vassy, den
Toms sich als Assistenten
ausgesucht hat – nehmen
morgen Abend den
Schlafwagenzug vom Gare
de l'Est, der Basel am
Donnerstagmorgen um

sechs Uhr erreicht. Alle drei sind bewaffnet. In Basel trennen sie sich. Lauth geht sofort ins Hotel Schweizerhof gegenüber dem Bahnhof, wo er sich ein Zimmer nimmt und wartet. Tomps geht währenddessen auf die andere Seite des Rheins zum zweiten großen Bahnhof der Stadt, dem

Badischen Bahnhof, wo die
Züge aus Deutschland
eintreffen. Vuillecard
bezieht inzwischen auf
dem Münsterplatz vor dem
Basler Münster Stellung,
wo für neun Uhr die erste
Kontaktaufnahme
verabredet ist. Tomps, der
ihn von Angesicht kennt,
wird Cuers beobachten,
wenn er vom Zug aus

Berlin durch die
Passkontrolle geht, um
sicherzustellen, dass er
nicht beschattet wird, und
folgt ihm dann bis zum
Münsterplatz, wo Cuers
von Kommissar Vuillecard
erwartet wird, der als
Erkennungszeichen ein
weißes Taschentuch in der
Hand hält. Cuers spricht
den Kommissar auf

französisch an. »Sind Sie
Monsieur Lescure?«
(Lescure war viele Jahre
lang Concierge in der Rue
Saint-Dominique.) Der
Kommissar verneint die
Frage, bietet dem
Deutschen aber an, ihn zu
Monsieur Lescure zu
bringen. Dann begleitet er
den Agenten zu seinem
Treffen mit Lauth ins Hotel.

»Ich möchte, dass Sie alles an Informationen aus ihm herausholen, was irgend möglich ist«, sage ich zu Lauth. »Egal wie lange es dauert. Wenn nötig, setzen Sie die Befragung am nächsten Tag fort.«

»Ja, Herr Oberstleutnant.«

»Das Hauptinteresse gilt

Esterházy, aber Sie
brauchen sich nicht darauf
zu beschränken, wenn Sie
es für richtig halten.«

»Ja, Herr
Oberstleutnant.«

»Gehen Sie jedem
Hinweis nach, wie absurd
er sich auch anhören
mag.«

»Natürlich, Herr
Oberstleutnant.«

Am Ende des Treffens
gebe ich ihnen die Hand
und wünsche ihnen Glück.
Während Tomps mein
Büro verlässt, bleibt Lauth
noch. »Wenn Sie erlauben,
Herr Oberstleutnant, ich
habe noch eine Bitte.«

»Nur zu.«

»Ich glaube, es wäre
nützlich, wenn Sie mir
Major Henry als

Absicherung mitgeben.«

Erst halte ich das für
einen Anfall von
Lampenfieber. »Also

wirklich, Hauptmann Lauth!
Das haben Sie doch gar
nicht nötig! Sie sind
durchaus fähig, allein mit
Cuers fertigzuwerden.«

Aber Lauth bleibt
hartnäckig. »Ich glaube
wirklich, Herr

Oberstleutnant, dass unsere Mission von Major Henrys Erfahrung profitieren könnte. Er kennt sich mit Sachen aus, von denen ich keine Ahnung habe. Und er kann gut mit Menschen umgehen. Sie werden unvorsichtig in seiner Gegenwart, während ich in manchen Situationen doch recht ...

förmlich bin.«

»Hat Major Henry Sie beauftragt, mir das zu unterbreiten? Sie sollten wissen, Herr Hauptmann, auf Offiziere, die hinter meinem Rücken meine Autorität infrage stellen, bin ich nicht gut zu sprechen.«

»Nein, Herr Oberstleutnant. Natürlich

nicht!« Lauths blasser Hals
läuft bonbonrosa an. »Es
steht mir nicht zu, mich in
Dinge einzumischen, die
mich meinem Dienstgrad
gemäß nichts angehen.
Aber manchmal habe ich
das Gefühl, wenn ich so
sagen darf, dass Major
Henry vielleicht ein
bisschen mehr ...
Wertschätzung vertragen

könnte.«

»Und weil ich ihn nicht nach Basel schicke, verletze ich seine Gefühle – ist es das, was Sie mir sagen wollen?«

Lauth antwortet nichts darauf. Er senkt den Kopf. Zu Recht, denke ich, denn das Verlangen Henrys, seine Nase wie ein neugieriger Concierge in

alles hineinzustecken, was
in der Abteilung bearbeitet
wird, hat etwas Absurdes.
Andererseits könnte es,
wenn man den
persönlichen Ärger
beiseitelässt – *keine*
Emotionen, Picquart! –
gewisse Vorteile haben,
wenn ich Henry das Gefühl
gäbe, bei der Esterházy-
Untersuchung ein

gleichberechtigter Partner
zu sein. Die erste
Überlebensregel in einer
Bürokratie heißt,
Seilschaften zu bilden, und
ich habe nicht den
Wunsch, als einsamer
Rufer zu enden –
besonders nicht in dieser
Sache. Wenn sich
herausstellen sollte, was
Gott verhüten möge, dass

wir uns den Dreyfus-Fall noch einmal vornehmen müssen, dann werde ich Henry an meiner Seite brauchen.

Ich stampfe verärgert mit dem Fuß auf. »Also gut«, sage ich schließlich. »Wenn Sie beide denn unbedingt wollen, dann soll Major Henry Sie von mir aus begleiten.«

»Ja, Herr Oberstleutnant.
Danke, Herr
Oberstleutnant.« Lauths
Dankbarkeit ist fast
mitleiderregend.

»Aber die Befragung von
Cuers führen *Sie* durch!
Auf deutsch, verstanden?«
Dabei zeige ich energisch
mit dem Finger auf ihn.

Diesmal schlägt Lauth
tatsächlich die Hacken

zusammen. »Ja, Herr
Oberstleutnant.«

9

Am nächsten Tag um fünf Uhr nachmittags versammelt sich die mit festen Wanderstiefeln, Kniestrümpfen, Sportjacketts und Rucksäcken ausgestaffierte Schweiz-Expedition im Entree. Vier Freunde auf

Wandertour im Baselbiet,
das ist die Tarnung. Henry
steckt in einer unvorteilhaft
groß karierten Jacke,
seinen Filzhut ziert eine
Feder. Es ist heiß, und
beim Anblick seines
übellaunigen, roten
Gesichts muss man sich
wundern, warum er so
hartnäckig intrigiert hat,
um an dieser Reise

teilnehmen zu können.

»Mein lieber Major Henry, das ist ein bisschen zu viel der Verkleidung«, sage ich lachend. »Sie sehen ja aus wie ein Tiroler Kneipenwirt!« Auch Tomps, Vuillecard und sogar Lauth amüsieren sich köstlich, während Henry missmutig in die Gegend schaut. Er teilt

gern aus, kann es aber nicht ertragen, selbst auf den Arm genommen zu werden. »Schicken Sie mir aus Basel ein Telegramm«, sage ich zu Lauth. »Verschlüsselt natürlich, und lassen Sie mich wissen, wie das Treffen läuft und wann Sie wieder zurückkommen. Viel Glück, meine Herren.

Also, ich würde Sie ja nicht in mein Land lassen, nicht in dem Aufzug. Aber schließlich bin ich auch kein Schweizer.«

Ich begleite sie zur Droschke, warte, bis sie eingestiegen sind und der Landauer außer Sichtweite ist, und mache mich dann zu Fuß auf den Weg zu meiner eigenen

Verabredung. Ich habe
jede Menge Zeit, den
makellosen

Spätsommernachmittag
auszukosten. Ich spaziere
am Seineufer entlang,
vorbei an der großen
Baustelle am Quai
d'Orsay, wo am Fluss ein
neuer Bahnhof und ein
neues Grandhotel in die
Höhe wachsen. Das erste

große internationale
Ereignis des 20.
Jahrhunderts wird in knapp
vier Jahren in Paris
stattfinden – die
Weltausstellung von 1900.
Auf dem gewaltigen
Gebäudeskelett wimmelt
es von Arbeitern. Die
Energie, die in der Luft
liegt, ist mit Händen zu
greifen. Ja, man darf sogar

behaupten, dass so etwas wie Optimismus zu spüren ist – nicht gerade eine Geisteshaltung, die in den vergangenen Jahrzehnten in Frankreich weitverbreitet war. Ich schlendere am linken Ufer entlang und gehe auf den Pont de Sully, wo ich stehen bleibe, mich an das Geländer lehne und nach Westen in

Richtung Notre-Dame
schaue. Ich zerbreche mir
immer noch den Kopf
darüber, wie ich mich bei
dem Treffen gleich am
schlauesten verhalte.

So spielen die
Wechselfälle des
öffentlichen Lebens:
General Boisdeffre, vor
eineinhalb Jahren noch
völlig im Schatten

Merciers, hat sich zu einem der beliebtesten Männer Frankreichs gemausert. Seit drei Monaten kann man kaum eine Zeitung aufschlagen, ohne eine Geschichte über ihn zu lesen. Sei es als Leiter der französischen Delegation anlässlich der Zarenkrönung in Moskau, sei es als Zuschauer beim

Grand Prix de Paris auf
der Rennbahn Longchamp
in Begleitung des
russischen Botschafters.
Russland, Russland,
Russland – von nichts
anderem ist die Rede.
Boisdeffres strategische
Allianz wird als der
diplomatische Triumph der
Epoche betrachtet. Ich
persönlich habe allerdings

Bedenken, zusammen mit einer Armee aus ehemaligen Leibeigenen gegen die Deutschen zu kämpfen.

Dennoch ist Boisdeffres Berühmtheit nicht zu leugnen. Da die Ankunftszeit seines Zuges in der Zeitung stand, traf er am Bahnhof als Erstes auf eine Schar seiner

Bewunderer, die einen Blick auf ihn erhaschen wollen. Als der Zug aus Vichy schließlich in den Bahnhof rollt, laufen mehrere Dutzend Menschen auf der gesamten Länge des Perrons neben dem Zug her und versuchen ihr Idol zu entdecken. Schließlich taucht er in der Waggontür

auf und bleibt für die
Fotografen stehen. Er trägt
Zivil, ist aber dennoch
unverwechselbar. Die
große, aufrechte Gestalt
wirkt durch den schönen
Seidenhut sogar noch
erhabener. Er nimmt ihn
höflich vor der
applaudierenden Menge ab
und tritt dann auf den
Perron, gefolgt von Pauffin

de Saint Morel und einigen
anderen

Ordonnanzoffizieren. Wie
ein großes, imposantes
Schlachtschiff bei einer
Flottenparade bewegt er
sich langsam auf das
Absperrgitter zu, hebt
immer wieder den Hut und
lächelt schwach zu den
Rufen »Es lebe
Boisdeffre!« und »Es lebe

Frankreich!« – bis er mich sieht. Sein

Gesichtsausdruck

verdunkelt sich kurz, er versucht sich zu erinnern, warum ich hier bin. Dann erwidert er meine Ehrenbezeigung mit einem freundlichen Nicken.

»Kommen Sie, Picquart, ich nehme Sie in meinem Automobil mit«, sagt er.

»Allerdings fahre ich nur bis zum Hôtel de Sens, Sie werden sich also kurz fassen müssen.«

Das Automobil, ein Panhard & Levassor, hat kein Dach. Der General und ich sitzen erhöht auf der gepolsterten Sitzbank hinter dem Fahrer und rollen schwankend über das Kopfsteinpflaster in

Richtung Rue de Lyon.
Mehrere Zugpassagiere,
die in einer Schlange am
Droschkenstand warten,
erkennen den
Generalstabschef und
brechen in Jubel aus.

»Ich glaube, das reicht
jetzt, oder?«, sagt er und
nimmt seinen Hut ab, legt
ihn auf den Schoß und
fährt sich mit der Hand

durch das schütterere, weiße Haar. »Also, Picquart, was hat das zu bedeuten, was Sie mir da von 1894 geschrieben haben?«

Auch wenn ich mir das Gespräch etwas anders vorgestellt habe, so besteht zumindest keine Gefahr, dass man uns belauscht. Er muss sich mir zuwenden und mir die

Frage fast ins Ohr brüllen,
genauso wie ich ihm meine
Antwort. »Wir glauben,
Herr General, dass wir
einem Verräter in der
Armee auf die Spur
gekommen sind, der
Informationen an die
Deutschen weitergibt.«

»Nicht noch einer!
Welche Art von
Informationen?«

»Wie es scheint,
hauptsächlich über
Geschütze.«

»Wichtige
Informationen?«

»Nicht besonders, aber
vielleicht gibt es da auch
noch andere Dinge, von
denen wir nichts wissen.«

»Wer ist der Mann?«

»Ein sogenannter Graf
Walsin-Esterházy, ein

Major vom
Vierundsiebzigsten.«

Boisdeffre denkt sichtlich
angestrengt nach und
schüttelt dann den Kopf.
»Das ist kein Name, den
ich vergessen hätte, wenn
er mir einmal
untergekommen wäre. Wie
sind wir ihm
draufgekommen?«

»Wie bei Dreyfus, durch

unsere Agentin in der deutschen Botschaft.«

»Mein Gott, ich wünschte nur, meine Frau würde mal eine halb so gründliche Putzfrau finden!« Er lacht über seinen Witz. Er scheint das außerordentlich entspannt zu sehen. Vielleicht eine Folge der Wasserkur.

»Was sagt General Gonse

zu der Sache?«

»Ich habe es ihm noch nicht erzählt.«

»Warum nicht?«

»Ich hielt es für besser, erst mit Ihnen zu reden. Mit Ihrer Erlaubnis würde ich als Nächstes gern den Minister informieren. Ich hoffe, dass ich in ein, zwei Tagen mehr über Esterházy weiß. Bis dahin

würde ich es vorziehen,
General Gonse nichts zu
sagen.«

»Wie Sie meinen.«

Er tastet seine
Jackentaschen ab, bis er
seine Schnupftabakdose
findet. Er bietet mir eine
Prise an. Ich lehne ab. Er
schnupft mehrere Prisen.
Wir umkurven die Place de
la Bastille. Noch ein oder

zwei Minuten, dann sind wir da. Ich brauche eine Entscheidung.

»Dann habe ich also Ihre Erlaubnis, den Minister zu unterrichten?«, frage ich.

»Ja, ich denke schon.«
Als er weiterspricht, klopft er mir bei jedem Wort nachdrücklich aufs Knie.
»Obwohl es mir natürlich sehr recht wäre, wenn

man einen weiteren Skandal vermeiden könnte. Ein Dreyfus reicht für eine ganze Generation. Wir sollten versuchen, diesen Fall etwas diskreter zu handhaben.«

Die Ankunft vor dem Hôtel de Sens erspart mir eine Antwort. Ausnahmsweise sprüht der düstere mittelalterliche

Gebäudekomplex vor
Leben. Irgendein offizieller
Empfang ist im Gange.
Menschen in
Abendgarderobe treffen
ein. Und dann sehe ich,
auf den Eingangsstufen
wartend, eine Zigarette
rauchend, niemand anderes
als Gonse. Unser
Automobil hält nur ein paar
Meter von ihm entfernt.

Gonse wirft seine Zigarette auf den Boden und kommt genau in dem Augenblick auf uns zu, als der Fahrer aus dem Wagen springt und die Trittstufe für Boisdeffre ausklappt. Gonse bleibt stehen und salutiert. »Willkommen in Paris, Herr General!« Dann schaut er mich mit unverhohlenem Argwohn

an. »Oberstleutnant
Picquart?« Eine
Feststellung als Frage.

»General Boisdeffre war
so freundlich, mich vom
Bahnhof mitzunehmen«,
sage ich schnell. Das ist
weder eine glatte Lüge
noch die volle Wahrheit,
reicht aber hoffentlich für
einen schnellen Abgang
aus. Ich salutiere und

wünsche einen
angenehmen Abend. An
der nächsten Straßenecke
wage ich einen Blick
zurück, aber da sind die
beiden Männer schon
hineingegangen.

.

Ich habe sogar drei
Gründe, warum ich Gonse
nichts von Esterházy

erzählen will: erstens, weil ich weiß, dass der vollendete alte Bürokrat, hat er den Fall erst einmal zwischen den Fingern, die Herrschaft darüber übernehmen will und es dann nicht mehr lange dauert, bis erste Einzelheiten nach außen sickern; zweitens, weil ich weiß, wie die Armee

funktioniert, und ich ihm
glatt zutraue, sich hinter
meinem Rücken mit Henry
kurzzuschließen; drittens
und vor allem, weil Gonse,
wenn ich mich der
Rückendeckung des
Generalstabschefs und
des Kriegsministers
versichere, sich nicht mehr
einmischen kann und ich
freie Hand habe, jeder

Spur zu folgen, wohin sie mich auch führt. Auch ich kann gerissen sein: Wie sonst hätte ich es zum jüngsten Oberstleutnant in der französischen Armee gebracht?

Also nehme ich am Donnerstagmorgen, etwa um die Zeit, als die Gruppe in Basel erstmals Kontakt mit dem Doppelagenten

Cuers aufnimmt, die Wohltäter-Akte und meinen persönlichen Schlüssel – das Symbol meines privilegierten Zugangs – und betrete durch die Holztür den Garten vom Hôtel de Brienne. Der Innenhof, der mir am Tag von Dreyfus' Degradierung unter der Schneedecke wie

verzaubert erschienen war,
verströmt im August einen
anderen Charme. Das
Blätterdach der großen
Bäume ist so dicht, dass
das Ministerium dahinter
fast verschwindet. Die
entfernten Geräusche der
Stadt klingen verschlafen,
genau wie das Summen
der Bienen. Bis auf einen
alten Gärtner, der ein

Blumenbeet gießt, bin ich
allein. Während ich über
die verbrannte braune
Erde gehe, schwöre ich
mir, sollte ich jemals
Minister werden, dann
werde ich meinen
Schreibtisch im Sommer
nach draußen bringen
lassen und die Armee, so
wie Cäsar in Gallien, unter
einem Baum sitzend

befehligen.

Ich erreiche den Rand des Rasens, überquere den Kieselweg und gehe die flachen, blassen Steinstufen zur Glastür hinauf, durch die man in den Amtssitz des Ministers gelangt. Ich betrete das Gebäude und gehe, vorbei an den Rüstungen und dem bombastischen

Napoleon-Gemälde,
dieselbe Marmortreppe
hinauf wie schon zu Beginn
meiner Geschichte. Ich
stecke den Kopf durch die
Tür des Vorzimmers und
frage einen der
Ordonnanzoffiziere,
Hauptmann Robert
Calmon-Maison, ob ich
wohl kurz mit dem Minister
sprechen könne. Calmon-

Maison fragt erst gar nicht nach dem Grund, schließlich bin ich seines Herrn Geheimnisträger. Er verschwindet, kommt gleich wieder und sagt, ich könne sofort eintreten.

Wie schnell man sich doch an die Macht gewöhnt! Noch vor wenigen Monaten hätte ich nur voller Ehrfurcht im

Allerheiligsten des
Ministers vorgesprochen.
Inzwischen ist es vor allem
ein Arbeitsplatz, und der
Minister selbst nur ein
weiterer Soldatenbürokrat,
den es durch die Drehtür
der Regierungsbildung ins
Amt befördert hat. Der
gegenwärtige
Amtsinhaber, Jean-
Baptiste Billot, geht auf die

siebzig zu und bekleidet
zum zweiten Mal diesen
Posten, den er vor
vierzehn Jahren schon
einmal innehatte. Er ist mit
einer wohlhabenden und
kultivierten Frau
verheiratet und vertritt eine
linke, radikale Politik,
obwohl er wie der
vertrottelte General aus
einer komischen Oper

aussieht – mächtiger
Brustkorb, struppiger,
weißer Schnauzbart und
zornig hervorquellende
Augen. Die Karikaturisten
liegen ihm natürlich zu
Füßen. Und ich weiß noch
etwas über ihn, was von
Interesse ist: Er hat eine
Abneigung gegenüber
seinem Vorgänger General
Mercier. Und zwar seit den

großen Armeemanövern von 1893, als der Jüngere das gegnerische Corps befehligte und ihn besiegte – eine Demütigung, die er nie verziehen hat.

Als ich eintrete, steht Billot mit dem Rücken zu mir am Fenster. Ohne sich umzudrehen, fängt er an zu sprechen. »Als ich Sie gerade über den Rasen

habe gehen sehen,
Picquart, da habe ich mir
gedacht: Aha, unser
brillanter junger Herr
Oberstleutnant, der ärgert
mich bestimmt wieder mit
irgendeinem verdammt
Problem! Und dann habe
ich mich gefragt: Warum
muss ich mich in meinem
Alter noch mit solchen
Dingen abplagen? An

einem Tag wie heute sollte ich auf meinem Landsitz mit meinen Enkeln spielen und nicht meine Zeit mit Ihnen vergeuden!«

»Wir wissen doch beide, Herr Minister, dass Sie sich schon nach fünf Minuten tödlich langweilen und darüber beklagen würden, wie lausig wir das Land in Ihrer Abwesenheit

führen.«

Er zuckt mit den mächtigen Schultern. »Tja, schätze, Sie haben recht. Irgendwer mit gesundem Menschenverstand muss ja ein Auge auf dieses Tollhaus haben.« Er dreht sich auf dem Absatz um und stapft schwankend über den Teppich auf mich zu. Ein beunruhigendes

Bild für jemand, der es nicht gewohnt ist. Er sieht aus wie ein angreifender Walrossbulle. »Also dann, worum geht es? Sie sehen angespannt aus. Setzen Sie sich, mein Junge. Was zu trinken?«

»Nein danke.« Ich nehme denselben Stuhl wie an jenem Tag, als ich Mercier und Boisdeffre von der

Degradierungszeremonie berichtet habe. Billot setzt sich mir gegenüber und schaut mich durchdringend an. Die Masche vom alten Knacker ist nichts als Schauspielerei. Er ist so scharfsinnig und ehrgeizig wie ein Mann, der nur halb so alt ist. Ich öffne die Wohltäter-Akte. »Leider hat es den Anschein, als

hätten wir in der Armee
einen deutschen Spion ...«

»O Gott!«

Abermals schildere ich
Esterházy's Umtriebe und
die Operation, die wir zu
seiner Beschattung
eingeleitet haben. Ich
setze Billot etwas genauer
ins Bild als Boisdeffre, vor
allem erzähle ich ihm über
die gerade in Basel

laufende Befragung. Ich zeige ihm das Petit Bleu und die Überwachungsfotos. Aber ich erwähne mit keinem Wort Dreyfus. Ich weiß, dass das alles andere sofort zunichtemachen würde.

Billot stellt zwischendurch ein paar kluge Fragen. Wie wertvoll ist das Material?

Warum ist Esterházy's befehlshabendem Offizier nichts Befremdliches an ihm aufgefallen? Können wir uns sicher sein, dass er allein operiert? Mehrere Male kommt er auf das Foto zu sprechen, auf dem Esterházy mit leeren Händen aus der Botschaft kommt. »Warum benutzen wir den Dreckskerl nicht für

eine clevere
Retourkutsche?«, sagt er
schließlich. »Anstatt ihn
einfach wegzusperren,
könnten wir ihn mit
Falschinformationen für
Berlin füttern.«

»Darüber habe ich auch
schon nachgedacht. Das
Problem ist, die Deutschen
trauen ihm auch schon
nicht mehr über den Weg.

Unwahrscheinlich, dass sie einfach schlucken würden, was er ihnen serviert, ohne es zu überprüfen. Und natürlich ...«

Billot führt das Argument für mich zu Ende. »Und natürlich müssten wir ihm dafür, dass er mitspielt, Straffreiheit zusichern, obwohl es für Figuren wie Esterházy nur einen

Aufenthaltort gibt: den
hinter Gittern. Nein, Herr
Oberstleutnant, Sie haben
richtig gehandelt.« Er
schließt den Ordner und
gibt ihn mir zurück.
»Setzen Sie Ihre
Ermittlung fort, bis wir ihn
ein für alle Mal
einkassieren können.«

»Sie wären bereit, den
Fall bis vors Kriegsgericht

zu bringen?«

»Durchaus! Was ist die Alternative? Ihn bei halbem Sold in den Ruhestand zu schicken?«

»General Boisdeffre wäre es lieber, wenn es keinen Skandal ...«

»Gewiss, gewiss.
Glauben Sie, mir gefällt
das? Wenn wir ihn damit
davonkommen lassen –

das wäre wirklich ein Skandal.«

•

Ich gehe hochzufrieden in mein Büro zurück. Zwei der mächtigsten Männer der Armee haben abgesegnet, dass ich die Ermittlung fortsetze. Faktisch ist Gonse damit aus der Befehlskette

ausgeschlossen. Jetzt kann ich nur noch auf Nachrichten aus Basel warten.

Der Tag zieht sich mit Routinearbeit hin. Die Abwasserkanäle stinken in der Hitze mehr als sonst. Ich kann mich kaum konzentrieren. Um halb sechs bitte ich Hauptmann Junck, für sieben Uhr eine

Telefonverbindung mit dem
Hotel Schweizerhof
anzumelden. Zur
ausgemachten Zeit stehe
ich im ersten Stock neben
dem Apparat im Korridor
und rauche eine Zigarette.
Beim ersten Klingeln reiße
ich den Hörer von der
Gabel. Ich kenne das Hotel
Schweizerhof. Es ist ein
großer, moderner Bau mit

Blick auf einen Platz, den
Trambahnlinien kreuzen.
Ich nenne dem
Rezeptionisten Lauths
Decknamen. Es entsteht
eine lange Pause, während
der Angestellte seinen
Platz verlässt und
nachprüft, ob Lauth in
seinem Zimmer ist. Er
meldet sich wieder und
sagt, der Herr sei gerade

abgereist, habe aber keine
Nachsendeadresse
hinterlassen. Ich lege auf
und frage mich, was ich
davon halten soll. Möglich,
dass sie für die Befragung
noch einen zweiten Tag
brauchen und aus
Sicherheitsgründen das
Hotel gewechselt haben.
Oder die Befragung ist
schon abgeschlossen und

sie sind auf dem Weg zum
Bahnhof, um den
Nachtzug nach Paris zu
erwischen. Ich warte noch
eine Stunde in der
Hoffnung auf ein
Telegramm und mache
dann Feierabend.

Zur Ablenkung wäre mir
etwas Gesellschaft recht,
aber es ist August, und
anscheinend haben alle die

Stadt verlassen. Die de
Comminges haben ihr
Stadthaus geschlossen
und sind zu ihrem
Sommersitz
hinausgefahren. Pauline
macht mit Philippe und den
Töchtern Ferien in Biarritz.
Louis Leblois ist zu Hause
im Elsass bei seinem
schwer kranken Vater. Ich
leide unter einem ziemlich

üblen Anfall von
Weltschmerz, wie die
Herren in der Rue de Lille
das wohl nennen würden.
Schließlich esse ich in
einem Restaurant in der
Nähe des Ministeriums
allein zu Abend und gehe
dann nach Hause, um
Zolas neuen Roman zu
lesen. Aber das Thema,
die römisch-katholische

Kirche, langweilt mich,
außerdem hat das Buch
siebenhundertfünfzig
Seiten. Bei Tolstoi bin ich
bereit, derartige
Weitschweifigkeit
hinzunehmen, bei Zola
nicht. Ich lege es bald zur
Seite.

Schon früh am nächsten
Morgen kehre ich wieder
an meinen Schreibtisch

zurück, aber über Nacht ist kein Telegramm eingetroffen. Am frühen Nachmittag höre ich, wie Henry und Lauth die Treppe heraufkommen. Ich stehe auf, gehe schnell durch das Büro, reiße die Tür auf und bin überrascht, dass sie beide Uniform tragen. »Meine Herren, ich hoffe doch, dass Sie

wirklich in der Schweiz
waren«, sage ich
sarkastisch.

Die beiden Offiziere
salutieren. Lauth, wie mir
scheint, mit einer gewissen
Nervosität, Henry mit einer
fast schon unverschämten
Lässigkeit. »Tut mir leid,
Herr Oberstleutnant«, sagt
er. »Wir haben uns zu
Hause kurz umgezogen.«

»Und was haben Sie erfahren?«

»Ich würde sagen, wir haben nur Zeit und Geld verschwendet. Stimmt doch, Lauth, oder?«

»Leider ja, eine ziemliche Enttäuschung.«

Ich schaue von einem zum anderen. »Tja, das sind ja unerwartet deprimierende

Neuigkeiten. Kommen Sie rein, erzählen Sie, was passiert ist.«

Ich setze mich an meinen Schreibtisch und höre mir mit verschränkten Armen ihren Bericht an. Meist redet Henry. Laut seiner Aussage sind er und Lauth vom Bahnhof geradewegs zum Hotel gegangen, haben gefrühstückt und

sind dann hoch in ihr Zimmer gegangen. Um halb zehn ist Inspektor Vuillecard mit Cuers gekommen. »Er war von Anfang an ziemlich ausweichend – nervös, konnte keine Sekunde still sitzen. Ist immer wieder aufgestanden und zum Fenster gegangen, um runter auf den Platz vor

dem Bahnhof zu schauen.
Er wollte hauptsächlich
über seine eigene Lage
sprechen – ob wir ihm
garantieren könnten, dass
die Deutschen nie
erfahren, was er für uns
getan hat.«

»Und was hat er Ihnen
über den deutschen
Agenten erzählt?«

»Nur unwichtiges Zeug.

Mit eigenen Augen hätte er nur vier Schriftstücke gesehen, die über Schwartzkoppen zu ihnen gelangt sind – eins über eine Kanone und eins über ein Gewehr. Dann noch etwas über den Plan des Heerlagers in Toul und der Befestigungsanlage in Nancy.«

»Was waren das für

Schriftstücke?«, frage ich.

»Handschriftliche?«

»Ja.«

»Auf französisch?«

»Ja.«

»Aber er kannte nicht den Namen des Agenten oder hatte irgendwelche anderen Hinweise auf seine Identität?«

»Nein, nur dass der deutsche Generalstab zu

dem Schluss gekommen ist, der Mann sei nicht mehr vertrauenswürdig, und Schwartzkoppen deshalb angewiesen wurde, die Verbindung zu ihm abubrechen. Wer das auch ist, er war nie besonders wichtig, und aktiv ist er auch nicht mehr.«

Ich wende mich an Lauth.

»Haben Sie sich auf
französisch oder auf
deutsch unterhalten?«

Er errötet. »Erst auf
französisch, am Morgen,
dann, am Nachmittag,
haben wir deutsch
gesprochen.«

»Ich habe Ihnen doch
gesagt, Sie sollen dafür
sorgen, dass Cuers
deutsch redet.«

»Bei allem Respekt, Herr Oberstleutnant«, schaltet Henry sich ein. »Meine Anwesenheit wäre sinnlos gewesen, wenn ich nicht selbst mit ihm hätte sprechen können. Dafür übernehme ich die Verantwortung. Ich habe es etwa drei Stunden lang versucht, dann habe ich Hauptmann Lauth

weitermachen lassen.«

»Und wie lange haben Sie auf deutsch mit ihm gesprochen, Lauth?«

»Noch mal sechs Stunden, Herr Oberstleutnant.«

»Und hat er irgendetwas gesagt, was von Interesse für uns ist?«

Lauth hält meinem Blick stand. »Nein, wir sind

immer wieder auf den
gleichen Punkten
herumgeritten. Um sechs
ist er gegangen, um den
Zug nach Berlin zu
erwischen.«

»Er ist um sechs
gegangen?« Ich kann
meine Verärgerung nicht
mehr verbergen. »Meine
Herren, das ergibt
überhaupt keinen Sinn.

Warum sollte ein Mann
das Risiko einer
siebenhundert Kilometer
langen Reise in eine
ausländische Stadt auf
sich nehmen, um sich mit
Geheimdienstleuten einer
ausländischen Macht zu
treffen, und dann fast
nichts zu sagen? Eigentlich
sogar noch weniger, als er
uns schon in Berlin gesagt

hat?«

»Das liegt doch auf der Hand«, sagt Henry. »Er hat wohl seine Meinung geändert. Oder er hat von Anfang an gelogen. Was so ein Bursche nachts in der eigenen Wohnung vor einem Bekannten betrunken daherplappert, ist etwas anderes als das, was er vielleicht bei

helllichem Tag einem
Fremden nüchtern
erzählt.«

»Und warum haben Sie
ihn dann nicht irgendwohin
geschleift und betrunken
gemacht?« Ich schlage mit
der Faust auf den Tisch.

»Warum haben Sie sich
nicht ein bisschen mehr
Mühe gegeben, ihn besser
kennenzulernen?« Keiner

der beiden sagt etwas. Lauth schaut auf den Boden, Henry starrt geradeaus. »Anscheinend konnten Sie es gar nicht erwarten, so schnell wie möglich wieder nach Paris zu kommen.« Sie wollen Einspruch erheben, aber ich falle ihnen sofort ins Wort. »Sparen Sie sich die Ausreden für Ihren Bericht

auf. Das ist alles, meine Herren. Danke. Sie können gehen.«

Henry bleibt an der Tür stehen. »Noch nie zuvor hat jemand meine berufliche Qualifikation infrage gestellt«, sagt er mit zitternder, gekränkter Stimme.

»Nun, Herr Major, das überrascht mich sehr.«

Nachdem sie gegangen sind, beuge ich mich vor und lege den Kopf in die Hände. Ich weiß, dass das ein entscheidender Augenblick ist, sowohl für mein Verhältnis zu Henry als auch für mein Kommando über die Abteilung. Sagen sie die Wahrheit? Könnte sein, nach allem, was ich weiß.

Vielleicht hat Cuers nach Betreten des Hotelzimmers wirklich kein Wort mehr gesagt. Einer Sache bin ich mir allerdings sicher: dass Henry mit dem Vorsatz in die Schweiz gefahren ist, die Befragung zu sabotieren, dass er Erfolg damit hatte und dass er, wenn Cuers tatsächlich nichts gesagt

hat, genau das
beabsichtigt hat.

•

Zu den Akten, die an
diesem Tag meine
Aufmerksamkeit
verlangen, gehören die
neuesten zensierten Briefe
von Alfred Dreyfus, die wie
üblich vom
Kolonialministerium an

mich weitergeleitet wurden.
Der Minister möchte
wissen, ob ich dazu vom
geheimdienstlichen
Standpunkt aus etwas
anzumerken habe. Ich
entferne die Schnur von
dem Bündel, klappe den
Deckel auf und beginne zu
lesen:

*Ein düsterer Tag, es
regnet unaufhörlich. Die*

dunkle Luft ist mit Händen
zu greifen. Der Himmel so
schwarz wie Tinte.
Wahrhaft ein Tag für Tod
und Begräbnis. Wie schon
des Öfteren geht mir
Schopenhauers Ausspruch
zum Begriff der
menschlichen Schuld
durch den Kopf: »Wenn
ein Gott diese Welt
gemacht hat, so möchte

*ich nicht der Gott seyn.«
Von Cayenne ist die Post
eingetroffen, aber
anscheinend ohne Briefe
für mich! Nichts zu lesen,
keine Möglichkeit, meinen
Gedanken zu entfliehen.
Weder Bücher noch
Zeitschriften erreichen
mich noch. Um mein
Gehirn ruhigzustellen und*

*meine Nerven zu
beruhigen, wandere ich
den ganzen Tag herum,
bis meine Kräfte erschöpft
sind ...*

Das Schopenhauer-Zitat
springt mir förmlich ins
Auge. Ich kenne es. Ich
habe es selbst oft benutzt.
Mir ist nie der Gedanke
gekommen, dass Dreyfus

philosophische Texte
lesen, ganz zu schweigen
davon, dass er
blasphemische Gedanken
hegen könnte.
Schopenhauer! Es ist, als
ob jemand, der schon
lange meine
Aufmerksamkeit zu
erregen versucht, endlich
zu mir durchgedrungen ist.
Andere Passagen fallen

mir auf:

*Tage, Nächte, sie sind
alle gleich. Ich öffne nie
meinen Mund. Ich bitte um
nichts mehr. Wenn ich
früher gesprochen habe,
dann nur um zu fragen, ob
Post oder keine Post für
mich gekommen ist. Doch
selbst diese Frage
auszusprechen ist mir*

inzwischen verboten
worden, oder jedenfalls,
was das Gleiche ist, ist es
den Wachen verboten,
selbst auf solch alltägliche
Fragen zu antworten. Ich
hoffe, den Tag zu erleben,
an dem die Wahrheit
enthüllt wird, damit ich
meinen Schmerz über die
Qualen, die sie mir
zufügen, laut

hinausschreien kann ...

Und noch einmal:

*Ich verstehe, dass sie
alle nur möglichen
Vorkehrungen treffen, eine
Flucht zu verhindern. Das
ist das Recht, ich würde
sogar sagen, die Pflicht
der Regierung. Aber dass
sie mich lebendig
begraben, dass sie jeden*

*Austausch mit meiner
Familie unterbinden, sogar
offene Briefe – das ist
gegen jede Gerechtigkeit.
Man könnte leicht auf den
Gedanken kommen, um
Jahrhunderte
zurückgeworfen zu sein ...*

Und auf der Rückseite
eines zurückgehaltenen
Briefes, mehrmals

hintereinander, als
versuchte er, es beim
Schreiben auswendig zu
lernen, ein Zitat aus
Shakespeares *Othello*:

*Wer meinen Beutel
stiehlt, nimmt Tand; 's ist
etwas*

*Und nichts; mein war es,
ward das Seine nun,
Und ist der Sklav' von*

*Tausenden gewesen,
Doch wer den guten
Namen mir entwendet,
Der raubt mir das, was
ihn nicht reicher macht,
Mich aber bettelarm.*

Beim Umblättern der
Seiten komme ich mir vor,
als läse ich einen Roman
von Dostojewski. Die
Wände meines Büros

scheinen zu schmelzen.
Ich höre das brausende
Meer, das unablässig auf
die Felsen unterhalb seiner
Gefängnishütte kracht, das
fremdartige Kreischen der
Vögel und die einzigen
Geräusche, die die tiefe
Stille der tropischen Nacht
durchbrechen, das
Rascheln der giftigen, im
Gebälk herumwuselnden

Seespinnen und die
stampfenden Stiefel der
Wachmänner auf dem
Steinboden. Ich spüre die
mit feuchter Hitze
vollgesogene Luft und das
Jucken der entzündeten
Moskito- und
Ameisenstiche, die
bohrenden Magenkrämpfe
und stechenden
Kopfschmerzen. Ich rieche

den modrigen Geruch
seiner Kleidung und seiner
durch Feuchtigkeit und
Insekten zerstörten
Bücher, den Gestank der
Latrine und den
blassweißen Rauch der
Kochstelle aus nassem,
grünem Holz, der sich
überall festsetzt und einem
das Wasser in die Augen
treibt. Aber was vor allem

an mir zehrt, das ist seine
Einsamkeit. Die
Teufelsinsel ist
zwölfhundert Meter lang
und an ihrer breitesten
Stelle vierhundert Meter
breit. Die Oberfläche
beträgt gerade einmal ein
sechstel Quadratkilometer.
Sie zu kartografieren
würde nicht lange dauern.
Ich frage mich, ob er sich

daran erinnert, was ich ihm
beigebracht habe.

Nachdem ich die Briefe
gelesen habe, schreibe ich
eine Nachricht an den
Kolonialminister, in der ich
ihn darüber informiere,
dass ich nichts
anzumerken habe.

Ich lege die Notiz in den
Ausgangskorb, lehne mich
in meinem

Schreibtischsessel zurück
und denke über Dreyfus
nach.

.

Ich war fünfunddreißig, als
ich an der École
Supérieure de Guerre
Dozent für Topografie
wurde. Da ich die Stelle
annahm, obwohl ich schon
Bataillonskommandeur in

Besançon war, hielten mich einige Freunde für verrückt, aber ich erkannte die Chance: Paris ist schließlich Paris und Topografie die elementare Wissenschaft des Krieges. *Könnte N von einer Batterie in A unter Feuer genommen werden ...? Liegt der Friedhof in Dorf Z in Feuerreichweite von*

einer Batterie in G ...?
Könnte auf dem Feld direkt
östlich von N ein
Feldposten postiert
werden, ohne von dem
feindlichen Vorposten in G
gesehen zu werden? Ich
brachte meinen Studenten
bei, wie man Entfernungen
misst, indem man seine
Schritte zählt (je schneller
man geht, desto genauer);

wie man mit einem
Messtisch oder
Prismenkompass ein
Gelände vermisst; wie man
mit einem roten Stift und
mithilfe von Watkins
Neigungsmesser oder
Fortins
Quecksilberbarometer die
Umrissse eines Hügels
zeichnet und diese
Zeichnung plastischer

macht, indem man grüne
oder blaue Kreide, die man
von einem Stift abkratzt,
mit Rot vermischt und so
die Verlauftechnik bei
Aquarellen nachahmen
kann; wie man einen
Taschensexanten,
Theodolit und
Winkelmesser benutzt; wie
man von einem unter
Beschuss liegenden

Hügelsattel eine exakte Darstellung anfertigt. Und einer der Studenten, denen ich diese Fertigkeiten beibrachte, war Dreyfus.

So angestrengt ich auch nachdenke, ich kann mich nicht an unsere erste Begegnung erinnern. Von meinem Vorlesungspult schaute ich Woche für

Woche in dieselben etwa achtzig Gesichter, und erst allmählich lernte ich das seine von den anderen unterscheiden: ein schmales, blasses, ernstes Gesicht mit kurzsichtigen Augen hinter einem Kneifer. Er war erst dreißig, aber mit seinem Lebensstil und Auftreten wirkte er viel älter als seine

Altersgenossen. Er war ein Ehemann unter Junggesellen, ein Mann mit Vermögen unter Männern, die ständig knapp bei Kasse waren. Abends, wenn es seine Kommilitonen in die Bars zog, ging er nach Hause in seine elegante Wohnung zu seiner reichen Frau. Er war das, was meine Mutter

einen »richtigen Juden« nannte, womit sie Dinge wie neues Geld, Ellbogen, sozialen Aufstieg und eine Neigung zu kostspieligem Auftritt verband.

Zweimal lud Dreyfus mich zu Wohltätigkeitsveranstaltung ein: einmal zum Abendessen in seine Wohnung in der Avenue du

Trocadéro, dann zu einer, wie er es nannte, hochkarätigen Jagdgesellschaft in einem Revier, das er in der Nähe von Fontainebleau gepachtet hatte. Beide Male sagte ich ab. Ich machte mir nicht viel aus ihm, zumal als ich auch noch erfuhr, dass der Rest seiner Familie sich dafür

entschieden hatte, im besetzten Elsass zu bleiben, und dass sein Geld aus Deutschland stammte. Blutgeld, dachte ich. Als ich ihm am Ende eines Semesters die seiner Meinung nach verdiente gute Note in Kartografie verweigerte, stellte er mich tatsächlich zur Rede.

»Gibt es etwas, womit ich

Sie beleidigt habe?« Seine Stimme war das Unangenehmste an ihm. Sie war nasal und mechanisch und hatte etwas von dem schrillen Klang des in Mülhausen gesprochenen Deutschs.

»Überhaupt nicht«, sagte ich. »Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen mein Notenschema zeigen.«

»Es ist nur so, dass Sie der einzige Lehrer sind, der mir eine schlechte Note gegeben hat.«

»Nun ja«, sagte ich.
»Vielleicht weil ich die hohe Meinung, die Sie von Ihren Fähigkeiten haben, nicht teile.«

»Es hat also nichts damit zu tun, dass ich Jude bin?«

Die Plumpheit seiner Anschuldigung verblüffte mich. »Ich bin peinlichst darauf bedacht, keinerlei persönliche Vorbehalte in mein Urteil einfließen zu lassen.«

»»Peinlichst darauf bedacht« – Ihre Wortwahl lässt darauf schließen, dass es möglicherweise doch ein Faktor sein

könnte.« Er war zäher, als er aussah. Er gab nicht klein bei.

»Wenn Sie fragen, Herr Hauptmann, ob ich Juden besonders zugetan bin, so würde die ehrliche Antwort wohl nein lauten«, erwiderte ich kühl. »Aber wenn Sie andeuten wollen, dass ich Sie aus diesem Grund in beruflicher

Hinsicht benachteiligen
könnte, dann kann ich
Ihnen versichern –
niemals!«

Damit war die
Unterredung beendet.
Danach gab es keine
privaten
Annäherungsversuche
mehr, keine weiteren
Einladungen zu
Abendessen oder

hochkarätigen
Jagdgesellschaften oder
Sonstigem.

Am Ende meiner
dreijährigen Lehrtätigkeit
zahlte sich mein
Glücksspiel aus. Ich wurde
von der École in den
Generalstab versetzt. Und
schon damals war ich für
die Statistik-Abteilung im
Gespräch: Kenntnisse in

Topografie bilden ein
nützliches Fundament für
Geheimdienstarbeit. Aber
ich wehrte mich hartnäckig
dagegen, Spion zu
werden. Stattdessen
machte man mich zum
stellvertretenden Leiter der
Dritten Abteilung (Einsätze
und Ausbildung). Und hier
begegnete ich Dreyfus
wieder.

Die jahrgangsbesten Absolventen der École Supérieure wurden zur Belohnung für zwei Jahre dem Generalstab zugeteilt, für jeweils sechs Monate in jede der vier Abteilungen. Zu meinen Aufgaben gehörte die Betreuung der sogenannten Anwärter. Dreyfus hatte als Neunter seines Jahrgangs

abgeschlossen. Er hatte deshalb Anspruch auf ein Praktikum im Kriegsministerium. Ich hatte zu entscheiden, in welcher Reihenfolge er die Abteilungen durchlief. Er würde der einzige Jude im Generalstab sein.

Es war eine Zeit der zunehmenden antisemitischen Hetze

innerhalb der Armee. Die Stimmung wurde von dem üblen Schmierblatt *La Libre Parole* aufgepeitscht, das behauptete, man würde jüdische Offiziere bevorzugt behandeln. Auch wenn er mir nicht sympathisch war, so habe ich doch versucht, mich um Dreyfus zu kümmern und ihn vor dem

Schlimmsten zu bewahren. Ich hatte einen alten Freund in der Vierten Abteilung (Transport), Major Armand Mercier-Milon, der keinerlei Vorurteile hegte. Ich bat ihn um Hilfe. Mit dem Ergebnis, dass Dreyfus sein Praktikum Anfang 1893 in der Vierten Abteilung begann. Im

Sommer wanderte er weiter in die Erste (Verwaltung), Anfang 1894 in die Zweite (Geheimdienst), bevor er zum Abschluss im Juli in meine Abteilung kam, die Dritte, mit der er seine Runde durch den Generalstab beendete.

In jenem Sommer und Herbst 1894 bekam ich

Dreyfus nur selten zu Gesicht – er war oft außerhalb von Paris. Wenn wir uns zufällig auf dem Gang begegneten, grüßten wir uns hinreichend höflich mit einem Nicken. Aus den Berichten seiner Abteilungsleiter wusste ich, dass man ihn für einen harten und intelligenten Arbeiter hielt, aber auch

für wenig umgänglich, für
einen Einzelgänger.
Manche beschrieben ihn
als kühl und arrogant
gegenüber seinesgleichen
und als unterwürfig
gegenüber Vorgesetzten.
Während eines Besuchs
des Generalstabs in
Charmes belegte er
General Boisdeffre erst
beim Abendessen mit

Beschlag und entführte ihn dann über eine Stunde lang, um mit ihm bei einer Zigarre über Verbesserungen in der Artillerie zu diskutieren, was die anwesenden höheren Offiziere natürlich sehr verärgerte. Außerdem gab er sich keinerlei Mühe, seinen Reichtum zu verbergen. Er hatte ein

Weinkabinett in seiner
Wohnung, beschäftigte
drei oder vier Diener, hielt
Pferde, sammelte Bilder
und Bücher, ging
regelmäßig auf die Jagd
und kaufte bei Guinard &
Cie in der Avenue de
l'Opéra eine hahnlose
Schrotbüchse für
fünfhundertfünfzig Francs
– das Doppelte seines

Monatssolds in der Armee.

Seine Weigerung, den dankbaren Außenseiter zu spielen, hatte fast etwas Heldenhaftes. Im

Nachhinein liegt auf der Hand, wie dumm sein Verhalten war, vor allem im herrschenden Klima.

Ein richtiger Jude ...

In der Hitze des Augusts schleppt sich die Operation Wohltäter dahin. Esterházy taucht nicht mehr in der Rue de Lille auf. Schwarzkoppen macht anscheinend Urlaub. Die Wohnung der Deutschen ist verwaist. Ich schreibe an Boisdeffre auf seinem Landsitz in der Normandie und bitte um die Erlaubnis,

eine Probe von Esterházy's
Handschrift anfordern zu
dürfen, damit ich
überprüfen kann, ob sie
mit der auf einem der von
Agent Auguste
sichergestellten
Beweisstücke
übereinstimmt. Meine Bitte
wird mit der Begründung
abgelehnt, das würde eine
Provokation darstellen.

Falls man Esterházy aus der Armee entfernen müsse, betont Boisdeffre zum wiederholten Mal, dann in aller Stille und ohne Skandal. Ich bringe das Thema beim Kriegsminister zur Sprache. Er hat Verständnis für mein Anliegen, lehnt es in diesem Fall aber ab, sich

über die Entscheidung des Generalstabschefs hinwegzusetzen.

Inzwischen ist die Atmosphäre in der Statistik-Abteilung so unerträglich wie der Abwassergestank. Wenn ich mein Büro verlasse, höre ich gelegentlich, wie im Gang Türen zufallen. Das Getuschel geht wieder

los. Am Fünfzehnten findet im Warteraum eine kleine Feier statt, um unseren Concierge Bachir in den Ruhestand zu verabschieden und seinen Nachfolger Capioux zu begrüßen. Ich spreche ein paar Dankesworte. »Das Haus wird ohne unseren alten Kameraden Bachir nicht mehr dasselbe sein«,

sage ich. Worauf Henry in sein Glas brummt, gerade laut genug, dass jeder es hören kann: »Und warum haben Sie ihn dann abgeschoben?« Hinterher gehen alle in die Taverne Royale, eine beliebte Bar gleich um die Ecke, um weiterzutrinken. Sie fragen mich nicht, ob ich mitkommen möchte. Ich

sitze allein mit einer
Flasche Kognak an
meinem Schreibtisch und
denke darüber nach, was
Henry nach seiner
Rückkehr aus Basel
gesagt hat: *Wer das auch
ist, er war nie besonders
wichtig, und aktiv ist er
auch nicht mehr.* Habe ich
all das böse Blut
verursacht, weil ich hinter

einem Agenten her bin, der
nie viel mehr als ein
Windhund und Fantast
war?

Am Zwanzigsten fährt
Henry für einen Monat zu
seiner Familie ins
Département Marne.
Normalerweise steckt er
noch kurz den Kopf in
mein Büro, um sich zu
verabschieden. Diesmal

verdrückt er sich ohne ein
Wort. In seiner
Abwesenheit versinkt das
Haus noch mehr in der
Dumpfheit des Augusts.

Und dann, am
Nachmittag des
Siebenundzwanzigsten,
einem Donnerstag, erreicht
mich eine Nachricht von
Billots Ordonnanzoffizier
Hauptmann Calmon-

Maison mit der Bitte um eine schnellstmögliche Unterredung. Da ich meinen Eingangskorb schon abgearbeitet habe, gehe ich sofort hinüber: durch den Garten und weiter die Treppe hinauf ins Sekretariat des Ministers. Die Fenster stehen offen. Der Raum ist hell und luftig. Drei, vier

junge Offiziere erledigen
einmütig ihre Arbeit. Ich
bin ein bisschen neidisch:
Wie viel lieber wäre ich hier
als drüben in meinem
dumpfigen, verbitterten
Kaninchenbau!

»Ich habe hier etwas, von
dem General Billot meint,
dass Sie sich das einmal
ansehen sollten«, sagt
Calmon-Maison, geht zu

seinem Aktenschrank und
nimmt einen Brief heraus.
»Ist gestern eingetroffen.
Von Major Esterházy.«

Der handgeschriebene
Brief ist an Calmon-Maison
adressiert, abgeschickt in
Paris vor zwei Tagen.
Esterházy ersucht, zum
Generalstab versetzt zu
werden. Die
Schlussfolgerungen aus

dieser Anfrage treffen mich mit fast physischer Wucht: Er will ins Ministerium. Er will Zugang zu geheimem Material, das er verkaufen kann ...

»Mein Kollege Hauptmann Thévenet hat ein ähnliches Schreiben erhalten«, sagt Calmon-Maison.

»Darf ich es sehen?«

Er gibt mir den zweiten Brief. Er ist in nahezu gleichlautenden Worten gehalten wie der erste. »Ich ersuche um eine sofortige Versetzung vom Hauptquartier des 74. Infanterieregiments in Rouen ... Ich glaube, die nötige Befähigung für die Arbeit im Generalstab nachgewiesen zu haben ...

Ich habe in der
Fremdenlegion und als
Übersetzer für die
deutsche Sprache in der
Geheimdienstabteilung
gedient ... Ich wäre Ihnen
sehr verbunden, wenn Sie
mein Gesuch der
zuständigen Stelle zur
Kenntnis bringen könnten
...«

»Haben Sie

geantwortet?«

»Wir haben einen
Hinhaltebrief geschrieben.
In der Art: Der Minister
wird Ihr Anliegen in
Erwägung ziehen.«

»Kann ich mir die
ausleihen?«

Calmon-Maisons Antwort
hört sich an, als betete er
einen juristischen
Paragrafen herunter. »Der

Minister hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, dass er keine Einwände hat, wenn Sie im Zuge Ihrer Ermittlungen Gebrauch von diesen Briefen machen.«

•

Im Büro setze ich mich an den Schreibtisch und breite die Briefe vor mir aus. Die

Schrift ist akkurat,
gleichmäßig, ausgreifend.
Ich bin mir fast sicher,
dass ich sie schon einmal
gesehen habe. Erst glaube
ich, es läge daran, weil sie
der von Dreyfus ähnelt,
dessen Korrespondenz ich
in letzter Zeit viele Stunden
lang studiert habe.

Und dann fällt mir der
Bordereau wieder ein —

das sichergestellte
Begleitschreiben aus
Schwartzkoppens
Papierkorb, das Dreyfus
des Verrats überführt hat.

Ich schaue mir die Briefe
noch einmal an.

Nein, das kann nicht sein
...

Wie ein Mann in einem
Traum erhebe ich mich
und gehe die wenigen

Schritte über den Teppich zum Tresor. Meine Hand zittert leicht, als ich den Schlüssel ins Schloss schiebe. Der Umschlag, in dem die Fotografie des Bordereaus steckt, liegt immer noch da, wo Sandherr ihn hingelegt hat. Seit Monaten will ich das Foto schon nach oben zu Gribelin bringen, damit er

es in seinem Archiv
ablegen kann.

Der in Kopie vor mir
liegende Bordereau
besteht aus dreißig
schmalen,
handgeschriebenen Zeilen
– kein Datum, keine
Adresse, keine
Unterschrift:

*Hiermit übersende ich
Ihnen einige interessante*

Informationen ...

1. eine Mitteilung über die hydraulische Bremse des 120ers und wie sie in der Praxis funktionierte

2. eine Mitteilung über Bedeckungstruppen (mit dem neuen Plan wird es einige Modifizierungen geben)

*3. eine Mitteilung über
eine Veränderung der
Artillerieinformationen*

*4. eine Mitteilung über
Madagaskar*

*5. den Entwurf der
Schießvorschrift der
Feldartillerie (14. März 1894)*

Der letzte Absatz führt
aus, dass das
Kriegsministerium

einzelnen Offizieren nicht
erlaube, die
Schießvorschrift der
Feldartillerie für längere
Zeit zu behalten. »Wenn
Sie sich herauschreiben
wollen, was Sie
interessiert, und den
Entwurf danach wieder zu
meiner Verfügung halten,
werde ich ihn mitnehmen.
Sonst kann ich ihn auch

Wort für Wort abschreiben lassen und Ihnen die Kopie zuschicken. Ich bin ab sofort im Manöver.«

Der führende
Schriftexperte von Paris
hat geschworen, dass
diese Zeilen von Dreyfus
geschrieben wurden. Ich
gehe mit dem
abfotografierten Bordereau
zum Schreibtisch und lege

ihn zwischen die beiden
Briefe von Esterházy. Ich
beuge mich darüber.

Die Schrift ist identisch.

10

Mehrere Minuten sitze ich regungslos da und halte die Fotografie des Bordereaus in den Händen. Ich könnte aus Marmor gehauen sein, eine Skulptur von Rodin: *Der Leser*. Was mich wirklich erstarren lässt,

noch mehr als die
übereinstimmende Schrift,
ist der Inhalt – die
Obsession mit der
Artillerie, das Angebot, die
Schießvorschrift Wort für
Wort abschreiben zu
lassen, der unterwürfige
Ton des Verkäufers. Das
passt haargenau zu
Esterházy. Wie schon
nach dem Erhalt des Petit

Bleu überlege ich kurz, ob ich die Beweise dem Minister sofort vorlegen soll. Aber auch jetzt ist mir klar, dass das töricht wäre. Meine vier goldenen Prinzipien sind wichtiger denn je: einen Schritt nach dem anderen; keine Emotionen; keine vorschnellen Urteile; keine Mitwisser, bevor du nicht

eindeutige Beweise hast.

Ich ziehe meinen Uniformrock glatt, nehme die beiden Briefe und gehe durch den langen Korridor zu Lauths Büro. Vor der Tür zögere ich kurz, klopfe dann an und gehe sofort hinein.

Der Dragonerhauptmann sitzt, die langen Beine ausgestreckt, die Augen

geschlossen,
zurückgelehnt auf seinem
Stuhl. Der ruhende blonde
Kopf hat etwas
Engelhaftes. Ohne Zweifel
hat er Erfolg bei den
Frauen, obwohl er eine
junge Frau hat, soweit ich
weiß. Ich frage mich, ob er
Affären hat. Ich will schon
wieder gehen, als er
plötzlich seine blauen

Augen öffnet und mich anschaut. Und in diesem unbedachten Augenblick flackert darin etwas auf, was mehr als Überraschung ausdrückt: Angst.

»Pardon«, sage ich. »Ich wollte Sie nicht stören. Ich komme später noch einmal wieder.«

»Nein, nein.« Verlegen

steht er auf. »Verzeihen Sie, Herr Oberstleutnant, aber es ist so höllisch heiß hier drin, und ich bin heute noch keinen Schritt vor die Tür gekommen ...«

»Schon in Ordnung, mein lieber Lauth, ich weiß genau, wie Sie sich fühlen. Tag für Tag in einem Büro eingesperrt zu sein, das ist kein Leben für einen

Soldaten. Bitte, nehmen Sie wieder Platz. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich zu Ihnen setze?« Ohne eine Antwort abzuwarten, ziehe ich einen Stuhl heran und setze mich ihm gegenüber vor den Schreibtisch. »Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.« Ich schiebe ihm die beiden

Briefe über den Schreibtisch. »Ich möchte, dass Sie die hier abfotografieren, aber so, dass die Unterschrift und der Name des Empfängers nicht zu sehen sind.«

Lauth nimmt die Briefe unter die Lupe und schaut mich dann erschrocken an.
»Esterházy!«

»Ja, sieht ganz so aus,

dass unser kleiner Spion den Ehrgeiz hat, groß rauszukommen.« Ich kann nicht widerstehen, noch etwas hinzuzufügen. »Aber wir hatten ein Auge auf ihn. Wer weiß, was er sonst noch für Schaden angerichtet hätte.«

»Allerdings.« Lauth nickt zögernd und rutscht unbehaglich auf seinem

Sitz herum. »Dürfte ich fragen, Herr Oberstleutnant, wofür Sie die Fotografien brauchen?«

»Seien Sie so nett, Herr Hauptmann, und machen Sie sie einfach.« Ich stehe auf und schaue ihn lächelnd an. »Sagen wir, von jedem Brief vier Abzüge, gleich morgen

früh? Und das bleibt unter uns, ausnahmsweise.«

•

Gribelin ist erst kürzlich aus seinem Jahresurlaub zurückgekommen. Nicht dass man ihm das ansähe – sein Gesicht ist blass, die dunklen Tränensäcke unter den Augen, die hinter einer grünen Zelluloidbrille

verschwinden, zeugen von großer Erschöpfung. Sein einziges Zugeständnis an die Sommerhitze sind bis zu den knöchernen Ellbogen aufgerollte Hemdsärmel. Seine entblößten Unterarme sehen aus wie dünne, weiße Wurzelknollen. Er beugt sich über eine Akte, die er schnell zuklappt, als ich

den Archivraum betrete. Er nimmt die Brille ab.

»Ich habe gar nicht gehört, dass Sie die Treppe hochgekommen sind, Herr Oberstleutnant.«

Ich gebe ihm die Fotografie des Bordereaus. »Ich glaube, das ist bei Ihnen besser aufgehoben.«

Er blinzelt überrascht.

»Wo haben Sie denn das gefunden?«

»Es lag noch in Oberst Sandherrs Tresor.«

»Ah ja, richtig, er war sehr stolz darauf.« Gribelin hält die Fotografie auf Armeslänge von sich und betrachtet sie bewundernd. Mit der Zunge befeuchtet er die Oberlippe, als begutachtete er einen

pornografischen Druck.

»Wenn es die Vorschriften erlaubt hätten, hat er mir einmal erzählt, hätte er sich das eingerahmt und an die Wand gehängt.«

»Wie eine Jagdtrophäe?«

»Genau.«

Gribelin schließt die untere linke Schublade seines Schreibtischs auf und nimmt seinen

gewaltigen Schlüsselbund
heraus. Er trägt den
Bordereau zu einem alten
feuerfesten Aktenschrank
und öffnet diesen. Ich
schaue mich um. Ich
komme kaum jemals nach
hier oben. In der Mitte des
Raums sind zwei große
Tische
zusammengeschoben. Auf
der abgewetzten braunen

Lederoberfläche befinden
sich ein halbes Dutzend
Ordner, eine
Schreibunterlage, eine
starke elektrische Lampe,
ein Ständer mit Stempeln,
ein Tintenfass aus
Messing, ein Locher und
eine Reihe Stifte – akkurat
aufgereiht. An den
Wänden stehen die
verschlossenen

Aktenschränke und
Tresore mit den geheimen
Unterlagen der Abteilung,
darüber hängt eine Karte
von Frankreich mit den
verschiedenen
Départements. Die drei
schmalen, vergitterten
Fenster sind staubig, die
Fensterbänke davor mit
den Exkrementen der
Tauben verkrustet, deren

Gurren ich immer höre.

»Was mir gerade einfällt, haben Sie eigentlich das Original des Bordereaus hier oben?«, sage ich beiläufig.

Gribelin dreht sich nicht um. »Ja, sicher.«

»Ich würde es gern einmal sehen.«

Er schaut sich zu mir um.
»Warum?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Interessehalber.«

Was kann er schon tun?
Er schließt eine andere Schublade des schweren Schrankes auf und holt eine seiner allgegenwärtigen Aktenmappen heraus. Er öffnet sie und nimmt mit gewisser Ehrfurcht, wie mir scheint, den Bordereau

heraus. Er entspricht nicht
im Geringsten dem, was
ich erwartet habe. Er wiegt
fast nichts.

Fadenscheiniges
Dünndruckpapier,
halbdurchsichtig und auf
beiden Seiten beschrieben,
sodass die Tinte von der
einen Seite auf der
anderen durchscheint. Das
Stabilste daran sind die

Klebestreifen, die die
sechs
auseinandergerissenen
Teile zusammenhalten.

»Nach der Fotografie
würde man nie darauf
kommen, dass er so
aussieht«, sage ich.

»Nein, war eine
Heidenarbeit.« Der
berufliche Stolz lässt
Gribelins sonst scharfe

Stimme weicher klingen.
»Wir mussten beide Seiten
abfotografieren, sie
retuschieren, dann
zusammenkleben und am
Ende das ganze Bild noch
einmal abfotografieren. So
sah es dann aus, als wäre
es eine einzige
beschriebene Seite.«

»Wie viele Abzüge haben
Sie gemacht?«

»Zwölf. Wir mussten seinen ursprünglichen Zustand verschleiern, um ihn innerhalb des Ministeriums weitergeben zu können.«

»Ja, natürlich. Ich erinnere mich.« Ich drehe den Bordereau hin und her und staune wieder einmal über Lauths Fähigkeiten.
»Ich erinnere mich sehr

gut.«

Es war die erste Oktoberwoche 1894. Erste Gerüchte über einen Spion im Ministerium gingen um. Man hatte die Leiter der vier Abteilungen aufgefordert, die Handschrift von allen Offizieren aus ihrem Verantwortungsbereich zu überprüfen, ob eine davon

mit der auf der Fotografie
übereinstimme. Sie wurden
zur Geheimhaltung
verpflichtet und durften nur
ihre Stellvertreter
informieren. Oberst
Boucher übertrug die
Aufgabe mir.

Obwohl nur ein enger
Kreis eingeweiht war, war
es unvermeidlich, dass
schon bald etwas

durchsickern würde. Eine
beklommene, Unheil
verheißende Atmosphäre
machte sich in der Rue
Saint-Dominique breit. Das
Problem war die Liste mit
den fünf Stichpunkten, aus
der wir alle nicht schlau
wurden. Eine Mitteilung
über die hydraulische
Bremse des 120ers und
der Entwurf der

Schießvorschrift deuteten darauf hin, dass der Spion in der Artillerie saß. Aber der unter Punkt zwei erwähnte »neue Plan« war exakt der Ausdruck, den wir in der Dritten Abteilung für den überarbeiteten Mobilmachungsplan verwendeten. Natürlich wurde der neue Plan auch von den Kursbuch-

Experten in der Vierten analysiert, der Spion konnte also auch da arbeiten. Andererseits stammte die Mitteilung über eine Veränderung der Artillerieformationen höchstwahrscheinlich aus der Ersten. Wohingegen am Plan zur Besetzung von Madagaskar die Geheimdienstoffiziere in

der Zweiten gearbeitet hatten ...

Jeder verdächtigte jeden. Alte Affären wurden wieder ausgegraben und begutachtet, uralte Gerüchte und Fehden wurden wiederbelebt. Das Misstrauen lähmte das ganze Ministerium. Ich überprüfte die Handschrift von jedem Offizier auf

unserer Liste, sogar die
von Boucher, sogar meine.
Ich fand keine
Übereinstimmung.

Und dann hatte jemand
einen Geistesblitz – und
zwar Oberst d'Aboville, der
stellvertretende Leiter der
Vierten. Wenn der Verräter
Wissen aus allen vier
Abteilungen anzapfen
könne, sei dann die

logische Folgerung nicht
die, dass er erst kürzlich in
allen vieren gearbeitet
habe? Und so
unwahrscheinlich es zu
sein schien, es gab
tatsächlich eine Gruppe
von Offizieren, auf die
genau das zutraf: die
Anwärter von der École
Supérieure de Guerre –
die Praktikanten, die für

ihre altgedienten Kameraden mehr oder weniger Fremde waren. Plötzlich lag es klar auf der Hand: Der Verräter war einer dieser Anwärter mit einer Vorgeschichte in der Artillerie.

Unter den Praktikanten gab es acht Hauptleute mit Artillerie-Erfahrung, die in dieses Raster passten,

aber nur einer von ihnen war Jude. Zudem ein Jude, dessen Französisch einen deutschen Akzent hatte, dessen Familie im Kaiserreich lebte und der mit Geld nur so um sich warf.

»Kein Wunder, dass Sie sich an den Bordereau erinnern, Herr Oberstleutnant«, sagt

Gribelin, auf dessen Lippen sich ein seltenes Lächeln zeigt. »So wie ich mich daran erinnere, dass Sie es waren, der uns die passende Handschriftenprobe von Dreyfus geliefert hat.«

.

Es war Oberst Boucher, der mir die Anfrage der

Statistik-Abteilung
überbrachte.

Normalerweise war er ein
lauter Mann mit einem
fröhlichen, rot glänzenden
Gesicht, das jedoch bei
dieser Gelegenheit düster,
sogar grau war. Es war ein
Samstagmorgen, zwei
Tage nachdem wir die
Jagd nach dem Verräter
aufgenommen hatten. Er

schloss die Tür hinter sich.
»Sieht ganz so aus, als
wären wir dem
Schweinehund schon dicht
auf den Fersen«, sagte er.

»Tatsächlich. Das ging
schnell.«

»General Gonse will
etwas Handschriftliches
von Hauptmann Dreyfus«,
sagte er.

»Dreyfus?« Ich war

überrascht.

Boucher erklärte mir
d'Abovilles Hypothese.

»Also haben sie
beschlossen, dass der
Verräter einer von Ihren
Anwärtern sein muss«,
beendete er seine
Erläuterung

»Einer von *meinen*
Anwärtern?« Der Ton
gefiel mir gar nicht!

Ich hatte am Tag zuvor
Dreyfus' Akte
durchgesehen und ihn als
Verdächtigen
ausgeschlossen. Jetzt
holte ich den Ordner noch
einmal hervor und verglich
die Handschrift aus einigen
seiner Briefe mit der im
Bordereau. Auf den
zweiten Blick, bei
genauerer Betrachtung,

gab es vielleicht
Ähnlichkeiten: die gleichen
kleinen Buchstaben, die
gleiche Neigung nach
rechts, ähnlich große
Abstände zwischen den
Wörtern wie auch
zwischen den Zeilen ... Ein
schreckliches Gefühl der
Gewissheit überkam mich.
»Ich weiß nicht, Herr
Oberst«, sagte ich. »Was

meinen Sie?« Ich zeigte Boucher die Briefe.

»Tja, ich bin ja auch kein Experte, aber für mich sehen sie ziemlich gleich aus. Am besten, Sie nehmen sie mit.«

Noch zehn Minuten zuvor war mir Dreyfus nicht verdächtiger erschienen als jeder x-beliebige andere. Aber die Macht

der Suggestion ist
heimtückisch. Als der
Oberst und ich zusammen
durch die Korridore des
Ministeriums gingen,
beflügelten zahllose
Gedanken über Dreyfus
meine Fantasie – über
seine immer noch in
Deutschland lebende
Familie; über seine
Eigenbrötelei, seine

Klugheit, seine Arroganz;
über sein Bestreben, in
den Generalstab zu
gelangen, über seine
umsichtige
Beziehungspflege von
höheren Offizieren. Als wir
schließlich General Gonse's
Büro erreichten, hatte ich
mich beinahe selbst
überzeugt: Er hasst uns,
natürlich würde er uns

verraten; er hat uns schon immer gehasst, weil er anders ist als wir und weiß, dass er mit seinem ganzen Reichtum immer anders sein wird; er ist eben ...

Ein richtiger Jude!

Außer von Gonse wurden wir von Oberst d'Aboville, Oberst Fabre, Leiter der Vierten Abteilung, Oberst Lefort, Leiter der Ersten,

und Oberst Sandherr erwartet. Ich legte Dreyfus' Briefe auf Gonse' Schreibtisch und trat zurück, worauf sich meine Vorgesetzten um den Tisch drängten und die Briefe in Augenschein nahmen. Aus der Traube uniformierter Rücken waren reihenweise entsetzte, entschiedene

Ausruf zu hören: »Da, wie er das große S und das große J schreibt ... Und das kleine m und r, sehen Sie das ...? Und die Abstände zwischen den Wörtern sind genau gleich ... Ich bin ja kein Experte ... Nein, ich auch nicht, aber ... ich würde sagen, die Schrift ist identisch ...«

Sandherr richtete sich auf

und schlug sich mit dem Handballen gegen die Stirn. »Ich hätte es wissen müssen! Wie oft habe ich gesehen, wie er sich bei allen möglichen Leuten herumgedrückt und Fragen gestellt hat ...?«

»In meinem Bericht habe ich genau das prophezeit«, sagte Fabre und drehte sich zu mir. »Erinnern Sie

sich, Major Picquart? Ein
Offizier mit Mängeln, ohne
die für eine Verwendung
im Generalstab
unerlässlichen
charakterlichen Qualitäten
... Das waren genau meine
Worte, stimmt's?«

»Ja, Herr Oberst«, sagte
ich.

»Wo genau ist Dreyfus
jetzt?«, fragte mich Gonse.

»Im Infanteriefeldlager außerhalb von Paris, noch bis Ende nächster Woche.«

»Gut«, sagte Sandherr.
»Sehr gut. Dann haben wir noch etwas Zeit. Wir müssen das noch einem Schriftexperten vorlegen.«

»Dann glauben Sie wirklich, dass er unser Mann ist?«, fragte Gonse.

»Na ja, wenn nicht er,
wer dann?«

Niemand sagte etwas
darauf. Das war der
springende Punkt. Wenn
nicht Dreyfus der Verräter
war, wer war es dann?
Sie? Ich? Ihr Kamerad?
Meiner? Wenn es jedoch
Dreyfus war, dann hatte
diese kräftezehrende Jagd
nach einem Feind im

Innern endlich ein Ende.
Ohne es auszusprechen
oder auch nur zu denken:
Wir alle wollten, dass es so
war.

Gonse seufzte. »Am
besten sage ich gleich
General Mercier Bescheid.
Möglich, dass er sofort den
Premierminister
informieren will.« Er warf
mir einen Blick zu, ganz

so, als wäre ich verantwortlich dafür, diese Seuche ins Ministerium eingeschleppt zu haben.

»Ich glaube, wir brauchen Major Picquart nicht länger aufzuhalten.« Er wandte sich zu Boucher. »Was meinen Sie, Herr Oberst?«

»Nein«, sagte Boucher.

»Danke, Picquart.«

»Danke, Herr General.«

Ich salutierte und ging.

.

Eine Zeit lang stehe ich schweigend da. Plötzlich wird mir bewusst, dass Gribelin mich immer noch anschaut.

»Komisch«, sage ich und schwenke den Bordereau hin und her. »Wie das alles wieder nach oben spült.«

»Ja, kann ich mir vorstellen.«

.

Und damit hätte die Affäre, was meine Beteiligung angeht, eigentlich beendet sein können. Aber dann traf zu meiner Überraschung eine Woche später in meiner Wohnung ein Telegramm ein, das

mich für Sonntag, 14.
Oktober, sechs Uhr
abends, ins Büro des
Kriegsministers bestellte.

Zur festgesetzten Zeit
fand ich mich im Hôtel de
Brienne ein. Schon auf der
Treppe hörte ich Stimmen,
und im ersten Stock sah
ich dann am Ende des
Korridors eine kleine
Gruppe Männer. Vor der

Tür des Ministers standen
G e n e r a l Boisdeffre,
General Gonse, Oberst
Sandherr und zwei andere,
deren Namen ich nicht
kannte: ein korpulenter
Major mit weinrotem
Gesicht, wie ich Träger
des roten Bandes der
Ehrenlegion, und ein
Kommissar von der
Sûreté. Und ich sah noch

einen weiteren Offizier. Er stand etwas weiter hinten im Gang neben dem Fenster, trug ein Monokel, machte einen ziemlich selbstgefälligen Eindruck und blätterte in einer Aktenmappe: Oberst du Paty de Clam, Blanches früherer Liebhaber. Als er bemerkte, dass ich in seine Richtung schaute,

klappte er die Mappe zu,
nahm das Monokel ab und
stolzierte auf mich zu.

»Picquart«, sagte er und
erwiderte meinen Gruß.
»Was für eine entsetzliche
Geschichte.«

»Ich wusste nicht, dass
auch Sie darin
eingebunden sind, Herr
Oberst.«

»Eingebunden!« Du Paty

lachte und schüttelte den Kopf. »Mein lieber Herr Major, man hat mich mit der Leitung für die gesamte Untersuchung beauftragt. Ich bin der Grund, dass Sie jetzt hier sind!«

Du Paty hatte mich schon immer irritiert. Es war, als spielte er die wesentliche Rolle in einem Spiel, für

das sonst niemand das
Drehbuch kannte. Er
lachte plötzlich auf oder
tippte sich an die Nase und
gab den großen
Geheimnisvollen oder
verließ ohne Erklärung
mitten in einer
Unterhaltung den Raum.
Er hielt sich für einen
Ermittler von der
modernen

wissenschaftlichen Sorte
und hatte eine Studie über
Grafologie,
Anthropometrie,
Kryptografie und
Geheimtinten verfasst. Ich
fragte mich, welche Rolle
in seinem Drama er für
mich vorgesehen hatte.

»Darf ich fragen, wie die
Untersuchung
vorankommt?«, sagte ich.

»Das werden Sie gleich erfahren.« Er klopfte auf die Aktenmappe und nickte zur Bürotür des Ministers, die in diesem Augenblick von einem seiner Stabsoffiziere geöffnet wurde.

Mercier saß an seinem Schreibtisch und zeichnete einen Stapel Unterlagen ab. »Bitte, meine Herren«,

sagte er mit der für ihn typischen leisen Stimme, ohne den Blick zu heben. »Nehmen Sie Platz. Ich bin gleich bei Ihnen.«

Wir setzten uns entsprechend unserer Dienstgrade an den Konferenztisch und ließen den Platz am Kopfende für den Minister frei. Rechts neben Merciers Stuhl

nahm Boisdeffre Platz,
links davon Gonse, dann
Sandherr und du Paty, die
sich gegenübermaßen, und
schließlich die drei
jüngeren Offiziere.

»Henry«, sagte der
stämmige Offizier und
beugte sich über den
Tisch, um mir die Hand zu
geben.

»Picquart«, sagte ich.

Der Kommissar von der Sûreté stellte sich ebenfalls vor. »Armand Cochefort.«

Während der Minister seine Arbeit beendete, herrschte etwa eine Minute lang beklommene Stille. Dann gab er die Unterlagen seinem Ordonnanzoffizier. Der salutierte und verließ den

Raum.

Mercier nahm seinen Platz ein und legte ein Blatt Papier vor sich auf den Tisch. »Also, ich habe den Staatspräsidenten und den Premierminister über den Stand der Dinge informiert. Das hier ist der Haftbefehl für Dreyfus, es fehlt nur noch meine Unterschrift. Haben wir schon das

E r g e b n i s des
Schriftsachverständigen?

Wie ich höre, war der erste
Experte, der von der Bank
von Frankreich, der
Meinung, dass es sich
nicht um Dreyfus'
Handschrift handelt.«

Du Paty öffnete seine
Mappe. »Ja, Herr Minister.
Ich habe Alphonse Bertillon
zurate gezogen, den Chef

des Erkennungsdienstes
der Polizeipräfektur. Er
sagt, der Bordereau
enthalte deutliche
Elemente von Dreyfus'
Handschrift und die
Unterschiede seien mit
Absicht herbeigeführt
worden. Wenn ich Ihnen
die technischen Details
ersparen und gleich seine
Schlussfolgerung verlesen

darf: »Es erscheint uns eindeutig, dass sowohl die verschiedenen vorgelegten Schriftproben wie auch das belastende Schriftstück von ein und derselben Person verfasst wurden.«

»Dann sagt einer nein und der andere ja? Schöne Experten!« Mercier wandte sich an Sandherr. »Ist Dreyfus schon wieder in

Paris?«

»Er isst gerade mit den Eltern seiner Frau zu Abend, den Hadamards«, sagte Sandherr. »Sein Schwiegervater ist Diamantenhändler – nun ja, Sie wissen ja, diese Leute sind auf bewegliche Güter spezialisiert. Das Gebäude steht unter Beobachtung.«

»Das ist ziemlich verlockend, Herr Oberst«, mischte sich General Boisdeffre ein. »Wenn wir wissen, wo er ist, warum ihn nicht gleich heute Abend verhaften?«

»Nein«, sagte Sandherr und schüttelte energisch den Kopf. »Bei allem Respekt, Herr General, auf keinen Fall. Sie kennen

diese Leute nicht so, wie ich sie kenne. Sie wissen nicht, wie sie vorgehen. In dem Augenblick, in dem sie erfahren, dass wir Dreyfus verhaftet haben, wird das gehobene Judentum seinen gesamten Einfluss geltend machen und für seine Freilassung agitieren. Es ist von entscheidender

Bedeutung, dass er ohne den geringsten Wirbel einfach verschwindet und wir ihn für mindestens eine Woche ganz für uns haben. Ich glaube, Oberst du Patys Plan ist gut.«

Mercier wandte sein leeres, maskenhaftes Gesicht zu Paty zu.
»Bitte.«

»Ich bin zu dem Schluss

gekommen, dass der sicherste Ort, an dem wir Dreyfus festnehmen können, innerhalb des Ministeriums selbst ist. General Gonse hat ihm schon ein Telegramm mit der Anweisung geschickt, morgen früh um neun Uhr zu einer Dienstinspektion in General Boisdeffres Büro zu erscheinen ...«

»In Zivil«, warf Gonse ein. »Damit später, wenn er ins Gefängnis gebracht wird, niemand merkt, dass er ein Offizier der Armee ist.«

»... sodass wir ihn hier in der Rue Saint-Dominique verhaften können, im Büro des Generalstabschefs.«

»Was, wenn er eine Falle wittert?«, fragte Mercier.

»Dann kommt Major Picquart ins Spiel«, sagte du Paty.

Ich spürte, dass sich alle Augen auf mich richteten. Als wüsste ich genau, was mich erwartete, versuchte ich geradeaus zu schauen.

»Major Picquart war einer von Dreyfus' Lehrern an der École Supérieure«, sagte Gonse zu Mercier.

»Die Anwärter unterstehen seiner Aufsicht.«

»Das weiß ich.« Mercier sah mich durch seine Augenschlitze an. Man konnte unmöglich erraten, was er gerade dachte.

Du Paty fuhr fort, seinen Plan zu erläutern. »Ich schlage vor, dass Major Picquart Dreyfus um neun Uhr am Haupteingang in

Empfang nimmt und ihn persönlich zu General Boisdeffres Büro begleitet. Dreyfus kennt ihn und vertraut ihm. Das sollte etwaiges Misstrauen seinerseits zerstreuen.«

Während der Minister darüber nachdachte, herrschte Stille.

»Was halten Sie von dem Plan, Major Picquart?«,

fragte Mercier.

»Ich bin mir nicht sicher, ob Hauptmann Dreyfus mich für eine besonders vertrauenswürdige Person hält«, sagte ich vorsichtig. »Aber wenn Oberst du Paty meine Anwesenheit für nützlich hält, dann werde ich natürlich mein Teil dazu beitragen.«

Merciers Augenschlitze

richteten sich wieder auf
du Paty. »Er ist jetzt also
in General Boisdeffres
Büro. Was machen wir
dann mit ihm?«

»General Boisdeffre ist
nicht anwesend ...«

»Das hoffe ich doch
sehr!«, warf Boisdeffre ein.

»... stattdessen begrüße
ich Dreyfus, erkläre ihm,
dass der Chef des

Generalstabs sich
verspäten werde, und biete
ihm einen Platz an. Meine
rechte Hand ist bandagiert
– irgendeine Verletzung,
sage ich. Dann frage ich
Dreyfus, ob ich ihm einen
Brief diktieren könne.
Derart überrumpelt dürfte
es ihm schwerfallen, seine
Schrift zu verstellen. Habe
ich erst einmal das

stichhaltige Beweisstück in der Hand, gebe ich das Zeichen, und wir stellen ihn zur Rede.«

»Wen meinen Sie mit wir?«, fragte Mercier.

»Ebenfalls anwesend ist Kommissar Cochefort von der Sûreté mit einem seiner Männer.« Er zeigte auf Cochefort. »Außerdem Monsieur Gribelin, Archivar

aus der Statistik-Abteilung,
er wird jedes Wort
protokollieren. Major
Henry, ebenfalls aus der
Statistik-Abteilung, hält
sich hinter einem
Wandschirm versteckt.«

»Das sind dann fünf
gegen einen, richtig?«

»Genau, Herr Minister.
Für uns sprechen die
Überraschung und die

Überzahl. Ich glaube, die Chancen stehen sehr gut, dass er zusammenbricht und auf der Stelle gesteht. Für diesen Fall möchte ich einen weiteren Vorschlag machen.«

»Bitte.«

»Dass wir ihm einen ehrenhaften Ausweg ermöglichen. Ich biete ihm einen Dienstrevolver mit

einer einzigen Patrone an. Dann kann er die Sache an Ort und Stelle bereinigen.«

Während Mercier darüber nachdachte, herrschte wieder Stille. Dann neigte er den Kopf leicht zur Seite. »Gut, einverstanden.«

»Großer Gott!«, sagte Boisdeffre. »Ich wäre ihm dankbar, wenn er das nicht

auf meinem Teppich erledigen würde. Das ist ein Aubusson.«

Dankbares Gelächter löste die Spannung. Nur Mercier lächelte nicht. »Und wenn er die traditionelle Methode ausschlägt, was dann?«

»Dann bringt Major Henry ihn ins Gefängnis Cherche-Midi«, sagte du Paty.

»Cochefort und ich fahren zu Dreyfus' Wohnung und durchsuchen sie nach Beweisen. Ich werde seiner Frau dringend raten, über die Verhaftung zu schweigen, mit dem Argument, dass sie andernfalls die Lage ihres Mannes nur noch verschlimmern würde. Mit dem Gefängnisdirektor von

Cherche-Midi ist
abgesprochen, Dreyfus
vierundzwanzig Stunden in
Einzelhaft zu halten –
keine Briefe, keine
Besucher, keine Anwälte.
Niemand wird wissen, wo
er ist, nicht einmal der
Kommandant der Pariser
Garnison. Für den Rest
der Welt wird Hauptmann
Alfred Dreyfus vom

Erdboden verschwunden sein.«

Nachdem er sein Meisterwerk präsentiert hatte, schloss du Paty die Aktenmappe und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

Ich schaute in die Runde. Mercier und Boisdeffre zeigten keine Gemütsregung, Gonse

zündete sich eine Zigarette an, Henry schaute besorgt zu Sandherr, der leicht zitternd die Armlehnen seines Stuhls umklammerte, Cochefort saß mit verschränkten Armen da und schaute auf den Boden.

»Irgendwelche Fragen?«, sagte Mercier.

Ich zögerte, dann hob ich

zaghaft die Hand. Einer Gelegenheit, du Paty zu reizen, konnte ich noch nie widerstehen.

»Ja, Major ... Picquart, richtig?«

»Ja. Danke, Herr Minister.« Ich wandte mich an du Paty. »Ich frage mich, was passiert, wenn Dreyfus nicht gesteht.«

Du Paty schaute mich

kühl an. »Er wird
gestehen. Er hat keine
Wahl.«

»Aber wenn nicht ...?«

Sandherr fiel mir ins
Wort. Er schien vor
Erregung beim Sprechen
zu zittern. »Wenn er nicht
gesteht, dann haben wir
außer seiner Handschrift
noch jede Menge anderer
Beweise für seine Schuld.«

Ich beschloss, nicht weiter nachzuboahren. Ich nickte. »Danke.«

Es folgte eine lange Pause.

»Sonst noch Fragen?«, sagte Mercier, der uns aus seinen Augenschlitzen einen nach dem anderen anschaute. »Nein? Chef? Nein? In diesem Fall, meine Herren, sind Sie

bevollmächtigt, morgen
früh um neun Uhr den von
Oberst du Paty
entworfenen Plan
umzusetzen.«

Dann unterzeichnete er
den Haftbefehl und warf
ihn über den Tisch zu du
Paty.

.

Der nächste Herbstmorgen

war so makellos
kristallklar, wie ich noch nie
einen erlebt hatte – kühl
mit einem wolkenlosen,
Wärme verheißenden
Himmel. Die ersten
Sonnenstrahlen begannen
schon die Nebelschwaden
über der Seine zu
vertreiben. Als ich kurz
nach acht ins Ministerium
kam, traf ich im Entree auf

du Paty, der im Zustand höchster Erregung seine Truppen formierte, von denen drei in Zivil waren – Cochefort, sein Assistent und ein leichenblasser Beamter, der mir zwar nicht vorgestellt wurde, den ich aber für Gribelin hielt. Henry und ich trugen Uniform. Henry sah verwirrt aus. Als du Paty

uns zum zweiten oder dritten Mal erklärte, was wir zu tun hätten, begegneten sich unsere Blicke. Er zwinkerte mir zu.

»Also, Picquart, Sie klopfen Punkt neun mit Dreyfus an die Bürotür des Stabschefs«, sagte du Paty abschließend zu mir.
»Nicht eine Minute früher oder später, ist das klar?

Das muss ablaufen wie am Schnürchen!«

Du Paty und die anderen verschwanden nach oben, und ich setzte mich auf eine der grünen Lederbänke und wartete. Der Innenhof, der hinaus auf die Rue Saint-Dominique führte, lag in meinem Blickfeld. Ich tat so, als läse ich Zeitung.

Die Minuten schleppten sich dahin. Mir kam es vor, als zöge die gesamte Armee an mir vorbei – tatterige alte Generäle mit weißen Schnauzbärten, stattliche Dragoner-Obersten, deren Gesicht nach dem morgendlichen Ausritt im Bois de Boulogne noch rot vor Kälte war, eifrige junge

Hauptleute mit
Aktenstapeln für ihre
Herren. Und dann, inmitten
dieser Parade, tauchte
plötzlich Dreyfus auf. Er
machte einen
deplatzierten,
unschlüssigen,
grüblerischen Eindruck und
sah ohne seine Uniform, in
makellosem, schwarzem
Gehrock, gestreifter Hose

und Melone, schon jetzt wie ein Ausgestoßener aus. Er hätte ein Börsenmakler sein können. Ich schaute auf meine Uhr und fluchte leise. Er war fünfzehn Minuten zu früh.

Ich faltete die Zeitung zusammen und stand auf, als er hereinkam. Offensichtlich war er überrascht, mich hier zu

sehen. Er berührte zum Salut den Rand der Melone.

»Major Picquart, guten Morgen«, sagte er und schaute sich im überfüllten Entree um. »Ich befürchte, dass sich ein paar von den Jungs einen Spaß mit mir machen. Am Samstag habe ich ein Telegramm bekommen, angeblich von

General Boisdeffres Büro,
dass ich mich hier in
Zivilkleidung zu einer
dienstlichen Besprechung
einfinden soll. Anscheinend
bin ich der Einzige.«

»Hm, komisch«, sagte
ich. »Darf ich mal sehen?«

Dreyfus nahm das
Telegramm aus seiner
Brieftasche und gab es
m i r . *Dienstliche*

Anordnung. Der
Divisionsgeneral, Chef des
Generalstabs der Armee,
wird am Montag, 15.
Oktober, eine Inspektion
der im Stab diensttuenden
Offiziere durchführen.
Hauptmann Dreyfus,
derzeit stationiert beim 39.
Infanterieregiment in Paris,
wird aufgefordert, an
diesem Tag um 9 Uhr im

*Büro des Chefs des
Generalstabs der Armee
zu erscheinen.*

Zivilkleidung ...

Ich tat so, als läse ich
das Telegramm genau
durch. Ich spielte auf Zeit.
»Das verstehe ich nicht«,
sagte ich. »Kommen Sie
mit in mein Büro, wir
gehen der Sache auf den
Grund.«

»Nicht nötig, Herr Major,
machen Sie sich
meinetwegen keine
Umstände ...«

»Ach was, Unsinn, ich
bestehe darauf.«

»Ich möchte Ihnen keine
Unannehmlichkeiten
bereiten ...«

»Kein Problem, ich habe
jede Menge Zeit.«

Der Weg bis in die Dritte

Abteilung kam mir endlos vor. Außer Banalitäten über das Wetter und seine Familie fiel mir nichts ein, worüber ich mit ihm hätte reden können. »Und wie geht's Ihrer Frau, Herr Hauptmann?«

»Sehr gut, danke, Herr Major.«

»Haben Sie eigentlich Kinder? Tut mir leid, ich

hab's vergessen.«

»Ja, Herr Major, zwei.«

»Jungen, Mädchen?«

»Einen Jungen und ein Mädchen.«

»Und wie alt sind die beiden?«

»Pierre ist drei, Jeanne eineinhalb ...«

Und so weiter und so weiter. Als wir endlich vor der Tür meines Büros

standen, war ich erleichtert. »Wie wär's, wenn Sie drinnen warten«, sagte ich. »Ich frage mal nach, was da los ist.«

»Danke, Herr Major.«

Er ging in mein Büro, und ich schloss die Tür. Ich schaute wieder auf die Uhr. Zehn vor neun. Wie ein Wachposten ging ich ein paar Minuten im Gang

auf und ab, schaute immer
wieder auf die
geschlossene Bürotür,
versuchte die Zeit
vorwärtszuzwingen und
fragte mich, ob er vielleicht
in diesem Augenblick aus
dem Fenster kletterte und
am Abflussrohr
hinunterrutschte oder
meinen Schreibtisch nach
geheimen Dokumenten

durchwühlte. Zwei Minuten
vor neun ging ich
schließlich wieder hinein.
Mit der Melone auf den
Knien saß er auf der Kante
von einem der Stühle. Die
Papiere auf meinem
Schreibtisch waren
unberührt. Es sah nicht so
aus, als hätte er sich auch
nur einen Zentimeter
bewegt.

»Das hat alles seine Ordnung mit dem Telegramm«, sagte ich aufgekratzt. »Es findet tatsächlich eine Inspektion statt.«

»Da bin ich erleichtert!«, rief Dreyfus und stand auf. »Ich hatte wirklich geglaubt, dass die Jungs mir einen Streich spielen – wäre nicht das erste Mal.«

»Ich muss selbst noch mit dem General sprechen. Ich werde Sie begleiten.«

Wieder machten wir uns auf den Weg.

»Hoffentlich ergibt sich die Gelegenheit, dass ich mit General Boisdeffre sprechen kann«, sagte Dreyfus. »Im Sommer hatten wir eine wirklich

interessante Unterhaltung
über Artillerieformationen.
Seitdem sind mir noch ein,
zwei weitere Punkte
eingefallen.« Ich schwieg.
Dann sagte er: »Wissen
Sie zufällig, wie lange
diese Inspektion wohl
dauert, Herr Major?«

»Leider nein.«

»Ich habe nämlich meiner
Frau gesagt, dass ich zum

Mittagessen wieder zu Hause bin. Na ja, ist eigentlich egal.«

Wir hatten inzwischen den breiten, hohen Durchgang erreicht, der zum Büro des Generalstabschefs führte.

»Es ist so still hier, finden Sie nicht auch?«, sagte Dreyfus. »Wo sind die alle?«

Wir gingen jetzt auf die Doppeltür zu. Sein Schritt verlangsamte sich. Ich wollte unbedingt, dass er weiterging.

»Ich glaube, die warten alle schon auf Sie«, sagte ich, drückte ihm sanft die Hand ins Kreuz und schob ihn vorwärts.

Wir erreichten die Tür. Ich öffnete und hielt sie

ihm auf. Verdutzt schaute er mich an. »Kommen Sie nicht mit, Herr Major?«

»Pardon, aber mir ist gerade etwas eingefallen, was ich noch erledigen muss. Auf Wiedersehen.«

Ich drehte mich auf dem Absatz um und ging. Ich hörte das Klicken eines Schlosses, und als ich mich umdrehte, war die

Tür geschlossen und
Dreyfus verschwunden.

.

»Wie war das damals
eigentlich genau?«, sage
ich zu Gribelin. »Nachdem
ich Dreyfus an bewusstem
Morgen bei Ihnen und
Oberst du Paty abgeliefert
habe, was genau ist
danach passiert?«

»Ich verstehe nicht recht, was Sie meinen, Herr Oberstleutnant.«

»Sie waren doch als Zeuge dabei, oder?«

»Ja.«

»Also, wie ist das abgelaufen?« Der Archivar schaut mich an, während ich mir einen Stuhl heranziehe. »Verzeihen Sie, dass ich Sie das alles

frage, Monsieur Gribelin.
Ich versuche nur meine
Wissenslücken aufzufüllen.
Der Fall ist schließlich noch
nicht abgeschlossen.« Ich
deute auf den Stuhl mir
gegenüber. »Setzen Sie
sich doch einen
Augenblick.«

»Wenn das so ist, Herr
Oberstleutnant.« Als
argwöhnte er, ich könnte

ihn plötzlich anspringen,
lässt Gribelin mich keine
Sekunde aus den Augen,
als er sich mit seinem
knochendürren Körper auf
den Stuhl setzt. »Was
wollen Sie wissen?«

Ich zünde mir eine
Zigarette an und ziehe mit
g r o ß e r Geste den
Aschenbecher heran. »Wir
wollen doch nicht, dass ein

Funke den schönen Tisch
beschädigt,« sage ich
lächelnd, schwenke das
Streichholz, bis die Glut
verglimmt, und lege es
sorgfältig in den
Aschenbecher. »Also,
Dreyfus kommt durch die
Tür, was dann?«

Ihm einen Zahn zu ziehen
hätte nicht schwieriger sein
können, aber nach und

nach bekomme ich die
Geschichte aus ihm
heraus: wie Dreyfus ins
Zimmer kam, sich
umschaute und fragte, wo
General Boisdeffre sei; wie
du Paty sagte, dass er
aufgehalten worden sei,
Dreyfus einen Stuhl anbot,
dann auf seine bandagierte
Hand zeigte und ihn fragte,
ob es ihm etwas

ausmache, einen Brief für ihn zu schreiben, da er sich das Handgelenk verstaucht habe; wie Dreyfus unter den Augen von Cochefort, dessen Assistent und Gribelin, der ihm gegenüber saß, der Bitte nachkam.

»Er muss doch nervös geworden sein«, sage ich.
»Er muss sich doch

gefragt haben, was das alles soll.«

»O ja, ganz sicher. Das kann man an seiner Handschrift sehen. Ich kann sie Ihnen zeigen.«

Gribelin geht wieder zu dem Aktenschrank und kommt mit einem mehrere Zentimeter dicken Ordner zurück. Er klappt ihn auf.

»Das erste Blatt ist der

Originaltext, den Oberst du Paty Dreyfus diktiert hat.«
Er schiebt den Ordner zu mir herüber. »Da können Sie sehen, wie sich seine Handschrift ungefähr nach der Hälfte verändert, als er nämlich merkt, dass er in eine Falle getappt ist, und versucht, sie zu verstellen.«

Der Text beginnt wie ein

*normaler Brief: Paris, 15.
Oktober 1894.*

*Schwerwiegende Gründe
zwingen mich, die
Schriftstücke, die ich Ihnen
vor meiner Abreise ins
Manöver überlassen habe,
Monsieur, vorübergehend
wieder an mich zu nehmen
...*

»Ich kann nicht erkennen,
dass sich seine Schrift

nach der Hälfte
verändert«, sage ich.

»Doch, doch, es ist ganz
offensichtlich. Hier.«

Gribelin beugt sich über
den Tisch und klopft auf
eine Stelle. Er klingt
gereizt. »Genau hier, wo
der Oberst diktiert hat, ›die
hydraulische Bremse des
120ers‹ – da kapiert er,
was gespielt wird. Die

Schrift wird plötzlich größer und ist nicht mehr so gleichmäßig.«

Ich schaue noch einmal hin. Ich sehe immer noch keinen Unterschied. »Tja, möglich, wenn Sie es sagen ...«

»Glauben Sie mir, Herr Oberstleutnant, uns allen ist aufgefallen, dass er sich plötzlich anders verhalten

hat. Sein Fuß begann zu zittern. Oberst du Paty hat ihm vorgeworfen, dass er seinen Schreibstil geändert habe. Dreyfus hat das bestritten. Als das Diktat beendet war, hat der Oberst ihm gesagt, dass er wegen Landesverrats unter Arrest steht.«

»Und was ist dann passiert?«

»Kommissar Cochefort und sein Assistent haben ihn verhaftet und durchsucht. Dreyfus leugnete weiter. Oberst du Paty hat ihm den Revolver gezeigt und die ehrenhafte Lösung angeboten.«

»Wie hat Dreyfus darauf reagiert?«

»»Wenn Sie wollen, erschießen Sie mich«, hat

er gesagt. ›Aber ich bin
unschuldig!‹ Wie ein
Schauspieler in einem
Theaterstück. Oberst du
Paty hat dann Major Henry
gerufen, der sich hinter
dem Wandschirm
versteckt hatte, und der
hat ihn ins Gefängnis
gebracht.«

Ich blättere durch die
nächsten Seiten des

Ordners. Zu meiner
Verwunderung ist jedes
weitere Blatt eine Abschrift
des Bordereaus. Ich öffne
den Ordner in der Mitte,
dann schlage ich die letzte
Seite auf. »Mein Gott«,
flüstere ich. »Wie oft
haben Sie ihn den
Bordereau denn
abschreiben lassen?«

»Bestimmt über

hundertmal. Verteilt über die nächsten Wochen. Hier, sehen Sie die Beschriftungen: linke Hand, rechte Hand, im Stehen, im Sitzen, im Liegen ...«

»Und das hat er alles in seiner Zelle geschrieben, nehme ich an.«

»Ja. Monsieur Bertillon, der Handschriftenexperte

von der Polizeipräfektur,
wollte so viele Proben wie
möglich. Er wollte daran
demonstrieren, wie
Dreyfus seine Handschrift
verstellt hat. Oberst du
Paty und ich sind
normalerweise gegen
Mitternacht ins Cherche-
Midi gekommen und haben
ihn dann die ganze Nacht
über verhört. Das war die

Idee des Herrn Oberst. Er hat ihn im Schlaf überrascht und ihm dann mit einer grellen Lampe ins Gesicht geleuchtet.«

»Und in welcher seelischen Verfassung war er während der ganzen Zeit?«

Gribelin weicht meinem Blick aus. »Offen gesagt, Herr Oberstleutnant, in

einer ziemlich labilen. Er war in Einzelhaft. Er durfte keine Post und keine Besucher empfangen. Wenn er nach seiner Familie oder so fragte, dann kamen ihm ziemlich oft die Tränen. Ich weiß noch, dass mir mal Abschürfungen in seinem Gesicht aufgefallen sind.« Gribelin berührte eine

seiner Schläfen. »Etwa hier. Die Wärter haben uns erzählt, dass er oft den Kopf gegen die Wand geschlagen hat.«

»Und er hat weiter jede Beteiligung an Spionage abgestritten?«

»Aber sicher. Das war ein ziemliches Schauspiel. Wer immer ihm das beigebracht hat, war ein

sehr guter Lehrer.«

Ich blättere weiter durch
den Ordner. *Hiermit
übersende ich Ihnen einige
interessante Informationen
... Hiermit übersende ich
Ihnen einige interessante
Informationen ... Hiermit
übersende ich Ihnen einige
interessante Informationen
... Die Handschrift
verschludert mit jedem Tag*

mehr. Es ist wie das
Protokoll aus einem
Irrenhaus. Sogar in
meinem Kopf beginnt sich
schon alles zu drehen. Ich
klappe den Ordner zu und
schiebe ihn wieder über
den Tisch.

»Faszinierend. Danke,
dass Sie sich die Zeit
genommen haben,
Gribelin.«

»Kann ich noch etwas für Sie tun, Herr Oberstleutnant?«

»Nein, ich glaube nicht. Jedenfalls nicht im Augenblick.«

Er nimmt den Ordner behutsam vom Tisch, umfasst ihn mit beiden Armen und trägt ihn zurück zum Aktenschrank. An der Tür bleibe ich stehen und

schaue mich noch einmal zu ihm um. »Haben Sie eigentlich Kinder, Monsieur Gribelin?«

»Nein, Herr Oberstleutnant.«

»Verheiratet?«

»Nein, Herr Oberstleutnant. Das war nie mit meiner Arbeit zu vereinbaren.«

»Verstehe. Dann gute

Nacht.«

»Gute Nacht, Herr
Oberstleutnant.«

Ich gehe langsam die
Treppe hinunter in den
ersten Stock, beschleunige
meine Schritte, gehe über
den Korridor zu meinem
Büro, weiter ins
Erdgeschoss, durchquere
das Entree und trete
hinaus in den

Sonnenschein, wo ich tief
durchatme und wieder
klare, frische Luft in die
Lunge pumpe.

11

Ich schlafe kaum in dieser Nacht. Ich schwitze und wälze mich auf meinem schmalen Bett herum, bis das Laken so zerknautscht ist, dass ich das Gefühl habe, auf Steinen zu liegen. Die offenen Fenster sorgen nicht für frische

Luft, sondern lassen
lediglich die Geräusche der
Stadt ins Zimmer. In
meiner Schlaflosigkeit
zähle ich von Mitternacht
bis sechs Uhr morgens
das stündliche Läuten der
Kirchenglocken. Schließlich
schlafe ich doch noch ein,
nur um eine halbe Stunde
später von dem heiseren
Hupen der ersten

Straßenbahnen wieder
geweckt zu werden. Ich
ziehe mich an, gehe nach
unten auf die Straße und
weiter zur Bar an der Ecke
zur Rue Copernic. Auf
feste Nahrung habe ich
keinen Appetit, ich will nur
schwarzen Kaffee und eine
Zigarette. Ich überfliege
die Titelseite des *Figaro*.
Ein Hochdruckgebiet vor

der Südwestspitze Irlands
nimmt Kurs auf die
Britischen Inseln, Holland
und Deutschland. Die
Einzelheiten des
bevorstehenden
Zarenbesuchs in Paris sind
immer noch nicht bekannt.
Kriegsminister General
Billot besucht
Kavalleriemanöver im
Gâtinais. Mit anderen

Worten: keine Neuigkeiten in diesen Hundstagen des Augusts.

Als ich die Statistik-Abteilung betrete, ist Lauth schon in seinem Büro. Er trägt eine Lederschürze. Er hat vier Abzüge von jedem der beiden Esterházy-Briefe gemacht. Sie glänzen feucht und riechen noch nach dem

chemischen Fixiermittel.
Wie üblich hat er
hervorragende Arbeit
geleistet. Die Unterschrift
und Adresse hat er
verschwinden lassen, aber
die Konturen der
Handschrift sind scharf
und leicht lesbar.

»Gute Arbeit«, sage ich.
»Ich nehme die Abzüge
mit – und die

Originalbriefe, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Er steckt alles in einen Umschlag und gibt ihn mir.

» B i t t e sehr, Herr Oberstleutnant. Ich hoffe, sie helfen Ihnen weiter.«

Seine blassblauen Augen schauen mich mit bohrendem Spanielblick an. Aber er hat mich schon einmal gefragt, was ich

damit will, und ich habe ihm eine Antwort verweigert. Er wagt es nicht, noch einmal zu fragen.

Mit größtem Vergnügen ignoriere ich die unausgesprochene Frage, verabschiede mich mit einem gut gelaunten »Schönen Tag noch, Lauth« und gehe zurück in

mein Büro. Ich nehme je einen Abzug der Briefe aus dem Umschlag und stecke sie in meine Aktentasche, die anderen wandern in den Tresor. Dann verlasse ich mein Büro wieder und schließe die Tür ab. Im Entree sage ich dem neuen Concierge Capioux, dass ich nicht wisse, wann ich zurückkäme. Henry hat

Capiaux, einen ehemaligen Kavalleristen, irgendwo aufgetan, und ich weiß nicht, ob ich ihm trauen kann. Mit seinen glasigen Augen und geplatzten Gesichtsäderchen kommt er mir wie einer von Henrys Trinkkumpanen vor.

Zu Fuß brauche ich zwanzig Minuten bis zur Île

de la Cité, wo sich die
Polizeipräfektur befindet,
eine düstere Festung, die
neben dem Pont Saint-
Michel am Uferdamm
aufragt. Das Gebäude ist
die alte Stadtkaserne, von
außen wie innen gleich
dunkel und hässlich. Ich
gebe dem Pförtner meine
Visitenkarte —

Oberstleutnant Georges

Picquart,
Kriegsministerium – und
sage ihm, dass ich
Monsieur Alphonse
Bertillon sprechen möchte.
Schlagartig zeigt der Mann
Respekt. Er bittet mich,
ihm zu folgen. Er schließt
eine Tür auf, geleitet mich
hindurch und verschließt
sie wieder. Wir steigen
eine schmale, gewundene

Steintreppe hinauf,
Stockwerk um Stockwerk
auf so steilen Stufen, dass
ich mich etwas
vornüberbeugen muss.
Einmal müssen wir stehen
bleiben und uns an die
Wand drücken, um ein
Dutzend Häftlinge
vorbeizulassen, die im
Gänsemarsch nach unten
gehen. In ihrem Sog

lassen sie den Gestank
von Schweiß und
Verzweiflung zurück. »Von
denen hat Monsieur
Bertillon die Maße
genommen«, erklärt mein
Führer, als kämen sie
gerade vom Schneider.
Wir setzen unseren
Aufstieg fort. Schließlich
schließt er eine weitere Tür
auf, und wir treten in einen

sonnendurchfluteten Gang mit nackten Holzdielen. »Wenn Sie bitte hier warten würden«, sagt er. »Ich gebe ihm Bescheid.«

Wir befinden uns im obersten Stockwerk des Gebäudes mit Blick nach Westen. Wegen der aufgestauten Hitze komme ich mir wie in einem Treibhaus vor. Draußen

vor den Fenstern von
Bertillons Laboratorium,
jenseits der
Schornsteinaufsätze der
Präfektur, heben und
senken sich die wuchtigen
Dächer des Justizpalastes
wie ein Meer aus blauem
Schiefer, aus dem die
elegante, goldene und
schwarze Turmspitze der
Sainte-Chapelle

heraussticht. Die Wände sind mit Hunderten von Verbrecherfotos beplastert, mit Köpfen von vorn und im Profil. Die Anthropometrie – oder auch »Bertillonage«, wie unser maßgeblicher Fachmann seine Methode bescheiden nennt – behauptet, mit einer Kombination aus zehn

verschiedenen Messungen jedes menschliche Wesen unfehlbar identifizieren zu können. In einer Ecke steht eine Laborbank mit einem eingelassenen Metermaß aus Metall und einer verstellbaren Messlatte, um die Länge von Unterarmen und Fingern zu bestimmen; in einer anderen Ecke

befindet sich ein Holzgestell so groß wie eine Staffelei, um die Körpergröße zu messen, sitzend (für die Länge des Torsos) und stehend; in einer dritten Ecke steht eine Apparatur mit bronzenen Messschiebern, um die Schädelmaße zu erfassen. Des Weiteren gibt es eine riesige

Kamera, einen Labortisch mit einem Mikroskop und einem auf einen Sockel montierten

Vergrößerungsglas sowie mehrere Aktenschränke.

Ich gehe an den Wänden entlang und schaue mir die Fotografien an. Sie erinnern mich an eine riesige naturwissenschaftliche

Sammlung von
Schmetterlingen oder
aufgespießten Käfern. In
den Gesichtern der
Häftlinge spiegeln sich so
unterschiedliche
Emotionen wie Furcht,
Scham, Trotz,
Gleichgültigkeit. Manche
sehen übel zugerichtet
aus, halb verhungert oder
verrückt. Keiner lächelt.

Inmitten dieser
Ansammlung menschlicher
Verzweiflung stehe ich
plötzlich vor der Fotografie
von Alfred Dreyfus.
Bestürzt schaue ich in das
ausdruckslose
Buchhaltergesicht über der
zerrissenen Uniform. Ohne
wie üblich mit Brille oder
Kneifer sieht es nackt aus.
Sein Blick bohrt sich in

meine Augen. Die
Bildunterschrift lautet:
Dreyfus 5. 1. 95.

»Oberstleutnant
Picquart?« Ich drehe mich
um, und vor mir steht
Bertillon mit meiner Karte
in der Hand. Er ist
untersetzt, blass, Anfang
vierzig, dichtes, schwarzes
Haar. Der steife,
rechtwinklig geschnittene

Bart sieht aus wie die Schneide einer Axt. Wenn ich mit dem Finger daran entlangführe, stelle ich mir vor, flösse Blut.

»Guten Tag, Monsieur Bertillon. Wie ich sehe, gehört auch Hauptmann Dreyfus zu Ihrer Sammlung.«

»Ja, richtig, die Aufnahme habe ich selbst

gemacht«, sagt Bertillon.
Er tritt ein paar Schritte vor
und stellt sich neben mich.
»Ich habe ihn gleich nach
seiner Degradierung
fotografiert, als er ins
Gefängnis La Santé
eingeliefert wurde.«

»Er sieht anders aus, als
ich ihn in Erinnerung
habe.«

»Der Mann war in Trance

– ein Schlafwandler.«

»Wie sollte man es auch sonst ertragen, wenn man so etwas durchmacht.« Ich öffne meine Aktentasche.

»Dreyfus ist auch der Grund meines Besuchs. Ich bin Oberst Sandherrs Nachfolger als Leiter der Statistik-Abteilung.«

»Ich weiß, Herr Oberstleutnant, ich habe

Sie bei der Verhandlung vor dem Kriegsgericht gesehen. Was gibt es Neues zu Dreyfus?«

»Wären Sie so nett, sich das hier einmal anzuschauen?« Ich gebe ihm die Abzüge der beiden Esterházy-Briefe. »Was halten Sie davon?«

»Wissen Sie, ich gebe nie Stegreifurteile ab.«

»Vielleicht machen Sie in diesem Fall eine Ausnahme.«

So wie er mich anschaut, befürchte ich schon, dass er ablehnt. Aber dann ist seine Neugier stärker. Er geht zum Fenster und hält die Briefe gegen das Licht, einen in jeder Hand, und schaut sie sich genau an. Er runzelt die Stirn und

wirft mir einen verwirrten
Blick zu. Dann wendet er
seine Aufmerksamkeit
wieder den Fotos zu.
»Hm«, sagt er, und dann
noch einmal: »Hm, hm
...!«

Er geht quer durch den
Raum zu einem
Aktenschränk, öffnet eine
Schublade und nimmt eine
dicke grüne Mappe

heraus, die von einer schwarzen Schnur zusammengehalten wird. Er geht damit zu seinem Labortisch, löst die Schnur und zieht eine Fotografie des Bordereaus sowie verschiedene Blätter und Schaubilder heraus. Er legt den Bordereau und die Briefe nebeneinander auf den Tisch. Dann nimmt er

drei identische Blätter aus durchsichtigem kariertem Papier und legt sie auf jedes der drei Schriftstücke. Er schaltet eine Lampe an, zieht das Vergrößerungsglas darüber und begutachtet sie. »Aha«, brummt er zu sich selbst. »Aha, ja, ja, aha ...« Er macht sich ein paar Notizen. »Aha, aha,

ja, ja, aha ...«

Ich beobachte ihn einige Minuten. Dann kann ich mich nicht mehr zurückhalten. »Nun? Ist das die gleiche Schrift?«

»Sie sind identisch, ja.«
Er schüttelt verwundert den Kopf und dreht sich zu mir um. »Vollkommen identisch!«

Ich kann kaum glauben,

dass er sich so schnell so
sicher ist. Der wesentliche
Beweis im Fall gegen
Dreyfus hat sich gerade
aufgelöst: weggefeigt von
ebendem

Sachverständigen, der ihn
überhaupt erst auf den
Tisch gelegt hat! »Wären
Sie bereit, eine
entsprechende
eidesstattliche Erklärung

zu unterzeichnen?«

»Selbstverständlich!«

Selbstverständlich? Die Verbrecherfotos an der Wand verschwimmen vor meinen Augen. »Was, wenn ich Ihnen sagen würde, dass diese Briefe gar nicht von Dreyfus geschrieben wurden, sondern hier in Frankreich, just in diesem Sommer?«

Bertillon zuckt ziemlich
gleichgültig mit den
Achseln. »Dann würde ich
sagen, dass die Juden
offensichtlich jemand
andres darin ausgebildet
haben, Dreyfus'
Handschrift
nachzumachen.«

•

Von der Île de la Cité gehe

ich zurück aufs linke
Seineufer. Ich versuche im
Kriegsministerium Armand
du Paty ausfindig zu
machen. Mir wird gesagt,
er werde heute nicht mehr
erwartet, möglicherweise
könne ich ihn zu Hause
antreffen. Ein junger
Offizier gibt mir seine
Adresse: 17, Avenue
Bosquet.

Und wieder mache ich mich zu Fuß auf den Weg. Irgendwann scheine ich mich vom Armeeoffizier in einen Kriminalbeamten verwandelt zu haben. Ich hechle von Ort zu Ort. Ich verhöre Zeugen. Ich sammle Beweise. Wenn das alles vorbei ist, sollte ich mich vielleicht bei der Sûreté bewerben.

Die Avenue Bosquet ist eine freundliche und wohlhabende Straße nahe der Seine, sonnenbesprenkelt unter ihrem Blätterdach. Du Patys Wohnung befindet sich im zweiten Stock. Ich klopfe mehrere Male, ohne dass sich etwas rührt, und will schon wieder gehen, als mir unter der Tür ein

Schatten auffällt, der sich leicht hin und her bewegt. Ich klopfe noch einmal. »Oberst du Paty?«, rufe ich. »Ich bin's, Georges Picquart.«

Stille, dann erklingt eine gedämpfte herrische Stimme. »Einen Augenblick, wenn ich bitten darf!« Riegel werden zurückgezogen, ein

Schlüssel dreht sich im Schloss, dann öffnet sich die Tür einen Spalt weit. Ein verzerrtes Auge blinzelt mich durch ein Monokel an. »Picquart? Sind Sie allein?«

»Ja, natürlich. Warum sollte ich nicht allein sein?«

»Stimmt.« Die Tür geht ganz auf, und vor mir steht du Paty in einem langen,

roten Morgenmantel aus
Seide, der mit
chinesischen Drachen
bestickt ist. Die Füße
stecken in blassblauen
marokkanischen
Hausschuhen. Auf dem
Kopf trägt er einen
purpurfarbenen türkischen
Fes. Er ist unrasiert. »Ich
habe an meinem Roman
gearbeitet«, sagt er.

»Kommen Sie rein.«

Die Wohnung riecht nach Räucherstäbchen und Zigarren. Neben einer Chaiselongue steht dreckiges Geschirr auf dem Boden. Manuskriptseiten stapeln sich auf dem Sekretär und liegen verstreut auf dem Teppich herum. Über dem Kamin hängt ein Gemälde,

das eine nackte Sklavin in einem Harem zeigt. Auf dem Tisch steht eine Fotografie von du Paty mit seiner adeligen neuen Frau Marie de Champlouis. Er hat sie kurz vor Beginn der Dreyfus-Affäre geheiratet. Auf dem Bild hält sie einen Säugling im Taufkleid im Arm.

»Dann sind Sie also noch

einmal Vater geworden?
Meine Gratulation.«

»Danke. Charles ist jetzt ein Jahr alt. Meine Frau ist mit ihm für den Sommer auf ihren Familiensitz gefahren. Ich bin zum Schreiben in Paris geblieben.«

»Was genau schreiben Sie?«

»Es ist etwas

Geheimnisvolles.«

Ob er damit das Genre seines Werkes meint oder d e s s e n gegenwärtigen Zustand, weiß ich nicht genau. Aber er hat es anscheinend eilig, wieder an den Schreibtisch zu kommen. Jedenfalls bietet er mir keinen Stuhl an. »Nun, ich habe hier auch etwas Geheimnisvolles für

Sie«, sage ich. Ich öffne meine Aktentasche und gebe ihm einen von Esterházy's Briefen.

»Vielleicht erkennen Sie die Handschrift wieder.«

Er erkennt sie sofort wieder. Ich sehe das am Zucken seiner Augen und daran, wie er versucht, seine Verwirrung zu verbergen. »Ich weiß

nicht«, brummt er. »Kann schon sein, dass ich die irgendwoher kenne. Wer hat das geschrieben?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich weiß mit Bestimmtheit, dass es nicht unser Freund auf der Teufelsinsel ist, weil das hier nämlich letzten Monat geschrieben wurde.«

Er drückt mir den Brief

wieder in die Hand. Es ist offensichtlich, dass er nichts damit zu tun haben will. »Zeigen Sie das Bertillon, der ist der Grafologe.«

»Habe ich schon. Er sagt, dass die Schrift mit der vom Bordereau identisch ist – identisch, das ist das Wort, das er gebraucht hat.«

Es entsteht eine verlegene Pause, die du Paty zu überbrücken versucht, indem er auf beide Seiten seines Monokels haucht, es mit dem Ärmel seines Morgenmantels sauber poliert und dann wieder ins Auge klemmt. Er schaut mich an. »Weshalb genau sind Sie gekommen,

Georges?«

»Ich tue nur meine Pflicht, Armand. Es gehört zu meiner Aufgabe, nach potenziellen Spionen zu suchen, und ich habe anscheinend noch einen gefunden – einen Landesverräter, der während der von Ihnen geleiteten Ermittlungen gegen Dreyfus vor zwei

Jahren irgendwie
unentdeckt geblieben ist.«

Du Paty verschränkt abwehrbereit die Arme in den weiten Ärmeln seines Morgenmantels. Er sieht skurril aus, wie ein Zauberer in einer Cabaret-Nummer im Chat Noir. »Ich bin nicht unfehlbar«, sagt er. »Das habe ich nie behauptet. Möglich, dass

auch andere in die
Geschichte verwickelt
waren. Sandherr hat
immer geglaubt, dass
Dreyfus einen oder gar
mehrere Komplizen hatte.«

»Hatten Sie irgendwelche
Namen?«

»Ich persönlich hatte
seinen Bruder im
Verdacht, Mathieu.
Sandherr übrigens auch.«

»Aber Mathieu war zu der Zeit nicht einmal in der Armee! Er war nicht einmal in Paris!«

»Nein«, sagt du Paty mit gewichtiger Stimme. »Aber er war in Deutschland. Und er ist Jude.«

Ich will mich nicht auf du Patys verrückte Theorien einlassen. Das wäre, als würde ich mich in einem

Labyrinth ohne Ausgänge
verlieren. »Ich möchte Sie
nicht weiter von Ihrer
Arbeit abhalten«, sage ich.
Ich stelle kurz meine
Aktentasche auf dem
Sekretär ab, um die
Fotografie wieder
einzupacken. Dabei fällt
mein Blick zwangsläufig
auf eine Seite von du
Patys Roman: »*Sie werden*

*mich mit Ihrer Schönheit
nicht ein zweites Mal
blenden, Mademoiselle«,
schrie der Herzog von
Argentin und fuchtelte mit
seinem vergifteten Dolch
...*

Du Paty beobachtet mich.
»Der Bordereau war nicht
der einzige Beweis gegen
Dreyfus. Was ihn eigentlich
überführt hat, waren die

Informationen, die wir über
ihn hatten. Das
Geheimdossier. Sie
erinnern sich bestimmt.«
Die Drohung in seiner
letzten Bemerkung ist nicht
zu überhören.

»Ja, ich erinnere mich.«

»Schön.«

»Was wollen Sie damit
andeuten?«

»Nichts. Oder nur, dass

Sie im Laufe Ihrer weiteren Ermittlungen hoffentlich nicht vergessen, dass aufseiten der Anklage auch Sie beteiligt waren. Darf ich Sie jetzt zur Tür begleiten?«

An der Tür drehe ich mich noch einmal um. »Wenn Sie erlauben, dass ich Sie korrigieren darf, aber das ist nicht ganz

richtig. Sie, Sandherr,
Henry und Gribelin waren
die Vertreter der
Anklagebehörde. Ich war
nichts weiter als ein
Beobachter.«

Du Paty bricht in
wieherndes Gelächter aus.
Sein Gesicht befindet sich
so dicht vor meinem, dass
ich seinen Atem riechen
kann. Der Hauch von

Verwesung, der mir in die Nase steigt, scheint tief aus seinem Innern zu kommen und erinnert mich an die Abwasserkanäle unter der Statistik-Abteilung. »Glauben Sie das wirklich? Ein Beobachter! Also wirklich, mein lieber Georges, Sie waren bei allen Verhandlungen vor dem

Kriegsgericht dabei! Sie haben die ganze Zeit den Laufburschen für Mercier gemacht! Sie haben ihm gesagt, welche Strategie er verfolgen soll! Sie können jetzt nicht einfach aussteigen und sagen, mit alldem hätten Sie nichts zu tun gehabt. Was glauben Sie, weshalb Sie Chef der Statistik-Abteilung

geworden sind?« Er öffnet die Tür. »Ach, übrigens«, ruft er mir hinterher. »Würden Sie wohl Blanche von mir grüßen? Ich glaube, sie ist immer noch nicht verheiratet, oder? Sagen Sie ihr, ich würde Sie schon ganz gern einmal besuchen. Aber Sie wissen ja, wie das ist. Meine Frau würde das

bestimmt nicht gutheißen.«

Darauf fällt mir nichts ein,
ich bin einfach zu wütend.
Also lasse ich ihm – wie er
da mit seinem
Morgenmantel, den
Hausschuhen, dem Fes
und seinem unerträglichen
Lächeln in der Tür steht –
die Genugtuung des
letzten Wortes und die
Illusion, er sei ein

scharfsinniger Kerl.

.

Während ich langsam zum Büro zurückgehe, denke ich über das nach, was du Paty gerade gesagt hat.

Reden so die Leute über mich – dass ich Merciers Laufbursche war? Dass ich meinen Posten bekommen habe, weil ich ihm erzählt

habe, was er hören wollte?

Ich komme mir vor, als
hätte ich einen
verspiegelten Raum
betreten und würde mich
nun zum ersten Mal aus
einem ungewohnten
Blickwinkel sehen. Sehe
ich wirklich so aus? Bin
das ich?

•

Zwei Monate nach Dreyfus' Verhaftung, Mitte Dezember 1894, bestellte General Mercier mich in sein Büro. Worum es ging, wurde mir nicht gesagt. Ich nahm an, es müsse mit der Dreyfus-Affäre zu tun haben und dass auch andere Personen anwesend sein würden. Beim ersten Punkt lag ich

richtig, beim zweiten
falsch. Diesmal empfing
Mercier mich allein.

Er saß an seinem
Schreibtisch. Im Kamin
knisterte ein schwaches
Feuer aus bräunlichen
Kohlen. Sechs Wochen
vorher, Anfang November,
waren die nackten
Tatsachen über Dreyfus'
Verhaftung an die Presse

durchgesickert:

*Hochverrat. Verhaftung
des jüdischen Offiziers A.
Dreyfus.* Die Menschen
warteten gierig auf
Nachrichten darüber, was
er sich hatte zuschulden
kommen lassen und was
die Regierung mit ihm
vorhatte. Ich war selbst
neugierig. Mercier bot mir
einen Stuhl an und spielte

dann sein Lieblingsspiel:
mich warten zu lassen,
während er sich über
irgendein Dokument
beugte und Anmerkungen
an den Rand kritzelte und
mir dabei ausgiebig
Gelegenheit bot, die kurz
geschorenen, schütterten
Haare auf seinem
schmalen Schädel zu
betrachten und darüber

nachzusinnen, welche Intrigen und Geheimnisse sich wohl darunter verbargen. Schließlich legte er den Stift zur Seite. »Also, nur noch einmal zur Sicherheit: Seit seiner Verhaftung waren Sie in keiner Weise an den Ermittlungen gegen Dreyfus beteiligt, richtig?«

»Richtig, Herr Minister.«

»Und Sie haben weder mit Oberst du Paty noch Oberst Sandherr oder Major Henry über den Fall gesprochen?«

»So ist es.«

In der folgenden Pause schaute mich Mercier durch seine Augenschlitze scharf an. »Ich höre, Sie sind literarisch interessiert.«

Ich zögerte. So ein Eingeständnis konnte einen die Beförderung kosten. »In gewissem Maße, ja. Privat, Herr General. Ich interessiere mich für alle Arten von Kunst, das stimmt.«

»Kein Grund, sich dessen zu schämen, Herr Major. Ich brauche ganz einfach jemand, der einen Bericht

für mich schreiben kann,
der mehr enthält als nur
die nackten Tatsachen.
Können Sie das?«

»Ich hoffe schon. Das
hängt natürlich davon ab,
worum es geht.«

»Erinnern Sie sich noch
daran, was Sie in diesem
Büro kurz vor Dreyfus'
Verhaftung gesagt
haben?«

»Ich bin mir nicht sicher, was Sie meinen, Herr General.«

»Sie wollten von Oberst du Paty wissen, was geschehen würde, wenn Dreyfus nicht gesteht. Ich habe mir das damals notiert. Das war eine gute Frage. *Was passiert, wenn Dreyfus nicht gesteht?* Oberst du Paty hat uns

versichert, dass dieser Fall nicht eintreten würde. Aber jetzt stellt sich heraus, dass er es doch nicht getan hat, obwohl er schon seit zwei Monaten in Haft ist. Im Vertrauen, Herr Major, ich sehe mich getäuscht.«

»Das kann ich verstehen.« Armer alter du Paty, dachte ich. Es fiel

mir schwer, keine Miene
zu verziehen.

»Nächste Woche muss
sich Hauptmann Dreyfus
vor dem Kriegsgericht
verantworten, und
dieselben Leute, die mir
versichert haben, dass er
gestehen würde,
versprechen mir mit der
gleichen Bestimmtheit,
dass er schuldig

gesprochen wird. Aber
inzwischen bin ich
vorsichtiger geworden,
verstehen Sie?«

»Durchaus.«

»Die Regierung wird bei
lebendigem Leib geröstet,
wenn der Prozess in die
Hose geht. Schauen Sie
sich doch die Zeitungen
an. Der Fall wird vertuscht,
weil der Offizier Jude ist,

heißt es da. Also, ich will Folgendes von Ihnen.« Er stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch und sprach sehr leise und bestimmt weiter. »Ich will, Major Picquart, dass Sie in meinem Auftrag an jedem Tag im Gerichtssaal sitzen und mir jeden Abend Bericht erstatten. Und ich will mehr als das Übliche:

Er hat dies gesagt, er hat
das gesagt – das liefert mir
jeder Sekretär, der
Stenografie kann. Ich will
die Essenz, den Kern der
Sache.« Er rieb Daumen
und Zeigefinger
aneinander. »Beschreiben
Sie es wie ein
Schriftsteller. Erzählen Sie
mir, wie sich die
Anklagevertreter anhören.

Schauen Sie sich die Richter an, studieren Sie die Zeugen. Ich kann nicht selbst in den Gerichtssaal. Es würde gleich heißen, da läuft ein politischer Prozess ab. Sie sind meine Augen und Ohren. Können Sie das für mich tun?«

»Ja, Herr General«, sagte ich. »Es wäre mir eine Ehre.«

Ich schaffte es, Merciers Büro mit angemessen ernstem Gesichtsausdruck zu verlassen. Doch als ich den Treppenabsatz erreichte, tippte ich mit einem Finger an die Uniformmütze und grüßte Napoleons Gemälde. Ein persönlicher Auftrag vom Kriegsminister! Aber nicht nur das – ich sollte seine

Augen und Ohren sein! Mit einem breiten Lächeln auf den Lippen ging ich die Marmorstufen hinunter.

Dreyfus' erster Verhandlungstag vor dem Kriegsgericht war für Mittwoch, den 19. Dezember angesetzt. Der Prozess fand im alten Militärgericht statt, einem düsteren alten Gebäude

direkt gegenüber dem
Gefängnis Cherche-Midi,
und sollte drei oder vier
Tage dauern. Ich hoffte
sehr, dass er bis
Samstagabend beendet
sein würde, da ich Karten
für die Salle d'Harcourt
hatte, wo Monsieur
Debussy *Prélude à
l'après-midi d'un faune*
zum ersten Mal öffentlich

aufgeführt werden sollte.

Ich machte mich schon früh auf den Weg zum Gerichtsgebäude.

Trotzdem hatte ich einige Mühe, mich durch den überfüllten Vorraum zu drängeln. Major Henry war die erste mir bekannte Person, die ich traf. Als er mich sah, zuckte sein Kopf überrascht in die Höhe.

»Major Picquart! Was machen Sie hier?«

»Der Minister hat mich gebeten, als sein Beobachter an der Verhandlung teilzunehmen.«

»Um Gottes willen, tatsächlich?« Henry zog eine Schnute. »Na, wem da nicht gleich vor Stolz die Brust schwillt, was? Sie

sind also sein Spitzel.
Dann müssen wir
demnächst ja mächtig
aufpassen, wenn Sie in der
Nähe sind!« Es sollte sich
anhören, als würde er
einen Scherz machen,
aber ich merkte, dass er
beleidigt war. Von diesem
Augenblick an begegnete
er mir stets mit Argwohn.
Ich wünschte ihm viel

Glück und ging die
Steintreppe zum
Gerichtssaal im ersten
Stock hinauf.

Das Gebäude war ein
ehemaliges Nonnenkloster
mit niedrigen, wuchtigen
Bogentüren und grob
verputzten, weiß
getünchten Wänden, in die
kleine Nischen für Ikonen
eingelassen waren. Der für

die Anhörung vorgesehene Raum war kaum größer als ein Klassenzimmer. Er war schon überfüllt – mit Journalisten, Gendarmen, Soldaten und jenen eigentümlichen Mitgliedern der Öffentlichkeit, die zum Zeitvertreib Gerichtsverhandlungen besuchten. Ganz hinten auf einem Podest, das

unter einem Gemälde der
Kreuzigung Christi
aufgebaut worden war,
stand ein langer, mit
grünem Fries bezogener
Tisch für die Richter. Vor
die Fenster hatte man
Teppiche an die Wände
genagelt – ob zum Schutz
vor der Dezemberkälte
oder vor neugierigen
Blicken, konnte ich nie

herausfinden. Jedenfalls
schufen sie eine
klaustrophobische und
seltsam bedrohliche
Atmosphäre. Vor dem
Richtertisch stand ein
einfacher Holzstuhl für den
Angeklagten, dahinter
standen nebeneinander
zwei kleine Schreibtische
für den Verteidiger und
den Anklagevertreter. Ein

Stuhl schräg hinter den Richtern war für mich reserviert. Für die Prozessbesucher gab es keine Stühle, sie mussten sich mit Stehplätzen entlang den Wänden begnügen. Ich zog Notizbuch und Stift aus der Tasche, setzte mich und wartete. Plötzlich drängte sich du Paty mit General

Gonse im Schlepptau in den Raum. Sie nahmen den Ort der Handlung in Augenschein und gingen dann wieder.

Kurze Zeit später erschienen die Hauptakteure. Maître Edgar Demange, Dreyfus' Anwalt, machte mit seiner schwarzen Robe und der zylinderförmigen,

schwarzen Haube zwar
einen exotischen Eindruck,
war aber sonst der
Inbegriff eines
stumpfsinnigen Bauern in
den Fünfzigern mit
breitem, glatt rasiertem
Gesicht und zerzausten,
strähnigen Koteletten. Der
Anklagevertreter hieß
Brisset, war dünn wie ein
Strich und trug die Uniform

eines Majors. Und schließlich die sieben Militärrichter, ebenfalls in Uniform: ein Oberst, drei Majore und zwei Hauptleute sowie der Vorsitzende des Gerichts, Oberst Émilien Maurel, eine runzelige und kränklich aussehende ältere Gestalt. Später erfuhr ich, dass er unter

Hämorrhoiden litt. Er nahm
den Platz in der Mitte des
langen Tisches ein.
»Bringen Sie den
Angeklagten herein!«,
sagte er mit gereizter
Stimme.

Alle Blicke wanderten
zum anderen Ende des
Raums, die Tür öffnete
sich, und er kam herein.
Durch den langen

Bewegungsmangel ging er leicht gebückt. Vor Erschöpfung und wegen der Dunkelheit in seiner Zelle war die Haut grau geworden. Die schlechte Verpflegung hatte ihn abmagern lassen. In zehn Wochen war er um zehn Jahre gealtert. Dennoch reckte er, als er in Begleitung eines Leutnants

der Republikanischen
Garde durch den Raum
ging, trotzig den Kopf in
die Höhe. Ich bemerkte
sogar einen Anflug von
hoffnungsvoller Erwartung
in seinem Gang. Vielleicht
war Merciers Sorge
berechtigt. *Ganz*
Grandseigneur, notierte
ich. *Ungeduldig, kann es*
gar nicht erwarten. Vor

Oberst Maurel blieb er stehen und salutierte.

Maurel räusperte sich und sagte: »Ihr Name?«

»Alfred Dreyfus.«

»Geburtsort?«

»Mülhausen.«

»Alter?«

»Fünfunddreißig.«

»Sie dürfen sich setzen.«

Dreyfus ließ sich auf seinem Platz nieder. Er

nahm seine Mütze ab und legte sie unter den Stuhl. Dann rückte er seinen Kneifer zurecht und sah sich um. Ich saß genau in seinem Blickfeld. Fast sofort schaute er mir ins Gesicht. Ich erwiderte den Blick bestimmt eine halbe Minute lang. Was da in seinem Gesichtsausdruck lag? Ich konnte es nicht

sagen. Aber wenn ich jetzt den Blick abwandte, das spürte ich, dann wäre das ein Eingeständnis, dass ich ihm übel mitgespielt hatte. Also hielt ich seinem Blick stand.

Schließlich war es der Vertreter der Anklage, Brisset, der unseren Wettkampf beendete. Gleichzeitig wandten wir

den Blick wieder ab, als er
aufstand und das Wort
ergriff. »Herr Vorsitzender,
in Anbetracht der sensiblen
Natur des Falles stellen wir
den Antrag, die
Verhandlung unter
Ausschluss der
Öffentlichkeit
durchzuführen.«

Sofort stand auch
Demange auf. »Herr

Vorsitzender, wir erheben
entschieden Einspruch.
Mein Mandant hat das
Recht auf die gleiche
Behandlung wie jeder
andere Angeklagte.«

»Herr Vorsitzender, unter
normalen Umständen hätte
niemand etwas dagegen
einzuwenden. Aber die
Beweisführung gegen
Hauptmann Dreyfus

beinhaltet zwangsläufig
wichtige Belange der
nationalen Sicherheit.«

»Bei allem gebotenen
Respekt, der einzige
tatsächliche *Beweis* gegen
meinen Mandanten
besteht aus einem
einzigem Blatt Papier mit
einem handschriftlichen
Text von strittiger Herkunft
...«

Im Raum war
überraschtes Gemurmel
zu hören. Maurel brachte
es mit seinem
Richterhammer zum
Verstummen. »Maître
Demange! Ich bitte Sie!
Sie sind ein zu erfahrener
Anwalt, als dass dieses
Manöver entschuldbar
wäre. Das Gericht vertagt
sich, bis es eine

Entscheidung getroffen
hat. Bringen Sie den
Angeklagten zurück in
seine Zelle.«

Dreyfus wurde wieder
abgeführt. Danach
verließen die Richter den
Raum. Demange schien
mit seiner ersten
Konfrontation zufrieden zu
sein. Wie ich Mercier
später warnte, hatte

Demange, egal wie das Gericht entschied, der Öffentlichkeit auf geschickte Weise mitgeteilt, dass die Anklage auf wackeligen Beinen stand.

Fünfzehn Minuten später kehrten die Richter zurück. Maurel ordnete an, Dreyfus aus seiner Zelle zu holen. Er wurde wieder zu

seinem Platz geführt. Nach wie vor machte er einen gelassenen Eindruck. »Wir haben die Frage eingehend erörtert«, sagte Maurel. »Der vorliegende, höchst ungewöhnliche Fall berührt gewichtigste und sensibelste Belange der nationalen Sicherheit, die keine Vorsichtsmaßnahme zu streng erscheinen

lassen. Deshalb entscheidet das Gericht, dass alle Zuschauer sofort auszuschließen sind und die Verhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit fortgesetzt wird.« Der Unmut und die Enttäuschung der Zuschauer äußerten sich in lautem Stöhnen. Demange wollte Einspruch erheben,

wurde aber von Maurels
Richterhammer sofort in
die Schranken gewiesen.
»Nein, Maître Demange!
Meine Entscheidung steht
fest. Ich werde nicht mit
Ihnen diskutieren.
Gerichtsdienner, räumen
Sie den Saal!«

Demange ließ sich auf
seinen Stuhl fallen. Er
schaute grimmig. Es

dauerte kaum zwei Minuten, dann hatten die Gendarmen die Presseleute und die Zuschauer aus dem Raum geführt. Nachdem der Gerichtsdienster die Tür geschlossen hatte, herrschte sofort eine völlig andere, eine gedämpfte Atmosphäre. Wir schienen von der Welt jenseits der

verhängten Fenster
abgeschnitten zu sein. Nur
dreizehn Personen waren
noch im Raum: Dreyfus,
sein Verteidiger, der
Anklagevertreter, die
sieben Richter, der
Gerichtsdienner Vallecalle,
ein Polizeibeamter und ich.

»Gut«, sagte Maurel.
»Beginnen wir mit der
Beweisaufnahme.

Angeklagter, stehen Sie bitte auf. Monsieur Vallecalle, verlesen Sie die Anklageschrift ...«

.

An den nächsten drei Nachmittagen eilte ich nach Ende jeder Sitzung die Treppe hinunter, ignorierte die Fragen der Journalisten und trat

hinaus in die winterliche
Abenddämmerung, um mit
schnellen Schritten auf den
vereisten Trottoirs die
exakt
siebenhundertzwanzig
Meter – ich habe jedes Mal
die Schritte gezählt – von
der Rue du Cherche-Midi
bis zum Hôtel de Brienne
zurückzulegen.

»*Major Picquart für den*

Kriegsminister ...«

Meine Berichte an den Minister folgten immer dem gleichen Muster. Mercier hörte aufmerksam zu. Er stellte ein paar knappe, sachbezogene Fragen. Danach schickte er mich zu Boisdeffre, dem ich alles noch einmal erzählte. Boisdeffre, der gerade erst vom Begräbnis

von Zar Alexander III. aus
Moskau zurückgekehrt war
und dessen erlauchter
Kopf sicherlich noch vollauf
mit russischer Politik
beschäftigt war, ließ mich
höflicherweise und
meistens kommentarlos
bis zu Ende erzählen. Von
Boisdeffre brachte mich
eine Kutsche des
Kriegsministeriums zum

Elysée-Palast. Dort
unterrichtete ich den
Präsidenten der Republik
persönlich, den
schwermütigen Jean
Casimir-Perier – eine
unangenehme Aufgabe, da
der Präsident seinen
Kriegsminister schon lange
im Verdacht hatte, hinter
seinem Rücken zu
intrigieren. Tatsächlich war

Casimir-Perier zu jener Zeit selbst eine Art Gefangener – abgeschnitten in seinen vergoldeten Wohnungen, übergeben von seinen Ministern, beschränkt auf eine rein zeremonielle Rolle. Seine Verachtung für die Armee machte er dadurch deutlich, dass er mir kein einziges Mal eine

Sitzgelegenheit anbot.
Meinen Bericht begleitete
er mit sarkastischen
Bemerkungen und
ungläubigem Schnauben.
»Mein Gott, das Libretto
einer komischen Oper!«

Insgeheim teilte ich seine
Bedenken, und sie
verstärkten sich im Laufe
der Woche. Die Zeugen
am ersten Tag waren die

sechs Schlüsselfiguren bei der Erstellung der Anklage gegen Dreyfus: Gonse, Fabre und d'Aboville, Henry, Gribelin und du Paty. Gonse erläuterte, wie leicht Dreyfus sich Zugang zu den geheimen Dokumenten habe verschaffen können, die zusammen mit dem Bordereau übergeben

worden seien. Fabre und d'Aboville schilderten sein verdächtiges Benehmen während seiner Dienstzeit in der Vierten Abteilung. Henry bezeugte die Echtheit des Bordereaus als ein aus der deutschen Botschaft stammendes Beweismittel. Gribelin, der sich auf von Guénée zusammengestellte

Polizeiberichte stützte,
zeichnete Dreyfus als
Frauenhelden und Spieler,
was ich offen gestanden
für unglaublich hielt.
Aber auch du Paty
beharrte darauf, Dreyfus
sei trotz seines ziemlich
korrekten Äußeren eine
von animalischen Trieben
gesteuerte Kanaille –
Abschaum (Dreyfus

schüttelte an dieser Stelle nur den Kopf). Du Paty beschuldigte den Angeklagten zudem, dass er während des Diktats bewusst seine Schrift verstellt habe – ein Vorwurf, der allerdings schwer ins Wanken geriet. Als Demange ihm nämlich Proben von Dreyfus' Handschrift zeigte und ihn

bat, auf die Stellen zu zeigen, wo diese Übergänge zu sehen seien, war du Paty nicht dazu in der Lage. Alles in allem keine eindrucksvolle Vorstellung.

Als Mercier mich nach meinem ersten Bericht fragte, wie ich die Chancen der Klage beurteilte, druckste ich herum. »Also

los, Herr Major«, sagte er sanft. »Ihre aufrichtige Meinung, bitte. Deshalb habe ich Sie da reingeschickt.«

»Nun ja, Herr Minister, meiner aufrichtigen Meinung nach sind das alles nur Indizien. Wir haben jenseits aller Zweifel dargelegt, dass Dreyfus der Verräter sein *könnte*.

Aber wir haben nicht zweifelsfrei bewiesen, dass er es auch *war*.«

Mercier knurrte, gab aber keinen weiteren Kommentar ab. Als ich jedoch am nächsten Morgen zum zweiten Tag der Beweisaufnahme im Gerichtsgebäude erschien, wartete dort Henry schon auf mich.

»Wie ich höre, haben Sie dem Minister erzählt, dass unser Fall auf wackeligen Beinen steht«, sagte er in vorwurfsvollem Ton.

»Und, ist dem nicht so?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Jetzt seien Sie nicht gleich beleidigt, Major Henry. Auch eine?« Ich bot ihm eine Zigarette an, die er widerwillig annahm,

zündete ein Streichholz an
und hielt es ihm zuerst hin.
»Ich habe nicht gesagt, auf
wackeligen Beinen,
sondern nur, dass er nicht
konkret genug ist.«

»Mein Gott«, sagte Henry
und blies zusammen mit
einem frustrierten Seufzer
eine dünne Rauchsäule in
die Luft. »Sie haben leicht
reden. Wenn Sie wüssten,

was wir an konkreten
Beweisen gegen dieses
Schwein in der Hand
haben. Wir haben sogar
den Brief eines
ausländischen
Geheimdienstoffiziers, in
dem er ihn als den
Verräter identifiziert – nicht
zu glauben, was?«

»Dann benutzen Sie ihn.«

»Wie denn? Damit

würden wir unsere
geheimsten Quellen
preisgeben. Das würde
mehr Schaden anrichten,
als Dreyfus ohnehin schon
angerichtet hat.«

»Selbst bei einer
Verhandlung hinter
verschlossenen Türen?«

»Seien Sie nicht so
blauäugig, Picquart! Eines
Tages wird jedes in diesem

Raum gesprochene Wort
durchsickern.«

»Nun, dann weiß ich auch
nicht, was ich Ihnen raten
soll.«

Henry zog heftig an
seiner Zigarette. Er
schaute sich um, ob wir
auch nicht belauscht
wurden, ehe er sich wieder
an mich wandte. »Was
würden Sie sagen, wenn

ich gleich in den
Gerichtssaal ginge und
einfach ein bisschen was
von dem erzähle, was wir
an Beweisen in den Akten
haben?«

»Aber Sie haben Ihre
Aussage schon gemacht.«

»Ich könnte doch noch
einmal aufgerufen
werden.«

»Unter welchem

Vorwand?«

»Könnten Sie Oberst Maurel nicht einen kleinen Hinweis geben?«

»Welchen Grund könnte ich ihm nennen?«

»Ich weiß nicht. Wir finden schon etwas.«

»Mein lieber Henry, ich bin hier, um den Prozess zu beobachten, nicht um mich einzumischen.«

»Na schön«, sagte Henry bitter. Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette, ließ sie dann auf den Fliesenboden fallen und trat sie mit der Stiefelspitze aus. »Dann mache ich es selbst.«

Der Morgen des zweiten Tages gehörte einer Parade von Offizieren aus dem Generalstab. Sie

standen Schlange, um
ihren früheren Kameraden
vor dessen Augen zu
verleumden. Sie
schilderten einen Mann,
der auf ihren
Schreibtischen
herumschnüffelte, der
privaten Kontakt
verweigerte, der sich
immer benahm, als wäre
er ihnen geistig überlegen.

Einer behauptete, Dreyfus habe ihm erzählt, dass es ihm egal sei, ob das Elsass unter deutscher Besatzung stehe, er sei Jude, Juden hätten kein eigenes Land, wechselnde Landesgrenzen seien ihnen gleichgültig. Während all dieser Aussagen verriet Dreyfus' Gesicht keinerlei Regung.

Man hätte glauben
können, er sei stocktaub
oder hörte absichtlich nicht
zu. Aber hin und wieder
hob er die Hand, weil er
etwas sagen wollte.
Gelassen korrigierte er
dann mit seiner
ausdruckslosen Stimme
eine Behauptung: dieser
Teil der Aussage sei
falsch, weil er damals gar

nicht in der Abteilung gearbeitet habe; jene Darstellung sei nicht korrekt, weil er dem genannten Herrn nie begegnet sei. Er schien keinerlei Zorn zu verspüren. Er war ein Roboter. Einige Offiziere brachten das eine oder andere zu seiner Verteidigung vor. Mein

alter Freund Mercier-Milon
beschrieb ihn als einen
loyalen und
gewissenhaften Soldaten.
Hauptmann Tocanne, der
mit Dreyfus meine
Topografie-Vorlesungen
besucht hatte, sagte, er
sei eines Verbrechens
nicht fähig.

Und dann verkündete zu
Beginn der

Nachmittagssitzung einer
der Richter, Major Gallet,
er habe das Gericht auf
einen wichtigen
Sachverhalt hinzuweisen.
Nach seinen
Erkenntnissen, sagte er
ernst, habe es schon vor
Beginn der Ermittlungen im
Oktober gegen Dreyfus
Untersuchungen wegen
eines mutmaßlichen

Landesverrätters im
Generalstab gegeben.
Falls dem so sei, bedauere
er, dass diese Tatsache
dem Gericht vorenthalten
worden sei. Er schlug vor,
die Angelegenheit sofort zu
klären. Oberst Maurel war
einverstanden und
beauftragte den
Gerichtsdienner, Major
Henry erneut in den

Zeugenstand zu rufen. Ein paar Minuten später erschien der scheinbar verlegene Henry. Als hätte man ihn gerade aus einer Bar gezerrt, knöpfte er sich noch beim Betreten des Raums den Uniformrock zu. Ich notierte mir die Zeit: 2 Uhr 35.

Demange hätte

Einspruch gegen einen zweiten Aufruf von Henry erheben können. Aber Henry, der barhäuptig vor den Richtern stand und nervös an seiner Uniformmütze herumzupfte, spielte seine Rolle als widerwilliger Zeuge derart virtuos, dass Demange wohl darauf spekulierte, Henrys

Aussage werde zu
Dreyfus' Vorteil sein.

»Major Henry, das
Gericht wurde darüber
unterrichtet, dass Ihre
gestrige Zeugenaussage
nicht umfassend war«,
sagte Maurel streng. »Sie
haben es versäumt, uns
über eine frühere
Untersuchung bezüglich
eines Spions im

Generalstab zu
informieren. Ist das
korrekt?«

»Das stimmt, Herr
Vorsitzender«, murmelte
Henry.

»Sprechen Sie lauter,
Herr Major! Wir können Sie
nicht verstehen!«

»Ja, das stimmt«, sagte
Henry laut. Er schaute zu
den Richtern auf. In

seinem Blick lag eine Art trotziger Rechtfertigung. »Ich wollte nicht mehr geheime Informationen preisgeben als unbedingt notwendig.«

»Dann erzählen Sie uns jetzt die Wahrheit, wenn ich bitten darf.«

Henry seufzte und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Also gut, wenn

das Gericht darauf besteht«, sagte er. »Es war im März dieses Jahres. Eine ehrenwerte Person – eine sehr ehrenwerte Person – informierte uns darüber, dass ein Spion aus dem Generalstab Geheimnisse an eine fremde Macht weitergibt. Im Juni wiederholte er die

Warnung mir gegenüber
persönlich, und diesmal
erzählte er Details.« Henry
hielt inne.

»Weiter, Herr Major.«

»Er sagte, dass der
Verräter in der Zweiten
Abteilung sitzt.« Henry
drehte sich um und zeigte
auf Dreyfus. »Der Verräter
ist dieser Mann!«

Die Beschuldigung

explodierte in dem kleinen Raum wie eine Granate. Dreyfus, der bislang eine fast unmenschliche Ruhe ausgestrahlt hatte, sprang auf, um gegen die hinterhältige Attacke zu protestieren. Sein blasses Gesicht bebte vor Zorn. »Herr Vorsitzender, ich verlange, den Namen dieses Informanten zu

erfahren!«

Maurel schlug mit seinem Hammer auf den Tisch. »Angeklagter, setzen Sie sich!«

Demange packte seinen Mandanten am Rücken des Uniformrocks und versuchte ihn auf den Stuhl ziehen. »Überlassen Sie das mir, Herr Hauptmann«, hörte ich ihn

flüstern. »Dafür bezahlen Sie mich.« Widerwillig setzte sich Dreyfus. Demange stand auf. »Herr Vorsitzender, das ist eine Aussage auf Hörensagen«, sagte er. »Ein Anschlag auf das Recht. Die Verteidigung fordert mit Nachdruck, dass dieser Informant aufgerufen wird, damit er ins Kreuzverhör

genommen werden kann.
Sonst hat nichts von dem
eben Gesagten
irgendeinen juristischen
Wert. Herr Major, Sie
müssen uns zumindest
den Namen dieses
Mannes nennen.«

Henry schaute ihn
geringschätzig an.
»Offensichtlich verstehen
Sie nichts von

Geheimdiensttätigkeit,
Maître Demange!« Er
schwenkte seine Mütze.
»Im Kopf eines Offiziers
befinden sich
Geheimnisse, von denen
nicht einmal seine Mütze
etwas wissen darf!«

Dreyfus sprang wieder
auf. »Das ist
ungeheuerlich!« Wieder
rief Maurels

Richterhammer ihn zur
Ordnung.

»Major Henry«, sagte
Maurel. »Wir verlangen
nicht, dass Sie den Namen
nennen, aber versichern
Sie bei Ihrer Ehre, dass es
sich bei dem
verräterischen Offizier um
Hauptmann Dreyfus
handelt?«

Henry hob langsam die

Hand und zeigte mit
seinem dicken,
stummelartigen Zeigefinger
auf das Bild Christi über
den Köpfen der Richter.
Mit der inbrünstigen
Stimme eines Priesters
verkündete er: »Ich
schwöre es!«

.

Am Abend schilderte ich

Mercier den Wortwechsel.

»Das hört sich ja ziemlich dramatisch an«, sagte er.

»Ich glaube, man kann mit Sicherheit sagen, sollte Major Henry jemals aus der Armee ausscheiden, dass ihn die Comédie-Française mit Handkuss nimmt.«

»Und, hatte seine Zeugenaussage den

erwünschten Effekt?«

»Was das Theatralische angeht, war das erste Klasse. Ob das auch nach juristischen Maßstäben gilt, ist eine andere Frage.«

Der Minister ließ sich tief in seinen Sessel zurücksinken und legte die Fingerspitzen aneinander. Er grübelte. »Welche Zeugen sind morgen

dran?«

»Am Vormittag der
Schriftsachverständige
Bertillon, am Nachmittag
Zeugen der Verteidigung,
die Dreyfus' guten
Charakter beglaubigen
sollen.«

»Wer?«

»Freunde der Familie –
ein Geschäftsmann, ein
Arzt, der Oberrabbiner von

Paris ...«

»Großer Gott!«, rief
Mercier. Das war das erste
Mal, dass er in meiner
Gegenwart Emotionen
zeigte. »Das ist doch
absurd! Können Sie sich
vorstellen, dass die
Deutschen einen
derartigen Zirkus zulassen
würden? Der Kaiser würde
einen Verräter in seiner

Armee einfach an die Wand stellen lassen!« Er stand ruckartig auf und ging zum Kamin. »Das ist genau einer der Gründe, warum wir 70 verloren haben. Diese *radikale Härte*, die geht uns völlig ab.« Er nahm den Schürhaken und stocherte erbittert in den Kohlen herum. Orange Funken

wirbelten in den
Rauchfang. Ich wusste
nicht, was ich darauf
antworten sollte, also hielt
ich den Mund. Ich muss
einräumen, dass ich sein
Dilemma verstehen
konnte. Er kämpfte eine
Schlacht auf Leben und
Tod, konnte aber seine
besten Truppen nicht
einsetzen. Er schaute

immer noch in die
Flammen, und erst nach
einer Weile sprach er mit
ruhiger Stimme weiter.
»Oberst Sandherr hat eine
Akte für das Kriegsgericht
zusammengestellt. Ich
habe sie gesehen.
Boisdeffre auch. Sie
beweist zweifelsfrei das
Ausmaß der von Dreyfus
begangenen Verbrechen.

Was soll ich Ihrer Meinung nach damit anstellen?«

»Zeigen Sie sie dem Gericht«, sagte ich, ohne zu zögern.

»Das geht nicht – dann müssten wir sie auch Dreyfus zeigen. Wir könnten sie vielleicht den Richtern zeigen, vertraulich, damit sie erkennen, womit wir es

hier zu tun haben.«

»Dann würde ich das tun.«

Er schaute mich über die Schulter an. »Obwohl das gegen alle rechtlichen Verfahrensregeln verstößt?«

»Ich kann nur sagen, wenn Sie es nicht tun, dann laufen Sie Gefahr, dass er freigesprochen

wird. Unter diesen Umständen würde mancher sogar sagen, es ist Ihre Pflicht.«

Ich erzählte ihm, was er hören wollte. Nicht dass das den Ausschlag gegeben hätte. Er hätte es sowieso getan. Als ich ging, stocherte er immer noch im Feuer herum.

Am nächsten Morgen

machte Bertillon seine Aussage. Er betrat den Raum mit einem Stapel Tabellen und Handschriftenproben, die er an die Richter, Verteidiger und Ankläger verteilte. Er baute eine Staffelei mit einem komplizierten Schaubild voller Pfeile auf. »Zwei Schriftsachverständige

behaupten, dass Dreyfus
den Bordereau
geschrieben hat«, sagte
er. »Zwei verweisen auf
Unstimmigkeiten und
schließen daraus, dass er
es nicht geschrieben hat.
Ich werde jetzt die beiden
unterschiedlichen
Standpunkte
zusammenführen, Herr
Vorsitzender.«

Er ging ständig in dem beengten Raum hin und her, düster und behaart, wie ein kleiner Affe in einem Käfig. Er sprach sehr schnell. Gelegentlich zeigte er auf das Schaubild.

»Meine Herren, Sie werden sehen, dass ich ein Raster aus senkrechten und horizontalen Linien im

Abstand von jeweils fünf Millimetern über den Bordereau gelegt habe. Was sehen wir? Wir sehen, dass Wörter, die zweimal auftauchen – Manöver, Modifizierung, Anordnung, Abschriften –, alle innerhalb eines Millimeters in exakt dem gleichen Teil der von mir aufgezeichneten Quadrate

beginnen. Die Wahrscheinlichkeit, dass das bei einem der Wörter der Fall ist, liegt bei eins zu fünf. Die Wahrscheinlichkeit, dass

das bei allen Wörtern der Fall ist, bei sechzehn zu zehntausend. Die Wahrscheinlichkeit, dass

das bei allen anderen von mir untersuchten Wörtern

der Fall ist, bei eins zu einer Million! Folgerung: Das ist bei einem unbefangenen geschriebenen Schriftstück unmöglich. Folgerung: Der Bordereau ist gefälscht.

Frage: Wer hat ihn gefälscht und warum?
Antwort: Schauen Sie sich noch einmal die mehrsilbigen Wörter an,

die im Bordereau zweimal
vorkommen – Manöver
und Modifizierung
beispielsweise. Wenn Sie
das eine Wort über das
andere legen, sehen Sie,
dass die Anfänge
deckungsgleich sind, die
Enden aber nicht. Aber
wenn Sie das Wort, das im
Text zuerst auftaucht,
eineinviertel Millimeter

nach rechts schieben,
dann sind die Enden auch
deckungsgleich. Die
Handschriftenproben von
Alfred Dreyfus, die mir
vom Kriegsministerium zur
Verfügung gestellt wurden,
weisen exakt die gleichen
Besonderheiten auf! Und
was die Unterschiede
zwischen der Handschrift
des Angeklagten und der

im Bordereau betrifft, am
offensichtlichsten beim
kleinen o und dem Doppel-
s, können Sie sich mein
Erstaunen vorstellen, als
ich herausfand, dass
genau die gleichen
Buchstabenausformungen
auch in Briefen
auftauchen, die von der
Ehefrau des Angeklagten
und dessen Bruder

geschrieben wurden! Fünf
Millimeter

Gitternetzstruktur, zwölf
Komma fünf Zentimeter
Schablonengröße,

eineinviertel Millimeter

Überlappung. Immer das
Gleiche – immer – immer!

Abschließende Folgerung:

Um nicht entlarvt zu
werden, fälschte Dreyfus
die eigene Handschrift,

indem er sie durch Buchstabenausformungen modifizierte, die er von Familienmitgliedern übernahm!«

Dreyfus unterbrach ihn. »Der Bordereau muss also von mir stammen, weil die Schrift meiner ähnelt und sie ihr gleichzeitig nicht ähnelt?«

»Exakt!«

»Wie soll man Sie dann
jemals widerlegen?«

Ein guter Punkt. Ich
musste ein Lächeln
unterdrücken. Auch wenn
Bertillon auf Dreyfus und
zugegebenermaßen auch
auf mich wie ein
Hochstapler gewirkt hatte,
so konnte ich doch sehen,
dass er die Richter
beeindruckt hatte. Sie

waren Soldaten. Sie mochten Fakten, Schaubilder, linierte Quadrate und Worte wie Gitternetzstruktur. Eins zu einer Million! Das war etwas Statistisches, was sie begreifen konnten.

In der Mittagspause kam du Paty im Gang auf mich zu. Er rieb sich die Hände. »Scheint ganz so, dass

Bertillon bei einigen von den Richtern gut angekommen ist. Ich glaube, jetzt haben wir den Schurken endlich da, wo wir ihn haben wollen. Was werden Sie dem Minister berichten?«

»Dass mir Bertillon wie ein Wirrkopf vorkam und dass ich mir immer noch nicht sicher bin, ob die

Chancen auf eine
Verurteilung besser als
unentschieden stehen.«

»Der Minister hat mir
erzählt, dass Sie ein
Pessimist sind. Als
Außenstehender lamentiert
es sich immer leichter.«
Unter seinem Arm steckte
ein großer, brauner
Briefumschlag. Er gab ihn
mir. »Für Sie. Von General

Mercier.«

Der Umschlag war nicht schwer. Vielleicht ein Dutzend Blatt Papier. In der rechten oberen Ecke stand ein mit blauem Bleistift geschriebenes D.

»Was soll ich damit machen?«, fragte ich.

»Noch heute so diskret wie möglich dem Vorsitzenden des Gerichts

aushändigen.«

»Und was ist das?«

»Das brauchen Sie nicht zu wissen. Geben Sie es ihm einfach, Picquart, das reicht. Und versuchen Sie einmal, ein bisschen weniger defätistisch zu sein.«

Ich nahm den Umschlag mit in die Nachmittagssitzung. Ich

wusste nicht, wohin damit.
Unter meinen Stuhl?
Daneben? Ich ließ ihn
schließlich einfach auf den
Knien liegen und saß
unbehaglich da, während
die Verteidigung ihre
Leumundszeugen aufrief –
eine Handvoll Offiziere,
einen Industriellen, einen
Arzt und den Oberrabbiner
von Paris in seinem

hebräischen Gewand.
Oberst Maurel, den
e i n d e u t i g seine
Hämorrhoiden plagten,
fertigte sie barsch ab, vor
allem den Rabbiner.

»Ihr Name?«

»Dreyfuss.«

»Dreyfus? Sind Sie ein
Verwandter?«

»Nein. Dreyfuss mit zwei
s. Ich bin der Oberrabbiner

von Paris.«

»Faszinierend. Was wissen Sie über den Fall?«

»Nichts. Aber ich kenne die Familie des Angeklagten schon sehr lange, und ich halte sie für eine rechtschaffene Familie ...«

Während der gesamten Aussage des Rabbiners rutschte Maurel auf

seinem Sitz herum.
»Danke. Der Zeuge darf
wegtreten. Damit ist die
Beweisaufnahme
abgeschlossen. Morgen
hören wir die
Schlussplädoyers. Die
Sitzung ist geschlossen.
Bringen Sie den
Angeklagten zurück in
seine Zelle.«

Dreyfus nahm seine

Mütze, stand auf,
salutierte und wurde aus
dem Raum geführt. Ich
wartete, bis die Richter
sich erhoben, um das
Podium zu verlassen, und
trat dann auf Maurel zu.
»Verzeihung, Herr
Oberst«, sagte ich leise.
»Ich möchte Ihnen etwas
vom Kriegsminister
übergeben.«

Maurel schaute mich gereizt an. Er war ein kleiner, gebückter Mann mit grüngrauer Gesichtsfarbe. »Ah, richtig, Herr Major«, sagte er. »Darauf habe ich schon gewartet.« Er schob den Umschlag zwischen seine anderen Unterlagen und verließ ohne ein weiteres Wort den Raum. Als ich

mich umdrehte, bemerkte ich, dass Dreyfus' Anwalt mich musterte. Demange runzelte sie Stirn und schürzte die Lippen. Einen Augenblick lang dachte ich, er würde mich zur Rede stellen. Ich steckte mein Notizbuch ein, nickte ihm zu und ging schnurstracks an ihm vorbei.

»Ich glaube, wir haben

richtig gehandelt«, sagte Mercier, als ich ihm später davon berichtete.

»Am Ende ist es die Aufgabe der Richter, das Material zu bewerten«, sagte ich. »Sie können ihnen nur die Fakten liefern.«

»Ich brauche Sie nicht eigens daran zu erinnern, dass niemand außerhalb

unserer kleinen Gruppe
davon erfahren sollte.«
Eigentlich rechnete ich
damit, dass er mir sagen
würde, was in der Akte
stehe, stattdessen nahm
er seinen Stift und wandte
sich wieder seinen
Papieren zu. »Und
unterrichten Sie General
Boisdeffre davon, dass ich
wie abgesprochen

gehandelt habe«, fügte er nur noch hinzu.

Als ich am nächsten Morgen in die Rue du Cherche-Midi kam, hatte sich schon eine kleine Menschenmenge versammelt. Zusätzliche Gendarmen bewachten die Tore, falls es Ärger geben sollte. Im Innern des Gebäudes warteten

doppelt so viele Reporter wie üblich. Einer erzählte mir, dass man ihnen versprochen habe, sie zur Urteilsverkündung in den Gerichtssaal zu lassen. Ich drängelte mich durch die Menge und ging nach oben.

Um neun begann der letzte Verhandlungstag. Jeder der sieben Richter

erhielt ein Vergrößerungsglas, eine Kopie des Bordereaus und eine Handschriftenprobe von Dreyfus. Brisset hielt das endlose Plädoyer der Anklage. »Schauen Sie durch das Vergrößerungsglas«, sagte er zu den Richtern. »Sie werden zweifelsfrei erkennen, dass Dreyfus

den Bordereau
geschrieben hat.« Das
Gericht zog sich in die
Mittagspause zurück. Am
Nachmittag zündete ein
Diener die Gaslampen an,
und Demange begann in
der einbrechenden
Dämmerung mit der
Schlussrede für die
Verteidigung. »Wo ist der
Beweis?«, fragte er. »Nicht

der Hauch eines konkreten
Beweises verbindet
meinen Mandanten mit
dem Verbrechen.« Maurel
gab Dreyfus die
Gelegenheit für eine kurze
Stellungnahme. Er sprach
mit starr geradeaus
gerichtetem Blick. »Ich bin
Franzose und
insbesondere Elsässer: Ich
bin kein Landesverräter.«

Damit war die Sitzung beendet. Dreyfus wurde bis zur Verkündung des Urteils in einen anderen Teil des Gebäudes geführt.

Als sich die Richter zurückgezogen hatten, ging ich hinaus in den Innenhof, um der bedrückenden Atmosphäre zu entkommen. Es war kurz vor sechs und elend

kalt. Im trüben Licht der Gaslaternen stand eine Kompanie Soldaten aus der Pariser Garnison. Um diese Zeit hatten die Militärbehörden die Tore zur Straße schon geschlossen. Ich kam mir vor wie in einer belagerten Festung. Ich konnte die Menschen hinter der hohen Mauer hören, wie

sie redeten und in der Dunkelheit hin und her gingen. Ich rauchte eine Zigarette.

Reporter unterhielten sich: »Haben Sie gesehen, wie Dreyfus bei jedem zweiten Schritt gestolpert ist, als sie ihn die Treppe hinuntergeführt haben? Der jämmerliche Bursche weiß gar nicht, wo er ist.« – »Hoffentlich sind

sie rechtzeitig für die erste Ausgabe fertig.« – »Keine Angst, die wollen alle nach Hause zum Abendessen.«

Um halb sieben verkündete ein Adjutant der Richter, dass die Türen zum Gerichtsaal wieder geöffnet seien. Sofort setzte ein Ansturm auf die besten Plätze ein. Ich folgte den Reportern in

den ersten Stock. Gonse, Henry, du Paty und Gribelin standen in einer Reihe neben der Tür. Die nervöse Anspannung war ihnen anzusehen. Im Gesicht waren sie fast so weiß wie die Wand hinter ihnen. Wir nickten uns zu, aber keiner sagte ein Wort. Ich setzte mich auf meinen Platz und zückte zum

letzten Mal das Notizbuch. Es waren fast hundert Personen, die sich in dem engen Raum drängten, die aber kaum einen Laut von sich gaben. Die Stille fühlte sich an, als befände man sich unter Wasser. Ein physischer Druck lastete auf Lunge und Trommelfellen. Ich wollte unbedingt, dass das

aufhörte. Um sieben
erklang ein lauter Befehl
aus dem Gang. »Das
Gewehr über! Präsentiert
das Gewehr!« Dann
stampften Stiefel. Die
Richter mit Maurel an der
Spitze betraten im
Gänsemarsch den Raum.

»Erheben Sie sich!«

Der Gerichtsdienner
Vallecalle verlas das Urteil.

»Im Namen des französischen Volkes«, sagte er, worauf alle sieben Richter zum Salut die Hand an ihre Mütze hoben. »Das erste permanente Kriegsgericht der Militärregierung von Paris verkündet nach Verhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit in öffentlicher

Sitzung folgendes Urteil
...« Als er das Wort
schuldig aussprach, rief
jemand im Saal: »Es lebe
Frankreich!« Die Reporter
stürzten aus dem Raum.

»Maître Demange, Sie
können den Verurteilten
benachrichtigen«, sagte
Maurel.

Der Anwalt rührte sich
nicht. Er hatte den Kopf in

die Hände gelegt. Er weinte.

Ein seltsamer Lärm drang von außen herein – ein komisches Prasseln und Heulen. Erst hielt ich es für Regen und Wind. Dann erkannte ich, dass es die Menge auf der Straße war, die auf das Urteil mit Beifall und Jubel reagierte. »Nieder mit den Juden!

Tod dem jüdischen
Verräter!«

•

»Major Picquart für den
Kriegsminister ...«

An der Wache vorbei.
Durch den Innenhof. Ins
Entree. Die Treppe hoch.

Mercier stand in voller
Paradeuniform in der Mitte
seines Büros. Die Brust

war ein einziger Panzer
aus Orden und
Ehrenzeichen. Neben ihm
stand seine englische
Frau. Sie trug ein blaues
Abendkleid aus Samt und
eine Diamantenhalskette.
Die beiden sahen sehr
klein und zierlich aus, wie
ein Paar Kleiderpuppen in
einem historischen
Gemälde.

Ich war vom Laufen
außer Atem und schwitzte
trotz der Kälte. »Schuldig«,
stammelte ich keuchend.
»Lebensläng-liche
Deportation an einen
befestigten Ort.«

Madame Mercier legte
die Hand auf ihre Brust.
»Der arme Mann«, sagte
sie.

Der Minister zwinkerte

mir zu, gab aber keinen Kommentar ab. »Danke, dass Sie mir gleich Bescheid gesagt haben«, sagte er nur.

Auch Boisdeffre traf ich in seinem Büro an, ebenfalls in mit Orden bepflasterter Paradeuniform und abfahrbereit zum selben Staatsbankett im Élysée-Palast wie die Merciers.

»Wenigstens kann ich jetzt
in Ruhe zu Abend essen«
lautete seine einzige
Bemerkung.

Nach getaner Arbeit lief
ich hinaus auf die Rue
Saint-Dominique, erwischte
gerade noch eine
Droschke und schlüpfte
um halb neun in der Salle
d'Harcourt auf meinen
Platz neben Blanche de

Comminges. Ich schaute mich nach Debussy um, konnte ihn aber nirgendwo entdecken. Dann schlug der Dirigent mit dem Taktstock auf das Pult, der Flötist hob sein Instrument an die Lippen, und mit jenen ersten erlesenen, traurig widerhallenden Takten – von denen manche behaupten, sie

verkörpert die Geburt
der modernen Musik – war
Dreyfus schlagartig aus
meinen Gedanken
verschwunden.

12

Ich warte absichtlich bis zum Abend, bevor ich nach oben gehe, um mit Gribelin zu sprechen. Er schaut verwirrt, als er mich zum zweiten Mal innerhalb von zwei Tagen in der Tür stehen sieht. Ungelenk erhebt er sich von seinem

Stuhl. »Herr
Oberstleutnant?«

»Guten Abend, Gribelin.
Wenn es Ihnen recht ist,
würde ich mir gern das
Geheimdossier über
Dreyfus anschauen.«

Bilde ich mir das ein, oder
sehe ich da wie bei Lauth
einen Hauch von Panik in
seinen Augen? »Diese
spezielle Akte habe ich

leider nicht, Herr
Oberstleutnant«, sagt er.

»Dann muss sie wohl
Major Henry haben.«

»Wie kommen Sie
darauf?«

»Als ich die Abteilung
übernommen habe, hat
Oberst Sandherr mir
gesagt, wenn ich
irgendwelche Fragen zu
der Dreyfus-Akte hätte,

dann solle ich mich an Henry wenden. Daraus habe ich geschlossen, dass er sie aufbewahrt.«

»Nun ja, dann wird das wohl so sein, wenn *Oberst Sandherr* das gesagt hat ...« Gribelin verstummt. Dann fährt er hoffnungsvoll fort: »Ich frage mich, Herr Oberstleutnant ... da Henry ja nun einmal in

Urlaub ist ... ob es nicht besser wäre, wenn wir einfach warten, bis er wieder zurück ist?«

»Ganz und gar nicht. Er kommt erst in ein paar Wochen zurück, und ich brauche die Akte sofort.« Ich mache eine Pause und warte, dass er sich in Bewegung setzt. »Was ist, Monsieur Gribelin?« Ich

strecke meine Hand aus.
»Sie haben doch sicherlich
die Schlüssel zu seinem
Büro.«

Ich spüre, dass er am
liebsten lügen würde. Aber
damit würde er den
direkten Befehl eines
Vorgesetzten missachten.
Und das ist ein Akt der
Rebellion, zu dem Gribelin
von Natur aus unfähig ist –

im Gegensatz zu Henry.
»Nun ja, wir können ja mal
nachschaauen ...«, sagt er,
schließt die untere rechte
Schublade seines
Schreibtischs auf und
nimmt seinen dicken
Schlüsselbund heraus.
Zusammen gehen wir nach
unten.

Von Henrys Büro schaut
man hinunter auf die Rue

de l'Université. Der Geruch
von den Abwasserkanälen
kommt mir in dem
ungelüfteten Raum
strenger vor. Eine große
Fliege knallt immer wieder
wie verrückt gegen die
schlierige Fensterscheibe.
Schreibtisch, Stuhl, Tresor,
Aktenschrank, viereckiger,
dünner, brauner Teppich:
die Standard-

Büroeinrichtung im
Kriegsministerium. Die
einzigsten persönlichen
Dinge sind eine
geschnitzte Holztabakdose
in Form eines Hundekopfs
auf dem Schreibtisch, ein
ausgesprochen
scheußlicher deutscher
Regimentsbierkrug auf
dem Fensterbrett und eine
Fotografie von Henry und

einigen Kameraden in der Uniform des 2. Zuaven-Regiments in Hanoi. Er war zur gleichen Zeit dort wie ich. Wenn wir uns dort begegnet sind, habe ich es vergessen. Gribelin geht in die Hocke und öffnet den Tresor. Er durchsucht die Akten. Er findet das Gesuchte, nimmt es heraus und verschließt den

Tresor wieder. Als er sich aufrichtet, machen seine Knie das Geräusch von knackenden Zweigen. »Da ist sie, Herr Oberstleutnant.«

Es ist anscheinend genau der braune Umschlag mit dem D in der Ecke, den ich vor zwanzig Monaten dem Vorsitzenden des Kriegsgerichts übergeben

habe – nur dass das Siegel
aufgebrochen ist. Ich
wiege ihn in der Hand. Ich
w e i ß noch, dass ich
dachte, wie leicht er ist, als
du Paty ihn mir damals
gegeben hat. Er fühlt sich
genauso an. »Das ist
alles?«

»Ja. Wenn Sie ihn nicht
mehr brauchen, sagen Sie
mir bitte Bescheid, dann

kann ich ihn wieder
wegschließen.«

»Keine Sorge. Ab jetzt
kümmere ich mich
darum.«

.

In meinem Büro lege ich
den Umschlag auf den
Schreibtisch und denke
einen Moment darüber
nach. Seltsam, dass einem

derart belanglosen
Gegenstand eine solche
Bedeutung zukommt. Will
ich das wirklich tun? Wenn
man einmal etwas gelesen
hat, kann man es nicht
mehr ungelesen machen.
Es könnte Konsequenzen
haben, juristische und
ethische, die ich nicht
einmal erahnen kann.

Ich klappe die Lasche auf

und nehme den Inhalt heraus. Es sind fünf Schriftstücke.

Zuerst lese ich ein handschriftliches Protokoll von Henry, das den Kontext für seine theatralische Aussage vor dem Kriegsgericht liefert:

*Meine Herren,
im Juni 1893 gelangte die
Statistik-Abteilung in den*

*Besitz einer Mitteilung des
deutschen Militärattachés
Oberstleutnant von
Schwartzkoppen. Die
Mitteilung bewies, dass er
von einem unbekannten
Informanten die Pläne der
Befestigungsanlagen in
Toul, Reims, Langres und
Neufchâteau erhalten hat.*

Im Januar 1894

offenbarte eine weitere
abgefangene Mitteilung,
dass er diesem
Informanten für die Pläne
der Befestigungen von
Albertville, Briançon,
Mézières und der neuen
Dammanlagen auf beiden
Seiten der Mosel und der
Mörthe im Voraus
sechshundert Francs
bezahlt hat.

Zwei Monate später, im März 1894, traf sich in unserem Auftrag ein Agent der Sûreté, François Guénée, mit dem spanischen Militärattaché Marquis de Val Carlos, einem regelmäßigen Informanten der Statistik-Abteilung. Unter anderem warnte der Marquis Guénée vor einem

deutschen Agenten im
Generalstab. Seine
genauen Worte waren:
»Vergessen Sie nicht,
Major Henry von mir
auszurichten (und er mag
es dem Oberst gern
weitergeben), dass die
Kontrollen im
Kriegsministerium verstärkt
werden müssen. Aus
meinem letzten Gespräch

mit den deutschen
Attachés weiß ich, dass sie
einen Offizier im
Generalstab haben, der sie
außerordentlich gut
informiert. Finden Sie den
Mann, Guénée. Wenn ich
wüsste, wie er heißt,
würde ich Ihnen den
Namen nennen!«

Später habe ich den
Marquis de Val Carlos

*selbst getroffen, im Juni
1894. Er hat mich
ausdrücklich darauf
hingewiesen, dass in der
Zweiten Abteilung des
Generalstabs ein
französischer Offizier
arbeiten würde – oder
zumindest im März und
April dort gearbeitet hat –,
der die deutschen und
italienischen Attachés mit*

Informationen versorgt hat.
Ich fragte nach dem
Namen dieses Offiziers,
den er aber nicht kannte.
Er sagte: »Meine
Informationen stimmen,
aber den Namen des
Offiziers kenne ich nicht.«
Nachdem ich Oberst
Sandherr über dieses
Gespräch unterrichtet
hatte, wurden neue

*Befehle ausgegeben, die
wesentlich rigorosere
Kontrollen zum Inhalt
hatten. In dieser Zeit, am
25. September, gelangte
der Bordereau, welcher die
Grundlage für die Anklage
gegen Dreyfus bildet, in
unseren Besitz.*

(Gezeichnet)

*Henry, Hubert-Joseph
(Major)*

Die nächsten drei
Schriftstücke sind
Originale, wieder
zusammengeklebte
Blätter, die aus
Schwartzkoppens
Papierkorb entwendet
wurden: Originalmaterial,
das vermutlich hinzugefügt
wurde, um Henrys
Behauptungen zu

untermauern. Das erste
Blatt ist auf deutsch
geschrieben, in
Schwartzkoppens
Handschrift, und
anscheinend der Entwurf
eines Memorandums,
entweder für sich selbst
oder für seine
Vorgesetzten in Berlin,
verfasst, nachdem er zum
ersten Mal von dem

Möchtegernverräter
kontaktiert worden war. Er
hat es in besonders
schmale Streifen zerrissen.
Es weist quälende Lücken
auf:

*Zweifel ... Beweis ...
Offizierspatent ... Eine
riskante Lage für mich, mit
einem französischen
Offizier ... Darf die*

*Verhandlungen nicht
persönlich führen ... Bringe
mit, was er hat ... Sicherer
... Geheimdienstabteilung
... keine Verbindung ...
Regiment ... nur das ist
wichtig ... Stammt aus
dem Ministerium ... Schon
woanders ...*

Das zweite wieder
zusammengesetzte

Schriftstück ist ein Brief an
Schwartzkoppen vom
italienischen Militärattaché
Major Alessandro
Panizzardi. Es ist auf
französisch geschrieben,
datiert vom Januar 1894
und beginnt mit den
Worten »Mein geliebter
Rammler«.

*Ich habe abermals an
Oberst Davignon*

*geschrieben, und deshalb
bitte ich Dich – wenn sich
die Gelegenheit ergibt, die
Frage mit Deinem Freund
zu erörtern – darauf zu
achten, dass Davignon
nichts davon erfährt ...
denn es darf niemals ans
Tageslicht kommen, dass
der eine mit dem anderen
in Verbindung steht.*

Auf Wiedersehen, mein

starkes Hündchen.

Dein A.

Davignon ist der stellvertretende Leiter der Zweiten Abteilung – der Offizier, der für den Informationsfluss zu verschiedenen ausländischen Militärattachés verantwortlich ist und ihre

Einladungen zu Manövern, Empfängen, Vorträgen und so weiter organisiert. Ich kenne ihn gut. Sein Leumund ist, wie man zu sagen pflegt, ohne Fehl und Tadel.

Der dritte rekonstruierte Brief ist eine Mitteilung von Schwartzkoppen an Panizzardi:

*Mein lieber Freund,
es tut mir wirklich leid,
dass wir uns vor meiner
Abreise nicht mehr sehen
konnten. Wie auch immer,
ich werde in acht Tagen
zurück sein. Anbei zwölf
Pläne von militärischen
Einrichtungen in Nizza, die
mir dieser Lump D für Dich
gegeben hat. Ich sagte*

ihm, dass Du nicht
beabsichtigst, die
Verbindung wieder
aufzunehmen. Er

behauptet, das ist alles ein
Missverständnis und er
wird sein Möglichstes tun,
Dich zufriedenzustellen. Er
sagt, dass Du ihm seine
Hartnäckigkeit nicht
verübeln würdest. Ich
erwiderte, dass er verrückt

*sei und dass ich nicht
glaube, dass Du die
Verbindung wieder
aufnimmst. Tu, was Du
willst! Ich bin in Eile.*

Alexandrine

*Und rammle nicht zu
viel!!!*

Das letzte Schriftstück,
ebenfalls handschriftlich,
ist eine von du Paty

unterzeichnete
Stellungnahme zu Dreyfus'
angeblicher Karriere als
Spion. Darin wird der
Versuch unternommen, die
verschiedenen
Beweisschnipsel in einen
schlüssigen
Zusammenhang zu
bringen:

*Hauptmann
begann*

*Dreyfus
seine*

Spionagetätigkeit für den deutschen Generalstab 1890 im Alter von 30 Jahren, während er die École Centrale de Pyrotechnie Militaire in Bourges besuchte. Er entwendete dort ein Dokument, das den Prozess zur Füllung von Granaten mit Melinit beschreibt.

*In der zweiten Hälfte des
Jahres 1893 wurde
Hauptmann Dreyfus im
Rahmen des
Anwärterlehrgangs der
Ersten Abteilung des
Generalstabs zugeteilt. In
dieser Zeit hatte er Zugang
zu dem Tresor, in dem
Pläne verschiedener
Befestigungsanlagen,*

einschließlich der von Nizza, aufbewahrt wurden. Während der gesamten Zeit seiner Tätigkeit dort legte er ein verdächtiges Verhalten an den Tag. Nachforschungen ergaben, dass es ihm in einem unbeaufsichtigten Moment ein Leichtes gewesen wäre, diese Pläne aus dem Büro zu entwenden. Sie

wurden an die deutsche
Botschaft und von dort an
den italienischen
Militärattaché
weitergegeben (siehe
Anhang: der Lump D).

Anfang 1894 wurde
Dreyfus in die Zweite
Abteilung versetzt. Auf die
Existenz eines deutschen
Spions in der Abteilung
wurde M. Guénée im März

*hingewiesen (siehe Bericht
von Major Henry im
Anhang) ...*

Das ist alles. Um ganz
sicher zu gehen, schüttele
ich den Umschlag noch
einmal aus. Kann das
wirklich alles sein? Ich bin
enttäuscht, sogar ein
bisschen wütend. Ich fühle
mich düpiert. Das

sogenannte
Geheimdossier enthält
nichts als Indizien und
Anspielungen. Kein
Schriftstück oder Zeuge
nennt Dreyfus
unmissverständlich einen
Verräter. Was einem
belastenden Detail am
nächsten kommt, ist der
Anfangsbuchstabe in
Schwartzkoppens Brief an

Panizzardi: der Lump D.

Ich lese mir noch einmal die Zusammenstellung von du Patys windigen, unlogischen Aussagen durch. Ergibt das wirklich einen Sinn? Ich kenne den Grundriss und die Arbeitsweise der Ersten Abteilung. Es wäre Dreyfus praktisch unmöglich gewesen, etwas von der

Größe eines Bauplans
unentdeckt
herauszuschmuggeln. Und
selbst wenn, das Fehlen
der Pläne wäre sofort
aufgefallen. Dreyfus muss
sie also kopiert und wieder
zurückgelegt haben – soll
das angedeutet werden?
Aber wie sollte er so
schnell so viele Kopien
herstellen? Und wie hat er

es geschafft, die Originale wieder zurück in den Tresor zu schmuggeln, ohne dabei gesehen zu werden? Auch die Daten passen nicht. Dreyfus kam erst im Juli 1893 in die Erste, laut Henry war Schwartzkoppen aber schon im Juni im Besitz von gestohlenen Plänen. Und der deutsche Attaché,

der jenen D als verrückt bezeichnet? Wer würde im Zusammenhang mit dem akribischen Dreyfus dieses Wort benutzen, ganz zu schweigen davon, dass ihn jemand einen Lump nennen würde?

Ich schließe das Dossier in meinen Tresor ein.

•

Bevor ich nach Hause
gehe, schaue ich noch im
Ministerium vorbei, um
einen Termin mit
Boisdeffre zu vereinbaren.
Der diensthabende Offizier
ist Pauffin de Saint Morel.
Er sagt, dass sein Chef
erst am Dienstag wieder
im Büro sei. »Kann ich ihm
etwas ausrichten?«

»Lieber nicht.«

»Geheimsache?«

»Geheimsache.«

»Schon verstanden.« Er trägt mich für Dienstagmorgen zehn Uhr ein. »Ach, übrigens, sind Sie der Geschichte von dem alten Foucault nachgegangen?«, sagt er. »Irgendwas mit einem deutschen Spion?«

»Ja, bin ich, danke.«

»Nichts dran?«

»Nichts dran.«

•

Am Samstagnachmittag
sitze ich in meinem Büro
und schreibe einen Bericht
für Boisdeffre:
»Geheimdienstmitteilung
über Major Esterházy, 74.
Infanterieregiment«. Die
Aufgabe erfordert

Fingerspitzengefühl. Einige Male verpfusche ich den Anfang. In vorsichtigen Worten schildere ich, wie das Petit Bleu abgefangen worden sei, berichte von den Nachforschungen über Esterházy's verdächtigen Charakter, der Information von Cuers, dass die Deutschen (für die ich das wenig originelle Kürzel X

verwende) immer noch
einen Spion in der
französischen Armee
hätten, und wie sehr sich
die Handschrift im
Bordereau und die von
Esterházy ähnelten
(»verblüffend selbst für
das unkundigste Auge«).
D e r Bericht umfasst
schließlich vier eng
beschriebene Seiten. Das

Fazit lautet:

*Die beschriebenen
Fakten erscheinen
ausreichend gravierend,
weitere eingehende
Nachforschungen zu
rechtfertigen. Vor allem
ist es notwendig,
Erklärungen von Major
Esterházy über seine
Beziehungen zur*

*Botschaft X und darüber
einzuholen, was er mit
den von ihm kopierten
Schriftstücken gemacht
habe. Dabei ist es von
entscheidender
Bedeutung,
überraschend,
entschlossen und
sorgfältig vorzugehen,
weil Major Esterházy als
beispiellos dreist und*

betrügerisch bekannt ist.

Ich verbrenne meine
Notizen und die
unbrauchbaren Entwürfe
im Kamin und verschließe
den fertigen Bericht
zusammen mit dem
Geheimdossier in meinem
Tresor. Er ist viel zu
explosiv, als dass er der
internen Post anvertraut
werden könnte. Ich werde

ihn persönlich überbringen.

•

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, fahre ich mit dem Zug nach Ville-d'Avray zum Essen bei meinem Cousin Edmond Gast und seiner Familie. Das wunderschön gelegene Grundstück mit dem rot gedeckten Haus –

La Ronce – befindet sich
an der Hauptstraße nach
Versailles. Das Wetter ist
herrlich. Das von Jeanne
vorbereitete Picknick –
Rillettes de Canard,
Flammekueche,
Sauerkraut, Münster – ruft
patriotische Gefühle und
Erinnerungen an meine
Kindertage im Elsass
hervor. Alles könnte so

schön sein. Und doch kann
ich die Schatten der Rue
de l'Université nicht
abschütteln. Ich versuche,
mir nichts anmerken zu
lassen, aber neben meinen
entspannten und
sonnengebräunten
Freunden fühle ich mich
fahrig und blass. Edmond
holt einen alten
Kinderwagen aus der

Scheune, packt einen Weidenkorb, Decken und Wein hinein und zieht ihn mit dem Rest der Familie im Schlepptau den Weg hinunter.

Ich halte Ausschau nach Pauline und frage meine Schwester beiläufig, ob sie auch komme. Anna erzählt mir, dass sie mit Philippe und den Mädchen noch

eine Woche länger in Biarritz bleibe. Sie mustert mich eingehend. »Du siehst aus, wie wenn dir ein bisschen Urlaub auch guttun würde«, sagt sie.

»Mir geht's gut. Aber im Moment habe ich sowieso keine Zeit.«

»Ach, Georges, dann musst du dir die Zeit eben *nehmen*.«

»Ja, ich weiß. Kommt schon noch, versprochen.«

»Wenn du Frau und Kinder hättest, zu denen du abends nach Hause gehen könntest, würdest du nur halb so viel arbeiten.«

»O mein Gott«, sage ich lachend. »Nicht schon wieder!« Ich zünde mir eine Zigarette an, um

weiteren Diskussionen auszuweichen.

Wir verlassen den sandigen Weg und gehen in den Wald. »Es ist wirklich traurig«, sagt Anna plötzlich. »Du weißt genau, dass Pauline Philippe nie verlassen wird. Schon wegen den Mädchen.«

Ich schaue sie verblüfft an. »Wovon redest du?«

Sie blickt mir in die Augen,
und ich weiß sofort, dass
es sinnlos ist, weiter
Theater zu spielen. Ich war
schon immer ein offenes
Buch für sie. »Ich wusste
nicht, dass du Bescheid
weißt.«

»Ach, Georges, jeder
weiß Bescheid! Seit
Jahren!«

Jeder! Seit Jahren! Ärger

steigt in mir auf.

»Wie auch immer«, sage ich leise. »Wie kommst du darauf, dass ich *will*, dass sie ihn verlässt?«

»Das ist ja das Traurige«, sagt sie. »Du willst es nicht.«

Sie lässt mich stehen und geht weiter.

Auf einer Lichtung am Rand eines Abhangs, der

hinunter zu einem felsigen
Bach führt, breiten wir die
Decken aus. Mir ist
aufgefallen, dass wir
Exilanten den Wald lieben.
Bäume sind einfach
Bäume. Man kann sich
leichter vormachen, man
wäre noch in seinem
Heimatland und würde im
Wald von Neudorf Pilze
oder Insekten sammeln.

Die Kinder rutschen mit
den Wein- und
Limonadeflaschen die
Böschung hinunter und
stellen sie zur Kühlung ins
Wasser. Sie planschen
herum. Es ist heiß. Ich
ziehe die Jacke aus und
nehme den Hut ab.
»Schaut euch unseren
Herrn Oberstleutnant an«,
sagt einer. »Er zieht sich

aus, jetzt geht's zur Sache!« Ich lächle und salutiere spielerisch. Ich bin jetzt seit über einem Jahr auf meinem neuen Posten, und noch immer weiß keiner, was ich mache.

Beim Picknick will Edmond über den bevorstehenden Besuch des Zaren reden. Sein

Standpunkt ist radikal. »Es ist einfach grundfalsch, wenn eine demokratische Republik einem absolutistischen Monarchen, der Andersdenkende ins Gefängnis steckt, den roten Teppich ausrollt. Dafür steht Frankreich nicht.«

»Frankreich wird vielleicht

bald für gar nichts mehr stehen«, wende ich ein.
»Wenn wir keinen Alliierten haben, der uns dabei hilft, die Deutschen zu besiegen.«

»Ja, aber was, wenn die *Russen* gegen die Deutschen in den Krieg ziehen, und *wir* sind am Ende diejenigen, die da mit hineingezogen werden.«

»Ein Szenarium, in dem das passiert, kann ich mir kaum vorstellen.«

»Tja, ich sage das ja nur ungern zu einem Soldaten, aber die Dinge haben die Angewohnheit, nicht nach Plan zu laufen.«

»Jetzt sei endlich still, Ed!«, sagt Jeanne.

»Georges will sich an seinem freien Tag

entspannen und sich keine Vorträge von dir anhören.«

»Also schön«, brummt Edmond. »Aber du kannst deinem General Boisdeffre von mir ausrichten, dass Allianzen zwei Seiten haben.«

»Ich bin mir sicher, dass der Chef des Generalstabs e i n e Lehrstunde in Strategie vom

Bürgermeister von Ville-
d'Avray fasziniert zur
Kenntnis nehmen wird ...«

Alle lachen, Edmond
eingeschlossen. »Touché,
Herr Oberstleutnant«, sagt
er und schenkt mir Wein
nach.

Nach dem Essen spielen
wir mit den Kindern
Verstecken. Als ich an der
Reihe bin, mich zu

verstecken, gehe ich etwa
hundert Meter in den Wald
und suche mir eine ideale
Stelle aus. Ich lege mich
hinter einem umgestürzten
Baum in eine flache Mulde
und decke mich, wie ich es
meinen

Topografiestudenten in der
École Supérieure de
Guerre beigebracht habe,
mit Laub und Zweigen zu.

Es ist erstaunlich, wie
vollkommen unsichtbar ein
Mensch sich machen
kann, wenn er bereit ist,
entsprechende
Unannehmlichkeiten zu
ertragen. In dem Sommer
nachdem mein Vater
gestorben war, lag ich
stundenlang so im Wald.
Ich lausche auf die
Stimmen der Kinder, die

meinen Namen rufen.
Nach einer Weile verlieren
sie die Lust und entfernen
sich, bis ich sie nicht mehr
hören kann. Ich höre nur
noch das Gurren der
Tauben, rieche nur noch
die duftende trockene
Erde, spüre nur noch das
weiche Moos unter
meinem Nacken. Ich
genieße etwa zehn

Minuten lang die Einsamkeit, stehe dann wieder auf, klopfe mir den Dreck von der Kleidung und kehre lächelnd zu den anderen zurück. Sie haben schon die Picknicksachen zusammengepackt und warten auf mich.

»Seht ihr?«, sage ich.
»Als Soldat lernt man, wie man sich richtig versteckt.

Das kann ich euch auch beibringen, wenn ihr wollt.«

Sie schauen mich an, als wäre ich verrückt geworden.

»Wo um Himmels willen bist du gewesen?«, sagt Anna gereizt.

Eines der Kinder fängt an zu weinen.

13

Punkt zehn Uhr am Dienstagmorgen, dem 1. September, betrete ich mit meiner Aktentasche in der Hand das Vorzimmer von General Boisdeffre.

»Sie können gleich hineingehen, Herr Oberstleutnant«, sagt

Pauffin de Saint Morel. »Er erwartet Sie schon.«

»Danke. Würden Sie bitte dafür sorgen, dass wir nicht gestört werden?«

Als ich die Tür öffne, lehnt Boisdeffre über einem auf dem Konferenztisch ausgebreiteten Stadtplan von Paris und macht sich Notizen. Er erwidert

meinen Gruß mit einem
Lächeln und einer
Handbewegung und
widmet sich dann wieder
dem Plan. »Pardon,
Picquart, eine Sekunde
noch.«

Ich schließe die Tür.
Boisdeffre markiert mit
einem roten Stift die Route
der festlichen Parade des
Zaren. Aus

Sicherheitsgründen
besteht die Route Ihrer
Kaiserlichen Hoheiten aus
einer Abfolge freier
Flächen, wo die Häuser
von Bäumen abgeschirmt
sind und ein gutes Stück
von der Straße entfernt
stehen – die Jardins du
Ranelagh, den Bois de
Boulogne, die Champs-
Élysées, die Place de la

Concorde. Trotzdem wurde jeder der Anwohner überprüft. Als beratende Behörde wurde die Statistik-Abteilung hinzugezogen. Gribelin wurde darauf angesetzt, unsere Verzeichnisse mit Ausländern und potenziellen Verrätern zu durchforsten. Angesichts der dringend erforderlichen

Allianz mit den Russen
wäre es eine nationale
Katastrophe, sollte der Zar
auf französischem Boden
einem Anschlag zum Opfer
fallen. Und die Gefahr ist
durchaus realistisch. Erst
vor fünfzehn Jahren wurde
sein Großvater von
Sozialisten in die Luft
gesprengt, nur zwei Jahre
nachdem unser Präsident

von einem Anarchisten
erstochen worden war.

Boisdeffre klopft auf den
Plan. »Der erste Abschnitt
der Strecke, hier, zwischen
dem Gare du Ranelagh
und der Porte Dauphine
bereitet mir die größten
Sorgen«, sagt er. »Die
Erste Abteilung meint, wir
brauchen
zweiunddreißigtausend

Mann, inklusive Kavallerie, nur um die Menschen in sicherem Abstand zu halten.«

»Hoffentlich kommen die Deutschen nicht auf die Idee, uns genau dann im Osten anzugreifen.«

»Wie wahr.« Boisdeffre hört auf zu schreiben und schenkt mir zum ersten Mal seine ungeteilte

Aufmerksamkeit. »Also, Herr Oberstleutnant, was gibt es zu besprechen? Bitte.« Er setzt sich und deutet auf einen Stuhl ihm gegenüber. »Geht es um den Besuch des Zaren?«

»Nein, Herr General. Es geht um die Sache, über die wir nach Ihrer Rückkehr aus Vichy im Automobil gesprochen

haben – um den
mutmaßlichen
Landesverräter
Esterházy.«

Er benötigt einen
Augenblick, um seinem
Gedächtnis auf die
Sprünge zu helfen. »Ah,
richtig, ich erinnere mich.
Wie steht die Sache?«

»Wenn ich hier ein
bisschen Platz schaffen

dürfte ...«

»Nur zu.«

Ich rolle den Stadtplan zusammen. Boisdeffre holt seine silberne Schnupftabakdose heraus. Er klopft einen kleinen Haufen auf den Handrücken und schnupft zwei schnelle Prisen, eine in jedes Nasenloch. Er schaut zu, wie ich meine

Aktentasche öffne und die
Schriftstücke für meine
Präsentation

herausnehme: das Petit
Bleu, eine Fotografie des
Bordereaus, Esterházy's
Briefe, in denen er sich um
die Versetzung in den
Generalstab bewirbt, die
Überwachungsfotos von
Esterházy vor der
deutschen Botschaft, das

Geheimdossier über
Dreyfus und meinen
vierseitigen Bericht über
den aktuellen Stand der
Ermittlungen. Die
Verwunderung auf seinem
Gesicht wird immer
größer. »Großer Gott,
mein lieber Picquart«, sagt
er halb belustigt. »Was
haben Sie da bloß
getrieben?«

»Wir stehen vor einem ziemlich gravierenden Problem, Herr General. Ich halte es für meine Pflicht, Sie umgehend darüber zu informieren.«

Boisdeffre zuckt zusammen und wirft einen wehmütigen Blick auf den eingerollten Stadtplan. Es ist unverkennbar, dass er mit der ganzen Sache

nichts zu tun haben möchte. »Also dann«, sagt er seufzend. »Wie Sie wünschen. Fahren Sie fort.«

Ich setze ihm die Lage Punkt für Punkt auseinander, erzähle ihm von dem abgefangenen Petit Bleu, meinen ersten Nachforschungen über Esterházy, die Operation

Wohltäter. Ich zeige ihm
die vor der Wohnung in der
Rue de Lille
aufgenommenen Fotos.
»Hier sehen Sie, wie er die
Botschaft mit einem
Umschlag betritt, hier, wie
er sie mit leeren Händen
wieder verlässt.«

Boisdeffre beäugt
kurzsichtig die Fotografien.
»Mein Gott, was ihr

heutzutage alles machen könnt!«

»Das Beruhigende an der Geschichte ist, dass Esterházy keinen Zugang zu wichtigen Geheimdokumenten hat«, sage ich. »Was er ihnen anzubieten hat, ist so belanglos, dass die Deutschen sogar den Kontakt zu ihm abbrechen

wollen. Allerdings versucht Esterházy jetzt, seinen Wert als Spion zu steigern, indem er sich für eine Position im Ministerium bewirbt – wo er natürlich direkten Zugang zu Geheimdokumenten hätte.« Ich schiebe ihm die beiden Briefe hinüber.

»Wie sind Sie an die Briefe gekommen?«

»General Billot hat seine Untergebenen angewiesen, sie mir zu überlassen.«

»Wann war das?«

»Letzten Donnerstag.«

Ich räuspere mich.
Attacke! »Fast sofort fiel mir die erstaunliche Ähnlichkeit zwischen der Schrift in den beiden Briefen Esterházy's und der

in dem Bordereau auf.
Hier, sehen Sie selbst. Da
ich natürlich kein
Handschriftenexperte bin,
habe ich sie am nächsten
Tag Alphonse Bertillon
gezeigt. Sie erinnern sich
...«

»Ja, ja.« Boisdeffre klingt
plötzlich matt, wie betäubt.
»Natürlich erinnere ich
mich.«

»Er bestätigte mir, dass die beiden Handschriften identisch sind. Angesichts dessen erschien es mir ratsam, das restliche Beweismaterial gegen Dreyfus unter die Lupe zu nehmen.

Dementsprechend habe ich mir auch das Geheimdossier angesehen, das den

Richtern während des
Prozesses vorgelegt wurde
...«

»Einen Augenblick, Herr
Oberstleutnant.«

Boisdeffre hebt eine Hand.

»Sie sagen, Sie haben sich
das Dossier angeschaut.
Soll das heißen, es
existiert noch?«

»Selbstverständlich. Hier,
das ist es.« Ich zeige ihm

den Umschlag mit dem D
in der oberen Ecke und
leere den Inhalt vor ihm.

Boisdeffre guckt mich an,
als hätte ich mich gerade
auf seinen Tisch
übergeben. »Mein Gott,
was ist das?«

»Das Geheimdossier aus
dem
Militärgerichtsprozess.«

»Ja, ja – das sehe ich.

Aber was soll das *hier*?«

»Verzeihung, Herr
General. Ich verstehe nicht
ganz ...«

»Das sollte eigentlich
verschwinden.«

»Das war mir nicht
bekannt.«

»Ja, natürlich! Die ganze
Episode war in höchstem
Maße unüblich.« Er
stochert vorsichtig mit

spitzem Zeigefinger in den
zusammengestückelten
Briefen herum. »Kurz nach
Dreyfus' Verurteilung hat
der Minister Oberst
Sandherr und mich zu
einer Besprechung in sein
Büro bestellt. General
Mercier hat Oberst
Sandherr ausdrücklich
befohlen, das Dossier
verschwinden zu lassen.

Die abgefangenen Briefe sollten zurück ins Archiv gehen, die Kommentare vernichtet werden – der Befehl war unmissverständlich.«

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Herr General.« Jetzt bin ich es, der verwirrt ist. »Wie Sie sehen, hat Oberst Sandherr es nicht

verschwinden lassen. Er hat mit sogar gesagt, wo es ist, falls ich es mal brauchen sollte. Aber wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, vielleicht ist die Existenz des Dossiers gar nicht die entscheidende Frage, um die wir uns Sorgen machen müssen.«

»Sondern?«

»Nun ja, der Bordereau

... die Handschrift ... die
Tatsache, dass Dreyfus
unschuldig ist ...« Ich
verstumme.

Boisdeffre schaut mich
ein paar Sekunden lang
mit blinzelnden Augen an.
Dann rafft er die auf dem
Tisch ausgebreiteten
Schriftstücke und
Fotografien zusammen.
»Ich glaube, Herr

Oberstleutnant, Sie sollten das auf jeden Fall General Gonse zeigen. Schließlich ist er der Chef des Geheimdienstes. Ehrlich gesagt hätten Sie damit anstatt zu mir gleich zu ihm gehen sollen. Fragen Sie ihn, was jetzt zu tun ist.«

»Selbstverständlich, Herr General, natürlich. Aber

meiner Meinung nach
müssen wir jetzt schnell
und entschieden handeln,
im Interesse der Armee
...«

»Was im Interesse der
Armee liegt, weiß ich
genau«, sagt er knapp.
»Diesbezüglich brauchen
Sie sich keine Sorgen zu
machen.« Er hält mir das
Beweismaterial hin.

»Reden Sie mit General Gonse. Er hat zwar momentan Urlaub, aber er ist gleich vor den Toren von Paris.«

Ich nehme die Unterlagen und öffne meine Aktentasche. »Kann ich Ihnen wenigstens meinen Bericht dalassen?« Ich blättere durch meinen Stapel Papier. »Darin habe

ich den aktuellen Stand
zusammengefasst.«

Boisdeffre beäugt den
Bericht wie eine Schlange.
»Also schön«, sagt er
widerwillig. »Geben Sie mir
vierundzwanzig Stunden,
ich werde darüber
nachdenken.« Ich stehe
auf, salutiere und gehe auf
die Tür zu. »Erinnern Sie
sich noch, was ich Ihnen

gesagt habe,
Oberstleutnant Picquart,
als ich Sie in meinem
Automobil mitgenommen
habe?«, fügt er noch
hinzu. »Ich habe gesagt,
dass ich nicht noch einen
Fall Dreyfus haben will.«

»Das ist nicht noch ein
Fall Dreyfus, Herr
General«, erwidere ich.
»Das ist der Fall Dreyfus.«

Als ich am nächsten Morgen den Bericht wieder abhole, sehe ich Boisdeffre noch einmal kurz. Er überreicht ihn mir wortlos. Er hat dunkle Ringe unter den Augen und sieht aus wie jemand, dem ein empfindlicher Hieb versetzt wurde.

»Tut mir leid, dass ich Sie gerade jetzt, da Sie sich um Angelegenheiten von solch außerordentlicher Bedeutung kümmern müssen, mit einem potenziellen Problem behellige«, sage ich. »Ich hoffe, es lenkt Sie nicht zu sehr ab.«

»Was?« Der Chef des Generalstabs stößt einen

verärgerten, ungläubigen Seufzer aus. »Glauben Sie etwa, dass ich nach dem, was Sie mir gestern erzählt haben, letzte Nacht auch nur ein Auge zugemacht habe? Also los, gehen Sie zu Gonse, und reden Sie mit ihm.«

.

Das Haus der Familie

Gonse befindet sich in
Cormeilles-en-Parisis,
gleich hinter der
Stadtgrenze im
Nordwesten von Paris. Ich
schicke dem General ein
Telegramm mit dem Inhalt,
dass ich ihn auf Wunsch
von Boisdeffre über eine
dringende Angelegenheit
zu informieren habe.
Gonse bestellt mich für

den Donnerstag zum Tee.

Am Nachmittag nehme ich den Zug vom Gare Saint-Lazare. Eine halbe Stunde später steige ich in einem Dorf aus, das so ländlich ist, dass ich das Gefühl habe, ich befände mich zweihundert und nicht nur zwanzig Kilometer vom Pariser Stadtzentrum entfernt. Während der Zug

in der Ferne immer kleiner
wird, stehe ich
mutterseelenallein auf dem
leeren Perron. Nichts stört
die Stille außer
Vogelgezwitscher und dem
entfernten Hufeklappen
eines Pferdefuhrwerks mit
einem quietschenden Rad.
Ich gehe zum
Stationsvorsteher und
frage ihn nach dem Weg

zur Rue de Franconville. Er sieht meine Uniform und meine Aktentasche. »Sie wollen bestimmt zum Herrn General«, sagt er.

Ich folge seinen Anweisungen und gehe auf einer Landstraße aus dem Dorf hinaus, einen bewaldeten Hügel hinauf und dann hinunter in die Einfahrt zu einem

weitläufigen Bauernhaus
aus dem 18. Jahrhundert.
Gonse arbeitet
hemdsärmelig mit einem
zerbeulten Strohhut auf
dem Kopf in seinem
Garten. Ein alter Retriever
läuft über den Rasen auf
mich zu. Der General
richtet sich auf und stützt
sich auf seinen Rechen.
Mit seinem rundlichen

Bauch und den kurzen
Beinen ähnelt er
tatsächlich mehr einem
Gärtner als einem
General.

»Mein lieber Picquart«,
sagt er. »Willkommen bei
den Sch'tis.«

»Herr General.« Ich
salutiere. »Ich bitte
vielmals um
Entschuldigung, dass ich

Ihren Urlaub störe.«

»Schon in Ordnung, mein Lieber. Kommen Sie, wir trinken erst einmal einen Tee.« Er nimmt meinen Arm und führt mich ins Haus. Das Wohnzimmer ist vollgestopft mit exquisiten japanischen Kunstwerken – antike Siebdrucke, Masken, Schalen, Vasen. Gonse

bemerkt mein
überraschtes Gesicht.
»Mein Bruder ist
Sammler«, sagt er. »Die
meiste Zeit des Jahres
bewohnt er das Haus.«

Der Tee ist in einem mit
Korbmöbeln ausgestaffierten
Gartenzimmer angerichtet:
Petits Fours auf einem
niedrigen Tischchen, ein
Samowar auf einem

Buffet. Gonse schenkt mir
eine Tasse Lapsang
Souchong ein. Der
Korbsessel quietscht, als
er sich setzt. Er zündet
sich eine Zigarette an.
»Also, was gibt es?«

Wie ein Handelsreisender
mache ich meine
Aktentasche auf und breite
meine Waren zwischen
dem Porzellangeschirr aus.

Das ist ein heikler Augenblick für mich. Zum ersten Mal bringe ich gegenüber Gonse, dem Chef des Geheimdienstes, meine Nachforschungen über Esterházy zur Sprache. Ich zeige ihm das Petit Bleu und tue dabei so, um den Affront etwas abzumildern, als ob es erst Ende April in meinen

Besitz gelangt wäre und nicht schon Anfang März. Dann wiederhole ich meinen Vortrag, den ich schon Boisdreffre gehalten habe. Ich überreiche ihm die Schriftstücke, die Gonse in der für ihn typischen systematischen Art eines nach dem anderen genau studiert. Als einmal Zigarettenasche

auf eines der Überwachungsfoto fällt, bläst er sie seelenruhig weg und macht einen Witz darüber. »Verschleierung von Beweismitteln!« Selbst als ich ihm das Geheimdossier vorlege, zeigt er sich unbeeindruckt.

Ich habe den Verdacht, dass Boisdeffre ihn schon

vorab über den Grund
meines Besuches
informiert hat.

»Ich hatte gehofft,
irgendetwas in dem
Dossier zu finden, was
Dreyfus' Schuld
zweifelsfrei belegt«, sage
ich zum Abschluss. »Aber
ich befürchte, da ist nichts.
Bei einem halbwegs
anständigen Anwalt würde

das keine zehn Minuten
Kreuzverhör überstehen.«

Ich lege das letzte
Schriftstück auf den Tisch
und trinke einen Schluck
Tee, der inzwischen eiskalt
ist. Gonse zündet sich die
nächste Zigarette an.
»Dann haben wir also den
falschen Mann?«, sagt er
nach einer Pause.

Er spricht es so nüchtern

aus, als würde er sagen:
Dann sind wir also da vorn
falsch abgebogen? oder:
Dann hatte ich wohl den
falschen Hut auf?

»Sieht so aus, leider.«

Gonse spielt
nachdenklich mit einem
Streichholz und bewegt es
schnell und sehr geschickt
zwischen den Fingern hin
und her, bis er es plötzlich

zerbricht. »Trotzdem: Wie erklären Sie den Inhalt des Bordereaus? Nichts von alldem ändert etwas an der ursprünglichen Annahme, oder? Es muss von einem Artillerieoffizier mit Erfahrung in allen vier Abteilungen des Generalstabs geschrieben worden sein. Und das passt nicht auf Esterházy.

Aber auf Dreyfus.«

»Im Gegenteil. Das ist genau der Punkt, warum unsere ursprüngliche Annahme falsch war. Wenn Sie sich den Bordereau noch einmal anschauen, dann sehen Sie, dass da immer von Mitteilungen die Rede ist, die übergeben wurden: eine Mitteilung über die

hydraulische Bremse ...
eine Mitteilung über
Bedeckungstruppen ...
eine Mitteilung über
Artillerieformationen ...
eine Mitteilung über
Madagaskar ...« Zur
Erklärung deute ich auf
den Abzug des
Bordereaus. »Mit anderen
Worten: Es wurden keine
Originalschriftstücke oder

Kopien davon übergeben.
Das einzige Schriftstück,
das *tatsächlich* übergeben
wurde — die
Schießvorschrift —, hat sich
Esterházy, das wissen wir,
bei einem Artilleriemanöver
besorgt. Deshalb deutet
der Bordereau leider
genau auf das Gegenteil
von dem hin, was wir
zunächst angenommen

haben. Der Verräter kam nicht aus dem Generalstab. Er hatte keinen Zugang zu geheimen Dokumenten. Er war ein Außenstehender, ein Hochstapler, wenn Sie so wollen, der Gerüchte aufgeschnappt, Mitteilungen zusammengestellt und dann versucht hat, diese

zu verkaufen. Und das war Esterházy.«

Gonse lehnt sich in seinem Korbsessel zurück.
»Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, mein lieber Picquart?«

»Sehr gern, Herr General.

»Vergessen Sie den Bordereau.«

»Bitte?«

»Vergessen Sie den Bordereau. Stellen Sie Nachforschungen über Esterházy an, wenn Sie denn wollen, aber lassen Sie den Bordereau aus dem Spiel.«

Ich nehme mir Zeit für meine Antwort. Mir ist klar, dass er nicht der Schlaueste ist, aber das ist absurd. »Bei allem

Respekt, Herr General,
den Bordereau – die
Tatsache, dass dieser in
Esterházy's Handschrift
geschrieben ist, die
Tatsache, dass wir wissen,
dass er an der Artillerie
interessiert ist –, der
Bordereau ist das
ausschlaggebende
Beweisstück gegen
Esterházy.«

»Tja, dann müssen Sie eben etwas anderes finden.«

»Aber der Bordereau ...«
Ich beiße mir auf die Zunge. »Darf ich fragen, warum?«

»Ich dachte, das liegt auf der Hand. Ein Kriegsgericht hat schon entschieden, wer den Bordereau geschrieben

hat. Der Fall ist abgeschlossen. Ich glaube, die Juristen nennen das Res iudicata, eine rechtskräftig entschiedene Sache.« Er lächelt mich durch den Zigarettenrauch an, zufrieden, dass ihm dieser Brocken Schullatein eingefallen ist.

»Aber wenn wir herausfinden, dass

Esterházy der
Landesverräter ist und
nicht Dreyfus ...«

»Nun, das werden wir
kaum herausfinden, oder?
Das ist der Punkt. Weil
nämlich, wie ich Ihnen
gerade erklärt habe, der
Fall abgeschlossen ist. Das
Gericht hat sein Urteil
gesprochen, damit ist die
Sache erledigt.«

Ich schaue ihn mit
offenem Mund an. Ich
schlucke. Irgendwie muss
ich ihn noch wissen lassen,
dass sein Vorschlag – wie
der zynische Ausspruch
lautet – schlimmer ist als
ein Verbrechen: Er ist eine
kapitale Dummheit. »*Wir*
wollen vielleicht, dass es
vorbei ist, Herr General«,
beginne ich vorsichtig.

»Und unsere Anwälte erzählen uns vielleicht, dass es vorbei ist. Aber die Familie Dreyfus sieht das ganz anders. Und abgesehen von allen anderen Überlegungen mache ich mir offen gesagt auch Sorgen über den Schaden, den die Reputation der Armee nehmen könnte, wenn

eines Tages
herauskommen sollte,
dass wir um die
Unhaltbarkeit des
Schuldspruchs wussten
und nichts dagegen
unternommen haben.«

»Dann kommt es besser
nicht heraus, oder?«, sagt
er aufgekratzt. Er lächelt,
aber seine Augen funkeln
bedrohlich. »Das wäre es

dann also. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich zu dem Thema zu sagen habe.« Als er aufsteht, quietschen die Lehnen seines Korbsessels wie aus Protest. »Lassen Sie Dreyfus aus dem Spiel, Herr Oberstleutnant. Das ist ein Befehl.«

•

Während der Zugfahrt zurück nach Paris sitze ich auf meinem Platz und halte die Aktentasche auf dem Schoß fest umklammert. Ich starre niedergeschlagen auf die Balkons und Wäscheleinen an den Häuserrückseiten der nördlichen Vororte Colombes, Asnières und Clichy. Ich kann kaum

glauben, was gerade passiert ist. Im Geist gehe ich immer wieder die Unterhaltung mit Gonse durch. Habe ich bei meinem Vortrag einen Fehler gemacht? Hätte ich präziser sein sollen, hätte ich ihm rundheraus sagen sollen, dass, verglichen mit unserem sicheren Wissen über Esterházy, die

sogenannten Beweise aus dem Geheimdossier nichts weiter als reine Spekulation sind? Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto überzeugter bin ich davon, dass rückhaltlose Offenheit ein schwerer Fehler gewesen wäre. Gönse kennt keinen Kompromiss. Nichts, was ich sage, wird

seine Meinung ändern.
Wenn es nach ihm geht,
kann keine Macht der Erde
Dreyfus eine
Wiederaufnahme seines
Verfahrens ermöglichen.
Wenn ich noch
hartnäckiger gewesen
wäre, hätte das nur zur
völligen Zerrüttung unserer
Beziehung geführt.

Ich gehe nicht zurück ins

Büro. Das ertrage ich nicht. Stattdessen gehe ich in meine Wohnung, lege mich aufs Bett und rauche mit einer Unerbittlichkeit, die Gense beeindrucken würde, eine Zigarette nach der anderen – wenn ihn schon sonst nichts an mir beeindruckt.

Ich habe nicht das Verlangen, meine Karriere

zu ruinieren. Das ist der Punkt. Vierundzwanzig Jahre hat es gedauert, so weit zu kommen. Allerdings wird meine Karriere ihren Sinn verlieren, ihre Ehre und ihren Stolz, genau die Wesenszüge, ohne die sie wertlos ist, wenn ich dafür den Preis zahle, nichts weiter als einer der

Gonses dieser Welt zu werden.

Res iudicata!

Als es dunkel wird und ich aufstehe, um Licht zu machen, habe ich entschieden, dass es nur einen Weg für mich gibt. Ich werde Boisdeffre und Gonse übergehen und mein Privileg des ungehinderten Zugangs

zum Hôtel de Brienne
nutzen. Ich werde den Fall
dem Kriegsminister
persönlich unterbreiten.

.

Jetzt beginnt sich etwas zu
rühren. Risse im
Gletscher, ein Zittern unter
der Erdoberfläche,
schwache Warnsignale,
dass die starken Mächte

sich in Bewegung setzen.

Seit Monaten ist Dreyfus in der Presse kein Thema mehr gewesen. Aber am Tag nach meinem Besuch bei Gonse sieht sich das Kolonialministerium genötigt, ein wildes Gerücht in der Londoner Presse zu dementieren, dass Dreyfus von der Teufelsinsel geflohen sei.

Ich denke mir nichts dabei:
Journalisten eben,
obendrein englische.

Am Dienstag dann bringt
Le Figaro auf der ersten
Seite eine Geschichte über
zweieinhalb Spalten mit
der Überschrift »Dreyfus'
Gefangenschaft«. Der
Artikel ist ein präziser,
fundierter und mitfühlender
Bericht über das, was

Dreyfus auf der
Teufelsinsel zu ertragen
hat. (»Vierzig- bis
fünfzigtausend Francs im
Jahr, um einen Offizier am
Leben zu erhalten, der seit
seiner öffentlichen
Degradierung einen Tod
erleidet, der schlimmer ist
als der Tod.«) Ich nehme
an, dass die Informationen
von der Familie Dreyfus

stammen.

Vor diesem Hintergrund mache ich mich am nächsten Tag auf den Weg, um den Minister zu informieren.

Ich sperre das Gartentor auf, gehe unbemerkt von neugierigen Augen im Ministerium über den Rasen und betrete durch den Hintereingang seinen

offiziellen Amtssitz.

Der alte Bursche ist nach einer Woche Urlaub heute zum ersten Mal wieder im Büro. Er scheint guter Laune zu sein. Die Knollennase und die kahle Schädeldecke haben zu viel Sonne abbekommen. Die Haut schält sich. Er sitzt aufrecht da, streicht sich über seinen

ausladenden, weißen
Schnurrbart und
beobachtet amüsiert, wie
ich zum wiederholten Mal
meine Unterlagen zum Fall
Dreyfus ausbreite.

»Großer Gott! Ich bin ein
alter Mann, Picquart.
Meine Zeit ist kostbar. Wie
lange soll das denn noch
dauern?«

»Ich befürchte, Herr

Minister, das ist auch Ihre Schuld.«

»Hört, hört! Die Dreistigkeit der Jugend! Meine Schuld? Da bin ich aber gespannt.«

»Sie haben Ihren Untergebenen freundlicherweise erlaubt, mir diese Briefe des mutmaßlichen Landesverräters Esterházy

zu überlassen«, sage ich und schiebe die Briefe über den Tisch. »Und da ist mir leider die ausgeprägte Ähnlichkeit zu dem hier aufgefallen.« Ich gebe ihm die Fotografie des Bordereaus.

Wieder bin ich überrascht, wie schnell seine Auffassungsgabe ist. Er ist zwar uralt – er war

schon Hauptmann der
Infanterie, als ich noch gar
nicht geboren war –,
begreift aber sofort die
Konsequenzen, während
er zwischen den
Schriftstücken hin und her
blickt. »Donnerwetter!« Er
schnalzt mit der Zunge.
»Sie haben vermutlich die
Handschriften überprüfen
lassen, oder?«

»Vom ursprünglichen Gutachter der Polizei, ja, Alphonse Bertillon. Er sagt, die Handschriften sind identisch. Natürlich würde ich gern noch andere Meinungen einholen.«

»Haben Sie das schon General Boisdeffre gezeigt?«

»Ja.«

»Was sagt er?«

»Er hat mich an General
Gonse verwiesen.«

»Und Gonse?«

»Will, dass ich die
Ermittlungen einstelle.«

»Ach, tatsächlich?
Warum?«

»Weil er glaubt, wie ich
auch, dass weitere
Nachforschungen fast mit
Sicherheit einen Prozess in
Gang setzen würden, der

zu einer offiziellen
Überprüfung der Dreyfus-
Affäre führen würde.«

»Großer Gott! Das wäre
ein Erdbeben!«

»Ganz gewiss, Herr
Minister. Zumal wir
preisgeben müssten, dass
das hier existiert ...«

Ich gebe ihm das
Geheimdossier. Er sieht es
sich mit

zusammengekniffenen
Augen an. »D? Was zum
Teufel bedeutet das?« Er
hat noch nie davon gehört.
Ich muss es ihm erklären.
Ich zeige ihm den Inhalt,
Stück für Stück. Und
wieder kommt er sofort
zum Kern der Sache. Er
nimmt den Brief, in dem es
um den Lump D geht, und
hält ihn sich dicht vor die

Augen. Beim Lesen bewegt er die Lippen. Sein Handrücken ist so schuppig wie sein Schädel und mit Altersflecken besprenkelt: eine alte Eidechse, die mehr Sommer überlebt hat, als man für möglich halten würde.

»Wer ist Alexandrine?«, fragt er, als er zum Ende

kommt.

»Von Schwartzkoppen.
Er und der italienische
Militärattaché nennen sich
gegenseitig mit
Frauennamen.«

»Warum das denn?«

»Weil sie Schwuchteln
sind, Herr Minister.«

»Großer Gott!« Billot
verzieht das Gesicht. Er
gibt mir den Brief, den er

zimperlich zwischen
Daumen und Zeigefinger
hält, zurück. »Ziemlich
schäbige Arbeit, die Sie da
verrichten müssen,
Picquart.«

»Ich weiß, Herr General.
Ich habe mich nicht darum
gerissen. Aber da ich sie
nun einmal habe, muss ich
sie wohl auch anständig
erledigen.«

»Ganz meine Meinung,
Herr Oberstleutnant.«

»Und das heißt meiner
Ansicht nach, die
Verbrechen gründlich zu
untersuchen, die
Esterházy begangen hat.
Und wenn sich
herausstellen sollte, dass
wir Dreyfus von der
Teufelsinsel herunterholen
müssen – nun ja, ich

glaube, es ist besser für
uns als Armee, einen
Fehler selbst zu
korrigieren, als später
durch Druck von außen
dazu genötigt zu werden.«

Billot sitzt da, zieht mit
Daumen und Zeigefinger
die Enden seines
Schnurrbarts glatt und
schaut ins Leere. Er denkt
nach und gibt dabei

stöhnende Laute von sich.

»Was dieses
Geheimdossier angeht«,
sagt er nach einer Weile.

»Es verstößt doch
vermutlich gegen das
Gesetz, den Richtern
Beweismittel zugänglich zu
machen, ohne sie vorher
der Verteidigung zur
Verfügung zu stellen,
oder?«

»Ja. Ich bedaure, dass ich daran mitgewirkt habe.«

»Wessen Entscheidung war das?«

»Letztlich die von General Mercier in seiner Funktion als Kriegsminister.«

»Ha! Mercier? Wirklich? Schätze, da hätte ich selbst draufkommen

können, dass er da irgendwie die Finger im Spiel hat!« Er schaut wieder ins Leere, streicht sich wieder über den Schnurrbart, stöhnt wieder. Schließlich stößt er einen langen Seufzer aus. »Ich weiß nicht, Picquart. Das ist ein teuflisches Problem. Ich muss erst darüber nachdenken. Es liegt auf

der Hand, dass es
Konsequenzen haben
würde, wenn sich
herausstellen sollte, dass
wir die ganze Zeit den
falschen Mann eingesperrt
haben, besonders
nachdem wir so ein
öffentliches Schauspiel
darum veranstaltet haben
– schwerwiegende
Konsequenzen, für die

Armee wie für das Land.
Ich muss mit dem
Premierminister darüber
reden. Aber das kann ich
frühestens in einer Woche,
ich bin ab Montag beim
jährlichen Manöver in
Rouillac.«

»Ich wäre Ihnen sehr
dankbar, Herr General.
Habe ich in der
Zwischenzeit die Erlaubnis,

mit meinen
Nachforschungen
fortzufahren?«

Er nickt langsam mit
seinem wuchtigen Kopf.
»Ich denke schon, mein
Junge, ja.«

»Egal was die
Ermittlungen ergeben?«

Wieder ein schwerfälliges
Nicken. »Ja.«

Voller frischer Energie
treffe ich mich noch am
selben Abend mit
Desvernine am üblichen
Ort im Gare Saint-Lazare.
Wir haben uns seit Mitte
August nicht mehr
gesehen. Ich komme
etwas zu spät. Er sitzt
schon auf einer Eckbank
und wartet auf mich. Er

liest *Le Vélo*, trinkt, wie mir auffällt, kein Bier mehr, sondern ist wieder zu Mineralwasser zurückgekehrt. Als ich mich setze, nicke ich zu der Zeitung hin. »Ich wusste gar nicht, dass Sie sich für Radsport interessieren.«

»Es gibt vieles, was Sie nicht von mir wissen, Herr

Oberstleutnant. Ich habe seit zehn Jahren ein Rennrad.« Er faltet die Zeitung zu einem kleinen Rechteck zusammen und steckt sie in die Jackentasche. Er scheint schlechter Laune zu sein.

»Kein Notizbuch heute?«, sage ich.

Er zuckt mit den Achseln.
»Es gibt nichts zu

berichten. Unser Wohltäter macht immer noch Urlaub in den Ardennen, auf dem Familiensitz seiner Frau. In der Botschaft ist alles ruhig, da rührt sich den Sommer über fast nichts, seit Wochen hat sich keiner von unseren Kandidaten blicken lassen. Ihrem Freund Ducasse hat es auch gereicht, er ist auf

Urlaub in die Bretagne
gefahren. Ich habe
versucht, ihn
zurückzuhalten, aber er
hat gemeint, wenn er noch
länger in der Rue de Lille
bleibt, dann dreht er durch.
Kann es ihm nicht
verdenken.«

»Sie kommen mir auch
ziemlich entmutigt vor.«

»Nun ja, Herr

Oberstleutnant, seit fünf Monaten bin ich jetzt diesem Scheißkerl – wenn Sie mir den Ausdruck gestatten – auf den Fersen, und ich weiß nicht, was wir sonst noch tun können. Entweder schnappen wir ihn uns und machen ein bisschen Druck, vielleicht gesteht er ja dann irgendetwas, oder

wir blasen die ganze Operation ab. Das wäre mein Vorschlag. Aber egal was wir machen, es wird langsam kälter, und wir sollten in den nächsten ein, zwei Tagen die Hörrohre wieder rausholen. Wenn die Deutschen demnächst wieder den Kamin anzünden, dann kriegen wir Ärger.«

»Dann lassen Sie *mich* zur Abwechslung mal *Ihnen* etwas zeigen«, sage ich und schiebe die Fotografien der Esterházy-Briefe mit der Vorderseite nach unten über den Tisch. »Wohltäter versucht einen Posten im Generalstab zu ergattern.«

Desvernine schaut sich die Briefe an, und sofort

hellt sich sein Gesicht auf.
»Dieser Scheißkerl!«, sagt
er leise mit zufriedener
Stimme. »Der muss mehr
Schulden haben, als wir
dachten.«

Gern würde ich ihm von
dem Bordereau, Dreyfus
und dem Geheimdossier
erzählen, aber ich wage es
nicht, noch nicht – nicht
bevor ich die offizielle

Erlaubnis von Billot habe,
den Rahmen meiner
Untersuchung
auszudehnen.

»Wie sollen wir jetzt
weiter vorgehen, Herr
Oberstleutnant?«, fragt
Desvernine.

»Ich glaube, wir müssen
deutlich aktiver werden.
Ich werde dem Minister
vorschlagen, dass er

Wohltäters Antrag stattgibt und ihm eine Stelle im Generalstab besorgt, und zwar in einer Abteilung, in der wir ihn rund um die Uhr überwachen können. Er muss glauben, dass er Zugang zu Geheimmaterial hat – etwas, was scheinbar wertvoll, aber von uns gefälscht ist. Und dann sehen wir ja, was er damit

macht.«

»Gute Idee. Und wenn wir uns schon die eine kleine Fälscherei genehmigen, könnten wir doch gleich noch eine draufsetzen. Warum schicken wir ihm nicht eine gefälschte Einladung der Deutschen, die ihn zu einem Gespräch über seine Zukunft bitten?

Wenn Wohltäter auftaucht,
dann ist das schon
belastend an sich. Und
wenn er mit
Geheimmaterial auftaucht,
dann haben wir ihn in
flagranti erwischt.«

Ich denke darüber nach.
»Haben Sie einen Fälscher
an der Hand?«

»Ich würde Lemercier-
Picard vorschlagen.«

»Ist er
vertrauenswürdig?«

»Er ist ein Fälscher, Herr
Oberstleutnant. Er ist
ungefähr so
vertrauenswürdig wie eine
Schlange. Sein richtiger
Name ist Moisés
Lehmann. Aber er hat viel
für die Abteilung
gearbeitet, als Oberst
Sandherr noch der Chef

war, und er weiß genau, dass wir ihm auf die Pelle rücken, wenn er irgendwelche Trickserien versucht. Ich finde heraus, wo er ist.«

Desvernine verlässt die Bar wesentlich zufriedener, als er sie betreten hat. Ich bleibe noch und trinke aus, dann fahre ich mit einer Droschke nach Hause.

.

Am nächsten Tag fühle ich
mich plötzlich wie im
Herbst – ein bedrohlich
dunkelgrauer Himmel,
Wind, der die ersten
Blätter von den Bäumen
weht und über die
Boulevards wirbelt.
Desvernine hat recht. Die
Hörrohre müssen so

schnell wie möglich aus der Wohnung in der Rue de Lille verschwinden.

Ich komme zur üblichen Zeit ins Büro und gehe schnell die Tageszeitungen durch, die Capiaux mir auf den Schreibtisch gelegt hat. Der Artikel im *Figaro* über Dreyfus' Haftbedingungen auf der Teufelsinsel hat überall

den Bodensatz der
allgemeinen Vorurteile
über Dreyfus wieder
aufgerührt. Lasst ihn noch
mehr leiden, scheint die
vorherrschende Stimmung
zu sein. Aber im *Éclair*
steht eine Geschichte, an
der ich hängen bleibe – ein
anonymer Artikel mit der
Überschrift »Der Verräter«,
in dem behauptet wird,

dass ein Geheimdossier,
das den Richtern während
des Prozesses übergeben
worden sei, zweifelsfrei
Dreyfus' Schuld beweise.
Der Autor fordert die
Armee auf, den Inhalt zu
veröffentlichen, um der,
wie er schreibt, nicht
nachvollziehbaren
Gefühlsduselei rund um
den Spion ein Ende zu

setzen.

Das ist das erste Mal, dass die Existenz des Geheimdossiers in der Presse erwähnt wird. Der Zufall, dass das ausgerechnet jetzt passiert, kurz nachdem das Dossier in meinen Besitz gelangt ist, beunruhigt mich. Ich gehe durch den Korridor zu

Lauths Büro und werfe ihm die Zeitung auf den Schreibtisch. »Schon gesehen?«

Lauth liest den Artikel und schaut mich erschrocken an. »Jemand muss geredet haben.«

»Holen Sie Guénée her«, befehle ich ihm. »Er hat den Auftrag, die Dreyfus-Familie zu überwachen.

Sagen Sie ihm, ich will ihn sofort sehen.«

Ich gehe in mein Büro zurück, öffne den Tresor und nehme das Geheimdossier heraus. Ich setze mich an den Schreibtisch und mache eine Liste mit allen Leuten, die davon wissen: Mercier, Boisdeffre, Gonse, Sandherr, du Paty, Henry,

Lauth, Gribelin, Guénée;
dank meinem gestrigen
Besuch kommt jetzt noch
Billot dazu – macht zehn;
dann die sieben Richter,
beginnend mit Oberst
Maurel – macht siebzehn;
und Präsident Fauré, der
Arzt des Präsidenten,
Gibert – macht neunzehn;
wer war noch der Mann,
der Mathieu Dreyfus davon

erzählt hat? – das sind dann zwanzig; und wer weiß, wie vielen Mathieu danach davon erzählt hat.

Es gibt keine Geheimnisse mehr – keine richtigen, nicht in der modernen Welt, nicht seit es Fotografie, Telegrafie, Eisenbahnen und Zeitungspressen gibt. Die alten Zeiten, in denen sich

ein innerer Kreis
Gleichgesinnter mittelst
Pergamentpapier und
Federkiel untereinander
austauschte, sind vorbei.
Früher oder später kommt
alles ans Licht. Das ist es,
was ich Gonse zu erklären
versucht habe.

Ich massiere meine
Schläfen und versuche,
alles noch einmal zu

durchdenken. Die
Tatsache, dass es eine
undichte Stelle gibt,
müsste eigentlich meinen
Standpunkt rechtfertigen.
Aber mir schwant, dass
Gonse und Boisdeffre
wahrscheinlich in Panik
verfallen und sich in ihrer
Entschlossenheit bestärkt
sehen, die
Nachforschungen

einzugrenzen.

Guénée kommt am späten Vormittag in mein Büro. Wie immer sieht seine Haut wie die eines Gelbsüchtigen aus, und er riecht wie das Innere einer alten Tabakspfeife. Er hat die Überwachungsakte der Familie Dreyfus dabei. Er schaut sich nervös um. »Ist Major Henry da?«

»Henry ist noch im Urlaub. Sie müssen mit mir vorliebnehmen.«

Guénée setzt sich und öffnet seinen Ordner. »Die Dreyfus-Familie steckt dahinter, Herr Oberstleutnant. Mit großer Wahrscheinlichkeit.«

»Obwohl der Ton in dem *Éclair*-Artikel so feindselig gegenüber Dreyfus ist?«

»Das soll nur ihre Spuren verwischen. Sie haben sich an den Herausgeber Sabatier herangemacht – wir haben ihn bei Treffen mit Mathieu und auch mit Lucie beobachtet. Das passt zu einem Muster verstärkter Anstrengungen, die die Familie in letzter Zeit unternimmt – wie Sie

vielleicht bemerkt haben.
Sie haben die Cook
Detective Agency in
London engagiert, die
Informationen ausgraben
soll.«

»Und, haben sie etwas
ausgegraben?«

»Nicht dass wir wüssten,
Herr Oberstleutnant.
Vielleicht haben sie
deshalb ihre Strategie

geändert und sich dazu entschlossen, verstärkt an die Öffentlichkeit zu gehen. Der Journalist, der die falsche Geschichte von Dreyfus' Flucht platziert hat, war von der Detektei angeheuert.«

»Warum sollten sie das tun?«

»Ich nehme an, um ihn wieder ins Gespräch zu

bringen.«

»Tja, das haben sie ja auch geschafft, oder?«

Guénée zündet sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an, ehe er antwortet. »Erinnern Sie sich noch, dass ich Ihnen vor einem Jahr erzählt habe, dass die Familie auf einen jüdischen Journalisten zugegangen

ist – Bernard Lazare?
Anarchist, Sozialist,
jüdischer Aktivist?«

»Was ist mit ihm?«

»Anscheinend schreibt er
gerade an einem Pamphlet
zur Ehrenrettung von
Dreyfus.«

Er blättert seine Akte
durch und gibt mir eine
Fotografie, auf der ein
stämmiger, jugendlich

wirkender Mann mit Kneifer, breiter Halbglatze und dichtem Vollbart zu sehen ist. Angeheftet sind einige von Lazare geschriebene Zeitungsartikel: »Das Neue Ghetto«, »Antisemitismus und Antisemiten«, eine Serie kürzlich in *La Voltaire* erschienenener Artikel, in der er Édouard Drumont von

La Libre Parole angreift
(»Sie sind nicht
unverwundbar, weder Sie
noch Ihre Freunde ...«).

»Ziemlich polemisch, der
Bursche«, sage ich,
während ich die Artikel
durchblättere. »Und er
arbeitet jetzt mit Mathieu
Dreyfus zusammen?«

»Zweifellos.«

»Also noch einer, der

über das Geheimdossier
Bescheid weiß.«

Guénée zögert. »Ja,
wahrscheinlich.«

Ich setze Lazares Name
auf die Liste. Macht
einundzwanzig. Ein
hoffnungsloses
Unternehmen. »Wissen
wir, wann ungefähr
Lazares Pamphlet
erscheint?«

»Von unseren Quellen im Druckergewerbe haben wir nichts gehört. Vielleicht wollen sie es im Ausland unter die Leute bringen. Wir wissen es nicht. Sie sind inzwischen wesentlich professioneller geworden.«

»Was für ein Schlamassel!« Ich werfe Lazares Foto über den Schreibtisch zu Guénée

zurück. »Dieses
Geheimdossier wird uns
noch großen Ärger
machen. Sie haben doch
bestimmt auch daran
mitgearbeitet, oder?«

Die Frage klingt nicht
nach Verhör, sondern
völlig beiläufig. Zu meiner
Überraschung runzelt
Guénée die Stirn und
schüttelt den Kopf, als

durchforstete er
angestrengt sein
Gedächtnis. »Nein, Herr
Oberstleutnant, ich nicht.«

Die dumme Lüge lässt
bei mir alle Warnlampen
aufleuchten. »Nein? Die
Aussage des spanischen
Militärattachés, die eine
wesentliche Rolle im Fall
gegen Dreyfus gespielt
hat, die haben nicht Sie an

Major Henry
weitergegeben?«

»Tja, ich weiß nicht mehr.« Plötzlich scheint er sich nicht mehr so sicher zu sein.

»Also, haben Sie oder haben Sie nicht? Major Henry sagt ja.«

»Tja, dann muss es wohl so sein.«

»Ich habe es sogar hier,

was Val Carlos Ihnen erzählt hat und Sie dann weitergegeben haben.« Ich hole das Geheimdossier aus meiner Schreibtischschublade, öffne es und nehme Henrys Protokoll heraus. Erstaunt reißt Guénée die Augen auf, während ich ihm den Teil, der ihn betrifft, vorlese.

»» Vergessen Sie nicht,
Major Henry von mir
auszurichten (und er mag
es dem Oberst gern
weitergeben)« – damit ist
Oberst Sandherr gemeint,
nehme ich an – »dass die
Kontrollen im
Kriegsministerium verstärkt
werden müssen. Aus
meinem letzten Gespräch
mit den deutschen

Attachés weiß ich, dass sie einen Offizier im Generalstab haben, der sie außerordentlich gut informiert. Finden Sie den Mann, Guénée. Wenn ich wüsste, wie er heißt, würde ich Ihnen den Namen nennen!««

»Ja, so ungefähr stimmt das.«

»Und das hat er Ihnen

etwa sechs Monate vor
Dreyfus' Verhaftung
gesagt?«

»Ja, Herr Oberstleutnant,
im März.«

Etwas an seinem
Verhalten sagt mir, dass er
immer noch lügt. Ich
schaue auf die Zeilen, die
ich gerade vorgelesen
habe. Klingt nicht gerade
nach einem spanischen

Marquis, klingt mehr nach einem Polizisten, der eine Zeugenaussage erfindet.

»Moment noch, nur damit das klar ist«, sage ich.

»Wenn ich den Marquis de Val Carlos besuchen und sagen würde: ›Unter uns, mein lieber Marquis, stimmt es, dass Sie diese Worte, mit deren Hilfe Hauptmann Dreyfus auf

der Teufelsinsel gelandet ist, zu Monsieur Guénée gesagt haben?«, würde er mir dann antworten: ›Mein lieber Major Picquart, das ist absolut korrekt?«

Die Panik steht Guénée ins Gesicht geschrieben. »Nun ja, das weiß ich nicht, Herr Oberstleutnant. Das war ein vertrauliches Gespräch. Bei den ganzen

Geschichten, die jetzt so über Dreyfus in den Zeitungen stehen, wie kann ich da beschwören, was er heute sagen würde?«

Ich schaue ihn an. Mein Gott, denke ich. Was um Himmels willen hatten sie vor? Wenn Val Carlos das Guénée nicht erzählt hat, dann leuchtet ein, dass er

es auch nicht Henry erzählt hat. Denn es war ja nicht einfach Guénée, den der Spanier vor einem deutschen Spion im Generalstab warnen sollte: Es war Henry. Ihr angebliches Gespräch bildete die Grundlage für Henrys theatralische Zeugenaussage vor dem Kriegsgericht: *Der Verräter*

ist dieser Mann!

Ein Klopfen an der Tür beendet das lange Schweigen. Lauth steckt seinen blonden Kopf zur Tür herein. Ich frage mich, wie lange er wohl schon gelauscht hat. »General Boisdeffre möchte, dass Sie sofort zu ihm überkommen, Herr Oberstleutnant.«

»Danke. Rufen Sie in seinem Büro an, dass ich auf dem Weg bin.« Lauth geht wieder. »Wir reden ein andermal weiter«, sage ich zu Guénée.

»Ja, Herr Oberstleutnant.« Als er geht, scheint er mächtig erleichtert zu sein, ohne weitere Fragen davongekommen zu sein.

Wenigstens macht er diesen Eindruck.

•

Boisdeffre sitzt hinter seinem pompösen Schreibtisch. Seine graziösen Hände liegen flach auf der Schreibtischplatte, dazwischen liegt die heutige Ausgabe von *L'Éclair*. »Ich nehme an,

Sie haben gestern mit dem Minister gesprochen«, sagt er. Er kann sich nur mit Mühe zu einem gelassenen Ton zwingen.

»Ja, Herr General, ich sehe ihn fast jeden Tag.«

Boisdeffre lässt mich in Habtachtstellung vor seinem Schreibtisch stehen, was bislang noch nie vorgekommen ist.

»Und da haben Sie ihm das Geheimdossier über Dreyfus gezeigt?«

»Ich war der Meinung, dass er über die Fakten Bescheid wissen sollte ...«

»Das werde ich nicht zulassen!« Er hebt eine Hand und schlägt damit hart auf die Tischplatte.

»Ich habe gesagt, dass Sie mit Gonse sprechen sollen

und mit sonst niemand!
Wie kommen Sie dazu,
meine Befehle zu
missachten?«

»Es tut mir leid, Herr
General, es war mir nicht
bewusst, dass Ihr Befehl
auch für den Minister galt.
Wenn Sie sich erinnern, im
letzten Monat haben Sie
mir die Erlaubnis erteilt,
General Billot über die

Esterházy-Ermittlungen zu unterrichten ...«

»Über Esterházy, ja! Aber nicht über Dreyfus! Ich dachte, General Gonse hätte Ihnen unmissverständlich klargemacht, die beiden Angelegenheiten strikt zu trennen.«

Ich schaue weiter starr geradeaus auf ein

ausgesprochen
scheußliches Ölgemälde
von Delacroix, das über
dem schütteren, weißen
Haarschopf des
Stabschefs hängt. Nur
gelegentlich riskiere ich
einen kurzen Blick auf den
General selbst. Er scheint
gewaltig unter Druck zu
stehen. Die Flecken, die
seine Backen wie

Schlingpflanzen

überziehen, haben sich von Purpurrot zu Violett verfärbt.

»Offen gesagt halte ich es nicht für möglich, die beiden Angelegenheiten getrennt zu behandeln, Herr General ...«

»Der Meinung können Sie sein, Herr Oberstleutnant, aber es nicht Ihre Aufgabe,

im Oberkommando Streit anzuzetteln. Das werde ich nicht zulassen!« Er hebt die Zeitung hoch und wedelt damit herum. »Und wo kommt das her?«

»Die Sûreté glaubt, dass die Familie Dreyfus die Geschichte lanciert haben könnte.«

»Und, hat sie?«

»Unmöglich zu sagen.

Eine beträchtliche Anzahl von Leuten hat Kenntnis von dem Dossier.« Ich ziehe meine Liste hervor. »Bislang zähle ich einundzwanzig.«

»Zeigen Sie her.« Boisdeffre streckt die Hand aus. Er überfliegt die Namen. »Sie sagen also, dass einer von denen die undichte Stelle ist.«

»Ich wüsste nicht, wer es sonst sein könnte.«

»Mir fällt auf, dass Ihr eigener Name nicht auf der Liste steht.«

»Ich weiß, dass ich es nicht bin.«

»Sie vielleicht, aber ich nicht. Ein flüchtiger Beobachter könnte es für einen merkwürdigen Zufall halten, dass gerade in dem

Moment, da Sie anfangen,
sich für eine
Wiederaufnahme des
Dreyfus-Verfahrens
einzusetzen, Enthüllungen
darüber in der Presse
auftauchen.«

Von jenseits der hohen
Fenster ist ein lautes
Knacken zu vernehmen.
Es hört sich an, als wäre
ein Baum umgestürzt.

Regen klatscht gegen die Scheiben. Boisdeffre, der mich immer noch anstarrt, scheint das nicht zu bemerken.

»Ich verwahre mich entschieden gegen diese Unterstellung, Herr General. Diese Geschichten nutzen meinen Nachforschungen nicht im Geringsten, wie

Sie ja gerade selbst deutlich gemacht haben. Sie machen sie nur schwieriger.«

»Das ist die eine Sichtweise. Die andere ist, dass Sie nach allen möglichen Hebeln suchen, um den Dreyfus-Fall wieder aufzurollen, ob Sie nun hinter meinem Rücken mit dem Minister sprechen

oder über die Presse Unruhe schüren. Wussten Sie, dass ein Mitglied der Abgeordnetenversammlung angekündigt hat, der Regierung wegen der Affäre Fragen zu stellen?«

»Damit habe ich nichts zu tun, ich gebe Ihnen mein Wort.«

Der Blick, mit dem mich der General anschaut,

verrät tiefes Misstrauen.
»Hoffen wir, dass jetzt
Schluss ist mit diesen
Enthüllungen. Es ist schon
schlimm genug, dass die
Presse über die Existenz
des Dossiers berichtet hat.
Wenn jetzt auch noch der
eigentliche Inhalt ans Licht
käme, dann wären die
Folgen noch viel
schwerwiegender. Diese

Liste behalte ich, wenn Sie erlauben.«

»Natürlich.« Meine

Verbeugung gibt, so hoffe ich zumindest, meiner geheuchelten Zerknirschung glaubhaft Ausdruck.

»Das wär's, Herr Oberstleutnant.« Er wedelt mit den Fingern, als würde er einen Kellner im Jockey

Club wegschicken. »Sie können gehen.«

•

Als ich hinaus auf die Rue Saint-Dominique trete, bläst ein Orkan: eine monströse Laune der Natur, die zwischen Mittag und drei Uhr über Paris herfällt. Ich muss mich an Geländern festhalten,

damit ich nicht umgeweht
werde, und bin nass bis
auf die Haut, als ich mein
Büro erreiche. Der Wind
deckt die Dächer der
Opéra-Comique und der
Polizeipräfektur ab. Er
schlägt an einer Seite des
Justizpalastes die Fenster
heraus. Flussschiffe reißen
sich von ihren
Ankerplätzen los und

knallen gegen die
Kaimauer. Einige der
Waschfrauen am Ufer der
Seine werden ins Wasser
geweht und müssen
gerettet werden. Die
Stände des Blumenmarkts
auf der Place Saint-Sulpice
werden vollständig
weggerissen. Auf meinem
Heimweg an jenem Abend
wate ich durch zerfetzte

Vegetation und zerbrochene Ziegel, die knöchelhoch die Straßen bedecken. Die Verwüstung ist furchtbar, aber insgeheim bin ich erleichtert: Die Zeitungen haben in den nächsten Tagen außer Hauptmann Dreyfus noch anderen Stoff, über den sie schreiben können.

14

Die Atempause ist kurz. Am Montag bringt *L'Éclair* einen zweiten, längeren Artikel. Die Überschrift könnte von meinem Standpunkt aus nicht schlimmer sein: »Der Verräter: Das Dossier beweist Dreyfus' Schuld«.

Mir ist schon übel, als ich mich mit der Zeitung an meinen Schreibtisch setze. Der Artikel strotzt vor Unwahrheiten, enthält aber einige aufschlussreiche Details: dass das Geheimdossier den Richtern in ihrem Beratungszimmer übergeben wurde; dass das Dossier vertrauliche

Briefe enthielt, die der deutsche und der italienische Militärattaché miteinander wechselten; dass sich einer der Briefe ausdrücklich auf, wie es heißt, diese Bestie Dreyfus bezog – die Wendung »dieser Lump D« taucht in dem Artikel jedoch nicht wörtlich auf. »Es war dieser unwiderlegbare

Beweis, der für das Urteil
der Richter
ausschlaggebend war«
schließt der Artikel.

Ich trommle mit den
Fingern auf die Tischplatte.
Wer liefert all diese
Einzelheiten? Guénée
behauptet, die Familie
Dreyfus. Ich bin mir da
nicht so sicher. Wer
profitiert von diesen

Enthüllungen? Aus meiner
Sicht sind die
offensichtlichsten
Profiteure die, die eine
Wagenburgmentalität
innerhalb des
Kriegsministeriums
schaffen und meine
Nachforschungen über
Esterházy beschneiden
wollen. Es ist die Wendung
»diese Bestie Dreyfus«,

die mich an etwas erinnert.
Hat das du Paty nicht
immer von Dreyfus
behauptet: dass er von
animalischen Trieben
gesteuert sei?

Ich nehme eine Schere
und schneide den Artikel
sorgfältig aus. Dann
schreibe ich einen Brief an
Gonse, der immer noch im
Urlaub ist. »Neulich habe

ich mir die Freiheit
genommen, Ihnen meine
Auffassung mitzuteilen,
dass wir in ernste
Schwierigkeiten geraten
könnten, wenn wir nicht
selbst die Initiative
ergreifen. Der beigefügte
Artikel aus *L'Éclair* betätigt
leider meine Auffassung.
Ich fühle mich verpflichtet,
noch einmal zu betonen,

dass es unerlässlich ist,
ohne Verzug zu handeln.
Wenn wir noch länger
warten, wird uns die
Entwicklung überrollen und
in eine aussichtslose Lage
bringen. Es wird uns nicht
mehr möglich sein, uns
entweder selbst zu
verteidigen oder die
Wahrheit herauszufinden.«

Ich zögere, bevor ich den

Brief abschicke. Ich gebe
damit offiziell meine
Meinung zu Protokoll.
Gonse ist ein
mustergültiger Soldat,
vielleicht nicht auf dem
Schlachtfeld, aber
sicherlich auf dem Feld der
Aktenablage. Er wird den
Brief als das erkennen,
was er ist: als Eskalation
der Feindseligkeiten.

Ich schicke ihn trotzdem ab.

Am nächsten Tag zitiert er mich zu sich. Er hat seinen Urlaub abgebrochen und ist wieder in seinem Büro. Ich kann seine Panik auf zweihundert Meter spüren.

Auf den Fluren des Kriegsministeriums geht es ruhiger zu als sonst. Billot

und Boisdeffre begleiten
Präsident Fauré auf
dessen Inspektionsreise zu
den Herbstmanövern in
den Südwesten des
Landes. Die meisten
Offiziere des Generalstabs
mit Karriereambitionen –
und das sind fast alle –
haben dafür gesorgt, im
Felde zu sein. Die leeren,
hallenden Flure erinnern

mich an die Atmosphäre der Verräterhatz vor zwei Jahren.

»Ich habe Ihren Brief bekommen«, sagt Gonse und wedelt damit herum, als ich mich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch setze. »Glauben Sie nicht, ich hätte kein Verständnis für Ihren Standpunkt. Wenn ich die Uhr zum

Anfang dieser verdammten
Geschichte zurückdrehen
könnte, dann wäre ich
Ihrer Meinung, das können
Sie mir glauben.
Zigarette?« Er schiebt mir
die Schachtel zu. Ich hebe
ablehnend die Hand. Er
nimmt sich eine und
zündet sie an. Sein Ton
könnte nicht freundlicher
sein. »Machen wir uns

nichts vor, mein lieber Picquart. Die Dreyfus-Ermittlungen sind nicht so professionell durchgeführt worden, wie das der Fall hätte sein sollen. Sandherr war ein kranker Mann, und du Paty – nun ja, wir alle wissen, wie Armand ist, trotz seiner vielen Vorzüge. Trotzdem müssen wir jetzt an dem

Punkt weitermachen, an dem wir stehen, wir können die ganze Geschichte nicht wieder von vorn aufrollen. Das würde zu viele alte Wunden aufreißen. Sie haben ja gesehen, was in den letzten Tagen in der Presse los war, diese latente Hysterie um Dreyfus. Das würde das

Land zerreißen. Wir müssen jetzt einfach das Loch stopfen. Das sehen Sie doch ein, oder?«

Er schaut mich mit so flehenden, um meine Zustimmung bettelnden Augen an, dass ich für ein paar flüchtige Momente fast versucht bin, ihm nachzugeben. Er ist kein schlechter Mensch, nur ein

schwacher. Er will ein ruhiges Leben, will einfach gemütlich zwischen dem Ministerium und seinem Garten hin- und herpendeln.

»Ich verstehe das, Herr General. Aber diese Geschichten, die an die Presse durchsickern, stellen eine ganz andere Warnung an uns dar. Wir

müssen erkennen, dass in diesem Augenblick, während wir uns hier unterhalten, schon eine Untersuchung des Falles Dreyfus im Gange ist. Leider wird sie von seiner Familie und ihren Unterstützern organisiert. Der Prozess entgleitet uns. Was ich in meinem Brief deutlich machen wollte, ist

das grundlegende militärische Prinzip, dass wir es sein sollten, die die Initiative ergreifen, solange uns noch die Zeit dafür bleibt.«

»Und wie stellen wir das an? Durch Kapitulation? Indem wir ihnen geben, was sie wollen?«

»Nein, indem wir eine Stellung aufgeben, die

schlicht nicht mehr zu
halten ist, und stattdessen
eine neue
Verteidigungslinie auf
höherem Terrain
errichten.«

»Ja – wie schon gesagt –
indem wir ihnen geben,
was sie wollen! Wie auch
immer, ich bin nicht Ihrer
Meinung. Unsere jetzige
Stellung ist sehr wohl zu

halten, solange wir nur eng
genug zusammenstehen.
Uns schützt die eiserne
Wand der
Rechtsprechung. Wir
sagen einfach: Sieben
Richter haben alle Beweise
begutachtet. Sie haben ein
einstimmiges Urteil gefällt.
Der Fall ist
abgeschlossen.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, entschuldigen Sie, Herr General, aber diese Linie wird nicht halten. Die Richter sind nur wegen dem Geheimdossier zu einem einstimmigen Urteil gekommen. Und die Beweise in dem Geheimdossier sind, nun ja ...« Ich halte inne, bin mir nicht sicher, wie ich fortfahren soll. Mir fällt

Guénées

Gesichtsausdruck ein, als ich ihn über sein angebliches Gespräch mit Val Carlos ausgefragt habe.

»Die Beweise sind was?«, fragt Gonse ruhig.

»Die Beweise in dem Dossier sind ...« Ich breite die Arme aus. »Sie sind *schwach*. Wenn sie

wasserdicht wären,
könnten wir über die
Tatsache, dass sie der
Verteidigung vorenthalten
wurden, vielleicht
hinwegsehen. Aber so ...«

»Ich verstehe
vollkommen, was Sie
meinen, mein lieber
Picquart – glauben Sie mir,
vollkommen!« Er beugt
sich vor und schaut mich

beschwörend an. »Aber das ist exakt der Punkt, warum die Korrektheit des Geheimdossiers unter keinen Umständen angezweifelt werden darf. Angenommen, wir folgen Ihrer Route auf höheres Terrain und sagen dem französischen Volk: Also, das war so, der Bordereau stammt jetzt doch von

Esterházy, und deshalb
holen wir Dreyfus von
seiner Insel, und er kriegt
einen neuen großen
Prozess. Was kommt dann
als Nächstes? Die Leute
werden wissen wollen,
warum die ursprünglichen
Richter – alle sieben,
wohlgemerkt – die ganze
Geschichte dermaßen
falsch bewerten konnten.

Und damit sind wir wieder bei dem Geheimdossier. Einige sehr hochstehende Persönlichkeiten werden höchst irritiert sein. Wollen Sie das? Stellen Sie sich vor, welchen Schaden das der Reputation der Armee zufügen würde!«

»Ich gestehe zu, der Schaden wird nicht zu vermeiden sein, Herr

General. Aber man würde uns auch Anerkennung dafür zollen, dass wir den eigenen Stall ausgemistet haben. Während wir den Schaden nur vergrößern würden, wenn wir auf die alten noch ein paar neue Lügen draufpacken ...«

»Keiner redet von Lügen, Herr Oberstleutnant! Ich verlange keine Lügen von

Ihnen! Das würde ich nie tun. Ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann. Tatsächlich verlange ich nicht einmal, dass Sie überhaupt etwas tun. Ich verlange nur von Ihnen, dass Sie *nichts* tun. Sie lassen einfach die Finger vom Fall Dreyfus. Ist das so unzumutbar, Georges?« Er wagt ein dünnes Lächeln.

»Schließlich kenne ich Ihre Ansichten über das auserwählte Volk – also wirklich, wenn das alles vorbei ist, was kümmert es Sie da noch, ob ein einzelner Jude auf der Teufelsinsel hockt?«

Es ist, als ob er sich über den Schreibtisch gebeugt und mir einen geheimen Handschlag angeboten

hätte. »Ich schätze, es kümmert mich deshalb, weil er unschuldig ist«, sage ich vorsichtig.

Gonse lacht. Sein Gelächter hört sich an, als könnte es jeden Augenblick ins Hysterische umkippen. »Ach Gott, wie sentimental!« Er klatscht sich in die Hände. »Ein herrlicher Gedanke!

Neugeborene Lämmchen
und Kätzchen und Alfred
Dreyfus – und alle so
unschuldig!«

»Bei allem Respekt, Herr
General, Sie wollen ja wohl
nicht andeuten, dass ich
mit dem Mann irgendwie
emotional verbunden bin?
Ich kann Ihnen versichern,
dass mich keine Gefühle
welcher Art auch immer

mit ihm verbinden. Offen gesagt wäre es mir lieber, er wäre tatsächlich schuldig. Das würde mir mein Leben wesentlich erleichtern. Bis vor Kurzem war ich mir noch sicher, dass er schuldig ist. Aber jetzt liegen die Beweise vor mir, und es scheint ganz so, dass er nicht schuldig sein *kann*. Der Verräter ist

Esterházy.«

»Vielleicht ist es Esterházy, vielleicht nicht. Man kann sich nie sicher sein. Es ist allerdings eine Tatsache, dass es *nie jemand erfahren wird, wenn Sie nichts sagen.*«

Schließlich sind wir zum dunklen Kern der Sache vorgestoßen. Plötzlich kommt mir der Raum noch

ruhiger vor. Gonse schaut mir unumwunden in die Augen. Ich nehme mir etwas Zeit, bevor ich antworte.

»Das ist ein widerwärtiger Vorschlag, Herr General. Sie können von mir nicht erwarten, dass ich dieses Geheimnis mit ins Grab nehme.«

»O doch, das kann ich

sehr wohl, und ich tue es auch. Geheimnisse mit ins Grab zu nehmen ist das Wesen unseres Berufs.«

Wieder Stille. Ich versuche es erneut. »Ich bitte nur darum, dass der Fall gründlich untersucht wird ...«

»*Nur!*« Schließlich bricht es doch aus Gonse heraus. »*Nur!* Das gefällt

mir! Ich verstehe Sie nicht,
Picquart! Was wollen Sie?
Dass die gesamte Armee –
also eigentlich die gesamte
Nation! – sich nur um Ihr
empfindliches Gewissen
dreht? Ihre Arroganz ist
ziemlich beeindruckend,
das muss ich schon
sagen!« Sein fatter Hals
läuft leuchtend rosa an. Er
sieht aus wie ein prall

aufgepumpter
Gummischlauch, der über
den Kragen seines
Uniformrocks quillt. Er ist
entsetzt. Plötzlich wird sein
Ton geschäftsmäßig. »Wo
ist das Geheimdossier
jetzt?«

»In meinem Tresor.«

»Und Sie haben über den
Inhalt mit sonst niemand
gesprochen?«

»Natürlich nicht.«

»Haben Sie Kopien gemacht?«

»Nein.«

»Und Sie sind auch nicht die undichte Stelle, die die Zeitungen beliefert?«

»Wenn ich es wäre, würde ich es wohl kaum zugeben, oder?« Ich kann die Verachtung in meiner Stimme nicht mehr zügeln.

»Aber wenn Sie mich schon fragen, die Antwort ist nein.«

»Werden Sie nicht unverschämt!« Gonse steht auf. Ich stehe ebenfalls auf. »Wir sind hier in der Armee, Herr Oberstleutnant, nicht in einem Debattierklub für ethische Fragen. Der Kriegsminister erteilt dem

Chef des Generalstabs
Befehle, der Chef des
Generalstabs erteilt mir
Befehle, und ich erteile
Ihnen Befehle. Ich befehle
Ihnen hiermit offiziell, und
zwar zum letzten Mal,
keinerlei Nachforschungen
anzustellen, die in
Zusammenhang mit dem
Fall Dreyfus stehen, nichts
darüber an wen auch

immer weiterzugeben, der nicht autorisiert ist, diese Informationen zu erhalten. Gott stehe Ihnen bei, wenn Sie diesen Befehl missachten. Haben Sie verstanden?«

Ich kann mich nicht zu einer Antwort überwinden. Ich salutiere, drehe mich auf dem Absatz um und gehe aus dem Zimmer.

.

Als ich ins Büro zurückkomme, sagt mir Capiaux, dass im Warteraum Desvernine mit dem Fälscher Lemercier-Picard sitze. Nach der Auseinandersetzung mit Gonse ist ein Vorstellungsgespräch mit einer Kreatur wie dieser

das Letzte, wonach mir der Sinn steht, aber wegschicken will ich ihn auch nicht.

Als ich den Warteraum betrete, erkenne ich ihn sofort als einen aus der kleinen Gruppe von Kartenspielern und Pfeifenrauchern wieder, die ich zusammen mit Guénée an meinem ersten

Morgen gesehen habe.
Der Name Moisés
Lehmann passt besser zu
ihm als Lemercier-Picard.
Er ist klein und sieht
jüdisch aus, duftet nach
Eau de Cologne, platzt vor
Charme und
Selbstbewusstsein und ist
ganz scharf darauf, mich
mit seinen Fertigkeiten zu
beeindrucken. Er

beschwatzt mich gleich,
drei oder vier Sätze auf ein
Blatt Papier zu schreiben.

»Na los, Herr
Oberstleutnant, was soll
schon passieren?« Nach
ein paar Übungssätzen
gelingt ihm schließlich eine
passable Kopie meiner
Handschrift. »Der Trick ist
die Geschwindigkeit«, sagt
er. »Man muss das Wesen

der Schrift erfassen, sich
in ihren Charakter
hineinversetzen und dann
ganz natürlich schreiben.
Sie haben eine sehr
künstlerische Handschrift,
Herr Oberstleutnant, sehr
verschwiegen, sehr
introspektiv, wenn ich so
sagen darf.«

»Das reicht jetzt,
Moisés«, sagt Desvernine

und tut so, als hielte er sich die Ohren zu. »Der Herr Oberstleutnant hat keine Zeit für deinen Unsinn. Du kannst jetzt wieder verschwinden. Warte im Entree auf mich.«

Der Fälscher schaut mich grinsend an. »War mir ein Vergnügen, Herr Oberstleutnant.«

»Ganz meinerseits. Und wenn ich jetzt um das Blatt Papier mit meiner Handschrift bitten dürfte?«

»Ah, richtig«, sagt er und zieht es aus seiner Jackentasche. »Hätte ich fast vergessen.«

»Da ist noch was, das Sie wissen sollten«, sagt Desvernine, nachdem der Fälscher gegangen ist.

»Esterházy hat sich anscheinend aus dem Staub gemacht. Er und seine Frau sind völlig überstürzt aus der Wohnung in der Rue de la Bienfaisance ausgezogen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich war drin. Keine Angst, nichts Illegales. Sie ist zu vermieten. Ich habe

den Wohnungssuchenden
gespielt. Die meisten ihrer
Möbel haben sie
mitgenommen, nur ein
bisschen Plunder ist übrig.
Im Herd hat er jede Menge
Papier verbrannt. Das hier
habe ich gefunden.«

Er gibt mir eine
Visitenkarte mit
angesengten Rändern:

Édouard Drumont

Herausgeber
La Libre Parole

Ich drehe die Visitenkarte hin und her. »Dann arbeitet Esterházy also für dieses antijüdische Hetzblatt.«

»Sieht so aus. Aber vielleicht hat er ihnen auch nur Informationen geliefert. Tun viele aus der Armee.

Der Punkt ist, Herr Oberstleutnant, er ist untergetaucht. Er ist nicht in Paris. Er ist auch nicht mehr in Rouen. Er hat sich in die Ardennen verzogen.«

»Glauben Sie, er weiß, dass wir ihm auf den Fersen sind?«

»Ich bin mir nicht sicher. Aber irgendwie stinkt die

Sache. Wenn wir ihm eine Falle stellen wollen, dann sollten wir das jedenfalls so schnell wie möglich tun.«

»Sind die Hörrohre schon ausgebaut?«

»Ja, seit gestern.«

»Gut. Und die Löcher im Kaminschacht, wann werden die wieder zugemauert?«

»Einer meiner Leute

erledigt das heute Abend.«

»Gut. Um die Falle
kümmere ich mich.«

.

Billot ist jetzt meine einzige
Hoffnung. Billot, die alte
Eidechse, der alte
Überlebenskünstler, der
zweimalige Kriegsminister
– bestimmt wird er nicht
nur das Amoralische,

sondern auch den politischen Wahnsinn an der Strategie des Generalstabs erkennen.

Seine Rückkehr von den Manövern im Südwesten ist für Freitag angekündigt. An jenem Morgen bringt *Le Figaro* auf der Titelseite eine an die Abgeordnetenversammlung gerichtete Petition von

Lucie Dreyfus, in der
darauf hingewiesen wird,
dass die Regierung die
Geschichten über das
Geheimdossier nicht
dementiert hat:

*Und so muss es wohl
wahr sein, dass ein
französischer Offizier
aufgrund einer
Beschuldigung verurteilt*

wurde, die die
Anklagevertretung dem
Kriegsgericht ohne
Wissen des Angeklagten
vorlegte und zu der
deshalb weder er noch
sein Verteidiger Stellung
nehmen konnten.

Das ist die
Verweigerung jeglicher
Gerechtigkeit.

Seit fast zwei Jahren bin

*ich – wie der Mann, an
dessen Unschuld ich
unerschütterlich glaube –
das Opfer des
grausamsten Martyriums.
Trotz der in der
Öffentlichkeit und der
Presse verbreiteten
Verleumdungen der
widerlichsten und
widersinnigsten Art habe
ich bislang geschwiegen.*

*Doch heute ist es meine
Pflicht, dieses Schweigen
zu brechen. Ohne
Kommentar und
Schuldzuweisungen
wende ich mich an Sie,
meine Herren, die einzige
Macht, bei der ich noch
Zuflucht suchen kann –
und fordere
Gerechtigkeit.*

In den engen, düsteren
Fluren und
Treppenhäusern der
Statistik-Abteilung herrscht
Stille. Meine Offiziere
haben sich in ihre Büros
verkrochen. Stündlich
rechne ich damit, von
Gonse auf die andere
Straßenseite zitiert zu
werden, damit ich ihm die
neueste Bombe erklären

möge. Aber das Telefon bleibt stumm. Von meinem Büro aus behalte ich mit halbem Auge die Rückseite des Hôtel de Brienne im Auge. Schließlich, es ist kurz nach drei, sehe ich hinter den hohen Fenstern uniformierte Ordonnanzen mit Aktenkoffern. Der Minister muss wieder da sein. Die Topografie

kommt mir zugute: Gonse in der Rue Saint-Dominique weiß sicherlich noch nicht, dass er wieder zurück ist. Ich gehe hinunter in die Rue de l'Université, überquere die Straße und ziehe meinen Schlüssel aus der Tasche, um die Tür zum Garten des Ministers zu öffnen.

Und dann passiert etwas

Seltsames. Der Schlüssel passt nicht. Ich versuche es drei-, viermal, aber ich will einfach nicht begreifen, dass er nicht passt. Die Form des Schlosses ist völlig anders als früher. Schließlich gebe ich auf und nehme wie jeder normale Sterbliche den langen Weg außen herum über die Place du Palais-

Bourbon.

»Oberstleutnant Picquart
für den Kriegsminister ...«

Die Wache öffnet das Tor
und lässt mich hinein, aber
d e r Hauptmann der
Republikanischen Garde
im Entree im Erdgeschoss
bittet mich zu warten.
Nach ein paar Minuten
kommt Hauptmann
Calmon-Maison die Treppe

herunter.

Ich halte den Schlüssel hoch. »Funktioniert nicht mehr.« Ich versuche einen Witz daraus zu machen. »Wegen übermäßiger Neugier aus dem Garten vertrieben, wie Adam.«

Calmon-Maison verzieht keine Miene. »Tut mir leid, Herr Oberstleutnant. Wir müssen die Schlösser

gelegentlich austauschen –
Sicherheitsmaßnahme, Sie
verstehen.«

»Sie müssen sich nicht
rechtfertigen, Herr
Hauptmann. Aber ich habe
Neuigkeiten für den
Minister.«

»Leider ist er gerade erst
aus Châteauneuf
zurückgekehrt. Er hat sehr
viel zu tun und ist auch

ziemlich erschöpft.
Könnten Sie vielleicht am
Montag wieder
vorbeischauchen?«

Wenigstens hat er so viel
Anstand, ein verlegenes
Gesicht zu machen.

»Es dauert nicht lange.«

»Trotzdem ...«

»Ich warte.« Ich lasse
mich auf einer der roten
Lederbänke nieder.

Er schaut mich unsicher an. »Vielleicht frage ich noch einmal nach.«

»Das wäre vielleicht besser.«

Mit stampfenden Schritten geht er wieder die Marmortreppe hoch. Seine Stimme hallt von den Steinwänden wider, als er kurz danach zu mir herunterruft.

»Oberstleutnant Picquart!«

Billot sitzt an seinem Schreibtisch. »Picquart«, sagt er und hebt müde eine Hand. »Tut mir leid, aber ich bin sehr beschäftigt.« Allerdings kann ich keinerlei Anzeichen von Beschäftigung erkennen. Ich vermute, dass er einfach nur aus dem

Fenster geschaut hat.

»Verzeihung, Herr
Minister, ich werde Sie
nicht lange aufhalten. Aber
angesichts der
Zeitungsgeschichten fühle
ich mich genötigt, Sie zu
einer Entscheidung zu
drängen, wie es mit der
Esterházy-Untersuchung
weitergehen soll.«

Billot hebt die buschigen,

weißen Augenbrauen und schaut mich misstrauisch an. »Welchen Aspekt der Untersuchung meinen Sie genau?«

Ich fange an, ihm Desvernines und meinen Plan zu erklären, Esterházy mit einer scheinbar von Schwartzkoppen stammenden Botschaft zu

einem Treffen zu locken,
aber er schneidet mir
gleich das Wort ab. »Nein,
nein, das gefällt mir ganz
und gar nicht, das ist viel
zu plump. Ich glaube
inzwischen, dass die
schnellste Methode, wie
wir dieses Schwein
loswerden können, die ist,
ihn überhaupt nicht
strafrechtlich zu verfolgen,

sondern einfach in den
Ruhestand zu versetzen.
Entweder das, oder wir
versetzen ihn irgendwohin
ans Ende der Welt – nach
Indochina oder Afrika, was
weiß ich –, vorzugsweise in
ein Land, wo man sich eine
ganz besonders üble
Krankheit einfangen kann
oder eine Kugel, ohne
dass sich irgendjemand

darum schert.«

Ich weiß nicht, wie ich auf diesen Vorschlag reagieren soll, also gehe ich nicht darauf ein. »Und was machen wir mit Dreyfus?«

»Er bleibt einfach da, wo er ist. Das Urteil ist gesprochen, und damit Schluss.«

»Dann haben Sie Ihre Entscheidung also schon

getroffen?«

»Ja. Vor der Parade in Châteauneuf hatte ich die Gelegenheit, das Thema mit General Mercier unter vier Augen zu erörtern. Er ist eigens mit dem Automobil aus Le Mans gekommen, um die Sache zu besprechen.«

»Das glaube ich gern!«

»Seien Sie vorsichtig,

Herr Oberstleutnant! ...«
Billot zeigt mit dem Finger
auf mich. Bis jetzt hat er
mich immer dazu
ermuntert, die Grenzen
der Insubordination
auszuloten. Es hat ihm
Spaß gemacht, den
nachsichtigen
Familienpatron zu spielen.
Wie mit dem Zugang zum
Garten ist es also auch mit

diesem Privileg vorbei.

Trotzdem kann ich mich nicht zurückhalten. »Aber S i e wissen doch, dass nichts in diesem Geheimdossier eine Schuld von Dreyfus belegt, dass es vielleicht sogar glatte Lügen enthält.«

Billot legt sich die Hände auf die Ohren. »Es gibt Dinge, die ich lieber nicht

hören sollte, Herr
Oberstleutnant.«

Er sieht aus, wie
störrische alte Männer
manchmal aussehen:
albern, ein schmollendes
Kind in einer Kinderkrippe.

»Ich kann ziemlich laut
werden«, sage ich.

»Das ist mein Ernst,
Picquart! Ich darf mir das
n i c h t anhören!« Seine

Stimme ist schrill. Erst als er sich sicher ist, dass ich seine Ohren nicht mehr besudele, nimmt er die Hände herunter. »Also, führen Sie sich nicht auf wie ein arroganter, dummer Kindskopf, und hören Sie mir zu.« Seine Stimme klingt jetzt versöhnlich und vernünftig. »General Boisdeffre wird

bald den Zaren in Paris
empfangen, das ist ein
diplomatischer Coup, der
die Welt verändern wird.
Und ich muss mit dem
Finanzausschuss über
einen Haushalt von
sechshundert Millionen
Francs verhandeln. Wir
können es uns einfach
nicht leisten, dass uns
diese schäbige

Geschichte, dieser eine Jude auf seinem Felsen, von den wichtigen Themen ablenkt. Das würde die Armee zerreißen. Man würde mich aus dem Amt jagen – und zwar zu Recht. Man muss doch die Verhältnismäßigkeit im Auge behalten. Verstehen Sie, was ich damit sagen will, Herr Oberstleutnant?«

Ich nicke.

Er erhebt sich mit
erstaunlicher
Geschmeidigkeit, geht um
den Schreibtisch herum
und bleibt vor mir stehen.
»Calmon-Maison sagt, die
Schlösser in den
Gartentüren mussten
erneuert werden. Was für
ein Stumpfsinn. Ich werde
dafür sorgen, dass Sie

einen neuen Schlüssel bekommen. Ich schätze Ihren Scharfsinn außerordentlich, mein Junge.« Er schüttelt mir die Hand. Sein Griff ist hart, trocken, schwielig. Zusätzlich umfasst er meine Hand noch mit seiner anderen. Ich fühle mich wie in einem Schraubstock. »Das ist

nicht so einfach mit der Macht, Georges. Man muss den Mumm haben, harte Entscheidungen zu treffen. Ich habe das alles schon einmal erlebt. Heute großes Geschrei, Dreyfus, Dreyfus, Dreyfus, und morgen, wenn es keine neue Enthüllung gibt, ist alles wieder vergessen. Sie werden sehen.«

Billots Prophezeiung über Dreyfus und die Presse erweist sich als zutreffend. So plötzlich sich die Zeitungen wieder auf Dreyfus stürzten, so schnell erlahmt das Interesse an dem Gefangenen auf der Teufelsinsel auch wieder.

Stattdessen füllen
Geschichten über den
Staatsbesuch des Zaren
die Titelseiten, besonders
Spekulationen darüber,
welche Garderobe die
Zarin wohl tragen wird.
Aber ich vergesse ihn
nicht.

Obwohl ich Desvernine
mitteilen muss, dass wir
die Dienste von Monsieur

Lemercier-Picard nicht
benötigen und unser
Gesuch, Esterházy eine
Falle stellen zu dürfen,
abgelehnt wurde, betreibe
ich die Nachforschungen
weiter, so gut ich kann. Ich
befrage einen Unteroffizier
im Ruhestand, Mulot, der
sich daran erinnert, Teile
einer Schießvorschrift für
den Major kopiert zu

haben. Und ich spreche mit Hauptmann le Rond, der Esterházy an der Waffe ausgebildet hat. Er nennt seinen früheren Schüler einen Schuft: »Wenn ich ihm auf der Straße begegnen würde, würde ich ihm nicht die Hand schütteln.« All das wandert in meine Wohltäter-Akte. Wenn ich

gelegentlich am Ende
eines Arbeitstages die
bislang
zusammengetragenen
Beweise durchgehe, das
Petit Bleu, die
Überwachungsfotos, die
Zeugenaussagen, dann
sage ich mir, dass ich ihn
doch noch hinter Gittern
sehen werde.

Einen neuen Schlüssel

für den Garten des Hôtel de Brienne bekomme ich nicht. Wenn ich den Minister sprechen will, muss ich einen Termin vereinbaren. Und obwohl er mich immer herzlich empfängt, ist sein Verhalten mir gegenüber doch eindeutig reserviert. Das Gleiche gilt für Boisdeffre und Gonse. Ich

habe nicht mehr ihr volles
Vertrauen – zu Recht.

•

Am Morgen des vorletzten
Septembertages gehe ich
die Treppe zu meinem
Büro hinauf, biege um die
Ecke und sehe Major
Henry, der in ein Gespräch
mit Lauth und Gribelin
vertieft ist. Er hat mir den

Rücken zugewandt, aber seine breiten, massigen Schultern und der fette Nacken sind genauso unverkennbar wie sein Gesicht. Als Lauth mich sieht, wirft er ihm einen schnellen, warnenden Blick zu. Henry hört auf zu reden und dreht sich um. Die drei Offiziere salutieren.

»Meine Herren«, sage ich. »Schön, dass Sie wieder da sind, Major Henry. Wie war der Urlaub?«

Er sieht anders aus. Er hat etwas Sonne abbekommen – wie alle außer mir. Und er hat einen anderen Haarschnitt, kurze Stirnfransen. Jetzt sieht er nicht mehr wie ein

verschlagener Bauer,
sondern wie ein
verschlagener Mönch aus.
Und noch etwas hat sich
verändert. Er strahlt
frische Energie aus. Als
hätten sich all die
negativen Kräfte, die
unsere kleine Einheit
umgaben – der Argwohn,
die Entfremdung, das
Unbehagen –, in seiner

korpulenten Gestalt
 konzentriert und ihn mit
 einer Art Elektrizität
 aufgeladen. Er ist ihr
 Anführer. Meine heikle
 Lage ist seine Chance. Er
 ist eine Gefahr für mich. All
 das geht mir in den
 wenigen Sekunden durch
 den Kopf, in denen er
 salutiert und mit einem
 Grinsen im Gesicht sagt:

»Schön, Herr
Oberstleutnant, danke der
Nachfrage.«

»Ich muss Sie dann noch
auf den neuesten Stand
bringen.«

»Wann immer Sie wollen,
Herr Oberstleutnant.«

Ich will ihn schon in mein
Büro bitten, entscheide
mich dann aber anders.

»Wie wär's, wenn wir nach

Feierabend zusammen
etwas trinken gehen?«

»Etwas trinken?«

»Sie sehen überrascht
aus.«

»Na ja, wir sind noch nie
zusammen etwas trinken
gegangen.«

»Schlimm genug, oder?
Wird Zeit, dass wir das
nachholen. Sagen wir um
fünf?«

Um fünf Uhr klopft er an meine Tür, ich nehme meine Mütze, und wir gehen hinaus auf die Straße. »Wohin möchten Sie?«, fragt er.

»Was schlagen Sie vor? Ich kenne mich mit den Bars hier in der Gegend nicht so aus.«

»Also ins Royale. Dann brauchen wir uns nicht

lange den Kopf zu zerbrechen.«

Die Taverne Royale ist die Lieblingsbar der Offiziere aus dem Generalstab. Ich bin seit Jahren nicht mehr dort gewesen. Um diese Zeit ist es ruhig. Gleich neben dem Eingang stehen ein paar Hauptleute mit einem Glas in der Hand da, der

Barkeeper liest Zeitung,
ein Kellner wischt die
Tische ab. An den Wänden
Regimentsfotos, auf dem
nackten Holzboden
Sägespäne, die
Einrichtung braun,
messing- und sepiafarben.
Henry fühlt sich ganz wie
zu Hause. Wir setzen uns
an einen Tisch in der Ecke.
Er bestellt Kognak, ich

schließe mich an, weil mir nichts Besseres einfällt. »Lassen Sie die Flasche da«, sagt er zu dem Kellner. Er bietet mir eine Zigarette an. Ich lehne ab. Er zündet sich eine an, und plötzlich wird mir klar, dass ein Teil von mir den alten Teufel tatsächlich vermisst hat, so wie man manchmal etwas

Vertrautes, ja Hässliches
lieb gewinnt. Henry *ist* die
Armee – auf eine Art, wie
es Lauth, Boisdeffre oder
ich nie sein werden. Wenn
Soldaten aus dem Glied
treten und vom
Schlachtfeld fliehen wollen,
dann sind es die Henrys
dieser Welt, die sie
überreden können,
zurückzukommen und

weiterzukämpfen.

»Also«, sagt Henry und hebt sein Glas. »Worauf sollen wir trinken?«

»Wie wär's mit etwas, das wir beide lieben? Die Armee!«

»Sehr gut«, sagt er. Wir stoßen an. »Auf die Armee!«

Er trinkt in einem Zug aus, füllt mein Glas auf

und schenkt dann sich nach. Er nippt am Glas und schaut mich über den Rand an. Seine kleinen Augen haben eine schmutzige, trübe Farbe. Ich kann nichts darin lesen. »Im Büro scheint mir derzeit ein ziemliches Chaos zu herrschen, Herr Oberstleutnant, wenn Sie mir die Bemerkung

gestatten.«

»Ich nehme jetzt doch eine Zigarette, wenn ich darf.« Er schiebt die

Schachtel über den Tisch.

»Und wessen Schuld ist das Ihrer Meinung nach?«

»Ich zeige nicht mit dem Finger auf andere Leute. Ich sage nur, dass es so ist.«

Ich zünde mir die

Zigarette an und spiele mit
meinem Glas herum,
schiebe es wie eine
Schachfigur auf dem Tisch
hin und her. Ich verspüre
das merkwürdige
Verlangen, mich zu
offenbaren. »Von Mann zu
Mann, ich wollte nie Chef
der Abteilung werden,
wussten Sie das? Spione
waren mir ein Graus. Ich

habe den Posten nur durch
Zufall bekommen. Wenn
ich Dreyfus nicht
persönlich gekannt hätte,
hätte ich nie etwas mit
seiner Verhaftung zu tun
gehabt und wäre nie bei
dem Prozess vor dem
Kriegsgericht und der
Degradierung dabei
gewesen. Leider scheinen
die hohen Herren mich

völlig falsch
einzuschätzen.«

»Und wie lautet die
richtige Einschätzung?«

Henrys Zigaretten sind
sehr stark. Türkische.
Hinten in der Nase fühlt es
sich an, als stünde alles in
Flammen. »Ich habe
Dreyfus noch einmal unter
die Lupe genommen.«

»Ja, Gribelin hat mir

erzählt, dass Sie sich das Dossier geholt haben. Da scheinen Sie ja einiges aufgewirbelt zu haben.«

»General Boisdeffre war der Überzeugung, dass das Dossier gar nicht mehr existiert. Er sagt, General Mercier hätte Oberst Sandherr befohlen, es loszuwerden.«

»Das wusste ich nicht.

Der Oberst hat mir nur gesagt, dass ich es sicher aufbewahren soll.«

»Warum hat Sandherr den Befehl missachtet, was glauben Sie?«

»Das müssten Sie ihn schon selbst fragen.«

»Vielleicht tue ich das.«

»Sie können ihn fragen, was Sie wollen, Herr Oberstleutnant, aber ich

befürchte, Sie werden kaum eine Antwort bekommen.« Henry tippt sich mit dem Finger an die Schläfe. »Er sitzt in Montauban hinter Schloss und Riegel. Ich bin eigens d e n weiten Weg da runtergefahren und habe ihn besucht. Es war mitleiderregend.« Er schaut mich traurig an.

Plötzlich hebt er sein Glas.
»Auf Oberst Sandherr.
Einen unserer Besten!«

»Auf Sandherr!«, sage
ich und tue so, als würde
ich auf sein Wohl trinken.
»Aber warum, glauben Sie,
hat er das Dossier
behalten?«

»Wahrscheinlich hat er
gedacht, es könnte ihm
mal nützlich sein —

schließlich war es das Dossier, das Dreyfus überführt hat.«

»Nur dass Sie und ich wissen, dass Dreyfus unschuldig ist.«

Henry reißt erschrocken die Augen auf. »Ich würde das nicht so laut herumposaunen, Herr Oberstleutnant, besonders nicht hier drin. Möglich,

dass das einigen gar nicht gefällt.«

Ich schaue mich um. Es wird allmählich voller. Ich beuge mich zu ihm vor und senke die Stimme. Ich bin mir nicht sicher, ob ich auf ein Geständnis aus bin oder selbst eines ablegen will, nur dass ich irgendeine Art von Absolution brauche.

»Dreyfus hat den
Bordereau nicht
geschrieben«, sage ich
leise. »Er ist von
Esterházy. Sogar Bertillon
sagt, dass die beiden
Handschriften identisch
sind. Das heißt, das
wesentliche Beweisstück
gegen Dreyfus ist nichts
wert! Und was Ihr
Geheimdossier angeht ...«

Lautes Gelächter am Nebentisch unterbricht mich. Ich schaue verärgert hinüber.

Henry mustert mich eindringlich. »Was ist mit dem Geheimdossier?« Er klingt sehr ernst.

»Bei allem Wohlwollen ist das Einzige, mein lieber Henry, was in dem Dossier auf Dreyfus verweist, die

Tatsache, dass die Deutschen und die Italiener Befestigungspläne von einer Person erhalten haben, die mit der Initiale D bezeichnet wird. Übrigens gebe ich nicht Ihnen die Schuld: Sobald Dreyfus in Haft war, unterlag es Ihnen, den Fall so gut wie möglich zu untermauern. Aber jetzt

haben wir die Fakten über Esterházy, das ändert alles. Jetzt wissen wir, dass man den falschen Mann verurteilt hat. Also, sagen Sie mir: Was sollen wir jetzt machen? Die neue Lage einfach ignorieren?«

Ich lehne mich zurück. Henry studiert weiter mein Gesicht. »Bitten Sie mich um meinen Rat?«, sagt er

nach einer langen Pause.

Ich zuckte mit den Achseln. »Gewiss. Haben Sie denn einen für mich?«

»Haben Sie das Gonse erzählt?«

»Ja.«

»Auch Boisdeffre und Billot?«

»Ja.«

»Und was sagen die?«

»Dass ich die Finger

davon lassen soll.«

»Dann tun Sie das, um Himmels willen«, sagt er mit zischender Stimme.

»Lassen Sie die Finger davon, Herr

Oberstleutnant.«

»Ich kann nicht.«

»Warum?«

»Ich kann einfach nicht. Es geht gegen meine Natur. Dafür bin ich nicht in

die Armee eingetreten.«

»Dann haben Sie den falschen Beruf gewählt!«

Henry schüttelt fassungslos den Kopf. »Sie müssen tun, was die von Ihnen verlangen, Herr Oberstleutnant. Die sind die Chefs.«

»Auch wenn Dreyfus unschuldig ist?«

»Um Himmels willen,

schon wieder!« Er schaut sich um. Nun beugt er sich über den Tisch und senkt die Stimme. »Hören Sie, ich weiß nicht, ob er schuldig oder unschuldig ist, Herr Oberstleutnant, und offen gesagt ist mir das auch, Pardon, scheißegal. Und genau so sollten Sie das auch sehen. Ich habe getan,

was man mir gesagt hat.
Ich erhalte den Befehl,
einen Mann zu erschießen,
also erschieße ich ihn.
Hinterher heißt es, dass
man mir den falschen
Namen genannt hat und
ich einen anderen hätte
erschießen sollen – schön,
tut mir sehr leid, aber ist
nicht meine Schuld.« Er
schenkt uns noch einen

Kognak ein. »Sie wollen meinen Rat? Also, ich erzähle Ihnen jetzt mal eine Geschichte. Als ich mit meinem Regiment in Hanoi war, gab es in den Kasernen jede Menge Diebstähle. Also haben mein Major und ich dem Dieb eine Falle gestellt und ihn auf frischer Tat ertappt. Es stellte sich heraus,

dass es der Sohn des
Obersten war – weiß Gott,
warum er es nötig hatte,
Leute wie uns zu beklauen,
aber er hat es getan. Und
mein Major – er war ein
bisschen wie Sie, sagen
wir, er war der idealistische
Typ –, also, er wollte den
Mann bestrafen lassen.
Die hohen Tiere waren
anderer Meinung.

Trotzdem, er hat nicht
lockergelassen und den
Fall vors Kriegsgericht
gebracht. Und da haben
sie meinem Major das
Genick gebrochen. Der
Dieb wurde
freigesprochen. Eine
wahre Geschichte.« Henry
hebt sein Glas. »Das ist
die Armee, die wir so
lieben.«

15

Als ich am nächsten Morgen ins Büro komme, liegt die Dreyfus-Akte auf meinem Schreibtisch – nicht das Geheimdossier, sondern die Protokolle des Kolonialbüros, die mir immer noch regelmäßig zur Kommentierung

vorgelegt werden.

In den letzten Wochen haben sich zwei Sicherheitsbedenken bezüglich Dreyfus ergeben. Erstens der Artikel einer englischen Zeitung über Dreyfus' Flucht. Zweitens ein aus der Rue Cambon an Dreyfus gesandter Brief, der mit einem Namen

unterschrieben war, der wie *Weiler* aussah und eine Botschaft enthielt, die vermutlich mit Geheimtinte geschrieben war: »Letzte Korrespondenz unmöglich zu entziffern. Komme auf das frühere Verfahren in Ihrer Antwort zurück. Nennen Sie genaue Herkunft der Dokumente und wie der Schrank

geöffnet werden kann.
Bereit, sofort in Aktion zu
treten.«

Dreyfus' Wachen wurden
angewiesen, ihn nach
Aushändigung des Briefes
genau im Auge zu
behalten. Er runzelte nur
die Stirn und legte ihn zur
Seite. Offenbar hatte er
noch nie von einem Weiler
gehört. Wir und die Sûreté

waren übereinstimmend der Meinung, dass es sich nur um einen böartigen Scherz handelte.

Ich blättere weiter und stelle fest, dass die beiden Vorfälle vom Kolonialministerium trotzdem zum Vorwand genommen wurden, Dreyfus' Haftbedingungen erheblich zu verschärfen.

Seit drei Wochen wird er jeden Abend in Eisen gelegt. Die Strafkolonie in Cayenne hat sogar eine Zeichnung von der Vorrichtung geschickt, mit der er gefesselt wird. An seinem Bett sind zwei u-förmige Eisenbügel befestigt. Bei Sonnenuntergang werden seine Beine an den

Knöcheln in die Bügel
gelegt, durch die dann eine
Stange geschoben wird,
die wiederum mit einem
Vorhängeschloss gesichert
wird. In dieser Lage muss
er bis Sonnenaufgang
ausharren. Zusätzlich
wurde rund um seine Hütte
ein zweieinhalb Meter
hoher Doppelzaun aus
schweren Holzbalken

errichtet. Der erste Zaun steht nur einen halben Meter von seinem Fenster entfernt, weshalb ihm der Blick auf das Meer versperrt ist. Tagsüber ist es ihm nicht mehr erlaubt, die Insel jenseits des zweiten Zauns zu betreten. Der schmale Streifen zwischen den beiden Zäunen, Fels und

Gestrüpp ohne Bäume und
Schatten, ist jetzt die
ganze Welt des
Gefangenen.

Wie üblich ist der Akte ein
Anhang mit Dreyfus'
konfiszierten Briefen
beigeheftet:

*Gestern Abend wurde ich
in Eisen gelegt. Warum,
weiß ich nicht. Seit ich hier*

*bin, habe ich immer
peinlich genau die
Anweisungen befolgt, die
man mir gegeben hat. Wie
kann es sein, dass ich
während der langen,
grauenvollen Nacht nicht
verrückt geworden bin? (7.
September 1896)*

*Diese Nächte in Eisen!
Ich spreche gar nicht von*

den körperlichen Leiden,
aber was für eine
moralische Schmach, und
das ohne jede Erklärung,
ohne zu wissen, warum
oder zu welchem Zweck!
In was für einem
grausamen Albtraum lebe
ich nun schon seit fast
zwei Jahren! (8.
September)

*In Eisen gelegt, wenn ich
doch schon wie ein wildes
Tier Tag und Nacht von
einem mit Gewehr und
Revolver bewaffneten
Wachmann beobachtet
werde! Nein, die Wahrheit
muss gesagt werden. Dies
ist keine
Sicherheitsvorkehrung. Es
ist eine Maßnahme des
Hasses und der Folter,*

*angeordnet aus Paris von
denen, die, weil sie auf
eine Familie nicht
einschlagen können, auf
einen unschuldigen Mann
einschlagen, weil weder er
noch seine Familie den
schrecklichsten
Justizirrtum, den es je
gegeben hat, unterwürfig
hinnehmen werden. (9.
September)*

Ich will nicht mehr
weiterlesen. Ich habe
selbst gesehen, was
scheuernde Eisenfesseln
einem Gefangenen antun
können. Sie schneiden ihm
bis auf die Knochen ins
Fleisch. Die Qualen
müssen in der
insektenverseuchten Hitze
der Tropen unerträglich

sein. Für einen Augenblick
verharrt mein Stift über
den Seiten. Aber am Ende
unterzeichne ich die
Umlaufliste kommentarlos
und schicke die Akte
zurück ans
Kolonialministerium.

.

Später nehme ich an einer
Sitzung in Gonse' Büro teil,

die die letzten Details der
Sicherheitsmaßnahmen für
den Zarenbesuch abklären
soll. Männer mit finsterner
Miene aus dem Innen- und
Außenministerium, von der
Sûreté und aus dem
Élysée-Palast, Männer, die
die pompöse
Selbstgefälligkeit derer zur
Schau tragen, die für
solche Dinge

verantwortlich sind, sitzen um den Tisch herum und diskutieren jede Einzelheit der kaiserlichen Routenplanung.

Die russische Flottille wird am Montag um 13 Uhr von zwölf Panzerschiffen in den Hafen von Cherbourg geleitet. Der Präsident der Republik begrüßt den Zaren und die Zarin. Um

18 Uhr 30 findet ein Diner für siebzig Personen im Marine-Arsenal statt, bei dem General Boisdeffre am Tisch des Zaren sitzt. Am Dienstagmorgen um 8 Uhr 50 trifft der kaiserlich-russische Zug in Versailles ein. Die kaiserliche Gesellschaft steigt in den Zug des Präsidenten um und trifft um 10 Uhr am

Gare du Ranelagh ein. Die Prozession in die Stadt benötigt für die zehn Kilometer eineinhalb Stunden: Zu ihrem Schutz sind 80 000 Soldaten abgestellt. Des Terrorismus verdächtige Personen sind entweder inhaftiert oder aus Paris abtransportiert worden. Nach dem Mittagessen in

der russischen Botschaft
besuchen der Zar und die
Zarin die russisch-
orthodoxe Kirche in der
Rue Daru. 18 Uhr 30
Staatsbankett für
zweihundertsiebzig Gäste
im Élysée-Palast. 20 Uhr
30 Feuerwerk in den
Jardins du Trocadéro,
danach Galavorstellung in
der Oper. Am Mittwoch ...

Meine Gedanken
schweifen immer wieder zu
der in Ketten liegenden
Gestalt auf der
siebentausend Kilometer
entfernten Teufelsinsel ab.

Als das Treffen beendet
ist und alle Gonse' Büro
verlassen, bittet mich der
General, noch einen
Augenblick zu bleiben. Er
könnte nicht freundlicher

sein. »Ich habe nachgedacht, mein lieber Picquart. Wenn dieser russische Zirkus hier vorbei ist, würde ich Sie gern zu einem Sondereinsatz in die östlichen Garnisonsstädte schicken.«

»Um was zu tun, Herr General?«

»Inspektion der

Sicherheitsvorkehrungen.
Erstatten Sie Bericht und
machen Sie
Verbesserungsvorschläge.
Wichtige Arbeit.«

»Wie lange werde ich von
Paris weg sein?«

»Nur ein paar Tage.
Höchstens ein oder zwei
Wochen.«

»Und wer soll dann die
Abteilung leiten?«

»Das übernehme ich selbst.« Er lacht und klopft mir auf die Schulter.
»Wenn Sie mir den Laden anvertrauen!«

.

Am Sonntag treffe ich bei den Gasts Pauline – zum ersten Mal seit Wochen. Sie trägt ein Kleid, von dem sie weiß, dass ich es

mag: gelb mit weißen Spitzenmanschetten und weißem Kragen. Philippe und ihre beiden kleinen Mädchen, Germaine und Marianne, sind auch mitgekommen.

Normalerweise komme ich problemlos damit zurecht, die Familie zusammen zu sehen, aber an diesem Tag ist es eine Qual. Das

Wetter ist kalt und feucht.
Wir müssen im Haus
bleiben. Keine Chance,
dem Anblick zu entfliehen,
wie sie in ihrem anderen
Leben aufgeht – in ihrem
richtigen Leben.

Nach ein paar Stunden
wird mir die Heuchelei zu
viel. Ich gehe auf die
Veranda hinter dem Haus
und rauche eine Zigarre.

Wie bei einem
nordeuropäischen Monsun
mischt sich in den kalten
und harten Regen Hagel,
der auch noch die letzten
Blätter von den Bäumen
reißt. Die Hagelkörner
hüpfen auf dem
vollgesogenen Rasen auf
und ab. Ich denke an
Dreyfus' Schilderungen der
nicht enden wollenden

tropischen Regengüsse.

Ich höre das Rascheln von Seide und rieche Parfümduft, und plötzlich steht Pauline neben mir. Sie schaut mich nicht an, sondern lässt ihren Blick über den düsteren Garten schweifen. Mit der rechten Hand halte ich die Zigarre, meine linke Hand hängt locker herunter. Wie ein

Hauch streicht ihr rechter
Handrücken über meine
Hand. Es fühlt sich an, als
berührten sich nur die
Härchen. Für jemand, der
uns jetzt von hinten sehen
würde, wären wir nur zwei
a l t e Freunde, die sich
zusammen den Sturm
anschauen. Aber ihre
Nähe ist fast
überwältigend. Keiner von

uns sagt ein Wort. Und dann fliegt krachend die Terrassentür auf. »Hoffentlich ist das Wetter besser, wenn nächste Woche die kaiserlichen Majestäten kommen!«, sagt Monnier mit dröhnender Stimme.

Pauline hebt die Hand und streicht sich beiläufig eine Haarsträhne aus der

Stirn. »Hast du viel damit zu tun, Georges?«

»Nein, kaum.«

»Er ist zu bescheiden, wie üblich«, wirft Monnier ein. »Ich weiß, wie ihr bei den ganzen Sicherheitsvorkehrungen mitgemischt habt.«

»Wirst du Gelegenheit haben, den Zaren persönlich

kennenzulernen?«, fragt Pauline.

»Dafür muss man es mindestens zum General gebracht haben.«

»Aber die Parade, die können Sie sich doch anschauen, oder, Picquart?«, sagt Monnier.

Ich ziehe heftig an meiner Zigarre und wünschte, er würde wieder

verschwinden. »Ich könnte, wenn ich Lust dazu hätte. Der Kriegsminister hat im Palais Bourbon Plätze für meine Offiziere und ihre Frauen reserviert.«

»Aber du gehst natürlich nicht hin«, sagt Pauline aufgekratzt und tut so, als schläge sie mir auf den Arm. »Du elender

Republikaner!«

»Ich habe keine Frau.«

»Kein Problem«, sagt Monnier. »Du kannst dir meine ausleihen.«

.

Und so drängeln sich Pauline und ich am Dienstagmorgen die Stufen des Palais Bourbon hinauf zu unseren reservierten

Plätzen, wo ich feststelle, dass jeder Offizier der Statistik-Abteilung die Einladung des Ministers wahrgenommen und seine Frau mitgebracht hat – oder wie Gribelin seine Mutter. Als wir auftauchen, versuchen sie erst gar nicht, ihre Neugier zu verbergen. Zu spät wird mir klar, was für ein Bild

wir abgeben – der
unverheiratete Chef führt
seine verheiratete Geliebte
aus. Ich stelle ihnen
Pauline sehr förmlich vor
und betone ihre soziale
Stellung als die Frau
meines guten Freundes
Philippe Monnier vom Quai
d'Orsay. Aber das macht
alles nur noch
verdächtiger. Obwohl

Henry sich kurz verbeugt
und Lauth mir zunickt und
die Hacken
zusammenschlägt, muss
sich Berthe Henry, die
Wirtstocher mit dem
Dünkel des Parvenüs,
geradezu überwinden,
Pauline die Hand zu
geben. Madame Lauth
wendet sich mit verächtlich
gekräuselten Lippen gleich

ganz ab.

Pauline macht das anscheinend nichts aus. Wir haben einen perfekten Blick: geradeaus über die Brücke und die Seine zu dem einen halben Kilometer entfernten Obelisk auf der Place de la Concorde. Die Sonne scheint, aber es ist windig. Die riesigen Fahnen an

den Gebäuden – die
französische Trikolore mit
den senkrechten, die
russische mit den
waagerechten roten,
weißen und blauen Streifen
– blähen sich auf und
knallen gegen die Stangen.
Die seit Sonnenaufgang
wartenden Menschen
stehen in zehn oder gar
zwölf Reihen auf der

Brücke. Es heißt, dass es überall in der Stadt genauso aussieht. Laut Polizeipräsident säumen eineinhalb Millionen Zuschauer die Strecke.

Das gedämpfte Tosen Tausender jubelnder Stimmen dringt von der Place de la Concorde herüber und dann, wie bei einer Sinfonie allmählich

lauter werdend, das
Trommeln von
Pferdehufen auf
Kopfsteinpflaster. Eine
schimmernde, die ganze
Breite der Straße
einnehmende Reihe
glänzender Lichter taucht
auf, gefolgt von weiteren
ebensolchen Reihen, die
nach und nach als in der
strahlenden Sonne

glitzernde Helme und
Brustharnische erkennbar
werden – Welle um Welle
von Lanzenreitern und
Kürassieren mit flatternden
Fahnen bewegen sich auf
ihren Pferden in wogenden
Zwölferreihen über die
Brücke. Immer näher
kommen sie im steifen
Trab geradewegs auf uns
zu, bis man den Eindruck

hat, sie würden die
Treppenstufen hinauf
mitten durch uns
hindurchreiten. Doch dann
biegen sie abrupt nach
rechts auf den Boulevard
Saint-Germain ab. Es
folgen Kavallerien aus den
Kolonien – Chasseurs
d'Afrique, algerische
Spahis und arabische
Kaims und Stammesführer,

deren Pferde vor dem
Lärm der
Menschenmassen
zurückschrecken. Diesen
folgt eine Prozession von
offenen Staatskarossen
mit dem Präsidenten, dem
russischen Botschafter,
den Führern des Senats
und der
Abgeordnetenversammlung und
allen anderen führenden

Persönlichkeiten der Republik, darunter auch General Billot. Besonders laut wird Boisdeffre bejubelt, der mit seinem gefiederten Helm nach allen Seiten winkt. Es geht das Gerücht, dass er nach dem Zarenbesuch der nächste Außenminister werden könnte.

Mit etwas Abstand taucht

dann, begleitet von einer
berittenen Leibwache, die
russische Staatskarosse
auf. Pauline seufzt und
umklammert meinen Arm.

Nach all dem Gerede
über Allianzen und Armeen
beeindruckt mich am
meisten, wie *klein* das
kaiserliche Paar ist. Zar
Nikolaus II. könnte man für
einen verängstigten

blonden Jungen mit
falschem Bart halten, den
man in die Uniform seines
Vaters gesteckt hat. Alle
paar Sekunden salutiert er
mechanisch, indem er mit
schnellen Bewegungen
den Rand seiner
Persianermütze berührt –
es wirkt eher wie ein
nervöser Tick als eine
Würdigung des Beifalls.

Die neben ihm sitzende Zarin Alexandra wirkt sogar noch jünger, wie ein Mädchen, das den Kostümfundus geplündert hat. Sie trägt eine Boa aus Schwanendaunen und hält in der einen Hand einen weißen Sonnenschirm und in der anderen einen gewaltigen Blumenstrauß. Sie verneigt sich ständig

nach links und rechts. Sie sind jetzt so nah, dass ich das verkrampfte Lächeln der Zarin erkennen kann. Sie machen beide einen beklommenen Eindruck. Als die Kutsche scharf nach rechts abbiegt, neigen sich ihre Körper sanft zur Seite und verschwinden dann aus meinem Blickfeld —

abgetaucht in einen
Trichter aus Lärm.

Pauline hält immer noch
meinen Arm umklammert,
als sie den Kopf wendet,
um mir etwas zu sagen.
Bei dem Tumult kann ich
sie kaum verstehen.
»Was?« Sie zieht mich
näher zu sich heran, ihre
Lippen befinden sich jetzt
so nah an meinem Ohr,

dass ich ihren Atem spüre.
Während ich versuche, sie
zu verstehen, sehe ich,
dass Henry, Lauth und
Gribelin uns anstarren.

.

Als die drei zum Büro
zurückgehen, folge ich
ihnen. Sie gehen vielleicht
fünfzig Meter vor mir. Die
Rue de l'Université ist leer.

Die meisten Leute,
einschließlich unserer
Damen, sind geblieben,
um noch einen Blick auf
das Zarenpaar zu
erhaschen, wenn es nach
dem Mittagessen auf dem
Weg zur russisch-
orthodoxen Kirche über die
Brücke zurückfährt.
Irgendetwas an der Art,
wie Henry mit einer Hand

gestikuliert und die
anderen nickend neben
ihm hergehen, lässt mich
vermuten, dass sie über
mich sprechen. Ich kann
nicht widerstehen,
beschleunige meine
Schritte und schließe zu
ihnen auf. »Meine
Herren!«, sage ich laut.
»Freut mich, dass Sie Ihre
Pflichten nicht

vernachlässigen.«

Ich habe
schuldbewusstes Lachen
erwartet, sogar
Betretenheit. Aber die drei
Gesichter, die sich zu mir
umdrehen, schauen
mürrisch und aufmüpfig.
Ich habe ihr
spießbürgerliches
Feingefühl mehr beleidigt,
als ich dachte. Wir setzen

den Weg schweigend fort,
und ich ziehe mich für den
Rest des Tages in mein
Büro zurück.

.

Die Sonne geht kurz nach
sieben unter. Um acht ist
es zum Lesen schon zu
dunkel. Ich lasse meine
Lampe ausgeschaltet.

Das Gebälk des alten

Gebäudes schrumpft und knarzt, wenn der Tag der Kühle der Nacht weicht. Die Vögel im Garten des Ministers verstummen. Die Schatten nehmen feste geometrische Formen an. Ich sitze an meinem Schreibtisch und warte. Wenn es eine Tageszeit geben sollte, in der die Geister von Voltaire und

Montesquieu erscheinen,
dann diese. Als ich um
halb neun meine Tür öffne,
rechne ich fast damit, dass
eine Perücke und eine
Samtjacke durch den
Gang schweben. Aber das
alte Gebäude liegt
verlassen da. Alle sind in
die Jardins du Trocadéro
gezogen, um sich das
Feuerwerk anzuschauen,

sogar Capiaux. Die
Vordertür ist
abgeschlossen. Ich habe
das Haus für mich allein.

Aus meiner Schublade
nehme ich die Lederrolle
mit den
Einbruchswerkzeugen, die
mir Desvernine schon vor
Monaten dagelassen hat.
Während ich die Treppe
hinaufgehe, wird mir die

Absurdität meiner Lage
bewusst: dass ich als Chef
des Nachrichtendienstes
genötigt bin, ins Archiv
meiner eigenen Abteilung
einzubrechen, ist bizarr.
Ich habe das Problem
rational aus jedem
Blickwinkel durchdacht,
aber mir ist keine bessere
Lösung eingefallen.
Zumindest ist es einen

Versuch wert.

Ich knie mich vor
Gribelins Tür auf den
Boden. Die erste
Erkenntnis ist die, dass
das Knacken eines
Schlosses einfacher ist, als
man meint. Als ich erst
einmal den Bogen heraus
habe und weiß, welches
Werkzeug das passende
ist, schaffe ich es auch, die

Einkerbung in der Unterseite des Sperrriegels zu finden. Jetzt muss ich nur noch drücken. Dann mit der linken Hand den Druck beibehalten, mit der rechten Hand den Dietrich einführen und so lange herumhantieren, bis ich die Stifte anheben kann. Einer hebt sich, dann der zweite, schließlich der dritte. Der

Schlosskern gleitet nach vorn, ein gut geöltes Klicken ist zu hören, die Tür öffnet sich.

Ich schalte das elektrische Licht an. Es würde mich Stunden kosten, alle Schlösser in Gribelins Archiv zu knacken. Aber ich weiß, wo er seine Schlüssel aufbewahrt, im

Schreibtisch in der untersten Schublade links. Nach zehn Minuten geduldigem Herumprobieren habe ich das passende Werkzeug gefunden. Ich öffne die Schublade. Die Schlüssel sind darin.

Plötzlich höre ich einen so lauten Knall, dass mein Herz einen Satz macht. Ich

schaue aus dem Fenster.
Die Scheinwerfer auf der
Spitze des einen Kilometer
entfernten Eiffelturms
leuchten über die Seine bis
zur Place de la Concorde.
Die Strahlen sind von
lautlos platzenden,
pulsierenden und
blitzenden Sternen
umgeben. Ein, zwei
Sekunden später folgen

die Explosionen, die so laut
sind, dass die
Fensterscheiben in ihren
uralten Rahmen zittern. Ich
schaue auf meine Uhr.
Neun Uhr. Sie sind eine
halbe Stunde zu spät dran.
Das Feuerwerk soll
mindestens dreißig
Minuten dauern.

Ich nehme Gribelins
Schlüsselbund und

versuche den mir nächsten Aktenschrank zu öffnen.

Als ich herausgefunden habe, welche Schlüssel zu welchem Schloss passen, öffne ich nacheinander alle Schubladen. Meine erste Priorität ist das Material von Agent Auguste, jeder Schnipsel, den ich finden kann.

Die zusammengeklebten

Schriftstücke beginnen schon zu vergilben. Sie rascheln wie trockenes Laub, als ich sie zu Stapeln aufschichte: Briefe und Telegramme von Hauptmann Dame in Berlin, die mit seinem Decknamen Dufour unterzeichnet sind; Briefe an Schwartzkoppen vom deutschen Botschafter

Graf Münster, an
Panizzardi vom
italienischen Botschafter
Signor Ressmann und an
den Militärattaché von
Österreich-Ungarn, Oberst
Schneider. Ich finde einen
vom November 1890
datierten Umschlag voller
Asche, Briefe an
Schwartzkoppen vom
italienischen Marineattaché

Rossellini und vom
britischen Militärattaché
Oberst Talbot, außerdem
die vierzig oder fünfzig
Liebesbriefe von
Hermance de Weede –
*Mein lieber verehrter
Freund ... Mein Maxi ...* –
und vielleicht halb so viele
von Panizzardi – *Mein
kleiner Liebling ... Mein
großer Kater ... Mein*

starker geliebter Rammmler

...

Es hat einmal eine Zeit gegeben, da hätte ich mich unwohl, sogar schmuddelig gefühlt, wenn ich mich mit derart intimen Dingen abgegeben hätte. Das ist vorbei.

Unter all den Botschaften findet sich auch ein verschlüsseltes

Telegramm von Panizzardi
an den Generalstab in
Rom, das am
Freitagmorgen, dem 2.
November 1894, um drei
Uhr abgeschickt wurde:

*Commando stato
maggiore Roma*

913 44 7836 527 3 88

706 6458 71 18 0288

5715 3716 7567 7943

2107 0018 7606 4891

6165

Panizzardi

Der entschlüsselte Text –
geschrieben von General
Gonse – ist beigeheftet:
*Hauptmann Dreyfus ist
verhaftet worden. Das
Kriegsministerium hat
Beweise für seine Kontakte
zu Deutschland. Wir haben
die nötigen*

*Vorsichtsmaßnahmen
getroffen.*

Ich übertrage das
Telegramm und den
entschlüsselten Text in
mein Notizbuch. Jenseits
des Fensters ist der
Eiffelturm eine einzige
Kaskade aus taumelndem,
farbigem Licht. Nach einer
letzten donnernden
Explosion versinkt er

langsam in der Dunkelheit.
Ich höre gedämpft
aufbrandenden Beifall. Das
Schauspiel ist vorüber. Ich
schätze, dass man etwa
eine halbe Stunde braucht,
um sich durch die
Menschenmassen in den
Jardins du Trocadéro zu
drängeln und in die
Statistik-Abteilung
zurückzukehren.

Ich widme mich wieder den zusammengeklebten Schriftstücken.

Ein Großteil des Materials ist unvollständig oder nichtssagend. Die Erkenntnis ärgert mich. Der Versuch, diesen Abfällen irgendeinen Sinn abzugewinnen, kommt mir plötzlich irrwitzig vor. Wir sind auch nicht viel besser

als die Haruspices des
Altertums, die die Leber
von Tieren begutachteten,
bevor sie politische
Entscheidungen trafen.
Meine Augen jucken. Ich
bin jetzt seit Mittag im Büro
und habe noch nichts
gegessen. Vielleicht ist das
der Grund, warum mir das
entscheidende Schriftstück
zunächst nicht auffällt. Ich

nehme mir das nächste Schreiben vor, blättere aber dann doch wieder zurück, weil ich das unbestimmte Gefühl habe, etwas übersehen zu haben.

Es handelt sich um eine kurze Mitteilung, mit schwarzer Tinte auf ein kariertes weißes Blatt Papier geschrieben, das in

zwanzig Stücke zerrissen ist, von denen ein paar fehlen. Der Schreiber bietet Schwartzkoppen an, ihm das Geheimnis von rauchfreiem Pulver zu verkaufen. Es ist unterzeichnet mit »Ihr ergebener Dubois« und datiert vom 27. Oktober 1894 – zwei Wochen nach Dreyfus' Verhaftung.

Ich schaue mir den Vorgang etwas genauer an. Zwei Tage später schreibt Dubois wieder an den deutschen Attaché. »Ich kann Ihnen eine Patrone des Lebel-Gewehrs verschaffen, die Sie in die Lage versetzt, das Geheimnis des rauchfreien Pulvers zu ergründen.«

Schwartzkoppen scheint
dem nicht weiter
nachgegangen zu sein.
Warum auch?
Wahrscheinlich ein
Spinner. In fast jeder Bar
in jeder Garnisonsstadt in
Frankreich hätte sich
Schwartzkoppen für den
Preis eines Biers eine
Lebel-Patrone besorgen
können.

Was mich interessiert, ist
der Name, mit dem die
Mitteilungen unterzeichnet
sind. *Dubois*? Ich bin mir
sicher, dass ich den
Namen gerade schon
einmal irgendwo gelesen
habe. Ich gehe noch
einmal den Stapel mit den
Briefen von Panizzardi an
Schwartzkoppen durch:
Mein schönes kleines

*Mädchen ... Mein grünes
Hündchen ... Mein
Meisterrammer ... Dein
ergebener zweitklassiger
Rammler.* Da ist es, in
einer Mitteilung aus dem
J a h r 1893 schreibt der
Italiener an
Schwartzkoppen: »Ich
habe M. Dubois
getroffen.«

Dem Brief ist ein

Querverweis zu einem anderen Vorgang angefügt. Es dauert ein paar Minuten, bis ich Gribelins

Archivierungssystem begreife und den Verweis in einer Aktenmappe finde. In einem kurzen Bericht von Major Henry an Oberst Sandherr, datiert vom April 1894, geht es um die

mögliche Identität des mit D bezeichneten Agenten, der den Deutschen und Italienern *zwölf Pläne von militärischen Einrichtungen in Nizza* geliefert hat. Henry kommt zu dem Schluss, dass es sich bei D um einen Jacques Dubois handelt, der als Drucker in einer Firma arbeitet, die Aufträge vom

Kriegsministerium erhält.
Wahrscheinlich hat er die
Deutschen auch mit
großflächigen Plänen der
Befestigungsanlagen von
Toul, Reims, Langres,
Neufchâteau und anderen
Orten versorgt. Wenn er
die Druckmaschine anwirft,
ist es ein Leichtes für ihn,
ein paar zusätzliche
Kopien zum

Eigengebrauch

durchlaufen zu lassen.

»Ich habe ihn gestern befragt«, schreibt Henry.

»Ein übler Bursche und krimineller Spinner mit beschränkter Intelligenz und ohne Zugriff auf Geheimmaterial. Die

Pläne, die er weitergegeben hat, sind frei zugänglich.

Empfehlung: keine
weiteren Maßnahmen
erforderlich.«

Da haben wir es. D steht
für Dubois, nicht für
Dreyfus.

*Ich erhalte den Befehl,
einen Mann zu erschießen,
also erschieße ich ihn ...*

Ich habe mir genau
notiert, wo jedes
Schriftstück und jeder

Ordner archiviert war, und beginne jetzt mit der mühseligen Arbeit, alles an seinen angestammten Platz zurückzustellen. Es kostet mich vielleicht zehn Minuten, dann ist alles wieder genau dort, wo es zuvor war, sind die Aktenschränke abgeschlossen und die Tische abgewischt. Als ich

fertig bin, ist es kurz nach zehn. Ich lege Gribelins Schlüsselbund wieder in die Schublade, knie mich auf den Boden und mache mich an die knifflige Aufgabe, sie wieder abzuschließen. Während ich mit den beiden dünnen Metallwerkzeugen herumstochere, ist mir bewusst, wie die Minuten

verrinnen. Meine Hände
sind ungelenk vor
Müdigkeit und glitschig vor
Schweiß. Aus irgendeinem
Grund kommt es mir
wesentlich schwieriger vor,
ein Schloss zu schließen
als es zu öffnen, aber
schließlich schaffe ich es.
Ich mache das Licht aus.

Als Letztes bleibt mir jetzt
nur noch, die Tür zum

Archiv wieder
abzuschließen. Ich knie
immer noch im Gang auf
dem Boden und hantiere
mit den Stiften herum, als
ich zu hören glaube, dass
unten die Eingangstür
zugeschlagen wird. Ich
halte inne und spitze die
Ohren. Ich kann keine
verdächtigen Geräusche
hören. Das muss ich mir

eingebildet haben. Ich mache mich wieder an meine frustrierende Arbeit. Aber dann höre ich zweifelsfrei das Knarzen einer Holzstufe einen Stock tiefer und die Schritte von jemand, der die Treppe zum Archiv hochgeht. Ich bin so nah dran, den letzten Stift zu bewegen, dass ich den

Versuch nicht abbrechen
will. Erst als ich ein viel
lauteres Geräusch höre,
geht mir auf, dass ich
keine Zeit mehr habe. Ich
haste zur nächstgelegenen
Tür – abgeschlossen! –
und dann zur nächsten –
offen! Ich schlüpfe hinein.

Ich höre, wie jemand mit
langsamen, bedächtigen
Schritten durch den Gang

geht. Durch den Spalt zwischen Tür und Rahmen sehe ich Gribelin näher kommen. Mein Gott, denke ich, gibt es im Leben dieses erbärmlichen Mannes noch etwas anderes als Arbeit? Er bleibt vor der Archivtür stehen und holt seinen Schlüssel heraus. Er steckt ihn ins Schloss und

versucht, ihn umzudrehen. Sein Gesicht kann ich nicht sehen, aber ich sehe, wie seine Schultern sich anspannen. Was ist das? Er drückt die Klinke und öffnet vorsichtig die Tür. Er geht nicht hinein, sondern bleibt auf der Schwelle stehen und lauscht. Dann schiebt er die Tür weit auf, schaltet das Licht an und

geht hinein. Ich kann hören, wie er an den Schreibtischschubladen ruckelt. Einen Augenblick später kommt er in den Gang zurück und sieht sich nach beiden Seiten um. Eigentlich ist er ja nur eine alberne kleine Gestalt, ein kleiner Kobold in einem dunklen Anzug. Aber das ist er jetzt nicht. Wie er so

dasteht, hellwach,
argwöhnisch, böseartig, ist
er ein Mann, der mir
gefährlich werden kann.

Schließlich –
wahrscheinlich zufrieden
mit der Vermutung, dass
er einfach vergessen hat
abzuschließen – geht er
zurück in sein Archiv und
macht die Tür zu. Ich
warte noch zehn Minuten.

Dann ziehe ich mir die Schuhe aus und schleiche auf Strümpfen an seiner Höhle vorbei.

Auf dem Weg zu meiner Wohnung bleibe ich in der Mitte der Brücke kurz stehen und werfe die Lederrolle mit den Einbruchswerkzeugen in die Seine.

In den nächsten Tagen besucht der Zar Notre-Dame, weiht eine neue Brücke auf den Namen seines Vaters ein und tafelt in Versailles.

Während er seinen Geschäften nachgeht, gehe ich meinen nach.

Ich überquere die Straße, um mit Oberst Foucault

von der französischen
Botschaft in Berlin zu
sprechen, der für den
Zarenbesuch nach Paris
gekommen ist. Wir
tauschen ein paar
Freundlichkeiten aus, ehe
ich zur Sache komme.
»Haben Sie nach dem
Treffen mit unseren Leuten
in Basel noch einmal etwas
von Richard Cuers

gehört?«

»Ja, er hat sich bei mir bitter darüber beklagt. Ich nehme an, Ihre Leute haben ihn damals ziemlich unter Druck gesetzt. Wen um Himmels willen haben Sie da hingeschickt?«

»Meinen Stellvertreter, Major Henry, einen weiteren meiner Offiziere, Hauptmann Lauth; und ein

paar Polizisten. Warum?
Was hat Cuers gesagt?«

»Dass er in gutem
Glauben in die Schweiz
gefahren ist, um Ihren
Leuten zu erzählen, was er
über den deutschen
Agenten in Frankreich
weiß, dass die ihn aber wie
einen Lügner und Spinner
behandelt haben.
Besonders ein

französischer Offizier – ein dicker, mit rotem Gesicht – hätte ihn nur schikaniert, wäre ihm dauernd ins Wort gefallen und hätte keinen Zweifel daran gelassen, dass er kein Wort von dem glaubt, was er sagt. Ich nehme an, dass war eine gezielte Taktik, oder?«

»Nicht dass ich wüsste. Ganz und gar nicht.«

Foucault schaut mich konsterniert an. »Tja, ob das nun beabsichtigt war oder nicht, jedenfalls werden Sie von Cuers nie wieder etwas hören.«

Dann suche ich Tomps im Hauptquartier der Sûreté auf. »Es geht um das Treffen in Basel.« Sofort wird er nervös. Er will niemand in

Schwierigkeiten bringen.
Aber es ist offensichtlich,
dass die Geschichte an
ihm nagt.

»Ich werde Sie nicht
namentlich nennen«, sage
ich. »Erzählen Sie mir
einfach, was passiert ist.«

Ich brauche ihn nicht
weiter zu drängen.
Anscheinend ist er
erleichtert, dass er sich

alles von der Seele reden kann. »Erinnern Sie sich an unseren ursprünglichen Plan, Herr Oberstleutnant?«, sagt er. »Alles lief wie abgesprochen. Ich bin Cuers vom deutschen Bahnhof zum Münsterplatz gefolgt, habe gesehen, wie er Kontakt zu Vuillecard aufnimmt, und bin den

beiden dann bis zum Schweizerhof gefolgt, wo Major Henry und Hauptmann Lauth schon in dem Hotelzimmer auf ihn gewartet haben. Danach bin ich zurück zum Bahnhof gegangen und habe in der Bar gewartet. Ich schätze, so drei Stunden später ist plötzlich Henry hereingekommen,

hat sich zu mir gesetzt und etwas zu trinken bestellt. Ich habe ihn gefragt, wie es gelaufen ist, und er hat wortwörtlich gesagt, er habe die Schnauze voll von dem Scheißkerl. Sie wissen ja, wie er redet. ›Von dem erfahren wir nichts, da verwette ich einen Monatssold‹, das waren seine Worte. Ich

wollte wissen, warum er schon so früh wieder zurück sei. Und er sagt: ›Ich habe eine Szene gemacht, habe so getan, als ob ich stinksauer wäre, bin einfach rausmarschiert und habe ihn Lauth überlassen. Soll es doch der Jungfuchs probieren!‹ Ich war natürlich enttäuscht, wie das Ganze

gelaufen ist, und habe zu Henry gesagt, dass ich Cuers schon lange kenne und weiß, dass er eine Schwäche für Absinth hat. Er lässt es gern richtig krachen. Das wäre vielleicht ein besserer Ansatz gewesen. Für den Fall, dass Hauptmann Lauth nicht weiterkommt, hab ich vorgeschlagen, es

selbst noch einmal zu
versuchen.«

»Und was hat Major
Henry darauf
geantwortet?«

Mit einer leidlichen
Imitation von Henrys Art zu
sprechen erzählt Tomps
weiter. »›Ist die Mühe nicht
wert – vergessen Sie's‹,
hat er gesagt. Dann, so
um sechs, ist Lauth

gekommen. Ich habe Henry noch einmal gebeten, mir Cuers zu überlassen. Ich wollte mit ihm irgendwohin, einen trinken. Aber er hat nur wiederholt, was er zuvor schon gesagt hat, das hätte keinen Zweck und wir würden bloß unsere Zeit verschwenden. Also haben wir uns in den Nachtzug

nach Paris gesetzt, und das war's.«

Als ich wieder im Büro bin, lege ich eine Akte über Henry an. Für mich besteht kein Zweifel mehr, dass Henry der Mann ist, der Dreyfus aufs Kreuz gelegt hat.

.

Für das Entschlüsseln von

Codes sind nicht die Statistik-Abteilung und erst recht nicht das Kriegsministerium zuständig. Das wird vom Außenministerium erledigt, von einer Gruppe aus sieben Männern unter der Leitung des genialen Majors Étienne Bazeris. Der Major ist für die Zeitungen eine

Berühmtheit, seit er die
Grand Chiffre der
Geheimkorrespondenz von
Ludwig XIV. entschlüsselt
und die Identität des
Mannes mit der eisernen
Maske enthüllt hat. Er
erfüllt jedes Klischee vom
exzentrischen Wunderkind
– ungepflegt, aufbrausend,
vergesslich – und ist ein
Mann, zu dem man nur

schwer durchdringen kann. Zweimal werde ich unter einem anderen Vorwand am Quai d'Orsay vorstellig und versuche ihn ausfindig zu machen, nur um von seinen Untergebenen zu erfahren, dass keiner weiß, wo er ist. Erst gegen Ende des Monats kann ich ihn in seinem Büro stellen. Er sitzt hemdsärmelig an

seinem Schreibtisch und
beugt sich mit einem
Schraubenzieher über
einen zylindrischen
Entschlüsselungsapparat,
dessen Einzelteile
verstreut vor ihm liegen.
Obwohl ich einen höheren
Rang bekleide, salutiert
Bazeries nicht oder steht
auch nur auf. Er hat nie
viel von Dienstgraden

gehalten und hält offensichtlich auch nicht viel von dem Brauch, sich die Haare zu schneiden, zu rasieren oder, nach dem Geruch in seinem Büro zu urteilen, regelmäßig zu waschen.

»Es geht um die Dreyfus-Affäre«, sage ich. »Um das Telegramm, das der italienische Militärattaché,

Major Panizzardi, am 2.
November 1894 an den
Generalstab in Rom
geschickt hat.«

Er schaut mich mit
zusammengekniffenen
Augen durch seine
verschmierten Brillengläser
an. »Was ist damit?«

»Sie haben den Code
geknackt, oder?«

»Ja, hat mich neun Tage

gekostet.« Er werkelt weiter an seiner Apparatur herum.

Ich nehme mein Notizbuch heraus und klappe es auf. Auf der linken Seite steht die Zahlenkolonne, die ich im Archiv aus der Akte abgeschrieben habe, rechts der entschlüsselte, von Gonse geschriebene

Text: *Hauptmann Dreyfus ist verhaftet worden. Das Kriegsministerium hat Beweise für seine Kontakte zu Deutschland. Wir haben die nötigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen.* Ich halte Bazeries das aufgeklappte Notizbuch hin. »Ist das Ihre Arbeit?«

Er wirft einen Blick auf

den Text. Sofort verzieht er vor Zorn den Mund. »Mein Gott, ihr gebt nie Ruhe, was?« Er schiebt seinen Stuhl zurück, durchquert mit energischen Schritten das Büro, reißt die Tür auf und ruft: »Billecocq! Bring mir das Panizzardi-Telegramm!« Er dreht sich zu mir um. »Ein für alle

Mal, Herr Oberstleutnant, das ist nicht der korrekte Text. Und so sehr sich die Herren das auch wünschen, das ändert nichts daran.«

»Moment«, sage ich und hebe beschwichtigend die Hand. »Da gibt es offensichtlich eine Vorgeschichte, über die ich nicht Bescheid weiß. Noch

einmal, damit das klar ist:
Sie behaupten, dass das
nicht die korrekte
Übertragung des
entschlüsselten
Telegramms ist?«

»Der einzige Grund,
warum wir neun Tage
gebraucht haben, ist der,
dass Ihr Ministerium sich
beständig geweigert hat,
die Fakten anzuerkennen!«

Ein junger, nervös
wirkender Mann,
vermutlich Billecocq, betritt
mit einer Mappe das Büro.
Bazeries reißt sie ihm aus
der Hand und klappt sie
auf. »Hier – das
Originaltelegramm,
richtig?« Er hält es hoch,
damit ich es sehen kann.
Ich erkenne die
Handschrift des

italienischen Attachés.

»Panizzardi hat es um drei Uhr morgens im Telegrafenamts in der Avenue Montaigne aufgegeben. Dank unserer Übereinkunft mit dem Telegrafendienst lag das Telegramm um zehn Uhr hier in unserer Abteilung. Um elf stand Oberst Sandherr genau an der

Stelle, wo Sie jetzt stehen, und verlangte, da es sich um eine Angelegenheit von äußerster Dringlichkeit handele, die sofortige Entschlüsselung. Ich habe ihm gesagt, dass das unmöglich sei – es handelt sich bei diesem speziellen Code um einen von großer Komplexität, den wir noch nie zuvor hatten knacken

können. Er meinte, er könne mir ein Wort nennen, das garantiert darin vorkomme. Darauf habe ich gesagt, das wäre etwas anderes. Er sagte, das Wort sei Dreyfus.«

»Wie konnte er wissen, dass Panizzardi Dreyfus erwähnen würde?«

»Tja, das war ziemlich schlau, muss ich zugeben.

Sandherr sagte, er hätte dafür gesorgt, dass am Tag zuvor die Identität des Mannes, den man wegen Spionage verhaftet hat, an die Zeitungen durchgesickert ist. Sein Kalkül war, dass derjenige, der Dreyfus angeheuert hatte, in Panik geraten und sich mit seinem Vorgesetzten in

Verbindung setzen würde. Als man Panizzardi mitten in der Nacht zum Telegrafenamtsamt folgte, war sich Oberst Sandherr natürlich sicher, dass seine Taktik aufgegangen war. Ich habe den Code geknackt, aber leider entsprach die Nachricht nicht dem, was er sich gewünscht hatte. Da, lesen

Sie selbst.«

Bazeries zeigt mir das Telegramm. Der Text steht feinsäuberlich unter den Ziffern der Zahlenkolonne: »Wenn Sie keinen Kontakt zu Hauptmann Dreyfus hatten, wäre es zweckdienlich, den Botschafter ein offizielles Dementi veröffentlichen zu lassen, um Kommentare in

der Presse zu vermeiden.«

Um sicherzugehen, dass ich die Konsequenzen verstehe, lese ich den Satz zweimal durch. »Das heißt, dass Panizzardi gar nichts über Dreyfus wusste – das genaue Gegenteil von dem, was Sandherr annahm.«

»Exakt!	Nur	dass
Sandherr	das	nicht

akzeptieren wollte. Er versteifte sich darauf, dass wir bei irgendeinem Wort Mist gebaut hätten. Er ging damit bis ganz nach oben. Er hat sogar dafür gesorgt, dass Panizzardi von einem seiner Agenten mit frischen Informationen über irgendein anderes Thema gefüttert wurde, damit er gezwungen ist,

ein zweites verschlüsseltes Telegramm nach Rom zu schicken, in dem bestimmte technische Termini enthalten sind. Mit dem zweiten geknackten Telegramm konnten wir ihm dann zweifelsfrei nachweisen, dass das erste korrekt entschlüsselt war. Insgesamt neun Tage hat uns diese ganze

Geschichte gekostet! Also, Herr Oberstleutnant, ich bitte Sie – nicht noch einmal!«

Ich rechne im Kopf kurz nach. 2. November plus neun Tage macht 11. November. Der Prozess vor dem Kriegsgericht begann am 19. Dezember. Das heißt, schon mehr als einen Monat, bevor

Dreyfus sich vor Gericht verantworten musste, war der Statistik-Abteilung klar, dass die Wendung »dieser Lump D« sich unmöglich auf Dreyfus beziehen konnte, weil sie wussten, dass Panizzardi noch nie von ihm gehört hatte. Es sei denn, er hatte seine Vorgesetzten belogen. Aber warum hätte er das

tun sollen?

»Und es besteht nicht der geringste Zweifel, dass Sie am Ende der ganzen Prozedur die korrekte Version ans Kriegsministerium weitergeleitet haben?«, frage ich.

»Nicht der geringste. Billecocq hatte von mir den Auftrag, sie eigenhändig

abzugeben.«

»Können Sie sich noch erinnern, an wen Sie den entschlüsselten Text übergeben haben?«, frage ich Billecocq.

»Ja, Herr Oberstleutnant, ganz genau sogar«, sagt er. »Weil ich nämlich den Umschlag dem Minister persönlich übergeben habe, General Mercier.«

.

Ich gehe zurück in die Statistik-Abteilung. Als ich mich meinem Büro nähere, rieche ich Zigarettenrauch, und als ich die Tür öffne, sitzt General Gonse an meinem Schreibtisch. Henry lehnt mit seinem breiten Hinterteil an der Tischkante.

»Sie sind lange aus gewesen«, sagt Gonse fröhlich.

»Ich wusste nicht, dass wir eine Verabredung hatten.«

»Hatten wir auch nicht. Ich dachte mir einfach, schau mal vorbei.«

»Das ist das erste Mal.«

»Ach? Vielleicht hätte ich das öfter tun sollen. Was

für eine kleine
Sonderoperation Sie doch
hier am Laufen haben.« Er
streckt mir die Hand
entgegen. »Wenn Sie
gestatten, nehme ich das
Geheimdossier über
Dreyfus an mich.«

»Natürlich. Darf ich
fragen, warum?«

»Nein, eigentlich nicht.«

Ich würde gern Einwände

erheben. Ich schaue zu Henry. Er hebt leicht die Augenbrauen.

Sie müssen tun, was die von Ihnen verlangen, Herr Oberstleutnant. Die sind die Chefs.

Langsam bücke ich mich zum Tresor hinunter und suche dabei krampfhaft nach einer Ausrede, um mich widersetzen zu

können. Ich öffne den Tresor, nehme den mit D gekennzeichneten Umschlag heraus und gebe ihn widerwillig Gonse. Er klappt die Lasche auf und blättert schnell durch den Inhalt.

»Und, alles da?«, frage ich spitz.

»Das hoffe ich für Sie!« Gonse lächelt mich an –

das Lächeln ist eine rein
mechanische
Verschiebung seiner
unteren Gesichtshälfte,
ohne den geringsten
Anflug von Humor.
»Angesichts Ihrer
bevorstehenden
Inspektionsreise müssen
wir noch einige
administrative Änderungen
vornehmen. Ab sofort wird

Major Henry das gesamte
Material von Agent
Auguste direkt an mich
übergeben.«

»Aber das ist unsere
wichtigste Quelle!«

»Ja, und deshalb ist es
nur folgerichtig, dass mir
als Leiter des
Geheimdienstes das
Material direkt zugeleitet
wird. Sind Sie damit

einverstanden, Henry?«

»Wie Sie wünschen, Herr General.«

»Heißt das, ich bin von
meinen Aufgaben
entbunden?«

»Natürlich nicht, mein lieber Picquart! Das ist einfach eine Neuordnung der Kompetenzen zur Steigerung unserer Effizienz. Alles andere

bleibt in Ihrer Verantwortung. Also, das wäre geklärt.« Gonse steht auf und drückt seine Zigarette aus. »Wir sprechen uns bald, Herr Oberstleutnant.« Er hält das Dossier mit verschränkten Armen vor der Brust. »Keine Sorge, ich werde mich sehr gut um unser kostbares Stück

kümmern.«

Nachdem er gegangen ist, schaut Henry mich an. Er zuckt entschuldigend mit den Achseln. »Sie hätten auf meinen Rat hören sollen«, sagt er.

.

Ich weiß von Leuten, die in der Rue de la Roquette öffentlichen Hinrichtungen

beigewohnt haben, dass
die guillotinierten Köpfe der
Verurteilten noch
Lebenszeichen von sich
geben. Die Backen
zucken. Die Augen
blinzeln. Die Lippen
bewegen sich.

Ich frage mich, ob die
abgeschlagenen Köpfe
auch noch kurz der Illusion
nachhängen, sie würden

noch leben. Sehen sie die Menschen, die auf sie hinunterschauen, und bilden sie sich für die ein oder zwei Augenblicke vor dem Sturz in die Dunkelheit ein, sie könnten sich noch verständigen?

So geht es mir nach meinem Gespräch mit Gonse. Ich gehe weiter zu üblicher Stunde ins Büro,

als würde ich noch leben.
Ich lese Berichte. Ich
korrespondiere mit
Agenten. Ich halte
Sitzungen ab. Ich schreibe
meinen wöchentlichen
Blanc für den Chef des
Generalstabs: Die
Deutschen planen
Militärmanöver in Elsass-
Lothringen, sie setzen
verstärkt Hunde ein, sie

verlegen nahe der Grenze
in Büssing eine
Telefonleitung. Aber da
spricht nur noch ein toter
Mann. Faktisch hat sich
die Leitung der Statistik-
Abteilung auf die andere
Straßenseite verlagert, ins
Ministerium, wo
regelmäßige
Besprechungen zwischen
Gonse und meinen

Offizieren Henry, Lauth
und Gribelin stattfinden.
Ich höre, wenn sie gehen.
Ich spitze die Ohren, wenn
sie zurückkommen. Sie
haben irgendetwas vor,
aber ich kann nicht
herausbekommen, was es
ist.

Meine eigenen
Möglichkeiten scheinen
gleich null zu sein. Meinen

Vorgesetzten kann ich nicht mehr berichten, was ich weiß, seit ich annehmen muss, dass sie schon alles wissen. Ein paar Tage denke ich daran, mich direkt an den Präsidenten zu wenden. Aber dann lese ich seine jüngste, in Anwesenheit von General Billot gehaltene Rede: »Die

Armee ist das Herz und die Seele der Nation, der Spiegel, in dem Frankreich das vollkommenste Ideal seiner Selbstzucht und seines Patriotismus erblickt. In den Gedanken der Regierung und in der Wertschätzung des Landes steht die Armee an erster Stelle.« Mir wird klar, dass er sich für einen

verhassten Juden niemals auf einen Kampf gegen das Herz und die Seele der Nation einlassen würde. Auch kann ich meine Entdeckungen natürlich mit niemand außerhalb der Regierung teilen – einem Senator, Richter oder Zeitungsredakteur –, ohne unsere vertraulichsten Geheimdienstquellen zu

verraten. Das Gleiche gilt für die Dreyfus-Familie, die außerdem Tag und Nacht von der Sûreté beschattet wird.

Und vor allem schrecke ich davor zurück, die Armee zu verraten: *mein* Herz und *meine* Seele, *mein* Spiegel, *mein* Ideal.

Gelähmt warte ich darauf, dass etwas

passiert.

.

Ich bin an einem frühen Morgen im November auf dem Weg ins Büro, als es mir an einem Zeitungsstand an der Ecke zur Avenue Kléber ins Auge springt. Ich will gerade vom Bordstein auf die Straße treten. Wie

angewurzelt bleibe ich stehen. Genau in der Mitte der Titelseite von *Le Matin* prangt eine Kopie des Bordereaus.

Ich schaue mir die Leute an, die lesend auf der Straße stehen. Mein erster Gedanke ist, jedem die Zeitung aus der Hand zu reißen. Wissen die nicht, dass das ein

Staatsgeheimnis ist? Ich kaufe eine Zeitung und ziehe mich in einen Hauseingang zurück. Das Bild im Maßstab 1:1 ist eindeutig ein Abzug von Lauths Fotografien. Die Überschrift des Artikels lautet »Der Beweis«, der Ton ist durchgehend feindselig gegenüber Dreyfus. Sofort kommt mir

der Gedanke, dass der Artikel sich liest, wie wenn er von einem der Handschriftenexperten der Anklage geschrieben wurde. Der Zeitpunkt passt. Lazares Pamphlet unter dem Titel »Ein Justizirrtum: Die Wahrheit über die Dreyfus-Affäre« ist vor drei Tagen veröffentlicht worden. Es

enthält eine wütende
Attacke auf die
Grafologen. Sie haben alle
ein berufliches Interesse
daran, die Leute weiter in
dem Glauben zu lassen,
dass Dreyfus der Autor
des Bordereaus ist, sprich,
sie haben sich alle an ihre
Kopien geklammert.

Ich winke mir eine
Droschke heran, um so

schnell wie möglich ins
Büro zu kommen. Dort
herrscht Grabesstimmung.
Obwohl der Artikel Dreyfus'
Verurteilung zu
rechtfertigen scheint,
bedeutet er für die
Abteilung doch eine
Katastrophe. Wie ganz
Paris kann jetzt auch
Schwartzkoppen zum
Frühstück den Bordereau

lesen. Er weiß jetzt, dass sich seine private Korrespondenz in den Händen der französischen Regierung befindet, wird sich erst einmal verschlucken und dann wahrscheinlich herauszufinden versuchen, auf welchem Weg sie zu den Franzosen gelangt ist. Gut möglich, dass damit

die lange Laufbahn von
Agent Auguste beendet ist.
Und was ist mit Esterházy?
Zumindest der Gedanke,
wie er wohl darauf reagiert,
dass seine Handschrift
jeden Zeitungsstand der
Stadt schmückt, bereitet
mir ein bisschen
Vergnügen. Umso mehr,
als am Spätvormittag
Desvernine in meinem

Büro auftaucht und berichtet, dass der Verräter gerade barhäuptig aus der Wohnung der Vier-Finger-Marguerite in den stürmischen Regen gestürzt sei, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her.

.

Ich werde zu General Billot

zitiert. Er schickt einen
Hauptmann mit der
Botschaft, dass ich sofort
in sein Büro kommen solle.

Ich würde gern etwas Zeit
herausschinden, um mich
auf diese Tortur
vorzubereiten. »Ich

komme gleich. Sagen Sie
ihm, ich bin schon
unterwegs.«

»Tut mir leid, Herr

Oberstleutnant. Ich habe den Befehl, Sie sofort zu ihm zu bringen.«

Ich nehme meine Uniformmütze vom Hutständer. Als ich hinaus auf den Gang trete, sehe ich Henry, der sich vor seinem Büro mit Lauth herumdrückt. Etwas an ihrer Körperhaltung – eine Mischung aus

Gerissenheit, Neugier und Triumph – sagt mir, dass sie schon vorher von meinem Befehl zum Rapport wussten und meinen Abgang nicht verpassen wollen. Wir nicken uns höflich zu.

Der Hauptmann und ich gehen zum Vordereingang des Hôtel de Brienne.

»Melden

Sie

Oberstleutnant Picquart für
den Kriegsminister ...«

Während wir die
Marmortreppe
hinaufgehen, erinnere ich
mich daran, wie beflissen
ich nach Dreyfus'
Degradierung hier
hinaufgeeilt bin – der
stumm im Schnee liegende
Garten, Mercier und
Boisdeffre, die sich am

lodernden Kaminfeuer den Rücken wärmen, die zartgliedrigen Finger, die sachte den Globus drehen und auf die Teufelsinsel zeigen ...

Auch diesmal ist Boisdeffre im Büro des Ministers. Er sitzt mit Billot und Gonse am Konferenztisch. Vor Billot liegt ein geschlossener

Ordner. Die drei
nebeneinandersitzenden
Generäle geben ein
finsternes Tribunal ab – ein
Hinrichtungskomitee.

Billot streicht sich über
seinen Walrossschnauzer.
»Setzen Sie sich, Herr
Oberstleutnant«, sagt er.

Ich gehe davon aus, dass
sie mich für den
durchgesickerten

Bordereau verantwortlich machen wollen, aber Billot überrumpelt mich. Er kommt ohne Vorrede gleich zur Sache. »Wir haben einen anonymen Brief erhalten. Darin wird behauptet, dass man in Kürze Major Esterházy vor der Abgeordnetenkommission als Komplizen von Dreyfus bloßstellen wird. Haben Sie

eine Ahnung, woher der Schreiber dieses Briefes die Information haben könnte, dass Esterházy unter Verdacht stand?«

»Nein.«

»Ich nehme an, dass ich Sie nicht darauf hinweisen muss, dass dies einen schwerwiegenden Verstoß gegen die Vertraulichkeit Ihrer Ermittlungen

darstellt.«

»Natürlich nicht. Ich bin entsetzt, das zu hören.«

»Das ist untragbar, Herr Oberstleutnant!« Seine Wangen laufen rot an, die Augen quellen vor. Plötzlich ist er der cholerische alte General, den die Karikaturisten so lieben. »Erst wird die Existenz des Dossiers

enthüllt! Dann erscheint ein Foto vom Bordereau auf der Titelseite einer Zeitung! Und jetzt das! Daraus können wir nur folgern, dass Sie sich in eine Obsession hineingesteigert haben, in eine gefährliche Fixierung, mit Major Esterházy anstelle von Dreyfus, und dass Sie alles Erdenkliche tun, damit sie

sich erfüllt, einschließlich der Weitergabe geheimer Informationen an die Presse.«

»Was für eine ärmliche Geschichte, Picquart«, sagt Boisdeffre. »Sehr ärmlich. Ich bin enttäuscht von Ihnen.«

»Ich versichere Ihnen, Herr General, dass ich niemand von meiner

Untersuchung erzählt
habe, und schon gar nicht
Esterházy. Und ich habe
nie irgendwelche
Informationen an die
Presse weitergegeben.
Meine Untersuchung ist
keine private Obsession.
Ich bin einfach einer
logischen Beweisspur
gefolgt, und die hat mich
zu Esterházy geführt.«

»Nein, nein, nein!« Billot
schüttelt den Kopf. »Sie
haben den ausdrücklichen
Befehl missachtet, sich
aus der Dreyfus-
Geschichte
herauszuhalten. Sie haben
sich wie ein Spion in Ihrer
eigenen Abteilung
aufgeführt. Ich könnte Sie
wegen
Befehlsverweigerung sofort

von einem meiner
Ordonnanzoffiziere ins
Gefängnis Cherche-Midi
bringen lassen.«

Nach einer Pause meldet
sich Gonse zu Wort.
»Wenn es wirklich um
Logik geht, Herr
Oberstleutnant, was
würden Sie sagen, wenn
wir Ihnen einen
wasserdichten Beweis

dafür liefern, dass Dreyfus ein Spion war?«

»Einen wasserdichten Beweis würde ich natürlich akzeptieren. Aber ich glaube nicht, dass es einen solchen gibt.«

»Und da liegen Sie falsch.«

Gonse schaut zu Billot, der den vor ihm liegenden Ordner aufklappt.

Anscheinend enthält er nur ein einziges Blatt Papier.

»Wir haben vor Kurzem via Agent Auguste einen Brief von Major Panizzardi an Oberstleutnant Schwartzkoppen abgefangen«, sagt Billot. »Die maßgebliche Passage lautet: ›Ich habe gelesen, dass ein Abgeordneter Fragen zu Dreyfus stellen

wird. Falls man in Rom neue Erklärungen von mir verlangt, werde ich sagen, dass ich nie mit diesem Juden in Verbindung stand. Wenn jemand Dich fragen sollte, dann sage das Gleiche. Niemand darf jemals erfahren, was man mit ihm gemacht hat. Gezeichnet Alexandrine.<< Befriedigt schließt Billot

den Ordner. »Was sagen Sie *dazu*?«

Es ist natürlich eine Fälschung. Ich bewahre Haltung. Es *muss* eine Fälschung sein. »Wann genau haben wir das bekommen, wenn ich fragen darf?«

Billot schaut Gonse an. »Major Henry hat es vor zwei Wochen auf dem

üblichen Weg erhalten«,
sagt Gonse. »Es war in
französisch. Er hat die
Schnipsel wieder
zusammengesetzt.«

»Könnte ich das Original
sehen?«

Gonse muss sich im
Zaum halten. »Wozu ist
das notwendig?«

»Es würde mich nur
interessieren, wie es

aussieht.«

»Ich hoffe aufrichtig, Oberstleutnant Picquart, dass Sie nicht die Integrität von Major Henry in Zweifel ziehen wollen«, sagt Boisdeffre äußerst kühl.

»Die Botschaft wurde abgefangen und rekonstruiert – und damit hat es sich. Wir setzen Sie davon in Kenntnis im

Vertrauen darauf, dass die
Presse nichts davon
erfährt und Sie endlich von
Ihrer böswilligen und
hartnäckigen Behauptung
Abstand nehmen, dass
Dreyfus unschuldig ist.
Andernfalls wird das
schwerwiegende Folgen
für Sie haben.«

Ich schaue nacheinander
die Generäle an. So tief ist

die Armee von Frankreich
also gesunken! Entweder
sind sie die größten Idioten
Europas oder die größten
Schurken. Ich bin mir nicht
sicher, was schlimmer für
Frankreich ist. Aber mein
Selbsterhaltungstrieb sagt
mir, jetzt nicht gegen sie
anzukämpfen. Ich muss
mich tot stellen.

Ich senke leicht den Kopf.

»Wenn Sie davon überzeugt sind, dass der Brief authentisch ist, dann akzeptiere ich das natürlich.«

»Dann müssen Sie auch akzeptieren, dass Dreyfus schuldig ist«, sagt Billot.

»Wenn das Schriftstück authentisch ist, dann ... ja, dann muss er schuldig sein.«

Jetzt ist es heraus. Ich weiß nicht, was ich in diesem Augenblick sonst hätte sagen können, was irgendetwas an Dreyfus' Misere geändert hätte.

»Angesichts Ihrer Verdienste, Herr Oberstleutnant, sehen wir davon ab, Anklage gegen Sie zu erheben«, sagt Billot. »Zumindest

vorläufig. Allerdings
erwarten wir von Ihnen,
dass Sie alle Dokumente in
Verbindung mit Ihren
Nachforschungen zu
Esterházy, einschließlich
des Petit Bleu, Major
Henry aushändigen.
Außerdem treten Sie
umgehend Ihre
Inspektionsreise an. Erste
Station ist das 6. und 7.

Armeeekorps in Châlons.«

Wieder lächelt Gonse.
»Wenn Sie erlauben, mein
lieber Picquart, nehme ich
Ihre Büroschlüssel an
mich. Es ist nicht nötig,
dass Sie noch einmal in die
Abteilung zurückkehren.
Major Henry kümmert sich
um die laufenden
Angelegenheiten. Sie
fahren auf ohne

Umschweife nach Hause
und packen.«

•

Ich packe Kleidung für drei
oder vier Tage ein und
bitte die Concierge, meine
Post ans Kriegsministerium
weiterzuleiten. Dann bleibt
mir vor Abfahrt des Zuges
um sieben gerade noch
genügend Zeit, bei ein

paar Freunden vorbeizuschauen und mich zu verabschieden.

Pauline sitzt in ihrer Wohnung in der Rue de la Pompe mit den Mädchen beim Abendessen. Erschrocken schaut sie mich an, als ich vor der Tür stehe. »Philippe kann jede Minute aus dem Büro kommen«, flüstert sie und

zieht die Tür halb hinter sich zu.

»Keine Angst, ich komme nicht rein.« Ich stehe mit dem Koffer im Flur und sage ihr, dass ich wegführe.

»Für wie lange?«

»Geplant ist etwa eine Woche, aber wenn es länger dauert und du mich sprechen willst, dann

schreibe zu meinen
Händen ans Ministerium.
Aber sei vorsichtig, was du
schreibst.«

»Warum? Ist irgendwas
passiert?«

»Nein, aber Vorsicht kann
nie schaden.« Ich küsse
ihre Hand und drücke sie
an meine Wange.

»Maman!« Eine schrille
Stimme hinter ihr.

»Du gehst lieber wieder rein«, sage ich.

Ich nehme eine Droschke zum Boulevard Saint-Germain und bitte den Kutscher zu warten. Inzwischen ist es dunkel, und die Lichter des großen Hauses leuchten hell im trüben Novemberabend. Es herrscht eine geschäftige Atmosphäre.

Blanche veranstaltet am
späten Abend eine ihrer
Soireen. »Hallo,
Fremder!«, sagt sie. »Du
bist viel zu früh.«

»Ich komme nicht rein«,
sage ich. »Leider muss ich
Paris für ein paar Tage
verlassen.« Ich sage ihr
das Gleiche wie Pauline:
Wenn sie sich bei mir
melden wolle, solle sie das

über das Ministerium tun,
sich aber bedeckt halten.
»Richte Aimery und
Mathilde herzliche Grüße
von mir aus.«

»O Georges«, ruft sie
entzückt, zwickt mir in die
Backe und küsst mich auf
die Nasenspitze. »Du bist
ein Rätsel!«

Ich steige wieder in die
Kutsche, und als ich mich

umdrehe, sehe ich durch
die Fenster im
Erdgeschoss, wie Blanche
den Musikern zeigt, wo sie
sich aufbauen können. Mir
bleibt ein letztes Bild von
Kronleuchtern und einer
Überfülle an
Zimmerpflanzen, von
Louis-quatorze-Stühlen,
die mit blassrosa Seide
bezogen sind, von

schimmerndem Licht auf dem polierten Fichten- und Ahornholz der Instrumente. Blanche weist einem der Geiger seinen Platz zu. Der Kutscher lässt die Peitsche knallen, und in der nächsten Sekunde wird dieses Bild von zivilisiertem Leben abrupt aus meinem Blickfeld gerissen.

Zuletzt besuche ich Louis Leblois. Wieder wartet der Kutscher, und wieder bleibe ich im Flur vor der Wohnung stehen und verabschiede mich. Er ist gerade vom Gericht zurückgekommen und sieht meinen Kummer sofort.

»Ich nehme an, du kannst nicht darüber

reden.«

»Nein, leider.«

»Wenn du mich brauchst,
ich bin hier.«

Als ich wieder in die
Kutsche steige, schaue ich
die Rue de l'Université
hinunter zu den Büros der
Statistik-Abteilung. Das
Gebäude ist ein trüber
Fleck in der Dunkelheit. Mir
fällt auf, dass etwa

zwanzig Schritte hinter mir
eine Kutsche mit der
gelben Laterne vom Depot
Poissonnière-Montmartre
steht. Als wir losfahren,
folgt sie uns, und als wir
vor dem Gare de l'Est
anhalten, bleibt sie in
diskretem Abstand hinter
uns stehen. Ich vermute,
dass sie mir schon folgt,
seit ich meine Wohnung

verlassen habe. Sie gehen
kein Risiko ein.

An einer Litfaßsäule vor
dem Bahnhof hängt
zwischen den
Werbeanzeigen und den
bunten
Theaterprogrammen für
die Opéra-Comique und
die Comédie-Française ein
Plakat, auf dem neben
einer Kopie des

Bordereaus aus *Le Matin*
eine Handschriftenprobe
von Dreyfus zu sehen ist.
Nebeneinander sehen die
beiden Handschriften sehr
u n t e r s c h i e d l i c h aus.
Mathieu hat auf eigene
Kosten ganz Paris damit
bepflastern lassen. Das
war schnelle Arbeit! »Wo
ist der Beweis?«, fragt die
Überschrift. Für Hinweise,

die zu dem Original führen,
ist eine Belohnung
ausgesetzt.

Er gibt nicht auf, bis sein
Bruder entweder frei oder
tot ist, denke ich, und
während ich in dem
überfüllten Zug Richtung
Osten meinen Koffer in der
Gepäckablage verstaue
und mich auf meinem Platz
niederlasse, gibt mir dieser

Gedanke wenigstens
etwas Hoffnung.

TEIL II

16

Vom Militärklub in Sousse aus kann man durch eine Reihe staubiger Palmen, hinter der ein ungepflasterter Platz mit einer modernen Zollbaracke liegt, das Meer sehen. Das Glitzern des Golfs von Hammamet ist

heute Nachmittag
besonders gleißend, wie
Sonnenlicht auf Blech. Ich
muss mir die Hand über
die Augen halten. Ein
Junge in einem langen,
braunen Gewand geht
vorbei. An einem Strick
zieht er eine Ziege hinter
sich her. In dem grellen
Licht verschwimmen die
beiden Gestalten zu

teerschwarzen Silhouetten.

Das Leben hinter den wuchtigen Ziegelmauern des Militärklubs macht keine Zugeständnisse an Nordafrika. Die

Holzverkleidungen, die Polstersessel, die mit Quasten verzierten Stehlampen, alles sieht aus wie in jeder beliebigen Garnisonsstadt in

Frankreich. Wie üblich
sitze ich nach dem
Mittagessen allein am
Fenster, während meine
Offizierskameraden vom 4.
Tunesischen
Schützenregiment Karten
spielen, vor sich hin dösen
oder in den vier Tage alten
französischen Zeitungen
blättern. Keiner spricht
mich an. Obwohl sie

sorgsam darauf achten,
mich mit der meinem Rang
geschuldeten Ehrerbietung
zu behandeln, halten sie
Abstand – wer kann es
ihnen verdenken?
Irgendetwas kann mit mir
nicht stimmen, irgendeine
unsagbare Schande muss
meine Karriere ruiniert
haben. Warum sonst hätte
man den jüngsten

Oberstleutnant in der
Armee in ein Loch wie
dieses versetzt? Wie eine
Schusswunde zieht das
scharlachrote Band der
Ehrenlegion auf dem
himmelblauen Uniformrock
meines neuen Regiments
ihre faszinierten Blicke an.

Wie immer tritt um drei
Uhr ein junger
Ordonnanzoffizier durch

die hohe, glasgetäfelte Tür
und bringt mir die
Nachmittagspost. Er ist ein
hübscher Junge mit
derbem

Gassenjungenauftreten,
ein Musiker aus der
Regimentskapelle, den ich
unter dem Namen Flavian-
Uband Savignaud kenne.
Er traf ein paar Tage nach
mir in Sousse ein und ist,

da bin ich mir ziemlich sicher, von der Statistik-Abteilung entsandt worden, um mir nachzuspionieren, und zwar mit Anweisungen von Henry oder Gonse. Es ist nicht so sehr das Spionieren, über das ich mich ärgere, sondern die stümperhafte Art, wie er es anpackt. Eigentlich sollte ich ihn mir vorknöpfen.

Wenn Sie schon in meinen
Habseligkeiten
herumschnüffeln, dann
legen Sie sie doch bitte
wieder so zurück, wie Sie
sie vorgefunden haben,
müsste ich ihm sagen.
Versuchen Sie sich einfach
einzuprägen, wo was
gelegen hat, bevor Sie
anfangen. Und wenn Ihr
Auftrag lautet, meine Post

abzufangen, dann machen Sie sich doch wenigstens die Mühe, sie danach ganz normal in den Briefkasten zu werfen, anstatt sie dem Postbeamten persönlich in die Hand zu drücken. Ich bin Ihnen jetzt zweimal gefolgt, und beide Male haben Sie sich diese Schlamperei erlaubt.

Er bleibt neben meinem

Sessel stehen und
salutiert. »Ihre Post, Herr
Oberstleutnant. Haben Sie
etwas, was abgeschickt
werden muss?«

»Danke. Nein, noch
nicht.«

»Kann ich sonst etwas für
Sie tun, Herr
Oberstleutnant?« In der
Bemerkung schwingt die
Andeutung eines

unsittlichen Angebots mit.

»Nein. Sie können gehen.«

Mit leichtem Hüftschwung entfernt er sich. Ein junger Hauptmann nimmt die Zeitung herunter und glotzt ihm hinterher. Auch das ärgert mich: nicht die Tatsache, dass Henry und Gonse glauben, ich könnte mich verlocken lassen, mit

einem Mann ins Bett zu gehen, sondern dass ich mich dazu verlocken ließe, mit einem Mann wie Savignaud ins Bett zu gehen.

Ich schaue meine Post durch. Ein Brief von meiner Schwester und einer von meinem Cousin Edmond sind von der Statistik-Abteilung geöffnet und

dann mit verräterisch
betonfestem Klebstoff
wieder verschlossen
worden. Wie mein
Exilgenosse Dreyfus leide
ich darunter, dass meine
Korrespondenz überwacht,
wenn auch nicht – wie in
seinem Fall – tatsächlich
zensiert wird. Als Teil der
Fiktion, dass ich nur
vorübergehend versetzt

bin, sind auch ein paar weitergeleitete

Agentenberichte dabei, die aber ebenfalls geöffnet wurden. Und dann ist da noch ein Brief von Henry. Seit meiner Abreise aus Paris vor einem halben Jahr haben wir oft Botschaften ausgetauscht, sodass mir seine schülerhafte Handschrift

inzwischen vertraut ist.

Bis vor Kurzem haben wir in unseren Briefen einen freundlichen Ton gepflegt. (»Blauer Himmel und heiß, was einem nachmittags manchmal zu viel werden kann. Es geht natürlich nichts über Paris.«) Im Mai jedoch erhielt ich vom Oberkommando in Tunis den Befehl, mein Regiment

für drei Wochen zu
Schießübungen nach Sidi
El Hani zu verlegen. Das
hieß, wir mussten einen
Tag nach Südwesten
marschieren und dann in
der Wüste ein Lager
aufschlagen. Durch die
Schwierigkeiten bei der
Ausbildung der
einheimischen Soldaten,
durch die Ödnis der

heißen, gesichtslosen, sich
in alle Himmelsrichtungen
erstreckenden

Felslandschaft und vor
allem durch die ständige
Anwesenheit von

Savignaud sah ich mich
schließlich zu einem

Protestbrief genötigt. Ich
schrieb: »Mein lieber

Henry, warum nicht in aller
Öffentlichkeit ein für alle

Mal zugeben, dass ich meiner Pflichten entbunden bin? Ich habe keinen Grund, deshalb beschämt zu sein. Was mich beschämt, sind die Lügen und mysteriösen Geschichten, die in den letzten sechs Monaten über mich verbreitet wurden.«

Wahrscheinlich habe ich

den Brief mit Henrys
Antwort Savignaud zu
verdanken. Ich öffne ihn
ziemlich gleichgültig, da ich
mit den gewohnt
beschwichtigenden
Beteuerungen rechne,
dass ich schon sehr bald
nach Paris zurückkehren
könne. Stattdessen könnte
der Ton kaum kühler sein.
Er habe die Ehre, mich

über Folgendes in Kenntnis
zu setzen: Eine
Untersuchung innerhalb
der Statistik-Abteilung
habe ergeben, dass die
einzigen in meinem Brief
erwähnten mysteriösen
Geschichten die drei von
mir selbst zu
verantwortenden Vergehen
seien, und zwar: (1) die
Durchführung einer

gesetzwidrigen Operation,
die ohne Bezug zum
Dienst gewesen sei; (2) die
Verleitung von Offizieren
des Dienstes zur
Falschaussage, dass ein
von einer bekannten
Person stammendes
geheimes Dokument im
Postamt beschlagnahmt
worden sei; und (3) die
Öffnung eines

Geheimdossiers und die
Sichtung seines Inhalts,
was zu bestimmten
Indiskretionen geführt
habe. Henry schließt
sarkastisch: »Was das
Wort Lügen betrifft, so
konnte die Untersuchung
nicht eruieren, wo, wie und
auf wen dieses Wort
Anwendung finden soll.
Hochachtungsvoll, Henry.«

Und dieser Mann soll
mein Untergebener sein!
Der Brief ist datiert vom
Montag, dem 31. Mai, er
wurde also vor einer
Woche geschrieben. Ich
schaue auf den
Poststempel: Donnerstag,
3. Juni. Ich vermute sofort,
wie das abgelaufen sein
muss. Henry hat den Brief
geschrieben und dann auf

die andere Straßenseite geschickt, damit Gonse seine Zustimmung erteilt, bevor er ihn versendet. Hinter Henrys unbeholfener Drohung steht also höchstwahrscheinlich die Macht des Generalstabs. Trotz der afrikanischen Hitze spüre ich kurz einen fröstelnden Schauer auf

meiner Haut. Ich lese den Brief noch einmal. Dann lässt meine Furcht langsam nach und macht einer gewaltigen, sich steigernden Wut Platz – hochachtungsvoll? –, die ein derartiges Ausmaß erreicht, dass ich mich zusammenreißen muss, damit ich nicht laut losbrülle und gegen die

Möbel trete. Ich stopfe mir
die Post in die
Hosentasche, setze die
Uniformmütze auf und
marschiere zur Tür.
Obwohl ich vor Zorn außer
mir bin, nehme ich die
plötzliche Stille und die
Blicke meiner Kameraden
wahr.

Ich stapfe nach draußen
und renne dabei fast zwei

Majore über den Haufen,
die Zigarre rauchend auf
der Veranda stehen,
stapfe an der schlaff
herunterhängenden
Trikolore vorbei die Stufen
des Klubhauses hinunter
und dann über den breiten
Boulevard in den Jardin de
la Mer, wo die
Regimentskapelle jeden
Sonntagnachmittag vor der

Gemeinde der
Auslandsfranzosen mit
vertrauten Melodien eine
unmelodische Parodie von
Heimat zum Besten gibt.
Hier bleibe ich stehen, um
mich zu beruhigen. Die
beiden Majore schauen mir
aufrichtig bestürzt
hinterher. Ich drehe mich
um und gehe an dem
Podium und dem defekten

Springbrunnen vorbei
durch den kleinen Park
weiter in Richtung Meer
und dann an der
Hafenpromenade entlang.

Monatelang bin ich
mittags in den Militärklub
gegangen und habe die
nicht mehr aktuellen
Zeitungen in der Hoffnung
auf frische Enthüllungen im
Fall Dreyfus

durchgesehen. Vor allem habe ich darauf gesetzt, dass wahrscheinlich früher oder später jemand Esterházy's Handschrift erkennen und sich direkt an die Familie Dreyfus wenden würde. Aber da war nichts: Der Fall wird nicht einmal mehr erwähnt. Als ich an den Fischerbooten vorbeigehe,

mit gesenktem Kopf, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, mache ich mir heftige Vorwürfe wegen meiner Feigheit. Ich habe es anderen überlassen, meine Pflicht zu erfüllen. Und jetzt glauben Henry und Gonse, dass mich das Exil so gebrochen, ihre Skrupellosigkeit mich so zerstört hat, dass sie mich

bis zur völligen
Unterwerfung
einschüchtern können.

Bei der Anlegestelle an
der Südspitze des Kais, in
der Nähe der alten
arabischen Stadtmauer,
befindet sich ein
Fischmarkt. Ich bleibe kurz
stehen und beobachte, wie
ein Fang ausgeladen und
auf die Verkaufstheke

gekippt wird: Rotbarben,
Meerbrassen, Seehechte,
Makrelen. In einem
Verschlag sehe ich ein
halbes Dutzend
Schildkröten, deren Maul
mit Schnüren
zusammengebunden
wurde. Sie leben noch,
aber man hat ihnen die
Augen ausgestochen,
damit sie nicht fliehen

können. Es hört sich an
wie klackernde Steine,
wenn sie
übereinanderkrabbeln und
verzweifelt versuchen,
wieder ins Wasser zu
gelangen, das sie zwar
noch riechen, aber nicht
mehr sehen können.

.

Mein Quartier liegt im

Militärlager auf der
anderen Seite der Medina.
Die einstöckige Ziegelhütte
am Rand des
Exerzierplatzes hat zwei
Zimmer, deren Fenster mit
Moskitonetzen verhängt
sind, und eine Veranda mit
zwei Stühlen, einem Tisch
und einer Petroleumlampe.
In der trägen Hitze des
Spätnachmittags liegt der

Exerzierplatz verlassen da.
Als ich mich versichert
habe, dass ich
unbeobachtet bin, ziehe
ich den Tisch an den Rand
der Veranda, steige darauf
und drücke einen losen
Dachbalken zur Seite. Der
große Vorteil eines
unfähigen Spions und der
Grund, warum ich nicht um
Savignauds Ablösung

gebeten habe, ist der, dass er Dinge übersieht, so wie jetzt. Ich schiebe die Finger in den Hohlraum, bis sie Metall berühren – eine alte Zigarettendose.

Ich ziehe die Dose heraus, drücke den Balken wieder hinein, ziehe den Tisch wieder an seinen Platz und gehe in die

Hütte. Das größere Zimmer dient als Wohn- und Arbeitsraum. Die Vorhänge sind zum Schutz gegen die Sonne zugezogen. Ich gehe durch den Raum ins Schlafzimmer, setze mich auf die Kante meiner schmalen Eisenpritsche und öffne die Dose. Sie enthält eine fünf Jahre alte

Fotografie von Pauline und
ein Bündel ihrer Briefe:
Mein Liebling Georges ...
Mein geliebter Georges ...
Ich sehne mich nach Dir ...
Ich vermisse Dich ... Ich
frage mich, durch wie viele
Hände sie gegangen sind.
Sicherlich durch nicht so
viele wie Dreyfus' Briefe,
aber ohne Zweifel viele.

Ich bin mehrere Male in

*Deiner Wohnung gewesen.
Es ist alles in Ordnung.
Mme Guerault sagt, Du
bist auf einer geheimen
Mission! Manchmal liege
ich auf Deinem Bett, und
ich kann immer noch
Deinen Duft auf dem
Kissen riechen, und ich
stelle mir vor, wo Du bist
und was Du jetzt gerade
tust. In diesen*

*Augenblicken vermisste ich
Dich am meisten. Ich liege
im Licht des Nachmittags
und könnte vor Sehnsucht
schreien. Es sind
körperliche Schmerzen ...*

Ich muss sie nicht noch
einmal lesen, ich kenne sie
auswendig.

In der Dose befinden sich
auch eine Fotografie

meiner Mutter,
siebenhundert Francs in
bar und ein Umschlag, auf
den ich geschrieben habe:
»Im Falle des Todes des
Unterzeichneten soll dieser
Brief dem Präsidenten der
Republik ausgehändigt
werden. Der Inhalt darf nur
ihm allein zugänglich
gemacht werden. G.
Picquart.« Im Brief steckt

e i n in sechzehn Teile
gegliederter, umfassender
Bericht über meine
Nachforschungen in
Sachen Esterházy, den ich
im April geschrieben habe.
Er führt detailliert alle
Beweise auf, berichtet von
den Versuchen
Boisdeffres, Gonse' und
Billots, meine Ermittlungen
zu sabotieren, und kommt

zu

drei

Schlussfolgerungen:

- 1. Esterházy arbeitet als Agent für Deutschland.*
- 2. Die einzigen konkreten Tatsachen, die man Dreyfus zur Last gelegt hat, sind Esterházy zuzuschreiben.*
- 3. Der Prozess gegen Dreyfus wurde auf*

*beispiellos oberflächliche
Weise mit der
vorgefassten Meinung von
Dreyfus' Schuld und unter
Missachtung der
gebotenen
Rechtsprinzipien
durchgeführt.*

Von den Minaretten der
arabischen Stadt rufen die
Muezzins die Gläubigen

zum Asr-Gebet. Es ist die Tageszeit, wenn der Schatten eines Mannes doppelt so lang ist wie sein Körper groß. Ich schiebe den Bericht zurück in den Umschlag, stecke diesen in die Innentasche meines Uniformrocks und gehe wieder hinaus in die Hitze.

•

Früh am nächsten Morgen bringt mir Savignaud wie immer heißes Wasser ins Schlafzimmer, damit ich mich rasieren kann. Ich beuge den nackten Oberkörper zum Spiegel vor und beginne mich einzuseifen. Anstatt wieder zu gehen, drückt Savignaud sich hinter mir herum und beobachtet

mich.

Ich schaue ihn im Spiegel an. »Ja, Soldat? Ist noch was?«

»Wie ich höre, haben Sie einen Termin bei General Leclerc in Tunis, Herr Oberstleutnant.«

»Brauche ich dafür Ihre Erlaubnis?«

»Ich habe mich nur gefragt, ob ich Sie nicht

vielleicht begleiten soll.«

»Das ist nicht nötig.«

»Werden Sie zum Abendessen zurück sein?«

»Verschwinden Sie, Savignaud.«

Er zögert kurz, salutiert und schleicht sich aus dem Zimmer. Ich rasiere mich weiter, beeile mich aber. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er die Nachricht von

meiner Fahrt nach Tunis auf der Stelle nach Paris telegrafieren wird.

Eine Stunde später stehe ich mit einem Koffer in der Hand auf dem Stadtplatz neben den Gleisen und warte. Die Bahnlinie von Tunis nach Sousse ist erst kürzlich von einer Minengesellschaft gebaut worden. Es gibt keinen

Bahnhof, die Lokomotive fährt einfach durch die Straßen. Das erste Zeichen, dass sie sich nähert, ist eine schwarze Rauchsäule, die in der Ferne über den Flachdächern in den strahlend blauen Himmel aufsteigt. Dann kreischt eine Dampfpeife, ein Haufen Kinder kommt um

die Ecke gerannt und
stürmt schreiend vor
Begeisterung in alle
Richtungen davon, gefolgt
von einer Lok mit zwei
flachen Güterwagen und
drei Personenwaggons.
Die Lok bremst ab und
kriecht nur noch dahin, bis
sie schließlich eine laut
zischende Dampfwolke
ausstößt und ganz stehen

bleibt. Ich wuchte meinen Koffer in den Waggon, steige die Stufen hinauf und schaue mich um, ob mir jemand folgt. Aber ich kann keine Männer in Uniform entdecken, nur Araber, Juden und jede Menge Vieh – Hühner in Lattenkisten, ein Schaf und einen kleinen Ziegenbock mit zusammengebundenen

Hufen, den sein Besitzer
unter seinem Sitzplatz
verstaute.

Wir fahren los und
werden immer schneller,
bis schließlich auch die
letzten der uns
eskortierenden Kinder
nicht mehr mithalten
können. Staub weht durch
die offenen Fenster,
während wir durch die

eintönige Landschaft
rumpeln – Olivenhaine und
dunstige graue Berge zur
Linken, das flache,
glitzernde Mittelmeer zur
Rechten. Etwa alle
Viertelstunde halten wir an,
um Gestalten
aufzunehmen, die immer
Tiere bei sich haben und
jedes Mal wie aus dem
Nichts schimmernd neben

den Gleisen auftauchen.
Ich schiebe eine Hand
unter den Uniformrock und
fühle die scharfen Kanten
meines Briefs an den
Präsidenten.

Als wir schließlich
nachmittags in Tunis
ankommen, drängele ich
mich durch die Menschen
auf dem überfüllten Perron
zum Droschkenstand. Die

schwüle Hitze der Stadt
fühlt sich fast wie eine
feste Masse an. Der
Geruch von Ruß,
Gewürzen – Kümmel,
Koriander, Paprika –,
Tabak und Pferdemist
hängt in der Luft. Neben
den Droschken verkauft
ein Junge *La Dépêche
tunisienne*, die für fünf
Centimes eine

Zusammenfassung der
aus Paris telegrafierte
Nachrichten des Vortages
enthält. Auf dem Weg zum
Armeehauptquartier
blättere ich die Zeitung
durch. Weiterhin nichts
über Dreyfus. Aber es liegt
in meiner Macht, das zu
ändern. Wie ein Anarchist
seinen Sprengstoff, so
berühre ich zum

zwanzigsten Mal an
diesem Tag den Brief in
meiner Tasche.

Leclerc ist beschäftigt.
Mir bleibt nichts anderes
übrig, als schwitzend in
seinem Vorzimmer zu
warten, bis er Zeit hat.
Nach einer halben Stunde
erscheint ein Adjutant.
»Der General möchte
wissen, worum es geht.«

»Eine persönliche Angelegenheit.«

Er geht wieder und kommt ein paar Minuten später zurück. »Der General schlägt vor, dass Sie alle persönlichen Angelegenheiten mit General de Chizelle besprechen.« De Chizelle ist mein direkter Vorgesetzter im 4.

Tunesischen
Schützenregiment.

»Es tut mir leid, aber es geht um eine Angelegenheit, die ich nur dem Oberbefehlshaber mitteilen kann.«

Wieder verschwindet er, aber diesmal kehrt er schon nach wenigen Sekunden zurück. »Der General empfängt Sie

jetzt.« Ich lasse meinen Koffer stehen und folge ihm.

Jérôme Leclerc sitzt in Hemdsärmeln an einem klappbaren Kartentisch auf der Veranda seines Büros und geht einen Stapel Post durch. Ein elektrischer Deckenventilator wirbelt die Ecken der Seiten auf, die von einem Revolver an

ihrem Platz gehalten werden. Er ist etwa Mitte sechzig, hat ein kantiges Kinn und breite Schultern. Er ist schon so lange in Afrika, dass seine Haut fast genauso hellbraun ist wie die der Einheimischen.

»Ah, der exotische Oberstleutnant Picquart«, sagt er. »Unser Spezialist für das Mysteriöse,

gesandt im Schutze der
Dunkelheit!« Sein
Sarkasmus ist nicht
gänzlich unsympathisch.
»Also, Herr
Oberstleutnant, um
welches brandneue
Geheimnis, das Sie Ihrem
befehlshabenden Offizier
nicht preisgeben können,
geht es denn?«

»Ich möchte die

Genehmigung für einen
Heimaturlaub in Paris.«

»Und warum können Sie
den nicht bei General de
Chizelle beantragen?«

»Weil er ablehnen
würde.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil ich Grund zu der
Annahme habe, dass es
eine Daueranweisung vom
Kriegsministerium gibt, mir

die Ausreise aus Tunesien nicht zu gestatten.«

»Wenn das stimmt – ich bestätige nicht, dass es so ist –, warum sind Sie dann zu mir gekommen?«

»Weil ich glaube, dass Sie sich eher über einen Befehl vom Generalstab hinwegsetzen würden als General de Chizelle.«

Leclerc kneift kurz die

Augen zusammen, und ich befürchte schon, dass er mich rauswerfen lässt. Aber dann lacht er. »Nun ja, da könnten Sie recht haben. Inzwischen ist mir das alles egal. Aber dafür brauchte ich schon einen verdammt guten Grund. Ein Rendezvous in Paris mit irgendeiner Frau würde nicht reichen.«

»Ich habe in Paris noch etwas zu erledigen.«

»Ach, tatsächlich?« Er verschränkt die Arme, lehnt sich zurück und mustert mich ausgiebig von Kopf bis Fuß. »Sie sind ein komischer Vogel, Oberstleutnant Picquart. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen halten soll. Ich hatte gehört, Sie stünden schon

an fünfter Stelle auf der
Kandidatenliste für den
nächsten

Generalstabschef.

Stattdessen tauchen Sie
plötzlich hier in unserem
kleinen Drecksnest auf.

Also, was haben Sie
ausgefressen? Geld
unterschlagen?«

»Nein, Herr General.«

»Mit der Frau des

Ministers ins Bett
gestiegen?«

»Natürlich nicht.«

»Was dann?«

»Das kann ich Ihnen nicht
verraten.«

»Dann kann ich Ihnen
nicht helfen.«

Er richtet sich
kerzengerade auf und
greift zu einem
Aktenstapel.

Plötzlich überkommt mich
eine tiefe Verzweiflung.
»Ich sitze hier eine Art
Haftstrafe ab, Herr
General. Meine Post wird
gelesen. Ich werde
beschattet. Ich darf das
Land nicht verlassen. Das
alles ist sehr wirkungsvoll.
Sollte ich protestieren, das
hat man mir deutlich zu
verstehen gegeben, dann

wird man mich mit falschen Anschuldigungen zur Räson bringen. Ich weiß nicht, wie ich alldem entkommen soll – außer ich desertiere. Aber dann wäre ich natürlich erst recht erledigt.«

»Nicht desertieren bitte – dann müsste ich Sie nämlich erschießen lassen.« Er steht auf und

vertritt sich die Beine – ein großer, geschmeidiger Mann, trotz seines Alters. Ein Kämpfer, denke ich, kein Schreibtischmensch. In Gedanken versunken spaziert er mit gerunzelter Stirn auf der Veranda umher, bleibt plötzlich stehen und schaut in den Garten. Viele der Blumen kenne ich nicht. Ich

erkenne Jasmin, Veilchen,
Nelken. Er bemerkt
meinen Blick. »Gefällt
Ihnen der Garten?«

»Er ist sehr schön.«

»Ich habe ihn selbst
angelegt. Komisch, aber
inzwischen gefällt es mir
hier besser als in
Frankreich. Glaube nicht,
dass ich im Ruhestand
zurückgehe.« Er

verstummt. »Wissen, was ich nicht ertragen kann, Herr Oberstleutnant?«, sagt er nach kurzer Stille mit erbitterter Stimme. »Dass die vom Generalstab hier ihren Müll abkippen. Nichts gegen Sie, aber die schicken jeden Querulanten, Perversling und adligen Kretin in der Armee hier

runter zu mir, und eins kann ich Ihnen sagen, mich kotzt es langsam an!« Er klopft nachdenklich mit dem Fuß auf die Holzbohlen. »Geben Sie mir Ihr Wort, dass Sie nichts Ungesetzliches oder Unmoralisches angestellt haben – dass Sie einfach nur Ärger mit diesen Schreibtischgenerälen in

der Rue Saint-Dominique haben?«

»Bei meiner Ehre.«

Er setzt sich wieder an seinen Schreibtisch und fängt an zu schreiben.

»Reicht eine Woche?«

»Mehr brauche ich nicht.«

»Ich will gar nicht wissen, was Sie vorhaben«, sagt er, noch während er

schreibt. »Also, behalten Sie es für sich. Ich werde das Ministerium nicht darüber informieren, dass Sie Tunesien verlassen haben. Wenn die mir draufkommen, werde ich sagen, dass ich Soldat bin und nicht Gefängniswärter. Aber ich werde nicht lügen, verstanden?« Als er fertig ist, bläst er über die Tinte

und gibt mir das
Schreiben. Es ist die vom
Kommandierenden
General, Tunesien,
unterzeichnete offizielle
Genehmigung für
Oberstleutnant Picquart
v o m 4. Tunesischen
Schützenregiment, das
Land aus dringenden
familiären Gründen
verlassen zu dürfen. Das

ist das erste Mal, dass ich von offizieller Seite Hilfe erhalte. Ich habe Tränen in den Augen, aber Leclerc nimmt scheinbar keine Notiz davon.

.

Das nächste Schiff nach Marseille soll am folgenden Tag um zwölf Uhr mittags ablegen. Ein Angestellter

der
Dampfschiffahrtsgesellschaft
sagt mir – »mit
aufrichtigem Bedauern,
Herr Oberstleutnant« –,
dass die Fähre schon voll
sei. Ich muss ihn gleich
zweimal schmieren –
erstens dafür, dass er eine
winzige Zweierkabine für
mich allein reserviert, und
zweitens dafür, dass mein

Name nicht auf der
Passagierliste erscheint.
Ich übernachte in einer
Pension in Hafennähe und
gehe früh am nächsten
Morgen in Zivil an Bord.
Trotz der glühenden
Hochsommerhitze kann ich
mich nicht an Deck
aufhalten und riskieren,
erkannt zu werden. Ich
gehe nach unten, schließe

die Tür ab, ziehe mich
nackt aus und lege mich in
die untere Koje. Während
ich schweißgebadet
daliege, muss ich wieder
an Dreyfus denken,
diesmal daran, wie er
seine Lage auf dem
Kriegsschiff beschrieben
hat, nachdem es vor der
Teufelsinsel den Anker
gesetzt hatte: *Ich musste*

vier Tage lang in der tropischen Hitze ausharren, eingesperrt in meine Zelle, ohne ein einziges Mal an Deck zu dürfen. Als die Maschinen losbullern, ist es in meiner Eisenzelle so heiß wie in einem Dampfbad. Alle Flächen vibrieren, während sich das Schiff von der Anlegestelle löst. Durch

das Bullauge sehe ich, wie sich die afrikanische Küste immer weiter entfernt. Erst als ich nur noch das blaue Mittelmeer sehen kann, schlinge ich mir ein Handtuch um die Hüften, klinge nach dem Steward und bestelle mir etwas zu essen und zu trinken.

Ich habe ein russisch-französisches Wörterbuch

und Dostojewskis
*Aufzeichnungen aus dem
Kellerloch* eingepackt. Mit
einem Kissen im Kreuz,
neben mir Stift und Papier,
liege ich in der Koje,
balanciere auf den Knien
die beiden Bücher und
mache mich an die
Übersetzung. Die Arbeit
lässt mich die Zeit und
sogar die Hitze vergessen.

»Sich nur um sein eigenes Wohlergehen zu kümmern zeugt eindeutig von schlechter Erziehung. Sei es nun gut oder schlecht, manchmal macht es auch großen Spaß, etwas zu zerstören ...«

Um Mitternacht ist Ruhe eingelehrt. Ich wage mich die Eisentreppe hinauf und betrete vorsichtig das

Deck. Die Geschwindigkeit des Schiffes sorgt für eine warme nördliche Brise von dreizehn Knoten. Ich gehe zum Bug, recke das Gesicht in den Wind und sauge ihn in mich auf. In allen Himmelsrichtungen Dunkelheit. Das einzige Licht kommt von oben. Zahllose Sterne und ein durch die Wolken jagender

Mond, der aussieht, als lieferte er sich ein Rennen mit uns. Nicht weit entfernt beugt sich ein männlicher Passagier über die Reling und unterhält sich leise mit einem Mitglied der Mannschaft. Ich höre Schritte hinter mir, drehe mich um und sehe die rote Glut einer Zigarre, die sich mir nähert. Ich gehe auf

der anderen Seite des
Schiffs schnell bis zum
Heck, wo ich eine Zeit lang
ins Kielwasser starre, das
wie ein Kometenschweif
flimmert. Als die scheinbar
in der Dunkelheit
schwebende Zigarre ein
zweites Mal auftaucht,
gehe ich wieder nach
unten und weiter durch
den langen Gang in meine

Kabine, die ich für den Rest der Reise nicht mehr verlasse.

.

Als wir am Spätnachmittag des nächsten Tages in Marseille anlegen, geht ein Sommerschauer über der Stadt nieder. Er kommt mir wie ein unheilvoller Willkommensgruß vor. Ich

haste zum Gare Saint-Charles und kaufe mir eine Fahrkarte für den nächsten Zug nach Paris. Ich bin mir bewusst, dass ich mich gerade jetzt in höchster Gefahr befinde. Ich muss davon ausgehen, dass Savignaud meine Reise nach Tunis gemeldet und inzwischen auch durchgegeben hat, dass

ich nicht mehr nach
Sousse zurückgekehrt bin.
Gonse und Henry könnten
also schon durchaus
herausgefunden haben,
dass ich auf dem Weg
nach Paris bin. Sie
mussten nur bei Leclerc
nachfragen. Wenn ich
Henry wäre, dann hätte ich
dem Polizeipräfekten von
Marseille telegraphiert und

ihn aufgefordert, für alle Fälle den Bahnhof zu überwachen.

Versteckt hinter einer Zeitung, drücke ich mich so lange unter der Bahnhofsuhr herum, bis ich kurz vor sieben den Pfiff des Schaffners höre und der Zug nach Paris sich in Bewegung setzt. Ich schnappe mir meinen

Koffer, drängele mich an dem Wachmann vorbei, der vergeblich versucht, m i c h aufzuhalten, und laufe durch die Sperre auf den Perron. Ich reiße die letzte Tür des letzten Waggon auf und spüre die Spannung im Schultergelenk, als der Zug Fahrt aufnimmt. Ich werfe den Koffer durch die

Tür und schaffe es in
letzter Sekunde,
aufzuspringen und die Tür
hinter mir zuzuschlagen.
Ich stecke den Kopf aus
dem Fenster und blicke
zurück. In etwa fünfzig
Metern Entfernung sehe
ich einen Mann auf dem
Perron, einen korpulenten,
glatzköpfigen Burschen in
braunem Anzug, der den

Zug verpasst hat. Er hat die Hände auf die Knie gestützt und versucht wieder zu Atem zu kommen, während er von dem Wachmann zurechtgewiesen wird. Ob es sich um einen normalen Reisenden handelt, der einfach zu spät gekommen ist, oder um einen Agenten der Sûreté, der mir auf den

Fersen war, werde ich nie erfahren.

Die Waggonns sind überfüllt. Ich muss fast durch den ganzen Zug gehen, bis ich ein Abteil finde, wo ich mich auf einen Eckplatz quetschen kann. Die meisten meiner Mitreisenden sind Geschäftsleute. Außerdem ein Priester und ein

Armeemajor, der immer wieder in meine Richtung schaut, als ob er einen anderen Soldaten auch in Zivil erkennen würde. Ich verstaue meinen Koffer nicht in der Ablage über mir, sondern behalte ihn auf den Knien für den Fall, dass ich einschlafen sollte. Das Schwanken des Zuges lullt mich ein, und als es

dunkler wird, schlafe ich trotz meiner nervösen Anspannung tatsächlich ein, auch wenn ich im Lauf der Nacht mehrmals wieder aus dem Schlaf gerissen werde, wenn der Zug in einem von Gaslaternen beleuchteten Bahnhof hält oder jemand das Abteil verlässt oder betritt. Die frühe

Morgendämmerung eines
Junitages weckt mich
schließlich auf. Das triste
und graue Tageslicht
kriecht wie ein Schleier aus
Asche über die südlichen
Ausläufer der Stadt.

Ich gehe durch den
ganzen Zug bis in den
ersten Waggon hinter der
Lok und steige als Erster
aus, als wir um fünf Uhr im

Gare de Lyon ankommen.
Mein Blick geht in alle
Richtungen, während ich
schnell die verlassene
Bahnhofshalle durchquere.
Aber ich sehe nur ein paar
abgerissene Gestalten, *les*
ramasseurs de mégots,
die Zigarettenkippen
aufsammeln, um den
Tabak dann zu verkaufen.
»Rue Cassette 16«, sage

ich zu dem
Droschkenkutscher und
rutsche tief in den Sitz.
Eine Viertelstunde später
fahren wir am Jardin du
Luxembourg entlang und
biegen dann in eine
schmale Straße ein. Als ich
bezahle, schaue ich mich
nach allen Seiten um.
Nirgendwo ist ein Mensch
in Sicht.

Ich klopfe an die Wohnungstür im zweiten Stock. Laut genug, die Bewohner zu wecken, aber nicht so laut, dass sie sich erschrecken – das hoffe ich zumindest. Leider ist es unmöglich, jemand um halb sechs morgens aus dem Bett zu scheuchen, ohne ihm Angst einzujagen. Das begreife

ich in dem Augenblick, als meine Schwester die Tür öffnet und ich ihre Augen sehe. Mit verkrampften Händen drückt sie sich das Nachthemd an den Hals, während ich erschöpft und in den Staub und Geruch Afrikas gehüllt vor ihr stehe.

•

Mein Schwager Jules Gay setzt Kaffeewasser auf, während Anna das alte Kinderzimmer für mich herrichtet. Sie gehen auf die sechzig zu und sind jetzt ein alleinstehendes Ehepaar. Ich spüre, dass sie mich gern aufnehmen, dass sie froh sind, sich um jemand kümmern zu können.

»Es wäre mir recht, wenn niemand erfahren würde, dass ich hier bin«, sage ich beim Kaffee. »Geht das?«

Die beiden tauschen Blicke aus. »Natürlich«, sagt Jules. »Du kannst dich auf uns verlassen.«

»Wenn jemand nach mir fragt, sagt einfach, ihr wisst nicht, wo ich bin.«

»Großer Gott, Georges,

du bist doch nicht desertiert, oder?«, sagt Anna nur halb im Scherz.

»Ich muss nur mit einer einzigen Person sprechen, Louis Leblois. Wärst du so freundlich, Anna, ihm Bescheid zu geben, dass er so schnell wie möglich herkommen soll? Und sag ihm, dass er niemand davon erzählen darf.«

»Du willst also nur mit deinem Anwalt sprechen?«, sagt Jules und lacht. »Das ist aber kein gutes Zeichen.« Das ist das Äußerste, was er sich an Neugierbekundung gestattet.

Nach dem Frühstück geht er zur Arbeit, etwas später verlässt Anna die Wohnung, um Louis

aufzusuchen. Ich wandere
in der Wohnung umher
und begutachte die
Einrichtung – das Kruzifix
über dem Ehebett, die
Familienbibel, die
Meissener
Porzellanfiguren, die früher
meiner Großmutter in
Straßburg gehörten und
die Belagerung irgendwie
überstanden haben. Ich

schaue aus den Fenstern
nach vorn auf die Rue
Cassette, dann aus denen
nach hinten auf einen
kleinen öffentlichen Park.
Hier würde ich einen Mann
postieren, wenn ich das
Haus beobachten wollte.
Mit einem kleinen
Taschenteleskop würde
ihm keine Bewegung
entgehen. Ich kann einfach

nicht still sitzen. Bei den alltäglichsten Geräuschen des Pariser Lebens – im Park spielende Kinder, klappernde Pferdehufe, rufende Straßenhändler – witterte ich Gefahr.

Anna kommt zurück und sagt, dass Louis herkomme, sobald er mit seiner Arbeit bei Gericht fertig sei. Sie macht mir

zum Mittagessen ein
Omelette, und ich erzähle
ihr von Sousse, als wäre
ich gerade von einer
exotischen Bildungsreise
zurückgekehrt – von den
schmalen Steingassen in
der arabischen Altstadt,
die seit den Zeiten der
Phönizier unverändert ist,
von dem scharfen Gestank
der Schafe, die

festgebunden an den
Straßenecken darauf
warten, geschlachtet zu
werden, von den Marotten
der winzigen französischen
Gemeinde, die gerade
einmal achthundert Seelen
unter den
neunzehntausend
Einwohnern der Stadt
zählt. »Keine Kultur«,
jammere ich. »Niemand,

mit dem man reden kann.
Kein elsässisches Essen.
Mein Gott, ich
verabscheue es!«

Sie lacht. »Und als
Nächstes erzählst du mir,
dass sie noch nie von
Wagner gehört haben.«
Aber sie fragt nicht, warum
ich wieder in Paris bin.

Um vier kommt Louis. Er
tänzelt mit seinen

zierlichen Füßen über den
Teppich und umarmt mich.
Der bloße Anblick ist
Balsam für meine Nerven.
Die schlanke Figur und der
gepflegte Bart, seine
ganze akkurate
Erscheinung, die sanfte
Stimme, die sparsamen
Gesten – alles verströmt
eine Aura von
einzigartigem

Sachverstand. Lass mich nur machen, scheint mir seine Persönlichkeit zu sagen. Ich habe alle Probleme dieser Welt genau analysiert, ich habe sie gemeistert, und ich stehe dir mit meinem herausragenden Können für ein angemessenes Honorar zur Verfügung. Dennoch fühle ich mich

verpflichtet, ihn vor den Gefahren zu warnen, in die er sich begeben könnte. Nachdem Anna uns Tee gemacht und sich dann diskret aus dem Wohnzimmer zurückgezogen hat, hole ich meinen Koffer aus dem Kinderzimmer. Ich hebe ihn auf meinen Schoß und lege die Daumen auf die

Schnallen. »Pass auf, Louis«, sage ich. »Bevor ich in die Einzelheiten gehe, solltest du dir darüber im Klaren sein, dass allein diese Unterhaltung mit mir dich in Gefahr bringen kann.«

»Körperliche Gefahr?«

»Nein, das nicht ... das bestimmt nicht. Aber berufliche Gefahr – und

politische Gefahr. Die Geschichte könnte dich auffressen.« Louis runzelt die Stirn. »Also, was ich dir damit sagen will, ist Folgendes: Wenn du dich darauf einlässt, kann ich dir nicht versprechen, dass es glimpflich ausgeht. Das muss dir in diesem Augenblick ganz klar sein!«

»Ja, ja, Georges, jetzt

hör schon auf, und sag mir, worum es geht.«

»Also, wenn du dir sicher bist.« Ich drücke auf die beiden Schnallen und öffne den Koffer. »Schwierig, einen Anfang zu finden. Du weißt doch noch, wie ich Mitte November bei dir war, um dir zu sagen, dass ich weggehe.«

»Ja, für ein paar Tage,

hast du gesagt.«

»Das war eine Falle.« Ich nehme einen Packen Papiere aus dem Geheimfach im Boden des Koffers. »Erst hat mich der Generalstab nach Châlons geschickt, um den Nachrichtendienst im 6. Korps zu inspizieren. Dann wurde ich nach Nancy weitergeschickt, um auch

über das 7. Korps einen Bericht zu verfassen. Natürlich habe ich um Erlaubnis gebeten, nach Paris zurückfahren zu dürfen, wenigstens für ein paar Stunden, damit ich mir ein paar frische Sachen zum Anziehen holen könne. Das wurde aber glattweg abgelehnt ... Hier, das Telegramm.« Ich

gebe es ihm. »Alle Briefe, die ich aufgehoben habe, sind von meinem direkten Vorgesetzten, General Charles-Arthur Gonse, der jede Versetzung angeordnet hat – insgesamt vierzehn. Von Nancy ging es nach Besançon. Dann nach Marseille. Dann nach Lyon. Dann nach Briançon. Dann

wieder zurück nach Lyon,
wo ich krank geworden bin.
Das ist der Brief, den mir
Gonse nach Lyon
geschickt hat: *Es tut mir
leid, dass Sie erkrankt
sind, aber ich hoffe, Sie
erholen sich in Lyon gut
und kommen wieder zu
Kräften. Währenddessen
bereiten Sie sich auf die
Abreise nach Marseille und*

Nizza vor ...«

»Und in der ganzen Zeit hat man dir nicht erlaubt, nach Paris zu fahren? Nicht einmal für einen Tag?«

»Hier, schau selbst.«

Louis nimmt die Handvoll Briefe und geht sie kopfschüttelnd durch.

»Aber das ist doch lächerlich ...«

»Man hat mir mitgeteilt, dass ich den Kriegsminister an Weihnachten in Marseille treffen würde, aber der hat sich dort nicht blicken lassen. Stattdessen habe ich den Befehl erhalten, mich sofort nach Algerien einzuschiffen, das war also Ende letzten Jahres, um dort den Nachrichtendienst

neu zu organisieren. Und einen Monat später wurde ich von Algerien nach Tunis beordert. Ich war kaum angekommen, da hat man mich von meinem alten Regiment zu einer Eingeborenentruppe versetzt. Plötzlich war es keine Inspektionsreise mehr, sondern eine dauerhafte Versetzung in

die Kolonien.«

»Aber du hast doch bestimmt Widerspruch eingelegt, oder nicht?«

»Natürlich. Gonse's schlichte Antwort lautete, dass ich aufhören soll, ihm dauernd Briefe zu schreiben. Er hat mich aufgefordert, den – seine Worte – Dingen ihren Lauf zu lassen und zufrieden

damit zu sein, in einem Regiment in Afrika zu dienen. Im Grunde haben die mich ins Exil geschickt.«

»Haben sie dir einen Grund genannt?«

»Das brauchen sie nicht. Ich kenne den Grund. Es ist eine Strafe.«

»Eine Strafe? Wofür?«

Ich atme durch. Es

kommt mir immer noch
verwerflich vor, es laut
auszusprechen. »Dafür,
dass ich herausgefunden
habe, dass Hauptmann
Dreyfus unschuldig ist.«

»Ah.« Louis starrt mich
an, und ausnahmsweise
scheint sogar bei ihm die
Maske professioneller
Abgeklärtheit einen feinen
Riss zu bekommen. »Ja,

ich verstehe. Das reicht.«

.

Ich gebe Louis den Umschlag, der im Falle meines Todes dem Präsidenten ausgehändigt werden soll. Beim Lesen der Beschriftung verzieht er das Gesicht. Wahrscheinlich hält er sie für melodramatisch, für

eine Art Kunstgriff, wie sie
in reißerischen
Fortsetzungsromanen
vorkommt. Noch vor einem
Jahr hätte ich das Gleiche
gedacht. Inzwischen
glaube ich, dass in solchen
Reißern manchmal mehr
Wahrheit steckt als im
Sozialrealismus aller
Romane von Monsieur
Zola zusammen.

»Na los«, sage ich, zünde
mir eine Zigarette an und
beobachte seinen
Gesichtsausdruck,
während er den Brief aus
dem Umschlag nimmt. Er
liest laut den ersten
Absatz: »Ich, der
unterzeichnete Marie-
Georges Picquart,
Oberstleutnant im 4.
Tunesischen

Schützenregiment,
ehemaliger Leiter der
Geheimdienstabteilung im
Kriegsministerium,
versichere bei meiner Ehre
die Richtigkeit der
folgenden Angaben, die
man zurückzuhalten
versucht hat, die aber im
Interesse von Wahrheit
und Gerechtigkeit auf
keinen Fall ...« Er

verstummt, runzelt die Stirn und schaut mich dann an.

»Du kannst immer noch nein sagen, wenn du dich nicht darauf einlassen willst«, sage ich. »Ich würde dir das keine Sekunde übel nehmen. Aber ich warne dich: Wenn du jetzt weiterliest, dann steckst du in der gleichen

Zwickmühle wie ich.«

»Das klingt ja ziemlich unwiderstehlich.« Er liest weiter, jetzt aber schweigend. Seine Augen bewegen sich schnell hin und her, während er die Zeilen überfliegt. Als er fertig ist, bläst er seufzend die Backen auf, lehnt sich zurück und schließt die Augen. »Wie viele Kopien

gibt es von diesem Brief?«

»Keine.«

»Was? Und du hast den Brief den ganzen Weg von Tunesien bis Paris bei dir gehabt?« Er schüttelt

fassungslos den Kopf.

»Also, als Erstes musst du mindestens zwei Kopien davon machen. Wir brauchen drei Exemplare, das ist das absolute

Minimum. Was hast du noch in dem alten Koffer da?«

»Das hier«, sage ich und gebe ihm meinen Originalbericht für Boisdeffre, den Geheimdienstvermerk über Major Esterházy vom 74. Infanterieregiment. »Dann die hier.« Ich überreiche ihm die Briefe, die ich nach

meinem Ausflug aufs Land
zu Gonse mit diesem
gewechselt habe und in
denen er mich drängt,
meine Nachforschungen
über Esterházy nicht auf
Dreyfus auszuweiten.
»Und dann ist da noch das
hier.« Ich halte ihm den
Brief von Henry hin, in dem
er mir offenbart, dass
meine Amtsführung als

Chef der Statistik-Abteilung untersucht wird.

Louis liest alles schnell und hoch konzentriert durch. Als er fertig ist, legt er die Papiere zur Seite und blickt mich ernst an. »Die Frage, die ich allen meinen Mandanten am Anfang stelle, Georges ... und das bist du jetzt, obwohl nur der Himmel

weiß, ob ich jemals ein Honorar dafür sehe. Also, die Frage, die ich meinem Mandanten immer stelle, ist die: Was willst du damit erreichen?«

»Ich möchte, dass der Gerechtigkeit Genüge getan wird – das vor allem. Ich will, dass die Armee diesen Skandal mit so wenig Schaden wie

möglich übersteht, denn ich verehere die Armee nach wie vor. Und es gibt einen eigennützigen Grund: Ich würde gern meine Karriere fortsetzen.«

»Ha! Nun ja, gut möglich, dass du eines dieser Ziele erreichst, vielleicht auch zwei, wenn ein Wunder geschieht, aber alle drei ist

völlig unmöglich! Ich gehe davon aus, dass niemand aus der militärischen Hierarchie dir bei deinem Kampf zur Seite steht, oder?«

»So funktioniert das in der Armee nicht. Leider haben wir es mit vier der höchsten Offiziere des Landes zu tun – dem Kriegsminister, dem

Generalstabschef, dem
Leiter des Militärischen
Geheimdienstes und dem
Befehlshaber des 4.
Armeeekorps – das ist
derzeit Mercier. Alle vier
sind mehr oder weniger in
diese Affäre verstrickt,
ganz zu schweigen von der
gesamten
Geheimdienstabteilung.
Versteh mich nicht falsch,

Louis. Die Armee ist nicht
völlig verrottet. Es gibt jede
Menge guter und
ehrenhafter Männer im
Oberkommando. Aber
wenn es darauf ankäme,
dann hätte das Wohl der
Armee für sie immer
Vorrang. Vermutlich wird
keiner von ihnen alles in
Schutt und Asche legen,
nur um einen ... nun ja ...«

Ich zögere.

»Einen Juden zu retten?«, sagt Louis. Ich erwidere nichts. »Na gut, also weiter. Wenn wir niemand in der Armee damit behelligen können, welche Möglichkeit haben wir dann?«

Ich will gerade antworten, als es laut an der Wohnungstür klopft. Das

Klopfen ist energisch,
autoritär, ich muss sofort
an etwas Dienstliches, an
Polizei denken. Louis
öffnet den Mund, aber
meine erhobene Hand
bringt ihn zum Schweigen.
Leise gehe ich zu der
verglasten, mit einer
Spitzengardine verhängten
Wohnzimmertür. Ich
schiele gerade an der

Gardine vorbei, als Anna aus der Küche kommt und sich die Schürze glatt streicht. Sie sieht mich und nickt zum Zeichen, dass sie weiß, was zu tun ist. Dann öffnet sie die Wohnungstür. Ich sehe nicht, wer da steht, aber ich kann eine tiefe männliche Stimme hören. »Entschuldigen Sie,

Madame, ist
Oberstleutnant Picquart
da?«

»Nein. Wie auch? Das ist
nicht seine Wohnung.«

»Wissen Sie zufällig, wo
er ist?«

»Der letzte Brief, den ich
von ihm erhalten habe,
kam aus Tunesien. Und
wer sind Sie, wenn ich
fragen darf?«

»Verzeihung, Madame,
ich bin ein alter Freund aus
der Armee.«

»Und Ihr Name?«

»Ach, der ist nicht weiter
wichtig. Richten Sie ihm
bitte aus, dass ein alter
Freund aus der Armee
nach ihm gefragt hat. Auf
Wiedersehen.«

Anna schließt die Tür und
schiebt den Riegel vor. Sie

schaut mich an. Ich lächele. Gut gemacht. Ich drehe mich zu Louis um. »Jedenfalls wissen sie, dass ich in Paris bin.«

.

Kurz danach geht Louis. Bis auf den Brief an den Präsidenten, den er mir mit der Anweisung dalässt, ihn zweimal zu kopieren,

nimmt er alle meine
Unterlagen mit. Nachdem
Jules und Anna zu Bett
gegangen sind, bleibe ich
noch lange mit Feder und
Tinte am Küchentisch
sitzen. Wieder der
Anarchist, der an seiner
Bombe bastelt: »Der
Prozess gegen Dreyfus
wurde auf beispiellos
oberflächliche Weise mit

der vorgefassten Meinung
von Dreyfus' Schuld und
unter Missachtung der
gebotenen
Rechtsprinzipien
durchgeführt ...«

Louis kommt am
nächsten Tag zur gleichen
Zeit wieder, am späten
Nachmittag. Anna führt ihn
ins Wohnzimmer. Ich
umarme ihn, gehe dann

zum Fenster und schaue nach unten. »Könnte dir jemand gefolgt sein?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

Ich verrenke mir den Hals und suche die Rue Cassette auf beiden Seiten ab. »Ich kann niemand sehen, der das Haus beobachtet. Aber leider sind diese Burschen

geschickt. Also gehen wir am besten davon aus, dass sie an dir dran sind.«

»Ja, stimmt wohl. Also, mein Freund, hast du die beiden Kopien gemacht? Sehr schön.« Er nimmt die beiden Abschriften und steckt sie in seine Aktentasche. »Eine kommt in meinen Tresor, die andere in ein

Bankschließfach in Genf.«
Er lächelt mich an. »Kopf
hoch, mein lieber Georges.
Wenn sie jetzt erst dich
und danach mich
umbringen, dann müssen
sie immer noch in die
Schweiz einmarschieren.«

Nach zwei Tagen als
Gefangener in der
Wohnung meiner
Schwester bin ich alles

andere als zu Scherzen
aufgelegt. »Ich weiß nicht,
Louis. Ich frage mich, ob
der sicherste Weg nicht
der ist, das Ganze einfach
den Zeitungen zu
übergeben, dann wäre
alles erledigt.«

»O nein, auf gar keinen
Fall«, ruft Louis entsetzt.
»Das wäre verheerend, für
dich und für Dreyfus.« Er

zieht einen Briefbogen aus
der Aktentasche. »Ich
habe mir alles genau durch
den Kopf gehen lassen.
Dieser Brief von Major
H e n r y , der ist
hochinteressant, sogar
äußerst gerissen. Offenbar
haben sie für den Fall,
dass du mit deinem
Wissen an die
Öffentlichkeit gehst,

Alternativpläne in der
Schublade. Aber nicht nur
das, sie wollen auch, dass
du genau verstehst, worin
diese Alternativpläne
bestehen.«

»Um mich
abzuschrecken?«

»Ja, gut durchdacht,
wenn man es genau
bedenkt. Ihr Hauptziel ist,
dass du nichts

unternimmst. Deshalb wollen sie dir zeigen, dass sie gewillt sind, dir das Leben sehr unangenehm zu machen, wenn du *doch* versuchen solltest, etwas zu unternehmen.« Er studiert den Brief. »So wie ich das verstehe, behauptet Henry im Kern, dass du ein Komplott geschmiedet hast, um

Esterházy zu verleumden:
erstens, indem du eine
ungesetzliche
Untersuchung gegen ihn
eingeleitet hast, zweitens,
indem du deine Mitarbeiter
zu falschen
Zeugenaussagen über das
Belastungsmaterial
angestiftet hast, und
drittens, indem du geheime
Informationen nach außen

gegeben hast, um den Fall
gegen Dreyfus zu
sabotieren. Das wird
eindeutig ihre
Verteidigungslinie sein,
wenn du dich an die
Presse wenden solltest,
der Vorwurf, dass du die
ganze Zeit für die Juden
gearbeitet hast.«

»Das ist doch absurd!«

»Natürlich ist das absurd.

Aber viele Menschen
werden ganz wild darauf
sein, das zu glauben.«

Ich begreife, dass er
recht hat. »Wenn ich mich
nicht an die Zeitungen
wende, vielleicht sollte ich
mich dann privat mit der
Familie Dreyfus in
Verbindung setzen und
ihnen wenigstens den
Namen Esterházy

nennen?«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Natürlich hat die Familie auf bewundernswerte Weise zu ihrem unglückseligen Hauptmann gestanden. Aber als dein Anwalt muss ich mir auch die Frage stellen, ob sie auf gleiche Weise zu dir stehen würden. Wenn sie den

Namen Esterházy
erföhren, wäre das
vermutlich enorm nützlich
für ihre Sache. Aber
besonders wertvoll wäre
für sie der Umstand, dass
sie den Namen von dir
erfahren hätten, dem
Leiter der
Geheimdienstabteilung
höchstpersönlich.«

»Du meinst, sie würden

mich als Quelle
preisgeben?«

»Wenn das Ziel der
Dreyfus-Familie die
Freilassung des
Verbannten ist, dann
wären sie fast gezwungen,
das zu tun. Und ich könnte
es ihnen nicht verdenken,
du etwa? Wie auch immer,
auch wenn sie den Mund
halten, dann würde dein

Name trotzdem nach ein,
zwei Tagen durchsickern,
da bin ich mir ganz sicher.
Du stehst unter
Beobachtung, genau wie
die Familie. Und sobald
dein Name auf dem Markt
ist, wird das leider dem
Generalstab alle nötigen
Beweise liefern, um die
meisten Leute davon zu
überzeugen, dass du

s c h o n die ganze Zeit heimlich auf Dreyfus' Freilassung hingearbeitet hast. Deshalb habe ich auch gesagt, dass Henrys Brief so gerissen ist.«

»Dann sitze ich also in der Falle?«

»Nicht ganz. Wir müssen strategisch denken. Wie nennt ihr Soldaten das, wenn man einen Gegner

nicht frontal angreift,
sondern von der Seite?«

»Flankenangriff?«

»Flankenangriff, genau,
wir müssen sie von der
Flanke her angreifen. Du
redest mit niemand
darüber, das würde ihnen
nur in die Hände spielen.
Überlasse das alles mir.
Ich werde deine
Informationen nicht an die

Presse und auch nicht an
die Dreyfus-Familie
weitergeben, sondern an
eine öffentliche Person,
deren Integrität
unantastbar ist.«

»Und wer ist dieser
Musterknabe?«

»Genau darüber habe ich
gestern fast den ganzen
Abend nachgedacht, und
heute Morgen beim

Rasieren ist mir die Lösung
eingefallen. Mit deiner
Erlaubnis werde ich mich
mit dem Vizepräsidenten
des Senats, Auguste
Scheurer-Kestner, in
Verbindung setzen.«

»Warum ausgerechnet
mit ihm?«

»Zunächst einmal ist er
ein alter Freund der
Familie, mein Vater war

sein Mathematiklehrer, ich
kenne ihn also. Er ist
Elsässer, das ist immer
beruhigend. Er ist reich
und deshalb unabhängig.
Aber vor allem ist er
Patriot. Er hat in seinem
ganzen Leben nie
schändlich oder
eigennützig gehandelt. Das
soll er erst einmal
versuchen, dein Freund

Major Henry, den alten
Auguste als Verräter zu
verleumden!«

Ich lehne mich zurück
und denke darüber nach.
Ein weiterer Vorzug von
Scheurer-Kestner ist, dass
er ein moderater Linker ist,
der jede Menge Freunde
auf der Rechten hat. Er ist
vom Temperament her
konzilient, aber zielstrebig.

»Und was fängt der Senator dann mit den Informationen an?«

»Das liegt bei ihm. Da ich sein Talent für Kompromisse kenne, würde ich vermuten, dass er sich zunächst einmal an die Regierung wenden und es auf diesem Weg versuchen wird. Er wird sich erst dann an die

Presse wenden, wenn die
Obrigkeit ihm kein Ohr
schenkt. Aber auf einen
Punkt werde ich vorab
bestehen: Dein Name als
Quelle der Informationen
darf nicht genannt werden.
Bestimmt wird der
Generalstab annehmen,
dass du dahintersteckst,
aber es dürfte ihnen
schwerfallen, das zu

beweisen.«

»Und ich? Was soll ich in der ganzen Zeit tun?«

»Nichts. Du fährst einfach nach Tunesien zurück und führst ein untadeliges Leben. Sollen sie dich doch beschatten, so lange sie wollen, sie werden nichts Unkorrektes finden. Das allein wird sie wahnsinnig machen. Kurz:

Du hockst einfach in deiner
Wüste, mein lieber
Georges, und wartest ab,
was passiert.«

.

An meinem letzten Tag in
Paris, Jules ist in der
Arbeit, der Koffer für die
Abreise mit dem Abendzug
ist gepackt, klopft es
wieder an die

Wohnungstür – diesmal aber sanfter und zaghaft. Ich nehme mein Buch herunter und höre, wie Anna den Besucher in die Wohnung bittet. Einen Augenblick später geht die Wohnzimmertür auf, und Pauline steht vor mir. Sie sieht mich schweigend an. Hinter ihr setzt Anna sich den Hut auf. »Ich muss

kurz für eine Stunde weg«,
sagt sieforsch. In einer
Mischung aus Zärtlichkeit
und Missbilligung fügt sie
hinzu: »Aber wohlgemerkt,
nur für eine Stunde.«

Wir lieben uns im
Kinderzimmer unter den
wachsamen Augen einer
Formation
Spielzeugsoldaten meines
Neffen. »Und du wärst

wirklich zurück nach Afrika
gefahren, ohne mich
vorher zu besuchen?«,
sagt sie hinterher, während
sie in meinen Armen liegt.

»Nicht freiwillig, mein
Liebling.«

»Ohne mir auch nur eine
einzige Nachricht
zukommen zu lassen?«

»Ich habe Angst, dass ich
dich ins Unglück stürze,

wenn wir so
weitermachen.«

»Das ist mir egal.«

»Es ist dir vermutlich
nicht mehr egal, wenn ich
dir sage, dass nicht nur du
zu Schaden kommen
würdest. Die Mädchen
würde es genauso
betreffen.«

Sie setzt sich ruckartig
auf. Sie ist so entrüstet,

dass sie sich nicht einmal mit einem Laken bedeckt, wie sie es sonst tut. Ihr blondes Haar ist zerzaust, und zum ersten Mal fallen mir ein paar graue Strähnen auf. Ihre Haut hat eine rosaviolette Farbe angenommen. Zwischen ihren Brüsten glänzt Schweiß. Sie sieht fantastisch aus. »Nach all

den Jahren hast du kein
Recht, Entscheidungen für
uns beide zu treffen, ohne
mir auch nur zu erzählen,
was in deinem Kopf
vorgeht«, sagt sie. »Und
untersteh dich, die
Mädchen als Ausrede
vorzuschieben.«

»Liebling, warte ...«

»Nein! Es reicht!«

Sie macht Anstalten

aufzustehen, aber ich halte sie am Arm fest. Sie versucht sich loszureißen. Ich drücke sie aufs Bett. Ächzend windet sie sich. Aber trotz ihres Zorns ist sie schwächer, als sie aussieht, und ich kann sie leicht bändigen. »Hör zu, Pauline«, sage ich leise. »Ich rede nicht von dem üblichen Tratsch über uns.

Der ist doch gang und gäbe in unserem Bekanntenkreis. Es würde mich nicht wundern, wenn Philippe schon seit Jahren etwas ahnen würde. Sogar ein Mann, der im Außenministerium arbeitet, kann nicht so blind sein, dass er das Offensichtliche übersieht.«

»Rede nicht so über ihn!

Du weißt nichts über ihn!«
Wehrlos auf das Bett
gedrückt, schlägt sie in
helfloser Wut mit dem
Hinterkopf auf das Kissen.

Ich drücke ihre Arme
weiter fest nach unten.
»Tratsch ist eine Sache,
den kann man ignorieren.
Aber ich spreche von
Bloßstellung und
Demütigung. Ich spreche

von der Macht des Staates, die uns zerstören kann, die uns in der Presse und im Gerichtsaal an den Pranger stellen kann, die Lügengeschichten über uns erfinden und sie als wahr darstellen kann. Dagegen gibt es kein Mittel. Glaubst du, ich bin die letzten sieben Monate

freiwillig so weit weg von zu Hause gewesen? Und das ist nur ein winziger Vorgeschmack auf das, was sie uns antun können.«

Ich lasse sie los, richte mich auf und setze mich mit dem Rücken zu ihr auf die Bettkante. Sie rührt sich nicht. »Die Frage, was genau unser Leben so

verdorben hat, brauche ich dir wohl gar nicht erst zu stellen, oder?«, sagt sie nach einer Weile.

»Außer mit Louis kann ich mit niemand darüber reden. Und mit ihm habe ich nur gesprochen, weil er mein Anwalt ist. Wenn irgendetwas passiert, wende dich an ihn. Er ist ein kluger Mensch.«

»Und wie lange soll das noch so weitergehen, bis an unser Lebensende?«

»Nein, ein paar Wochen noch, vielleicht zwei Monate. Dann bricht der Sturm los, dann erfährst du wenigstens, worum sich das alles dreht.«

Sie schweigt eine Weile.
»Können wir uns wenigstens schreiben?«,

sagt sie dann.

»Ja, aber wir müssen
Vorsichtsmaßnahmen
treffen.« Ich stehe auf,
gehe nackt ins
Wohnzimmer und hole Stift
und Papier. Es ist eine
Erleichterung, etwas
Praktisches zu tun. Als ich
zurückkomme, sitzt sie auf
dem Bett und hat die Arme
um die Knie geschlungen.

»Louis hat sich darum gekümmert, dass ich meine Post an einen Freund von ihm schicken kann. Der wohnt in der Avenue de la Motte-Picquet – hier ist die Adresse. Dahin gehen meine Briefe an dich. Geh nicht selbst hin, lass sie von jemand anderes abholen. Ich werde nie

deinen Namen nennen,
weder auf dem Umschlag
noch im Brief selbst, und
ich werde auch nicht
unterschreiben. Und du
unterschreibst deine Briefe
am besten auch nicht. Und
schick nichts mit, was
irgendeinen Hinweis darauf
geben könnte, wer du
bist.«

»Werden irgendwelche

Regierungsleute wirklich
unsere Briefe lesen?«

»Ja, ziemlich sicher
sogar. Viele Leute,
Minister, Armeeoffiziere,
Polizeibeamte. Es gibt eine
Vorkehrung, die du
ausprobieren könntest,
auch wenn das
möglicherweise bedeutet,
dass der Brief nicht zu mir
durchkommt. Benutz einen

doppelten Umschlag.
Streich das innere Kuvert
ganz mit Klebstoff ein; es
klebt dann an dem
äußeren Kuvert fest, wenn
du es hineinschiebst. So
kann der Brief nicht
geöffnet und dann
unbemerkt wieder
verschlossen werden.
Wenn sie daran
herumpfuschen, müssen

sie ihn behalten, und vielleicht wollen sie ja doch nicht als so unverfroren dastehen. Keine Ahnung, ob es klappt, aber einen Versuch ist es wert.«

Sie neigt den Kopf zur Seite und schaut mich an, gleichzeitig fragend und verblüfft, als sähe sie mich zum ersten Mal richtig.
» *Woher weißt du das*

alles?«

Ich nehme sie in den
Arm. »Tut mir leid«, sage
ich. »Das war meine
Arbeit.«

17

Vier Monate vergehen.

Vom Militärklub in Sousse kann man immer noch durch eine Reihe staubiger Palmen über den ungepflasterten Platz auf das Mittelmeer sehen. Das Glitzern des Wassers ist so metallisch gleißend wie

immer. Und auch der Junge in dem langen, braunen Gewand geht immer noch zur gleichen Zeit am Nachmittag mit einer Ziege über den Platz. Der einzige Unterschied ist inzwischen, dass der Junge mir zuwinkt und ich zurückwinke, weil wir uns ein vertrauter Anblick geworden sind. Wie üblich

sitze ich nach dem Mittagessen allein am Fenster, während meine Offizierskameraden Karten spielen, vor sich hin dösen oder in den veralteten französischen Zeitungen blättern. Niemand spricht mich an.

Es ist Freitag, der 29. Oktober 1897, und seit meiner Rückkehr aus Paris

habe ich jeden Tag die Zeitungen durchgesehen, ohne auch nur einmal auf das Wort Dreyfus zu stoßen. Ich mache mir allmählich Sorgen, dass Louis etwas zugestoßen sein könnte.

Nach wie vor ist es gängige Übung, dass um drei Uhr ein junger Ordonnanzoffizier durch

die hohe glasgetäfelte Tür tritt und mir die Nachmittagspost bringt. Es ist nicht mehr Savignaud – er ist wegen unsittlicher Handlungen mit einem einheimischen Olivenölhändler festgenommen, zu neun Tagen Arrest verurteilt und weiß Gott wohin gebracht worden. Sein Ersatz heißt

Jemel, er ist Araber. Sollte er ein Spion sein, was ich annehme, dann ist er zu gut, als dass ich ihm auf die Schliche kommen könnte, weshalb ich Savignaud mit seinen unbeholfenen Methoden eigentlich vermisse.

Jemel taucht lautlos neben meinem Sessel auf und salutiert. »Ein

Telegramm für Sie, Herr Oberstleutnant.«

Es ist aus dem Hauptquartier der Armee in Tunis. »Das Kriegsministerium weist Oberstleutnant Picquart an, sich umgehend nach El Ouatia zu begeben und Berichten nachzugehen und sie wenn möglich zu verifizieren, dass sich

feindliche Reitertruppen der Beduinen in der Gegend von Tripolis zusammenziehen. Bitte melden Sie sich vor Ihrer Abreise bei mir, damit wir die Konsequenzen Ihrer Mission erörtern können. Herzlichst, Leclerc.«

»Soll ich eine Antwort übermitteln, Herr Oberstleutnant?«, fragt

Jemel.

Einen Augenblick lang bin ich zu überrascht, als dass ich ein Wort herausbrächte. Ich lese das Telegramm noch einmal, nur um sicherzugehen, dass ich nicht halluziniere.

»Ja«, sage ich schließlich. »Telegrafieren Sie General Leclerc, dass

ich morgen bei ihm
versprechen werde.«

»Selbstverständlich, Herr
Oberstleutnant.«

Nachdem Jemel in die
Nachmittagshitze
entschwunden ist, studiere
ich das Telegramm noch
einmal. *El Ouatia?*

.

Am nächsten Morgen

steige ich in den Zug nach Tunis. In meiner Aktentasche befindet sich ein Schriftstück. Es ist der Geheimdienstbericht über die Ermordung des Marquis de Morès. Ich kenne den Bericht gut, ich habe ihn selbst geschrieben – eine der wenigen echten Leistungen während meiner Zeit in

Afrika.

Morès, der ein fanatischer Antisemit und der berühmteste Duellant seiner Zeit war, kam vor zwei Jahren mit dem hirnverbrannten Plan nach Tunesien, einen arabischen Aufstand gegen das britische Weltreich anzuzetteln. Er wollte die tunesische

Wüste durchqueren – ein
Gebiet jenseits von Recht
und Zivilisation, durch das
Beduinenkarawanen noch
heute gelegentlich
Kolonnen von
Negersklaven schleusen,
die mit Halseisen
aneinandergeskettet sind.
Morès ignorierte alle
Warnungen, machte sich
mit dreißig Mann auf den

Weg, folgte erst der Küstenlinie, um dann südlich von Gabès in die Wüste vorzustoßen.

Am Morgen des 8. Junis brach Morès seine Zelte ab. In Begleitung von sechs Tuareg, die er als den Kern seiner Privatarmee betrachtete, ritt er auf seinem Kamel dem Rest der Truppe etwa

zwei Kilometer voraus, als plötzlich von allen Seiten Beduinenkämpfer auftauchten. Gleichzeitig fielen seine Tuaregbegleiter über ihn her und versuchten ihm das Winchester-Gewehr und den Revolver zu entreißen. Morès erschoss mit dem Revolver zwei der Angreifer, verwundete

einen dritten tödlich und lief dann zu einem vierzig Meter entfernten Baum, wobei er zwei weitere Tuareg erschoss, die ihm gefolgt waren. Hinter dem Baum fiel er auf die Knie, lud den Revolver nach und wartete auf die Rettung durch den Rest seiner Männer. Diese hatten jedoch – aus Angst oder

weil sie Verräter waren –
einen Kilometer entfernt
haltgemacht. Die Hitze
tagsüber war höllisch.
Einer der Tuareg näherte
sich dem Marquis unter
dem Vorwand, mit ihm
verhandeln zu wollen. In
Wahrheit wollte er
herausfinden, wie viele
Kugeln dieser noch hatte.
In seiner Verzweiflung

packte Morès ihn am Hals und nahm ihn als Geisel. Der Mann konnte sich jedoch kurz danach losreißen, woraufhin Morès auch ihn erschoss. Das Handgemenge nutzten die Attentäter, um sich näher heranzuschleichen und Morès mit einem Schuss in den Hinterkopf zu töten. Sie schnitten seinen

Geldgürtel auf und stahlen 180 Goldstücke, zogen die Leiche nackt aus und verstümmelten sie.

Die Zweite Abteilung hatte wissen wollen, ob der britische Geheimdienst das Attentat organisiert habe. Ich konnte ihnen versichern, dass das nicht der Fall gewesen sei. Die Lehre aus dem Vorfall lag

jedoch klar auf der Hand.
Es war purer Selbstmord,
sich mit weniger als einer
ganzen Infanteriebrigade
plus Kavallerie und
Artillerie so weit nach
Süden vorzuwagen. Der
Ort, wo Morès starb, hieß
El Ouatia.

.

Der Zug erreicht Tunis am

Nachmittag. Wie üblich
muss ich mich durch das
Gedränge auf dem Perron
schieben, um zum
Droschkenstand zu
gelangen, und wie üblich
steht da ein Junge, der *La
Dépêche tunisienne*
verkauft. Ich gebe ihm fünf
Centimes und steige in
eine Kutsche. Plötzlich
stockt mir der Atem. Da ist

sie, mitten auf der
Titelseite, die Erklärung für
mein
Himmelfahrtskommando.
Ich hätte es wissen
müssen:

*FALL DREYFUS. Paris,
8.45 Uhr. Der
Vizepräsident des
Senats, Auguste
Scheurer-Kestner, sorgte*

am vergangenen Abend
für eine Sensation, als er
L'Agence Nationale
sagte: »Ich bin fest von
Hauptmann Dreyfus
Unschuld überzeugt und
werde alles unternehmen,
das zu beweisen. Nicht
nur, indem ich einen
Freispruch bei der
Wiederaufnahme seines
Verfahrens erwirken

werde, ich werde auch
dafür sorgen, dass
Dreyfus umfassende
Gerechtigkeit und
vollständige
Rehabilitierung
widerfährt.« 10.15 Uhr.
Le Matin vermeldet
weitere Stellungnahmen
von Auguste Scheurer-
Kestner: »Welche
Maßnahmen werde ich

ergreifen, um die
Wahrheit ans Licht zu
bringen? Und wann
werde ich diese
ergreifen? Das bleibt
vorerst mein Geheimnis.
Ich habe die Unterlagen,
die sich in meinem Besitz
befinden, an niemand
weitergegeben, auch
nicht, wie das angedeutet
worden ist, an den

*Präsidenten der
Republik. «*

Ein einziger Absatz, das ist
alles. *Sorgte am
vergangenen Abend für
eine Sensation* – es ist, als
erreichten mich die
schwachen Schockwellen
einer gewaltigen, aber weit
entfernten Explosion. Die
Droschke klappert durch

die Avenue de France, und
ich schaue auf die
Fassaden der
Amtsgebäude und
Bürgerhäuser, die weiß
und ockerfarben in der
Nachmittagssonne
leuchten, und wundere
mich, dass sie so normal
aussehen. Ich kann nicht
begreifen, was passiert ist.
Ich fühle mich wie in einem

Traum, abgeschnitten von der alltäglichen Welt da draußen.

Im Hauptquartier der Armee werde ich von Leclercs Adjutanten abgeholt. Ich folge ihm durch einen breiten Korridor. In einem der Büros beugt sich ein Unteroffizier über seine Schreibmaschine und tippt

unerträglich langsam einen Buchstaben nach dem anderen. Auch Leclerc scheint nichts von dem zu wissen, was in Paris passiert ist. Offensichtlich liest er *La Dépêche* nicht – und wenn doch, dann hat er die Geschichte nicht mit mir in Verbindung gebracht. Warum sollte er auch?

Aufgeräumt begrüßt er mich. Ich übergebe ihm meinen Bericht über den Mord an Morès. Mit hochgezogenen Augenbrauen schaut er ihn schnell durch. »Keine Angst, Picquart«, sagt er und gibt mir den Bericht zurück. »Ich Sorge schon dafür, dass Sie eine anständige Beerdigung

bekommen. Bevor Sie fahren, dürfen Sie sich noch die Totenlieder aussuchen.«

»Danke, Herr General. Ich weiß das zu schätzen.«

Er geht zu der Wandkarte, auf der das Gebiet des französischen Protektorats eingezeichnet ist. »Das ist ein Höllenritt, das muss ich schon sagen.

Haben die in Paris keine Karten mehr?« Er fährt mit dem Finger die Strecke entlang, die von Tunis im Norden nach Süden führt, vorbei an Sousse, Sfax und Gabès und dann weiter durch die unermessliche Wüste in Richtung Tripolis, wo die Karte keine Straßen und Ansiedlungen mehr

verzeichnet. »Das müssen so achthundert Kilometer sein. Und am Ende erwartet Sie eine Region, in der es von feindseligen Beduinen nur so wimmelt.«

»Klingt einigermaßen beängstigend. Darf ich fragen, wem ich diesen Befehl zu verdanken habe?«

»Ja, das darf ich wohl

verraten. Er kommt von General Billot persönlich.« Mein verbitterter Gesichtsausdruck steigert Leclercs gute Laune nur noch. »Vielleicht haben Sie ja doch mit seiner Frau geschlafen!« Als ich darauf immer noch nicht lächele, wird er ernst. »Machen Sie sich keine Sorgen, mein Lieber. Das kann nur ein

Irrtum sein. Ich habe ihm schon telegraphiert, dass das genau der Ort ist, wo man vor knapp einem Jahr Morès überfallen hat.«

»Hat er schon geantwortet?«

»Noch nicht.«

»Ich glaube nicht, dass das ein Irrtum ist, Herr General.« Er schaut mich an und neigt verblüfft den

Kopf zur Seite, während ich fortfahre. »In Paris war ich Chef der Geheimdienstabteilung im Generalstab. In dieser Funktion habe ich einen Verräter in der Armee enttarnt, der in Wahrheit die Verbrechen begangen hat, für die Hauptmann Dreyfus verurteilt worden ist.«

»Großer Gott!«

»Ich habe meine Vorgesetzten, darunter General Billot, davon in Kenntnis gesetzt und dazu geraten, den wahren Spion zu verhaften. Sie haben abgelehnt.«

»Obwohl Sie Beweise hatten?«

»Sie hätten zugeben müssen, dass Dreyfus

unschuldig ist. Und das hätte – nun ja, sagen wir, es hätte gewisse Unregelmäßigkeiten in der Art und Weise, wie sie seinen Fall gehandhabt haben, ans Tageslicht befördert.«

Leclerc hebt einen Finger. »Moment, ich bin ein bisschen langsam – zu viel Sonne über die Jahre.

Noch einmal, damit ich das auch richtig verstehe. Sie behaupten, der Minister schickt Sie nur deshalb auf diese riskante Mission, weil er hofft, Sie auf diese Weise loswerden zu können?«

Als Antwort gebe ich ihm die *Dépêche tunisienne*. Leclerc liest lange. »Das waren Sie, nehme ich an,

der Scheurer-Kestner die Informationen gegeben hat«, sagt er schließlich.

Ich antworte wie mit Louis abgesprochen. »Ich habe sie ihm nicht persönlich übergeben, Herr General.« Wieder flüchte ich mich in Ausreden. »Es tut mir aufrichtig leid, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten

bereitet habe. Man hat mir mit disziplinarischen Maßnahmen gedroht, wenn ich es wagen sollte, gegen meine Behandlung zu protestieren. Ich musste einfach nach Paris fahren, um mit meinem Anwalt zu sprechen.«

»Das ist ein völlig inakzeptables Verhalten.«

»Ich verstehe, Herr

General, und ich entschuldige mich. Ich wusste mir nicht anders zu helfen.«

»Nicht Ihr Verhalten – *Billots* Verhalten ist inakzeptabel. Und diese Leute besitzen die Frechheit, sich den Afrikanern überlegen zu fühlen.« Er gibt mir die Zeitung zurück. »Leider

kann ich einen direkten Befehl der Armeeleitung nicht widerrufen. Aber ich kann ihn hinauszögern. Sie fahren jetzt zurück nach Sousse und tun so, als würden Sie sich auf Ihre Abreise in den Süden vorbereiten. In der Zwischenzeit werde ich sehen, was ich tun kann. Wenn das stimmt, was Sie

über Billot sagen, dann ist es jedenfalls gut möglich, dass er nicht mehr lange Minister ist.«

.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, bringt mir der im Militärklub in Sousse diensttuende Ordonnanzoffizier kurz nach elf die Zeitungen. Der

Rest der Garnison ist in der Kirche. Ich habe den Klub für mich allein. Ich lasse mir einen Kognak bringen, nehme eine der beiden Ausgaben von *La Dépêche tunisienne*, die der Militärklub bezieht, und setze mich wie immer auf meinen Platz am Fenster.

FALL DREYFUS. Paris, 8.35 Uhr. Die Zeitungen

sind immer noch der
Meinung, Auguste
Scheurer-Kestner sei von
der Familie des
ehemaligen Hauptmanns
Dreyfus getäuscht
worden, aber auch sie
fordern jetzt eine
sofortige und
umfassende
Untersuchung. In einem
Interview mit einem

*Redakteur von Le Figaro
brachte Scheurer-Kestner
erneut seine
Überzeugung zum
Ausdruck, dass Dreyfus
unschuldig sei. Er sagte
aber auch, dass er keine
Informationen
herausgeben werde,
bevor er den Fall nicht
den zuständigen*

*Ministern vorgelegt habe.
L a u t Le Figaro wird
Scheurer-Kestner mit
dem Präsidenten sowie
dem Kriegs- und dem
Justizminister
zusammentreffen.*

Es ist ein Albtraum, untätig
herumsitzen zu müssen
und nicht zu wissen, was
gespielt wird. Zu guter

Letzt entschieße mich dazu, Louis ein Telegramm zu schicken, trinke meinen Kognak aus und gehe zum neuen Postamt am Hafen. Doch dann verlässt mich der Mut, und ich drücke mich zehn Minuten lang in der Bar de la Poste herum, rauche eine Zigarette und schaue einem Dutzend Auslandsfranzosen beim

Pétanque auf dem staubigen Platz zu. Die schlichte Wahrheit ist, dass jede Nachricht, die ich schicke oder empfangen, mit Sicherheit abgefangen wird, genauso wie ich mit jedem Code, den ich erfinden könnte, die Experten höchstens für ein paar Minuten zum Narren halten könnte.

Am Dienstag treffen endlich die aktuellsten, am Freitag zuvor in Paris erschienenen Zeitungen in Sousse ein. Sie bringen die ersten Geschichten über Scheurer-Kestners Einmischung in die Dreyfus-Affäre. *Le Figaro*, *Le Matin*, *La Libre Parole*, *Le Petit Parisien* und alle anderen Blätter, die im

Klub herumgereicht werden, lösen Empörung unter meinen Offizierskameraden aus. Von meinem Platz am Fenster aus höre ich ihre Gespräche mit. »Was meinst du, ist dieser Scheurer-Kestner Jude?« – »Tja, wenn er bei dem Namen kein Jude ist, dann ist er bestimmt Deutscher

...« – »Was für eine
niederträchtige
Verleumdung der Armee –
hoffentlich fordert ihn
jemand zum Duell ...« –
»Über diesen Morès kann
man sagen, was man will,
aber der hätte gewusst,
wie man mit so einer
Kanaille fertigwird ...« –
»Was halten Sie von
dieser Geschichte, Herr

Oberstleutnant, wenn die Frage erlaubt ist?«

Es ist so ungewohnt für mich, im Klub angesprochen zu werden, dass es einen Augenblick dauert, bis ich begreife, dass sie mit mir reden. Ich lege mein Buch zur Seite und drehe mich im Sessel um. Ein halbes Dutzend schnauzbärtiger,

gebräunter Gesichter
schaut mich an. »Pardon«,
sage ich. »Was halte ich
wovon ...?«

»Von diesen
Lügengeschichten, dass
dieser Dreyfus unschuldig
sein soll.«

»Ach, das? Üble
Geschichte, meinen Sie
nicht auch? Sehr üble
Geschichte.« Diese

schlaue Bemerkung
scheint sie
zufriedenzustellen, sodass
ich mich wieder meinem
Buch zuwenden kann.

Am Mittwoch ist es ruhig.
Am Donnerstag dann
berichtet *La Dépêche* von
neuen Entwicklungen:

*FALL DREYFUS. Paris,
8.25 Uhr. Die Dreyfus-
Affäre scheint ein*

entscheidendes Stadium
erreicht zu haben.
Auguste Scheurer-
Kestner wurde gestern im
Kriegsministerium
vorstellig, um General
Billot die in seinem Besitz
befindlichen
Informationen über
Hauptmann Dreyfus zu
übergeben. Die

*Unterredung dauerte
lange, über den genauen
Inhalt wurde nichts
bekannt ... 9.10 Uhr. Le
Figaro meldet, dass
Scheurer-Kestner gestern
mit Premierminister
Méline zusammentraf,
um über die Affäre
Dreyfus zu sprechen.*

In der folgenden Nacht

liege ich wach auf meinem
Bett. Die Tür habe ich
abgeschlossen, den
Revolver unter das
Kopfkissen gelegt.
Während kurz vor
Morgengrauen vom nahen
Minarett der Ruf zum
Gebet ertönt, unterhalte
ich mich damit, mir die
Krisensitzung in Billots
Büro auszumalen: der

Minister wutentbrannt, der
nervöse Gonse den
Uniformrock voller
Zigarettenasche,
Boisdeffre gelähmt, Henry
betrunken. Ich stelle mir
Gribelin vor, der in seinem
Archiv herumwuselt und
seine Ordner nach neuen
Beweisen gegen Dreyfus
durchwühlt, und Lauth, der
in Wasserdampfschwaden

meine Briefe öffnet und
den Geheimcode zu
entschlüsseln versucht, mit
dem ich die Ereignisse
steuere. Ich frohlocke über
die imaginierte Verwirrung
meiner Feinde.

Und dann erwidern meine
Feinde das Feuer.

.

Der erste Schuss ist ein

Telegramm. Es ist das Erste, was Jemel mir am Morgen ins Büro bringt. Es wurde am Tag zuvor im Postamt in der Pariser Börse aufgegeben: *Wir haben den Beweis, dass das Petit Bleu von Georges gefälscht wurde. Blanche.*

Blanche?

Es wirkt wie die

geflüsterte Drohung eines
Fremden, der schon
wieder in der Menge
untergetaucht ist, bevor
man sich nach ihm
umdrehen kann. Ich bin
mir bewusst, dass Jemel
genau beobachtet, wie ich
reagiere. Die Nachricht
ergibt keinen Sinn und ist
doch unheimlich,
besonders die Verwendung

von Blanches Namen.
»Keine Ahnung, was das heißen soll«, sage ich zu Jemel. »Vielleicht ist es bei der Übertragung verstümmelt worden. Gehen Sie noch einmal zum Telegrafenamts, die sollen sich den Text wiederholen lassen.«

Am Spätmittag kommt Jemel zurück. »Es besteht

kein Zweifel, Herr
Oberstleutnant«, sagt er.
»Die haben das in Paris
überprüft. Der Text stimmt.
Das hier ist auch noch für
Sie gekommen, aus Tunis
weitergeleitet.« Er gibt mir
einen Brief. Der Umschlag
trägt den Stempel
dringend, und mein Name
ist falsch geschrieben:
Piquart. Die Handschrift

kommt mir bekannt vor.
Der zweite Schuss.

»Danke, Jemel.«

Ich warte, bis er das Büro verlassen hat, dann öffne ich den Brief.

*Herr Oberstleutnant,
ich habe einen anonymen
Brief erhalten, in dem man
mir mitteilt, dass Sie ein
abscheuliches Komplott*

geschmiedet haben, um mich anstelle von Dreyfus zu beschuldigen. In dem Brief wird behauptet, dass Sie – unter anderem – untergeordnete Offiziere bestochen haben, um an Handschriftenproben von mir zu gelangen. Ich weiß, dass das der Wahrheit entspricht. Es wird auch behauptet, dass Sie

*Dokumente, die man Ihnen
in gutem Glauben
anvertraut hat, aus dem
Kriegsministerium
entwendet haben, um
daraus ein Geheimdossier
zusammenzustellen, das
Sie an Freunde des
Verräters weitergegeben
haben. Ich weiß, dass
auch das der Wahrheit
entspricht, weil ich heute*

ein Dokument aus diesem Dossier erhalten habe.

Trotz dieser Beweise zögere ich immer noch zu glauben, dass ein hoher Offizier der französischen Armee sich an einer derart monströsen Verschwörung gegen einen seiner Kameraden beteiligen konnte.

Ich gehe davon aus, dass

*Sie mir eine aufrichtige und
eindeutige Erklärung dafür
nicht schuldig bleiben
werden.*

Esterházy

Ein Beschwerdebrief des
Verräters, in der gleichen
Handschrift, mit der er den
Bordereau geschrieben hat
– die Dreistigkeit des
Burschen ist fast schon

bewunderungswürdig! Und dann stürzen die Fragen auf mich ein. Woher kennt er meinen Namen? Woher weiß er, dass ich in Tunis bin? Oder dass ich Handschriftenproben von ihm hatte? Wahrscheinlich vom Verfasser dieses angeblich anonymen Briefs. Und wer könnte der Verfasser eines solchen

Briefs sein? Henry? Ist dies das Ergebnis der Logik des Generalstabs? Den Schuldigen laufen lassen, damit man den Unschuldigen in Haft halten kann? Ich ziehe das Telegramm aus der Tasche. *Wir haben den Beweis, dass das Petit Bleu von Georges gefälscht wurde. Blanche.*

Was haben sie vor?

Am nächsten Tag bringt mir Jemel ein weiteres Telegramm mit einem weiteren bedrohlichen Rätsel: *Stoppt den Halbgott. Alles ist aufgedeckt. Äußerst ernste Angelegenheit. Speranza.* Die Nachricht wurde im Postamt in der Rue de la Fayette in Paris

aufgegeben, am selben Tag wie das Blanche-Telegramm. Es hat mich aber erst vierundzwanzig Stunden später erreicht, weil es wie der Esterházy-Brief fälschlicherweise nach Tunis geschickt worden war.

Ich habe nie jemand mit dem Namen Speranza kennengelernt – ich weiß

nur, dass *speranza* das
italienische Wort für
Hoffnung ist. Halbgott ist
Blanches Spitzname für
unseren gemeinsamen
Freund und
Wagnerliebhaber
Hauptmann William
Lallemand. Die einzige
Person, die in Verbindung
zur Statistik-Abteilung
steht und der diese

obskure Tatsache bekannt
sein könnte, ist Blanches
früherer Liebhaber du
Paty.

Du Paty. Natürlich! In der
Sekunde, in der mir der
Name einfällt, wird alles
klar. Sie haben du Paty
abkommandiert, damit er
sich diese teuflische
Inszenierung ausdenkt.
Sein schlechter

Schauerromanstil, halb
Dumas, halb *Blumen des
Bösen*, ist
unverwechselbar. Vor ein
oder zwei Jahren hätte ich
bei dem Gedanken, dass
von einer derart grotesken
Figur eine Gefahr
ausgehen könnte, nur
gelacht. Jetzt weiß ich es
besser. Jetzt weiß ich,
wozu er fähig ist. Ich

begreife, dass mir gerade
die gleiche
Sträflingskleidung
angepasst wird wie
Dreyfus.

.

Das Echo der nächsten
Explosion am Mittwoch,
dem 17. November, lässt
sogar die schläfrigen
Palmen des Militärklubs

von Sousse erzittern.

*DREYFUS' BRUDER
NENNT NAMEN DES
»WAHREN
VERRÄTERS«.* Paris,
2.00 Uhr. Im Folgenden
der Wortlaut des Briefs,
den Dreyfus' Bruder an
den Kriegsminister
geschickt hat: »Herr
Minister, die einzige

*Grundlage für die
Anschuldigungen gegen
meinen Bruder ist ein
unsignierter, undatierter
Brief, in dem behauptet
wird, dass vertrauliche
Dokumente an einen
Mittelsmann einer
fremden Macht
weitergegeben wurden.
Ich habe die Ehre, Sie
davon zu unterrichten,*

dass der Verfasser dieses Briefes Ferdinand Walsin-Esterházy ist, ein seit dem letzten Frühjahr aus gesundheitlichen Gründen vom aktiven Dienst suspendierter Infanteriemajor. Die Handschrift von Major Esterházy ist identisch mit der in diesem Brief. Da Sie nun die Person

kennen, die den Landesverrat begangen hat, für den mein Bruder verurteilt wurde, hege ich keinen Zweifel, dass Sie, Herr Minister, zügig handeln werden, um der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Hochachtungsvoll, Mathieu Dreyfus. «

Ich lese den Artikel nach

dem Mittagessen, ziehe mich dann auf meinen Fensterplatz zurück und tue so, als wäre ich in mein Buch vertieft. Hinter mir geht die *Dépêche* von Hand zu Hand. Ich höre die Kommentare der Offiziere. »Da habt ihr es, so sind sie, die Juden, halten zusammen und lassen nicht locker«, sagt

einer. »Ehrlich gesagt, dieser Esterházy tut mir leid«, sagt ein anderer. Ein Dritter, ein Hauptmann, der auf Savignaud scharf gewesen war, stimmt ein. »Hier steht, dass Esterházy an General Billot geschrieben hat: ›Ich habe heute in den Morgenzeitungen von der infamen Anschuldigung

gelesen, die gegen mich erhoben wurde. Ich bitte Sie, eine Untersuchung einzuleiten. Ich stehe bereit, auf alle Vorwürfe zu antworten.«« Darauf der Erste wieder: »Schön für ihn. Aber was hat er gegen das ganze Gold der Juden schon für eine Chance?« Ein Hauptmann stimmt zu: »Wie wahr, vielleicht

sollten wir für ihn
sammeln. Ich bin mit
zwanzig Francs dabei.«

.

Um einen klaren Kopf zu
bekommen, unternehme
ich am nächsten Tag einen
langen Ausritt an der
Küste. Am Horizont über
dem Meer rollen gewaltige
Wolken nordwärts, die

Regenschleier wie
Leichentücher hinter sich
herziehen. Es ist der
Beginn der feuchtesten
Jahreszeit. Ich gebe
meinem Pferd die Sporen
und galoppiere in Richtung
des Ribats von Monastir,
der noch etwa fünfzehn
Kilometer entfernt ist. Als
ich näher komme, sehe ich
vor dem Hintergrund des

schwarzen Meeres die
blassen Umrisse des über
tausend Jahre alten
Wachturms. Ich denke
kurz daran, in den kleinen
Fischerort zu reiten. Aber
der Himmel ist inzwischen
so schwarz wie
Tintenfischfarbe, und
tatsächlich platzen in dem
Moment, als ich mich auf
den Rückweg mache, die

Wolken wie ein
aufgeschlitzter Sack, und
kalter, dichter Regen geht
auf mich nieder.

Als ich wieder im
Stützpunkt bin, gehe ich
sofort in mein Quartier, um
mich umzuziehen. Die Tür,
die ich abgeschlossen
hatte, ist offen, und mitten
im Wohnzimmer steht
schuldbewusst Jemel. Ein

paar Sekunden früher hätte ich ihn in flagranti beim Herumschnüffeln ertappt. Aber als ich mich jetzt umschaue, ist alles an seinem Platz.

»Holen Sie mir Wasser«, sage ich knapp. »Ich will baden.«

»Ja, Herr Oberstleutnant.«

Als ich den Militärklub

betrete, ist es schon zu spät für das Mittagessen. Ich merke sofort, dass etwas Bedeutsames passiert sein muss. Die Unterhaltungen verstummen, als ich zu meinem angestammten Platz gehe. Einige der älteren Offiziere trinken ihr Glas aus und gehen. Man hat mir demonstrativ die

aktuelle Ausgabe von *La Dépêche* auf den Sessel gelegt. Sie ist so gefaltet, dass ich als Erstes eine Geschichte auf der Titelseite sehen muss.

ESTERHÁZY

BESCHULDIGT

OBERSTLEUTNANT

PICQUART. *Paris, 10.35*

Uhr. In einem Interview

*m i t Le Matin erklärt
Esterházy: »Für alles,
was passiert ist, trägt
Oberstleutnant Picquart
die Verantwortung. Er ist
ein Freund der Familie
Dreyfus. Er hat vor
fünfzehn Monaten, als er
im Kriegsministerium
Dienst tat, eine
Untersuchung gegen
mich eingeleitet. Er wollte*

*mich ruinieren. Auguste
Scheurer-Kestner hat
seine Informationen von
Picquarts Anwalt
erhalten, Maître Leblois,
dem im Büro des
Oberstleutnants Einsicht
in geheime Akten
gewährt wurde. Die
Vorgesetzten des
Oberstleutnants
bewerteten sein*

*Fehlverhalten als so
gravierend, dass sie ihn
nach Tunesien
strafversetzt haben.«*

Ich habe meinen Namen
noch nie in der Zeitung
gesehen. Ich stelle mir vor,
wie alle Menschen, die ich
kenne, meine Freunde und
meine Familie in
Frankreich, das nichts

ahnend lesen. Was werden
sie denken? Ich soll ein
Spion sein, eine
zweielichtige Gestalt. Ein
Scheinwerfer strahlt mich
an.

Und das ist noch nicht
alles:

BEI MAÎTRE LEBLOIS.

*Le Matin berichtet: Nach
unserem Interview mit*

Major Esterházy fahren wir um Mitternacht in die Rue de l'Université zur Wohnung von Maître Leblois, Anwalt am Berufungsgericht.

Niemand öffnet. Wir klingeln noch einmal. Die Tür bleibt geschlossen. Von innen fragt jemand: »Wer ist da? Was wollen Sie?« Wir nennen den

Grund für unseren
Besuch: Major Esterházy
habe ihn, Maître Leblois,
namentlich beschuldigt,
Auguste Scheurer-
Kestner die aus
Schriftstücken von
Oberstleutnant Picquart
bestehende Akte
übergeben zu haben.
Leblois' Stimme wird
schärfer: »Was soll ich

*Ihnen sagen? Ich bin an
die Schweigepflicht
gebunden. Ich habe
nichts zu sagen, absolut
nichts. Aber ich empfehle
Ihnen, den Namen
Picquart nicht zu
erwähnen. Gute Nacht,
und kommen Sie nicht
wieder!«*

Als ich fertig gelesen habe

und mich umschaue, ist der Raum leer.

Am Abend erhalte ich ein weiteres Telegramm. Es wird mir unter der Tür durchgeschoben. Diesmal ist die Nachricht ziemlich eindeutig: *Räumen Sie umgehend Ihr Quartier in Sousse. Gehen Sie nicht davon aus, wieder zurückzukehren. Melden*

*Sie sich bei mir im
Hauptquartier. Gez.
Leclerc.*

•

In Tunis wird mir ein
kleiner Raum im zweiten
Stock der Hauptkaserne
zugewiesen. Ich liege auf
dem Bett und lausche der
Sinfonie männlichen
Anstaltslebens – dem

Brüllen, den plötzlichen
Pfiffen, den knallenden
Türen und stampfenden
Stiefeln. Ich denke an
Pauline. Sie hat in den
letzten Wochen kaum noch
von sich hören lassen. Ich
frage mich, was sie von
den Zeitungsgeschichten
über mich hält – dass ich
von den Juden bezahlt
werde, dass ich in Schimpf

und Schande nach
Tunesien abgeschoben
wurde. Ich schreibe ihr
einen Brief.

TUNIS
20. NOVEMBER 1897

*Chérie,
bei dem ständigen Hin
und Her zwischen Sousse
und Tunis erreicht mich
Post nur sehr*

unregelmäßig. Aber
vielleicht gibt es dafür auch
andere Gründe. Wie auch
immer, ohne Briefe von Dir
ist es eintönig und traurig.
Hab keine Angst, mir zu
schreiben, und wenn es
nur zwei Worte sind. Mir
geht es gut, aber ich muss
wissen, dass Du nicht in
Gefahr schwebst. Armes
kleines Mädchen – zum

ersten Mal wird mein Leben in den Zeitungen ausgebreitet! Ich bin im Nachteil, weil ich weder die Möglichkeit noch die Absicht habe, mich auf gleichem Wege gegen diese Angriffe zu wehren. Aber irgendwann wird das alles ein Ende haben. Ich werde Dir von nun an nicht mehr schreiben, aber ich

*bewahre Dich mit all
meiner Liebe in meinem
Herzen.*

Ich lege den Stift zur Seite
und lese den Brief durch.
Er kommt mir sehr gestelzt
vor. Andererseits: Wenn
man weiß, dass der eigene
Liebesbrief über
Wasserdampf geöffnet und
von irgendwelchen

Büromenschen gelesen,
kopiert und abgeheftet
wird, dann kann man nicht
unbefangen schreiben.

*PS: Ich bin sehr ruhig und
lasse mich nicht
demütigen. Du siehst,
auch ernste Zeitläufte
können mir keine Angst
einjagen. Was mich
umtreibt, sind einzig Deine*

Gefühle, wenn Du dies liest.

Ich unterzeichne den Brief nicht und schreibe auch nicht ihren Namen auf den Umschlag. Ich gebe einem Soldaten einen Franc, damit er ihn für mich aufgibt.

•

Am Abend empfängt mich
Leclerc in seinem Büro.
Sein Garten liegt im
Dunkeln. Er sieht
abgespannt aus. Auf der
einen Seite seines
Schreibtischs liegt ein
Stapel Telegramme, auf
der anderen ein Stapel
Zeitungen. Er sagt, ich
solle mir einen Stuhl
nehmen. »Das

Kriegsministerium hat mir eine Liste mit Fragen geschickt, die ich Ihnen stellen soll, Herr Oberstleutnant. Zum Beispiel: Haben Sie jemals geheime Informationen an eine oder mehrere Personen außerhalb der Armee weitergegeben?«

»Nein, Herr General.«

Er macht sich eine Notiz.

»Haben Sie jemals ein vertrauliches Dokument gefälscht oder anderweitig verändert?«

»Nein, Herr General.«

»Haben Sie jemals einen oder mehrere Untergebene dazu aufgefordert, vertrauliche Dokumente zu fälschen oder anderweitig zu verändern?«

»Nein, Herr General.«

»Haben Sie jemals einer Frau Einsicht in geheime Dokumente gewährt?«

»Einer Frau?«

»Ja. Anscheinend hat dieser Major Esterházy behauptet, geheime Informationen von einer unbekannten, verschleierten Frau erhalten zu haben.«

Eine verschleierte Frau!

Wieder so eine Arabeske à la du Paty ...

»Nein, Herr General. Ich habe keiner Frau, weder verschleiert noch unverschleiert, Dokumente gezeigt.«

»Gut. Ich werde Ihre Antworten nach Paris telegrafieren. Außerdem habe ich Sie darüber zu unterrichten, dass der

Kriegsminister den
Militärkommandanten des
Département Seine,
General de Pellieux,
beauftragt hat, eine interne
Untersuchung der ganzen
Affäre durchzuführen. Sie
werden angewiesen, nach
Paris zurückzukehren, um
Ihre Aussage zu machen.
Ein Beamter des
Kolonialministeriums wird

Sie begleiten.« Er schließt den Ordner. »Damit trennen sich unsere Wege, Herr Oberstleutnant.«

Er steht auf. Ich erhebe mich ebenfalls.

»Ich würde nicht gerade behaupten, dass es mir ein Vergnügen gewesen ist, Sie unter meinem Kommando zu haben, aber es war in jedem Fall

interessant«, sagt Leclerc. Wir geben uns die Hand. Er legt mir einen Arm um die Schultern und begleitet mich zur Tür. Er riecht streng nach Eau de Cologne. »Ich habe mich gestern Abend mit General Dubuch unterhalten. Er sagt, dieser Esterházy sei ein durch und durch übler Bursche. Er war 82 hier bei

uns und wurde wegen
einer Unterschlagung in
Sfax angeklagt. Ein
Untersuchungsausschuss
hat in der Sache ermittelt,
aber er ist irgendwie
davongekommen.«

»Das überrascht mich
nicht, Herr General.«

»Wenn die mit so einer
zweielichtigen Gestalt
gemeinsame Sache

machen, Picquart, dann haben Sie es mit Gegnern zu tun, die anscheinend zum Äußersten entschlossen sind. Darf ich Ihnen einen Rat geben?«

»Bitte.«

»Halten Sie sich bei der Überfahrt nach Frankreich von der Reling fern.«

18

Die Fahrt über das
Mittelmeer ist im
November wesentlich
rauer als im Juni. Durch
das Bullauge sieht man im
einen Augenblick grauen
Himmel, im nächsten
graue Wellen. Meine
russischen Bücher

rutschen immer wieder von
meinem kleinen Tisch und
fallen auf den Boden. Wie
bei meiner letzten Fahrt
bleibe ich die meiste Zeit in
der Kabine. Ab und zu
schaut meine
Begleitperson vorbei,
Monsieur Périer vom
Kolonialministerium. Aber
sein Gesicht ist schon
ziemlich grün, und so bleibt

auch er lieber in seiner Kabine. Bei meinen seltenen Ausflügen an Deck befolge ich Leclercs Rat und halte Abstand von der Reling. Ich genieße die mir ins Gesicht peitschende See, die nach Kohlenrauch und salziger Gischt riechende Luft. Hin und wieder fällt mir auf, dass andere Passagiere

mich anschauen, aber ich bin mir nicht sicher, ob das Polizeiagenten sind oder einfach nur Mitreisende, die gehört haben, dass sich jemand an Bord befindet, dessen Name gerade durch die Gazetten geistert.

Wir verlassen Afrika am Dienstag. Am Donnerstagnachmittag

kommt die französische Küste in Sicht – eine Wasserlinie im Nebel. Ich habe gerade fertig gepackt, als es an der Kabinentür klopft. Ich greife nach meinem Revolver. »Wer ist da?«, rufe ich.

»Der Kapitän, Herr Oberstleutnant Picquart.«

»Einen Augenblick.« Ich

stecke den Revolver in die Tasche und öffne die Tür.

Der Kapitän ist ein mürrisch dreinblickender Mann Anfang fünfzig, nach dem feinen Netzwerk roter Äderchen in seinen Augen zu urteilen, ein Trinker. Wenn man dreimal die Woche von Tunis nach Marseille und wieder zurück fährt, wird das nach

einer gewissen Zeit wohl langweilig. Er salutiert, ich salutiere. »Man hat Vorkehrungen getroffen, dass Sie und Monsieur Périer von Bord gehen, bevor wir anlegen«, sagt er.

»Ist das wirklich nötig?«

»Anscheinend warten am Kai schon jede Menge Reporter und ein paar

Demonstranten auf Sie.
Der Kriegsminister hält es
für sicherer, wenn Sie hier
draußen auf einen
Schlepper umsteigen, der
Sie dann in einem anderen
Teil des Hafens absetzt.«

»Absurd.«

»Schon möglich«, sagt
der Kapitän
achselzuckend. »Aber ich
habe meine Befehle.«

Eine halbe Stunde später verstummt das Stampfen der Maschinen, und wir drehen bei. Ich gehe mit meinem Koffer in der Hand an Deck. Wir befinden uns etwa einen halben Kilometer vor der Hafeneinfahrt. Längsseits liegt ein Schlepper. Es ist kalt, ein böiger Wind weht, was aber mehrere Dutzend

Passagiere nicht davon
abhält, finster schweigend
zu beobachten, wie ich von
Bord gehe. Ich erlebe zum
ersten Mal, wie man sich
fühlt, wenn man berühmt
ist. Eine außerordentlich
unangenehme Erfahrung.
Eine kräftige Welle drückt
die beiden Schiffe
gegeneinander, wobei das
eine Deck sich hebt, das

andere nach unten
wegsackt. Man nimmt mir
meinen Koffer ab, wirft ihn
nach unten auf das Deck
des Schleppers, wo er
aufgefangen wird, dann
packen mich kräftige Arme
und setzen mich auch ab.
Von Bord der Fähre
schleudert mir jemand eine
Beleidigung hinterher. Ich
höre nur das Wort Jude,

den Rest verschluckt der Wind. Monsieur Périer wird samt seinem Gepäck an Deck des Schleppers gehoben. Er taumelt zur anderen Seite des Boots und übergibt sich. Die Leinen werden losgemacht, der Schlepper löst sich von der Schiffswand.

Wir tuckern an der

Hafenmauer vorbei,
drehen nach Backbord und
halten zwischen zwei vor
Anker liegenden
Panzerschiffen hindurch
auf den westlichen Teil des
Hafens zu. Als ich über
das Heck des Schleppers
an Land schaue, sehe ich,
dass sich an der
Anlegestelle für die Fähren
mindestens ein- oder

zweihundert Menschen
versammelt haben. Zum
ersten Mal erhalte ich
einen flüchtigen Eindruck
davon, wie die Dreyfus-
Affäre allmählich in die
Vorstellungswelt meiner
Landsleute eindringt. Der
Schlepper tastet sich an
einen Marinekai heran, wo
schon eine Droschke
wartet. Daneben steht ein

junger Offizier. Als die Mannschaft von Bord springt, um das Boot festzumachen, tritt er vor und nimmt mir den Koffer ab. Er gibt ihn dem Kutscher, dann reicht er mir die Hand, um mir an Land zu helfen.

Er salutiert. Sein Auftreten ist kühl, aber untadelig. In der Kutsche

setzt er sich mir und Périer gegenüber. »Wenn Sie erlauben, Herr Oberstleutnant«, sagt er. »Ich würde vorschlagen, dass Sie sich so weit wie möglich nach unten ducken, zumindest so lange, bis wir das Hafengelände hinter uns gelassen haben.«

Ich befolge seinen Rat.

Und so kehre ich wie ein
gejagter Verbrecher nach
Frankreich zurück.

.

Im Bahnhof ist am Ende
des Zuges ein Erste-
Klasse-Abteil für uns
reserviert. Périer zieht die
Rouleaus an Tür und
Fenstern herunter und
erlaubt mir nicht, dass ich

das Abteil verlasse und mir eine Zeitung kaufe. Wenn ich auf die Toilette muss, besteht er darauf, mich zu begleiten und vor der Tür zu warten, bis ich fertig bin. Gelegentlich frage ich mich, was er tun würde, wenn ich seine Anordnungen, die er immer in nervösem, verlegenem, fast

flehendem Ton vorträgt,
nicht befolgen würde. Aber
in Wahrheit bin ich in
einem seltsamen
Fatalismus gefangen. Ich
füge mich in die Ereignisse
und ziehe mich in den
schaukelnden Kokon des
Zuges zurück, der
Marseille um fünf Uhr
nachmittags im Dunkeln
verlässt und am nächsten

Morgen um fünf Uhr im dunklen Paris eintrifft.

Ich schlafe, als wir im Gare de Lyon ankommen. Ruckartig kommt der Zug zum Stehen. Ich wache auf und sehe, dass Périer am Fensterrouleau vorbei nach draußen lugt. »Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Oberstleutnant, warten wir noch, bis die

anderen Fahrgäste
ausgestiegen sind.« Zehn
Minuten später betreten
wir den menschenleeren
Perron. Ein Gepäckträger
karrt die Koffer vor uns
her, während wir am Zug
entlang bis zu der Sperre
gehen, wo uns ein Dutzend
Männer mit Notizbüchern
erwartet. »Kein Wort zu
denen«, sagt Périer. Wir

halten unsere Hüte fest,
als bliese uns ein scharfer
Gegenwind ins Gesicht,
und gehen leicht
vorgebeugt an den
Journalisten vorbei. Die
Fragen prasseln alle
gleichzeitig auf uns ein,
sodass ich nur einige
vereinzelte Worte
verstehen kann. *Esterházy*
...? Dreyfus ...?

Verschleierte Dame ...?
Untersuchung ...? Ein
greller Lichtblitz leuchtet
auf, ich höre den dumpfen
Knall von sich
entzündendem
Magnesiumpulver. Aber wir
gehen zu schnell.
Unmöglich, dass sie auch
nur eine einzige
brauchbare Fotografie
zustande bringen. Ein paar

Meter weiter stehen ein paar Bahnbeamte mit ausgebreiteten Armen, die uns in einen leeren Wartesaal bugsieren und sofort die Tür schließen. Dort wartet mein alter Freund Armand Mercier-Milon, den man inzwischen zum Oberst befördert hat, und salutiert sehr förmlich.

»Armand«, sage ich. »Ich

kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, dich zu sehen.« Ich strecke ihm die Hand hin, aber anstatt sie zu schütteln, deutet er nur zur Tür.

»Ein Automobil wartet auf uns«, sagt er. »Lass uns gleich fahren, sonst ist die Meute vor uns am Haupteingang.«

Vor der Tür steht ein

großer moderner Wagen
mit dem Schriftzug der
Compagnie Paris-Lyon-
Méditerranée. Ich steige
hinten ein, links und rechts
werde ich von Périer und
Mercier-Milon eingekeilt.
Nachdem das Gepäck
verstaut ist, setzt sich der
Wagen genau in dem
Moment in Bewegung, als
die Journalisten aus dem

Bahnhof strömen und auf uns zulaufen. »Ich habe hier einen Brief vom Chef des Generalstabs für dich«, sagt Mercier-Milon.

Es ist so eng, dass ich mich ziemlich verrenken muss, um das Kuvert öffnen zu können.

Oberstleutnant Picquart, ich erteile Ihnen hiermit den ausdrücklichen Befehl,

*mit niemand in Kontakt zu
treten, bevor Sie nicht im
Rahmen von General de
Pellieux' Untersuchung
Ihre Aussage gemacht
haben. Boisdeffre.*

Wir fahren schnell durch
die dunklen regennassen
Straßen. Keiner sagt ein
Wort. Um diese Stunde
herrscht kein Verkehr, es
sind kaum Menschen zu

sehen. Wir fahren in westlicher Richtung über den Boulevard Saint-Martin, und ich frage mich schon, ob sie mich zu meiner Wohnung bringen, als wir plötzlich abbiegen, in Richtung Norden weiterfahren und schließlich vor dem riesigen Hôtel Terminus in der Rue Saint-Lazare

anhalten. Der Portier öffnet die Wagentür. Périer steigt als Erster aus. »Ich gehe schon vor und melde uns an«, sagt er.

»Hier wohne ich?«

»Vorerst, ja.«

Er verschwindet im Foyer. Ich steige aus und betrachte die gewaltige Fassade. Das Hotel nimmt ein ganzes Karree ein.

Fünfhundert Zimmer. Ein Tempel der Moderne. Die elektrischen Lichter glitzern im Regen. Mercier-Milon steigt nach mir aus. Zum ersten Mal befindet sich niemand sonst in Hörweite. »Georges, du verdammter Idiot. Was hast du dir nur dabei gedacht?« Er spricht leise, aber mit Nachdruck. Ich spüre, dass ihm das

schon auf der Zunge
brennt, seit wir den
Bahnhof verlassen haben.
»Dreyfus tut mir ja auch
leid. Immerhin war ich
einer der wenigen, die ihn
bei dieser Farce von
Kriegsgericht verteidigt
haben. Und du? Gibst
geheime Informationen an
einen Außenstehenden
weiter, damit der sie gegen

deine Vorgesetzten einsetzt. Für mich ist das ein Verbrechen. Ich bezweifle, ob auch nur ein einziger Soldat in ganz Frankreich verteidigt, was du getan hast.«

Seine Heftigkeit erschüttert mich und macht mich wütend. »Was passiert als Nächstes?«

»Du gehst auf dein

Zimmer und ziehst deine Uniform an. Du sprichst mit niemand. Du schreibst niemand. Du öffnest keine Briefe. Ich bin im Foyer. Ich hole dich um neun ab und begleite dich zur Place Vendôme.«

Périer erscheint in der Eingangstür.

»Oberstleutnant Picquart?
Unser Zimmer ist fertig.«

»*Unser* Zimmer? Meinen Sie damit, wir wohnen in *einem* Zimmer?«

»Leider ja.«

Ich versuche diese Demütigung auf die leichte Schulter zu nehmen – »Die Hingabe an Ihre Pflicht, Monsieur Périet, ist in der Tat vorbildlich« – und begreife im selben Augenblick, dass er

natürlich kein Beamter des
Kolonialministeriums ist,
sondern ein Geheimpolizist
der Sûreté.

.

Nur einmal, als ich ein Bad
nehme, lässt er mich aus
den Augen. Während ich in
der Wanne liege, höre ich
ihn im Zimmer
umhergehen. Als es an der

Zimmertür klopft, macht er
auf und lässt jemand
herein. Ich höre tiefe
Stimmen und denke, wie
wehrlos ich wäre, wenn
jetzt zwei Männer
hereinkämen und mich an
den Fesseln packten.
Ertrunken in der
Badewanne, ganz simpel.
In ein paar Minuten
erledigt und kaum

verräterische Spuren.

»Ihr Frühstück ist da, Herr Oberstleutnant«, ruft Périer – wenn er denn so heißt – durch die Tür.

Ich steige aus der Wanne, trockne mich ab und ziehe die Uniform des 4. Tunesischen Schützenregiments an, himmelblaue Jacke und rote, grau gestreifte Hose.

Ich schaue in den Spiegel
und komme mir fehl am
Platz vor – die Farben
Nordafrikas im
nordeuropäischen Winter.
Jetzt sehe ich auch noch
aus wie ein Hofnarr. *Ich
bezweifele, dass auch nur
ein einziger Soldat in ganz
Frankreich verteidigt, was
du getan hast.* Na gut. Von
mir aus.

Ich trinke Kaffee,
schwarz, und esse eine
Tartine. Ich übersetze eine
Seite Dostojewski. *Was
macht einen Helden aus?
Mut, Stärke, Sittlichkeit,
die Kraft, Unglück
auszuhalten? Sind das die
Charakterzüge, die einen
wahren Helden
auszeichnen und
hervorbringen?* Um neun

kommt Mercier-Milon, um mich abzuholen. Wir fahren mit dem Aufzug wortlos nach unten ins Foyer. Draußen auf dem Trottoir fällt die Journalistenmeute über uns her. »Verdammt«, sagt Mercier-Milon. »Die müssen uns vom Bahnhof gefolgt sein.«

»Wenn doch bloß unsere

Soldaten so einfallsreich
wären.«

»Das ist nicht lustig,
Georges.«

Der gleiche Chor an
F r a g e n : *Dreyfus* ...?

Esterházy ...?

Untersuchung ...?

Verschleierte Dame ...?

Mercier-Milon stößt sie
zur Seite und öffnet die
Tür unserer Kutsche.

»Schakale!«, murmelt er.

Ich schaue mich um und sehe, wie einige der Reporter in Droschken springen, um uns zu folgen. Die Fahrt ist nur kurz, kaum einen halben Kilometer. Als wir an der Place Vendôme ankommen, liegt schon ein weiteres Dutzend Reporter auf der Lauer. Sie

blockieren das alte
wurmstichige Portal, das in
den Amtssitz des
Militärgouverneurs von
Paris führt. Erst als
Mercier-Milon den Säbel
zieht und sie den
knirschenden Stahl hören,
weichen sie zurück und
lassen uns durch. Wir
betreten ein kühles
Gewölbe, das wie das

Mittelschiff einer
verlassenen Kirche wirkt,
und gehen eine von
Gipsstatuen gesäumte
Treppe hinauf. Mir wird
klar, dass ich in diesem
quasireligiösen Gebäude
mehr als nur ein
gefährliches Ärgernis für
meine Herren bin: ein
Ketzer, vom rechten
Glauben abgekommen.

Schweigend sitzen wir eine Viertelstunde in einem Vorzimmer, bevor Pellieux' Adjutant mich abholt. Als ich aufstehe, schaut mich Mercier-Milon mit einer Mischung aus Mitleid und Besorgnis an. »Viel Glück, Georges«, sagt er sehr leise.

Von Pellieux weiß ich nur, und das auch nur vom

Hörensagen, dass er
Monarchist und
strenggläubiger Katholik
ist. Ich nehme an, dass er
mich auf den ersten Blick
verachten wird. Als
Antwort auf mein
Salutieren zeigt er nur auf
den Stuhl, auf den ich mich
setzen darf. Er ist etwa
Mitte fünfzig, gut
aussehend, eingebildet.

Das dunkle Haar passt zu seinem schwarzen Uniformrock, ist sorgfältig zurückgekämmt und läuft vorn in einem spitzen Haaransatz zusammen; sein Schnauzbart ist üppig und ausladend. Er sitzt am Kopfende eines Tisches, flankiert von einem Major und einem Hauptmann, die er nicht vorstellt. Für das

Protokoll sitzt an einem separaten Tisch ein uniformierter Sekretär.

»Es ist Aufgabe dieser Untersuchung, Herr Oberstleutnant, die Tatsachen in Zusammenhang mit Ihren Nachforschungen über Major Esterházy zu ermitteln«, sagt Pellieux.
»Zu diesem Zweck habe

ich schon Major Esterházy
selbst sowie Mathieu
Dreyfus, Senator Auguste
Scheurer-Kestner und
Maître Louis Leblois
befragt. Am Ende dieser
Untersuchung werde ich,
wenn nötig, dem Minister
eine Empfehlung
aussprechen, ob
disziplinarische
Maßnahmen zu ergreifen

sind. Haben Sie das verstanden?«

»Ja, Herr General.« Jetzt weiß ich, warum sie unbedingt wollten, dass ich mit niemand spreche. Sie haben Louis schon befragt und wollen nicht, dass ich erfahre, was er ihnen erzählt hat.

»Also dann, fangen wir ganz vorn an.« Pellieux'

Stimme ist kalt und pedantisch. »Wann sind Sie zum ersten Mal auf Major Esterházy aufmerksam geworden?«

»Als die Statistik-Abteilung ein an ihn adressiertes Petit Bleu von der deutschen Botschaft abgefangen hat.«

»Und das war wann?«

»Im Frühjahr letzten

Jahres.«

»Etwas genauer, bitte.«

»An das genaue Datum kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»General Gonse haben Sie ›Ende April‹ gesagt.«

»Dann wird es wohl so gewesen sein.«

»Nein, tatsächlich war es Anfang März.«

Ich zögere. »Ja?«

»Kommen Sie, Herr Oberstleutnant. Sie wissen doch ganz genau, dass es im März war. Major Henry hatte Urlaub wegen eines Trauerfalls in der Familie, seine Mutter lag im Sterben. Er erinnert sich an das Datum. Er war für einen Blitzbesuch nach Paris zurückgekehrt, hat sich mit Agent Auguste

getroffen und eine
Lieferung von
Schriftstücken erhalten, die
er an Sie weitergereicht
hat. Also, warum haben
Sie das Datum in Ihrem
Bericht gefälscht?«

Die Aggressivität seines
Vorgehens und dieses
Detail aus seinen
Recherchen erwischen
mich auf dem falschen

Fuß. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass ich zu der Zeit, als ich den Bericht abgeliefert habe, seit sechs Monaten ohne Gonse' Wissen gegen Esterházy ermittelt hatte. Das war ein Akt der Insubordination, den ich dadurch etwas akzeptabler zu machen glaubte, indem ich vorgab, erst seit vier

Monaten zu ermitteln.
Damals erschien mir diese
Lüge nicht von Bedeutung
zu sein – was sie auch
nicht *ist*. Aber plötzlich,
jetzt in diesem Raum,
unter den feindseligen
Augen des Großinquisitors,
sieht sie unerklärlich
verdächtig aus.

»Nehmen Sie sich alle
Zeit der Welt, Herr

Oberstleutnant«, sagt
Pellieux sarkastisch.

»Ich muss mit den Daten
durcheinandergekommen
sein«, sage ich schließlich
nach einer langen Pause.

»Mit den Daten
durcheinandergekommen
sein?« Pellieux schaut
seine Beisitzer mit einem
spöttischen Lächeln an.
»Aber Sie stehen doch im

Ruf, ein Soldat zu sein, der
auf wissenschaftliche
Präzision hält, Herr
Oberstleutnant, ein Soldat
der modern denkenden
Generation, die solch
reaktionäre alte Fossile wie
mich aussortieren würde!«

»Leider unterlaufen auch
Wissenschaftlern
gelegentlich Fehler, Herr
General. Aber letzten

Endes ist dieses Datum ohne Belang.«

»Ganz im Gegenteil, Daten sind immer von Belang. Hochverrat selbst ist meistens eine Frage von Daten, wie es so schön heißt. Zunächst behaupten Sie, dass Sie erst im April auf Major Esterházy aufmerksam wurden. Gerade haben wir

festgestellt, dass es immerhin schon März war. Und in Ihrer Akte über Esterházy findet sich der Beweis, dass es sogar schon viel früher war.«

Er gibt dem Hauptmann einen Zeitungsausschnitt. Der Hauptmann geht pflichtschuldig um den Tisch herum und gibt ihn mir. Es ist die

Todesanzeige für den
Marquis de Nettancourt,
Esterházy

Schwiegervater, datiert
vom 6. Januar 1896.

»Ich sehe das heute zum
ersten Mal.«

Pellieux spielt den
Erstaunten. »Nun gut, aber
wie ist es in Ihre Akte
gekommen?«

»Ich vermute, es ist

hinzugefügt worden,
nachdem ich die Abteilung
verlassen habe.«

»Aber Sie müssen
zugeben, dass es auf den
ersten Blick den Anschein
hat, als hätten Sie sich
schon zwei Monate vor
Erhalt des Petit Bleu für
Esterházy interessiert.«

»Auf den ersten Blick, ja.
Möglicherweise ist das der

Grund, warum jemand den Ausschnitt der Akte hinzugefügt hat.«

Pellieux macht sich eine Notiz. »Zurück zu dem Petit Bleu. Schildern Sie uns, wie Sie es erhalten haben.«

»Es gehörte zu einer Lieferung, die mir Major Henry eines Spätnachmittags

übergeben hat.«

»In welcher Form
erreichte Sie die
Lieferung?«

»Das Material kam immer
in dreieckigen, braunen
Papiertüten. Die bewusste
Tüte war dicker als sonst,
weil Henry wegen der
Fahrt zu seiner Mutter
eines der Treffen mit dem
Agenten ausgelassen

hatte.«

»Haben Sie den Inhalt mit ihm zusammen überprüft?«

»Nein, wie ich schon sagte, er war nur kurz in Paris und musste seinen Zug erwischen. Ich habe das Material sofort in den Tresor gelegt und dann am nächsten Morgen Hauptmann Lauth

gegeben.«

»Ist es möglich, dass jemand das Material zwischen dem Zeitpunkt, als Sie es von Henry bekommen und dann an Lauth weitergegeben haben, manipuliert hat?«

»Nein, es lag die ganze Zeit im Tresor.«

»A b e r *Sie* hätten es manipulieren können. *Sie*

hätten die Fragmente des
Petit Bleu hinzufügen
können.«

Ich spüre, wie mein
Gesicht rot anläuft. »Das
ist eine empörende
Anschuldigung!«

»Ihre Empörung ist
irrelevant. Beantworten Sie
einfach die Frage.«

»Also gut, die Antwort ist
ja. Ja, ich hätte theoretisch

das Petit Bleu der
Lieferung hinzufügen
können. Aber das habe ich
nicht.«

»Ist das das Petit Bleu?«
Pellieux hält es in die
Höhe. »Erkennen Sie es?«

Das Licht im Raum ist
trübe. Ich muss mich
vorbeugen und halb
aufstehen, um es richtig
sehen zu können. Es sieht

abgegriffener aus, als ich es in Erinnerung habe. Vermutlich ist es im Laufe des letzten Jahres sehr oft angefasst worden. »Ja, sieht so aus.«

»Ist Ihnen bewusst, dass man unter dem Mikroskop feststellen kann, ob die Originaladresse weggekratzt und durch die von Major Esterházy

ersetzt worden ist? Und dass die chemische Analyse ergeben hat, dass die Tinte auf der Rückseite des Telegramms nicht die gleiche wie auf der Vorderseite ist? Die eine ist Eisengallustinte, die andere enthält einen Inhaltsstoff, der im Blauholzbaum vorkommt.«

Überrascht zuckte ich

leicht zusammen. »Dann hat es jemand manipuliert.«

»In der Tat, es ist eine Fälschung.«

»Nein, Herr General – es muss jemand manipuliert haben, nachdem ich Paris verlassen habe. Als ich noch in der Abteilung war, war das Dokument authentisch, das schwöre

ich. Ich habe es wahrscheinlich hundertmal in der Hand gehabt. Darf ich es mir noch einmal anschauen? Vielleicht kann ich ja eine Veränderung erkennen.«

»Nein, Sie haben es schon identifiziert. Ich möchte nicht, dass es noch weiter beschädigt wird. Das Petit Bleu ist

eine Fälschung. Und ich behauptete, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit Sie die Person sind, die diese Fälschung zu verantworten hat.«

»Bei allem Respekt, Herr General, das ist eine groteske Verdrehung der Tatsachen.«

»Ach ja? Warum haben Sie dann Hauptmann

Lauth gebeten, dass er Ihnen dabei hilft, das Petit Bleu etwas echter aussehen zu lassen?«

»Das habe ich nicht.«

»O doch. Sie haben ihn angewiesen, es von den Postbehörden frankieren zu lassen, damit es so aussieht, als wäre es tatsächlich verschickt worden. Wollen Sie das

etwa abstreiten?«

Die Lügen und Anschuldigungen prasseln so schnell auf mich ein, dass ich kaum folgen kann. Ich umfasse die Armlehnen, ehe ich, so ruhig ich kann, antworte. »Ich habe Lauth gebeten, das Petit Bleu so abzufotografieren, dass es wie ein vollständiges

Dokument aussieht und nicht wie eines, das vorher nur ein Haufen Papierschnipsel war. Genau so hat er das schon mit dem Bordereau gemacht. Das Motiv war beim Petit Bleu dasselbe: eine Kopie in der Hand zu haben, die ich innerhalb des Ministeriums weitergeben konnte, ohne

unsere Quelle zu
gefährden. Lauth hat mich
zu Recht darauf
hingewiesen, dass die
Vorderseite nicht frankiert
war und deshalb jeder
sofort hätte folgern
können, dass es
abgefangen und nicht
verschickt worden war.
Deshalb habe ich über die
Möglichkeit nachgedacht,

es frankieren zu lassen.
Aber das war alles, ich
habe es nicht in die Tat
umgesetzt.«

»Hauptmann Lauths
Version ist eine andere.«

»Vielleicht ist sie das.
Aber warum sollte ich mir
solche Mühe geben, einen
Mann zu beschuldigen,
den ich nicht einmal
kannte?«

»Das müssen *Sie* uns erklären.«

»Der Gedanke ist absurd. Ich hatte es gar nicht nötig, Beweismaterial zu fälschen. Der Bordereau allein beweist Esterházys Schuld. Und niemand kann behaupten, dass ich den manipuliert hätte!«

»Ach ja, der Bordereau«, sagt Pellieux. »Danke für

den Hinweis ... Haben Sie im letzten November, direkt oder indirekt, eine Kopie des Bordereaus an *Le Matin* weitergegeben?«

»Nein, Herr General.«

»Haben Sie im September desselben Jahres, direkt oder indirekt, Einzelheiten aus dem sogenannten Geheimdossier an *L'Éclair*

weitergegeben?«

»Nein, Herr General.«

»Haben Sie

Informationen, direkt oder
indirekt, an Senator

Scheurer-Kestner

weitergegeben?«

Die Frage ist

unausweichlich, genauso

meine Antwort. »Ja, das

habe ich, indirekt.«

»Und der Mittelsmann

war Ihr Anwalt, Maître Leblois?«

»Ja.«

»Und als Sie diese Informationen an Leblois übergaben, da wussten Sie, dass er sie dem Senator geben würde?«

»Ich wollte die Informationen in den Händen eines verantwortungsbewussten

Mannes wissen, der das Thema vertraulich mit der Regierung besprechen konnte. Es war nie meine Absicht, dass sie an die Presse gelangen.«

»Ihre Absichten tun nichts zur Sache, Herr Oberstleutnant. Tatsache ist, dass Sie hinter dem Rücken Ihrer Vorgesetzten gehandelt haben.«

»Erst als offensichtlich wurde, dass ich keine andere Wahl hatte. Meine Vorgesetzten wollten die Affäre nicht in ihrem ganzen Ausmaß untersuchen.«

»Haben Sie Maître Leblois verschiedene Briefe gezeigt, die Sie von General Gonse erhalten haben?«

»Ja.«

»So wie im letzten Jahr, als Sie Maître Leblois das Geheimdossier gezeigt haben, dessen Existenz dieser dann dem *Éclair* gesteckt hat?«

»Nein.«

»Aber es gibt einen Zeugen, der gesehen hat, dass Sie das Geheimdossier Leblois

gezeigt haben.«

»Ich habe ihm nur einmal eine Akte gezeigt, und die war nicht geheim. Dabei ging es um Brieftauben. Major Henry kann das bezeugen.«

»*Oberstleutnant* Henry«, korrigiert Pellieux. »Er ist gerade befördert worden. Und ich bin nicht an Brieftauben interessiert,

sondern an dem
Geheimdossier über
Dreyfus. Sie haben es im
letzten September Ihrem
Anwalt gezeigt, der dann
entweder die Familie
Dreyfus oder *L'Éclair*
darüber informiert hat, mit
dem Ziel, die Armee in ein
schlechtes Licht zu rücken.
Das ist Ihr Modus
Operandi.«

»Das bestreite ich vehement.«

»Wer ist Blanche?«

Wieder bringt mich der plötzliche Wechsel seiner Angriffsstrategie aus dem Gleichgewicht. »Die

einzigste Blanche, die ich kenne, ist Mademoiselle Blanche de Comminges, die Schwester des Comte de Comminges«, sage ich

bedächtig.

»Sie ist eine Freundin von Ihnen?«

»Ja.«

»Eine intime Freundin?«

»Ich kenne sie schon sehr lange, wenn es das ist, was Sie meinen. Sie veranstaltet musikalische Soireen, zu deren Gästen etliche Offiziere gehören.«

»Sie hat Ihnen ein

Telegramm nach Tunesien geschickt, mit dem Wortlaut: ›Wir haben den Beweis, dass das Petit Bleu von Georges gefälscht wurde. Blanche.« Was sollen wir davon halten?«

»Ich habe ein Telegramm mit diesem Wortlaut erhalten. Aber ich bin mir sicher, dass es nicht von

ihr war.«

»Warum?«

»Weil sie weder geheime Einzelheiten des Dreyfus-Falles kennt noch weiß, dass ich in den Fall verwickelt bin.«

»Obwohl sie, wie ich höre, nun schon seit Jahren ziemlich offen in Paris ihrer Überzeugung Ausdruck verleiht, dass sie

Dreyfus für unschuldig hält?«

»Das ist ihre Meinung. Das hat nichts mit mir zu tun.«

»Zu diesen Soireen, die sie veranstaltet, kommen da auch Juden?«

»Vielleicht gibt es unter den Musikern ein paar.«

Als hätte ich gerade etwas höchst

Bedeutsames
eingestanden, macht sich
Pellieux wieder eine Notiz.
Er blättert in seinen
Unterlagen. »Hier habe ich
noch ein verschlüsseltes
Telegramm, das man
Ihnen nach Tunesien
geschickt hat. ›Stoppt den
Halbgott. Alles ist
aufgedeckt. Äußerst ernste
Angelegenheit. Speranza.«

Wer ist Speranza?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Und doch hat Ihnen diese Person vor einem Jahr einen Brief geschrieben, kurz nachdem Sie die Statistik-Abteilung verlassen haben.«

»Nein.«

»O doch, ich habe den

Brief hier.« Pellieux gibt ihn dem Hauptmann, der wieder um den Tisch herumgeht und ihn mir überreicht:

*Ich verlasse das Haus.
Unsere Freunde sind
verärgert. Deine
unglückselige Abreise hat
alles
durcheinandergebracht.*

*Komm so schnell wie
möglich zurück! Beeile
Dich! Da die Feiertage für
unsere Sache ideal sind,
rechnen wir am 20. mit dir.
Sie ist bereit, wird aber
erst handeln, wenn sie mit
Dir gesprochen hat. Sobald
der Halbgott gesprochen
hat, werden wir handeln.*

Speranza

Pellieux schaut mich an.

»Was sagen Sie dazu?«

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Ich habe diesen Brief noch nie gesehen.«

»Nein, können Sie auch nicht. Er wurde nämlich im letzten Dezember von der Statistik-Abteilung abgefangen, und es wurde entschieden, ihn

angesichts der höchst verdächtigen Natur der Sprache nicht an Sie weiterzuleiten. Aber Sie bleiben bei Ihrer Haltung, dass nichts in dem Brief Ihnen irgendetwas sagt?«

»Ja.«

»Nun, was sagen Sie dann dazu? In diesem Fall wurde die Weiterleitung des Briefs genehmigt. Sie

haben ihn nach Ihrer Abreise aus Paris, aber noch vor Ihrer Ankunft in Tunesien erhalten.«

*Hochverehrter Herr,
ich hätte es nie geglaubt,
wenn ich es nicht mit
eigenen Augen gesehen
hätte. Mit dem heutigen
Tag ist das Meisterwerk
vollendet – dank Cagliostro*

Robert Houdin. Die Comtesse spricht die ganze Zeit von Ihnen und erzählt mir jeden Tag, dass der Halbgott danach fragt, wann es möglich sein wird, einmal wieder den guten Gott zu treffen.

*Ihre ergebene, Ihnen die Hand küssende Dienerin
J.*

Die Abschrift wurde von
Lauth angefertigt und trägt
den Stempel *geheim* und
eine von Gribelin
angefügte
Aktenzeichenziffer. Ich
erinnere mich daran, das
Original letzten Winter in
meinem trübseligen
Quartier gelesen zu haben,
als ich in irgendeiner
gottverlassenen

Garnisonsstadt festsaß. Es war, als öffnete ich einen Blumenstrauß vom Boulevard Saint-Germain. »Der ist von Germain Ducasse, einem meiner Agenten«, sage ich. »Er meldet den Abschluss einer Operation, die ich gegen die deutsche Botschaft durchgeführt habe. Mit dem vollendeten

Meisterwerk meint er, dass die Wohnung, die wir gemietet hatten, komplett geräumt ist. Robert Houdin ist der Deckname des Polizeiaagenten Jean-Alfred Desvernine, der bei den Ermittlungen gegen Esterházy für mich gearbeitet hat.«

»Aha«, sagt Pellieux, als hätte er mich ertappt.

»Dann steht J also für einen Mann?«

»Ja.«

»Und er unterzeichnet mit ›Ihnen die Hand küssende Dienerin‹?«

Ich stelle mir Ducasse' Belustigung vor, wenn er jetzt den angewidert ungläubigen Gesichtsausdruck des Generals sehen könnte.

»Was soll das Grinsen, Herr Oberstleutnant?«

»Pardon, Herr General. Zugegeben, er ist ein affektierter junger Bursche und in mancher Hinsicht ziemlich albern. Aber er leistet gute Arbeit und ist absolut vertrauenswürdig. Das ist bloß ein Witz.«

»Und Cagliostro?«

»Auch ein Witz.«

»Verzeihen Sie mir, Herr Oberstleutnant, aber ich habe nur ein einfaches Gemüt. Ich verstehe diese Witze nicht.«

»Cagliostro war ein italienischer Okkultist – Strauss hat eine Operette über ihn geschrieben, *Cagliostro in Wien*. Einen für das Okkulte unempfänglicheren

Menschen als Desvernine
kann man sich kaum
vorstellen. Darin liegt die
Ironie. Das ist alles
harmlos, Herr General,
das kann ich Ihnen
versichern. Aber
anscheinend haben
argwöhnische Gemüter in
der Statistik-Abteilung
daraus einen Fall gegen
mich gestrickt, und ich

hoffe sehr, dass Sie im Laufe Ihrer Untersuchung auch den anderen Fälschungen nachgehen, die offensichtlich nur die Beschmutzung meines Namens zum Ziel hatten.«

»Nun, ich glaube ganz im Gegenteil, dass Sie Ihren Namen selbst beschmutzt haben, Herr Oberstleutnant. Kein

Wunder, wenn man sich
mit neurotischen
Homosexuellen und
Tischerückern einlässt.
Und die Comtesse ist dann
wohl Mademoiselle
Blanche de Comminges?«

»Ja. Sie ist keine richtige
Comtesse, aber manchmal
kann sie sich schon so
aufführen.«

»Und der Halbgott und

der gute Gott?«

»Das sind Spitznamen, die sich Mademoiselle de Comminges ausgedacht hat. Ein gemeinsamer Freund von uns, Hauptmann Lallemand, ist der Halbgott. Und leider muss ich zugeben, dass ich der gute Gott bin.«

Pellieux betrachtet mich verächtlich. Zu meinen

anderen Sünden kann er
jetzt noch Blasphemie
hinzufügen. »Und warum
ist Hauptmann Lallemand
der Halbgott?«

»Weil er eine Vorliebe für
Wagner hat.«

»Gehört der auch zu
diesem jüdischen Kreis?«

»Wagner? Das
bezweifele ich sehr.«

Das ist natürlich ein

Fehler. In einer solchen Situation sollte man es nie mit einem Witz versuchen. Ich weiß es in dem Augenblick, als mir die Worte über die Lippen kommen. Der Major, der Hauptmann und sogar der Sekretär lächeln, aber Pellieux' Gesicht bleibt unbeweglich. »Die Lage, in der Sie sich befinden, Herr

Oberstleutnant, ist ganz
und gar nicht amüsant.
Diese Briefe und
Telegramme sind in
höchstem Maße
belastend.« Er blättert zum
Anfang der Akte zurück.
»Also, schauen wir uns
noch einmal die
Widersprüche in Ihrer
Aussage an. Warum
haben Sie

fälschlicherweise
behauptet, Ende April
letzten Jahres in Besitz
des Petit Bleu gelangt zu
sein, obwohl es schon
Anfang März rekonstruiert
wurde ...?«

•

Das Verhör dauert den
ganzen Tag an – immer
wieder die gleichen

Fragen, um mich bei einer Lüge zu erwischen. Die Technik, die Pellieux unerbittlich anwendet, ist mir vertraut. Am Ende der Nachmittagssitzung schaut er auf seine museumsreife silberne Taschenuhr. »Wir werden morgen früh fortfahren«, sagt er. »Bis dahin, Herr Oberstleutnant, dürfen Sie

mit niemand in Kontakt
treten und sich der
Aufsicht durch die von der
Untersuchungskommission
bestimmten Offiziere auch
nicht für eine Minute
entziehen.«

Ich stehe auf und
salutiere.

Draußen dämmt es. Im
Vorzimmer zieht Mercier-
Milon den Vorhang etwas

zur Seite und schaut nach unten zur Reporterschar auf der Place Vendôme. »Wir sollten das Gebäude durch einen anderen Ausgang verlassen«, sagt er. Wir gehen die Treppe hinunter bis in den Keller, durchqueren eine leere Küche und gelangen durch eine Hintertür in einen Innenhof. Es hat

angefangen zu regnen. Die Abfallhaufen scheinen sich im Zwielficht zu bewegen, sie rascheln wie lebende Wesen. Als wir zwischen ihnen hindurchgehen, sehe ich die nassen braunen Rücken von Ratten, die durch die verrotteten Lebensmittel wuseln. Mercier-Milon findet ein Tor in der Wand, durch

das wir in den Garten
hinter dem
Justizministerium
schlüpfen. Wir gehen über
den matschigen Rasen
und dann durch ein
weiteres Tor auf die Rue
Cambon. Zwei Wache
stehende Journalisten
sehen uns neben einer
Straßenlaterne auf die
Straße treten. Wir laufen

los und erreichen nach etwa zweihundert Metern den Droschkenstand in der Rue Saint-Honoré. Durchnässt und außer Atem springen wir in die einzige dort stehende Droschke und preschen unseren Verfolgern vor der Nase davon.

Das ruckartig antrabende Pferd drückt uns in den

Sitz. »Mein Gott, Georges, wir sind auch nicht mehr die Jüngsten, was?«, sagt Mercier-Milon lachend und wischt sich mit einem großen, weißen Stofftaschentuch das Gesicht ab. Er grinst mich an und scheint für einen Augenblick vergessen zu haben, dass er mein Bewacher ist. Er öffnet das

Fenster – »Hôtel
Terminus, Kutscher!« –
und schlägt es wieder zu.

Während der kurzen
Fahrt sitzt er mit
verschränkten Armen da
und schaut aus dem
Fenster. »Gestern ist
etwas Komisches
passiert«, sagt er plötzlich,
als wir schon in die Rue
Saint-Lazare einbiegen.

»General Pellieux hat mich gefragt, warum ich zugunsten von Dreyfus ausgesagt habe.«

»Und, was hast du gesagt?«

»Dass ich nur für mich sprechen kann und ihn persönlich immer für einen guten Soldaten und loyalen Menschen gehalten habe.«

»Und was hat er dazu

gesagt?«

»Dass er selbst auch versucht, die Sache unvoreingenommen zu beurteilen. Aber als ihn das Ministerium letzte Woche mit dieser Untersuchung beauftragt hat, da hätte General Gonse ihm Beweise vorgelegt, die zweifelsfrei belegten, dass Dreyfus ein Verräter sei.

Seitdem ist er davon überzeugt, dass deine Anschuldigungen gegen Esterházy falsch sind. Für ihn stellt sich jetzt nur noch die Frage, ob du von einem jüdischen Syndikat hereingelegt worden bist oder ob du dich von ihnen bezahlen lässt.« Er sieht mich jetzt doch an. »Ich dachte, das solltest du

wissen.«

In diesem Augenblick halten wir an, und noch bevor Mercier-Milon die Tür öffnen kann, ist die Kutsche von Reportern umringt. Mercier-Milon steigt aus, taucht in das Gewühl ein und bahnt uns mit den Ellbogen einen Weg. Ich folge dicht hinter ihm, und sobald ich das

Foyer betreten habe, stellt
sich der Portier mit
ausgebreiteten Armen vor
den Eingang und lässt
niemand mehr herein.
Périer steht auf dem
Marmorboden unter den
grelle
Paillettenkronleuchtern und
wartet schon, um mich
sofort nach oben zu
bringen. Ich drehe mich

um, um mich bei Mercier-Milon für seine Warnung zu bedanken, aber er ist schon gegangen.

.

Man erlaubt mir nicht, im Erdgeschoss im Beisein anderer Menschen zu essen. Ich protestiere nicht, da ich ohnehin keinen Appetit habe. Das

Abendessen wird uns aufs
Zimmer gebracht. Ich
schneide eine Zeit lang an
einem Stück Kalbfleisch
herum, bis ich schließlich
den Teller angewidert zur
Seite schiebe. Gegen neun
bringt ein Hoteldiener
einen Brief, der an der
Rezeption für mich
abgegeben wurde. Ich
erkenne Louis' Handschrift

auf dem Umschlag. Ich würde den Brief gern lesen. Ich vermute, dass er Hinweise darauf enthält, was ich morgen am zweiten Tag der Vernehmung zu erwarten habe. Aber ich will Pellieux keinen Vorwand liefern, weitere disziplinarische Maßnahmen gegen mich zu ergreifen. Also

verbrenne ich ihn
ungeöffnet vor den Augen
Périers im Kamin.

In der Nacht liege ich
wach, muss mir den im
anderen Bett
schnarchenden Périer
anhören und versuche, mir
über meine schwache
Position klar zu werden.
Ich kann es drehen und
wenden, wie ich will, sie

bleibt prekär. Ich bin
meinen Feinden
ausgeliefert, an Händen
und Füßen gefesselt durch
winzige Fäden aus hundert
Lügen und Andeutungen,
die im Laufe des
vergangenen Jahres
sorgfältig gesponnen
wurden. Die meisten
Menschen glauben nur zu
gern, dass ich für ein

jüdisches Syndikat arbeite.
Und solange die Armee
ihre eigenen Untaten
untersuchen darf, sehe ich
keinen Ausweg. Wenn
Gonse und Henry einen
sicheren Beweis
benötigen, erfinden sie ihn
einfach und legen ihn
vertraulich Pellieux und
seinesgleichen vor, wohl
wissend, dass loyale

Offiziere wie sie immer das tun werden, was man von ihnen verlangt.

Die vielen Automobile, die draußen auf der Rue Saint-Lazare selbst um Mitternacht noch fahren, machen mehr Lärm, als ich jemals gehört habe. Die Geräusche der pneumatischen Reifen auf dem nassen Asphalt sind

neu für mich. Es hört sich an wie zerreißendes Papier und schläfert mich schließlich ein.

Als Mercier-Milon mich am nächsten Morgen abholt, schweigt er mich wieder schroff an. Er macht den Mund lediglich auf, um mir zu sagen, dass ich meinen Koffer mitnehmen solle, weil ich

nicht mehr ins Hotel
zurückkehren werde.

Als hätten sie die ganze
Nacht in dem
Befragungsraum an der
Place Vendôme unter
Zeltbahnen ausgeharrt,
sitzen Pellieux und die
anderen auf denselben
Plätzen wie am Vortag.
Der General fährt fort, als
hätte es nie eine

Unterbrechung gegeben.
»Erzählen Sie uns doch bitte noch einmal von den Umständen, unter denen Sie in den Besitz des Petit Bleu gelangt sind ...«

So geht das etwa eine Stunde lang. »Madame Monnier ...«, sagt Pellieux plötzlich mit unveränderter Stimme. »Wie viel von Ihrer Arbeit haben Sie ihr

erzählt?«

Schlagartig bleibt mir die
Luft weg. »Madame
Monnier?«

»Ja, die Frau von Philippe
Monnier aus dem
Außenministerium. Was
haben Sie ihr erzählt?«

»Herr General ... bitte
...«, sage ich mit
angestrenzter Stimme.
»Ich versichere Ihnen ...

sie hat nichts mit alldem zu tun.«

»Das zu beurteilen liegt nicht bei Ihnen.« Er wendet sich an den Sekretär. »Die Unterlagen von Oberstleutnant Picquart, bitte.« Während der Sekretär seinen Dokumentenordner öffnet, schenkt Pellieux seine Aufmerksamkeit wieder

mir. »Ihnen ist
wahrscheinlich nicht
bekannt, weil Sie zu dem
Zeitpunkt noch auf See
waren, Herr
Oberstleutnant, dass am
Dienstag eine offizielle
Durchsuchung Ihrer
Wohnung stattgefunden
hat, nachdem Major
Esterházy Sie beschuldigt
hat, offizielle Dokumente in

Ihren Räumen
aufzubewahren.«

Einen Augenblick lang
kann ich ihn nur anstarren.
»Nein, das war mir nicht
bekannt, Herr General.
Sonst hätte ich aufs
Schärfste dagegen
protestiert. Wer hat das
genehmigt?«

»Ich, auf Ersuchen von
Oberstleutnant Henry.

Major Esterházy behauptet, von einer Frau, deren Namen er nicht kennt, die aber schwört, dass sie eine Bekannte von Ihnen ist, Informationen erhalten zu haben. Diese Frau, die er nur einmal vollständig verschleiert gesehen hat, sagt, dass Sie in Ihrer Privatwohnung geheime

Dokumente aufbewahren, die in Zusammenhang mit seinem Fall stehen.«

Die Vorstellung, dass Pauline und Esterházy sich getroffen haben, ist so absurd, dass ich lachen muss. Aber dann legt der Sekretär ein Bündel Briefe vor Pellieux auf den Tisch, die ich als meine private Korrespondenz

wiedererkenne: alte Briefe
von meiner Mutter und
meinem verstorbenen
Bruder; Briefe von
Familienangehörigen und
Freunden; Geschäftsbriefe
und Liebesbriefe;
Einladungen und
Telegramme, die ich aus
sentimentalen Gründen
aufbewahrt habe. »Das ist
ungeheuerlich!«

»Jetzt kommen Sie, Herr Oberstleutnant, warum so empfindlich? Ich glaube nicht, dass wir irgendetwas gegen Sie unternommen haben, was Sie nicht auch gegen Major Esterházy unternommen haben.« Er nimmt Paulines Briefe, die mit einem blauen Seidenband verschnürt sind. »Der Inhalt der Briefe

legt nahe, dass Sie eine
intime Beziehung zu
Madame Monnier
unterhalten haben. Eine,
die ihrem Gatten wohl
nicht bekannt gewesen
sein dürfte, ist das
richtig?«

Mein Gesicht glüht. »Ich
lehne es ab, auf diese
Frage zu antworten.«

»Mit welcher

Begründung?«

»Mit der Begründung, dass meine Beziehung zu Madame Monnier für diese Untersuchung ohne jede Bedeutung ist.«

»Wenn Sie Madame Monnier geheime Informationen preisgegeben haben oder Madame Monnier jene mit Major Esterházy in Kontakt

stehende sogenannte
verschleierte Dame ist,
dann ist sie sehr wohl von
Bedeutung. Und ganz
gewiss ist sie das, wenn
Sie sich als Folge daraus
erpressbar gemacht
haben.«

»Aber nichts davon ist
wahr!« Jetzt weiß ich,
wovor Louis mich gestern
Abend in seinem Brief

warnen wollte. »Sagen Sie mir eines, Herr General. Werde ich in irgendeinem Stadium dieser Untersuchung auch zu den wesentlichen Fragen dieser Affäre gehört werden?«

»Es gibt keinen Grund, unverschämt zu werden, Herr Oberstleutnant.«

»Zum Beispiel zu der

Tatsache, dass Esterházy
eindeutig der Verfasser
des Bordereaus ist, dass
sogar der
Hauptsachverständige der
Regierung bestätigt hat,
dass Esterházy's
Handschrift mit der des
Bordereaus
übereinstimmt?«

»Das ist nicht
Gegenstand dieser

Untersuchung.«

»Oder zu dem gefälschten Material in dem Dossier, aufgrund dessen Dreyfus verurteilt wurde?«

»Der Fall Dreyfus ist eine Res iudicata.«

»Oder zu der Verschwörung innerhalb des Generalstabs, mich nach Nordafrika

abzuschieben oder sogar
in den Tod zu schicken,
um mich daran zu hindern,
die Affäre an die
Öffentlichkeit zu bringen?«

»Das ist nicht
Gegenstand dieser
Untersuchung.«

»Wenn das so ist, dann
verzeihen Sie mir bitte die
Bemerkung, Herr General,
dass Ihre Untersuchung

ein Schwindel ist, dass Ihre Schlussfolgerungen schon feststanden, bevor ich überhaupt angefangen habe, meine Aussage zu machen, und dass ich hiermit die Mitarbeit an diesem Verfahren beende.«

Und damit stehe ich auf, salutiere, drehe mich auf dem Absatz um und gehe

festen Schrittes aus dem Raum. Ich warte darauf, dass Pellieux hinter mir herbrüllt, dass ich mich gefälligst wieder setzen solle. Aber er sagt nichts. Vielleicht ist er zu überrascht, oder er glaubt, dass ohnehin alles gesagt ist, und ist jetzt froh, mich von hinten zu sehen. Ich weiß es nicht, und in

diesem Augenblick ist es
mir auch völlig einerlei. Ich
hole meinen Koffer aus
dem Vorzimmer und gehe
die Treppe hinunter. Die
wenigen Offiziere, denen
ich begegne, schauen
mich von der Seite an.
Keiner versucht mich
aufzuhalten. Ich trete
durch das
kathedralenartige Portal

hinaus auf die Place Vendôme. Mein Abgang kommt so überraschend, dass die meisten Journalisten mich erst bemerken, als ich schon fast um die nächste Ecke gebogen bin. Erst dann machen sie sich auf, mich zu verfolgen. Ich höre sie rufen – »Da läuft er!« – und dann ihre Schritte auf

dem Kopfsteinpflaster. Als sie mich einholen, senke ich den Kopf und gehe schneller. Ein paar laufen an mir vorbei und versuchen, mir den Weg zu versperren, aber ich stoße sie zur Seite. In der Rue de Rivoli winke ich eine Droschke heran und steige hastig ein. Die Reporter halten Ausschau

nach anderen Droschken.
Ein sportlicher Bursche
versucht sogar, mir zu Fuß
zu folgen. Aber dann lässt
der Kutscher die Peitsche
knallen, und als ich mich
umschaue, hat der
Verfolger die Jagd schon
aufgegeben.

•

Die in Nord-Süd-Richtung

verlaufende Rue Yvon-Villarceau verbindet die Rue Copernic mit der Rue Boissière. An ihrem nördlichen Ende, direkt gegenüber dem Haus, in dem sich meine Wohnung befindet, werden gerade die Fundamente für ein neues Gebäude gesetzt. Als wir am Eingang zu meinem Wohnhaus

vorbeifahren, schaue ich aus dem Fenster: nirgendwo Reporter oder Polizisten, nur Bauarbeiter. Ich bitte den Kutscher, hinter der nächsten Ecke zu halten, zahle den Fahrpreis und gehe zu Fuß zurück.

Die Flügeltür ist verglast und vergittert. Ich halte die Hände über die Augen und

schaue durch das staubige
G l a s in den leeren
Hausflur. Der Matsch und
der Bauschutt haben die
gepflasterte Straße in
einen Feldweg verwandelt.
Der Geruch der frisch
ausgehobenen Erde würzt
den kalten Regen. Ich
komme mir vor wie ein
Besucher, der nach langer
Zeit an die Stätte eines

früheren Lebens
zurückkehrt. Ich öffne die
Tür und habe die Hälfte
des Weges bis zur Treppe
zurückgelegt, als ich das
vertraute Klicken eines
Türriegels höre. Aber
während die Concierge
früher immer sofort aus
ihrem Bau gehuscht kam,
um mich in ein Gespräch
zu verwickeln, hält sie nun

Abstand und beobachtet mich durch ihre Tür, die sie einen Spalt weit geöffnet hat. Ich tue so, als würde ich nichts bemerken, und steige mit dem Koffer in der Hand in den vierten Stock hinauf. An meiner Wohnungstür sind keine Einbruchspuren zu erkennen. Wahrscheinlich hat die Concierge ihnen

aufgemacht.

Als ich die Tür öffne,
bleibe ich augenblicklich
wie angewurzelt stehen.
Ich bin entsetzt, wie
gründlich sie die Wohnung
durchsucht haben. Der
Teppich ist
zusammengerollt. Alle
meine Bücher sind aus den
Regalen genommen,
ausgeschüttelt und wahllos

wieder zurückgestellt
worden. Lesezeichen
liegen verstreut auf dem
Boden. Die Truhe, in der
ich meine alten Briefe
aufbewahre, ist
aufgebrochen und
ausgekippt worden. Die
Schubladen des Sekretärs
sind ebenfalls
aufgebrochen. Sogar die
Partituren im Notenfach

des Klavierhockers haben
sie nach Hinweisen
durchsucht. Der
abgenommene
Klavierdeckel lehnt
hochkant an der Wand. Ich
schalte die
Schreibtischlampe an und
hebe eine Fotografie
meiner Mutter vom Boden
auf. Das Glas ist
zersprungen. Plötzlich

stelle ich mir vor, wie
Henry genau an dieser
Stelle steht –
Oberstleutnant Henry, wie
ich ihn ab jetzt nennen
muss – und an seinem
klobigen Metzgerdaumen
leckt, während er meine
Briefe durchblättert und
den Männern von der
Sûreté zur Erheiterung
intime Zärtlichkeiten

vorliest.

Die Vorstellung ist
unerträglich.

Aus dem anderen
Zimmer höre ich schwache
Geräusche – Knarzen,
Atmen, Stöhnen. Ich gehe
über die nackten
Bodendielen und schiebe
vorsichtig die Tür auf.
Zusammengerollt und noch
im Mantel, mit zerzaustem

Haar und verweintem,
weißem Gesicht, liegt
Pauline auf dem Bett und
schaut mich mit
blutunterlaufenen,
geschwollenen Augen an.

»Sie haben es Philippe
erzählt«, sagt sie.

.

Sie hat schon die ganze
Nacht hier verbracht. Sie

hat in der Zeitung gelesen,
dass ich wieder in Paris
bin, also ist sie gegen
Mitternacht gekommen,
weil sie annahm, dass ich
hier bin. Sie blieb und
wartete. Sie wusste nicht,
wo sie sonst hätte
hingehen sollen.

Ich knie mich neben das
Bett und halte ihre Hand.
»Was genau ist passiert?«

»Philippe hat mich aus der Wohnung geworfen. Ich darf die Mädchen nicht mehr sehen.«

Ich drücke ihre Hand. Für einen Augenblick bin ich sprachlos. »Hast du geschlafen?«

»Nein.«

»Zieh wenigstens den Mantel aus, mein Liebling.«

Ich stehe auf und gehe durch das verwüstete Wohnzimmer in die Küche. Ich stelle einen Topf auf den Gasherd und mache ihr ein Getränk aus Kognak, heißem Wasser und Honig. Ich versuche zu verstehen, was passiert ist. Ihre Methoden machen mich sprachlos – die Skrupellosigkeit, die

Geschwindigkeit. Als ich mit dem Glas ins Schlafzimmer zurückgehe, hat sie sich bis auf die Leibwäsche ausgezogen. Sie liegt mit einem Kissen unter dem Kopf und bis zum Kinn hochgezogener Decke im Bett. Erschöpft sieht sie mich an.

»Hier. Trink das.«

»Gott, das ist ja ekelhaft.

Was ist das?«

»Kognak. Geben sie einem in der Armee gegen alles.«

Ich sitze am Fußende des Betts, rauche eine Zigarette und warte, bis sie sich wieder so weit gefangen hat, mir alles zu erzählen. Am

Freitagnachmittag hat sie sich mit einer Freundin

zum Tee getroffen: alles normal. Als sie wieder nach Hause zurückkam, war Philippe schon da. Er war früher aus dem Büro gekommen. Von den Mädchen keine Spur. »Er sah merkwürdig aus, wütend ... Da habe ich es schon geahnt. Ich war ganz krank vor Sorge.« Sie fragte ihn ruhig nach den

Mädchen. Er sagte, dass er sie weggebracht habe. »Er sagt, ich hätte nicht die moralische Kraft, die Mutter seiner Kinder zu sein, und dass er mir nicht sagen würde, wo sie sind, wenn ich ihm nicht die Wahrheit über unsere Affäre erzähle. Ich hatte keine Wahl. Es tut mir leid.«

»Geht es ihnen gut?«

Sie nickt und umfasst das Glas, um sich die Hände zu wärmen. »Sie sind bei seiner Schwester. Aber ich darf sie nicht sehen.« Sie fängt an zu weinen. »Er lässt sich scheiden. Und er sagt, dass ich keinen Zugang zu den Kindern bekomme.«

»Das ist doch Unsinn.

Mach dir keine Sorgen.
Das kann er nicht tun. Er
wird sich schon wieder
beruhigen. Er ist nur
empört und wütend
darüber, dass du eine
Affäre hattest.«

»Das hat er doch
gewusst«, sagt sie bitter.
»Er hat es zumindest
immer geahnt. Er hat
selbst gesagt, solange

keiner davon wusste, hätte er es tolerieren können. Man hat seine Vorgesetzten unterrichtet, und die haben es ihm erzählt – das ist es, was er nicht ertragen kann.«

»Und woher hat es das Außenministerium gewusst?«

»Von der Armee.«

»Unglaublich.«

»Er sagt, die Armee ist davon überzeugt, dass ich die sogenannte verschleierte Dame bin, von der in den Zeitungen die Rede ist. Er sagt, das zerstört seine Karriere, wenn er mit einer Frau verheiratet ist, die in diese Geschichte verwickelt ist. Er sagt, die Mädchen ...«
Sie weint wieder.

»Mein Gott, was für eine Schweinerei!« Ich lege den Kopf in meine Hände. »Es tut mir so leid, dass ich dich da mit hineingezogen habe.«

Eine Zeit lang sagt keiner von uns ein Wort. Dann, wie immer, wenn ich mich emotionalen Turbulenzen gegenübersehe, suche ich Zuflucht in praktischen

Dingen. »Als Erstes müssen wir dir einen guten Anwalt besorgen. Ich bin mir sicher, Louis wird das übernehmen, oder wenigstens wird er dir jemand empfehlen können. Du brauchst einen Anwalt, der dich gegenüber der Armee vertritt, der dich aus den Zeitungen heraushält und der dir bei

der Scheidung zur Seite steht. Bist du dir ganz sicher, dass Philippe sich scheiden lassen will?«

»O ja, wenn es wirklich um seine Karriere geht, dann bin ich mir ganz sicher.«

Selbst dem versuche ich etwas Positives abzugewinnen. »Dann hat er zumindest selbst ein

Interesse daran, dass das Ganze ruhig abläuft. Möglicherweise ist dir das bei der Frage der Fürsorge für die Kinder nützlich ...«
Ich verstumme. Ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen soll. »Es tut mir so leid ...«, wiederhole ich.

Sie streckt die Arme nach mir aus. Wie Überlebende einer Schiffskatastrophe

liegen wir eng
umschlungen auf meinem
schmalen Bett. Und in
diesem Augenblick
schwöre ich mir, dass ich
Rache nehmen werde.

19

Ein paar Tage später finde ich kurz vor Mitternacht einen Zettel, den man unter meiner Wohnungstür durchgeschoben hat. Ich mache die Tür auf, aber es ist niemand zu sehen. Die Botschaft lautet: *11, Rue de Grenelle – wenn Du Dir*

sicher bist.

Ich halte den Zettel über die Flammen im Kamin, er fängt Feuer, dann lasse ich ihn fallen. Zur Sicherheit zerstoße ich mit dem Schürhaken auch die Reste der Scheite zu Pulver. Wenn mein Dienstmädchen ein Spitzel ist, wovon ich ausgehe, dann wäre es wirklich ein

köstlicher Witz, wenn sie die Fetzen in der Statistik-Abteilung abliefern würde, damit sie sie dort wieder zusammensetzen. Ich versuche ständig, Louis davon zu überzeugen, dass solche Vorsichtsmaßnahmen nötig sind. Ich bitte ihn, wann immer möglich Mittelsmänner zu

benutzen. Ich rate ihm, einem Fremden Geld zu geben, damit der seine Botschaften überbringt. Ich wiederhole immer wieder: Vertraue nichts der Post an. Vermeide regelmäßige Verhaltensmuster. Wenn möglich, leg falsche Fährten – triff dich mit Leuten, deren Ansichten als verdächtig eingestuft

werden könnten allein aus dem Grund, deine Beschatter zu verwirren. Mach Umwege. Wechsle die Droschken. Denk immer daran, dass ihre Mittel zwar beträchtlich sein mögen, aber nicht unerschöpflich sind. Wir können sie ganz schön fertigmachen, wenn wir uns nur bemühen ...

Wenn ich schlafen gehe,
liegt mein Revolver immer
in Reichweite.

Morgens bringt mir die
Concierge die Zeitungen.
Sie legt sie vor die Tür. Ich
warte, bis sie wieder
gegangen ist, dann hole
ich sie herein. Ich gehe
wieder zurück ins
Schlafzimmer, lege mich
im Morgenmantel aufs Bett

und lese sie. Ich habe sonst nichts zu tun. Die Dreyfus-Affäre ist das alles beherrschende Thema. Sie entwickelt sich wie ein Fortsetzungsroman und ist von einer exotischen Schar an Figuren bevölkert, die ich kaum wiedererkenne, was auch für mich selbst gilt (»der dreiundvierzigjährige

erfolgreiche Junggeselle
und Meisterspion, der
seine früheren
Vorgesetzten verraten
hat«). Zu den neuesten
Wendungen in der
Handlung gehören
dreizehn Jahre alte Briefe
von Esterházy an seine
damalige Geliebte
Madame de Boulancy, die
schließlich im *Figaro*

gelandet sind. (»Wenn man mir heute Abend erzählen würde, dass ich morgen sterben würde, während ich wie ein Ulanenhauptmann meinen Säbel in einen Franzosen ramme, dann wäre ich der glücklichste Mensch. Ich würde keinem Hund etwas zuleide tun, aber mit Freuden würde ich

hunderttausend Franzosen
töten.«) Esterházy hat die
Briefe als von Juden
veranlasste Fälschungen
denunziert und durch
seinen Anwalt ein
Verfahren vor dem
Kriegsgericht gefordert,
das seinen Namen
reinwaschen soll – ein
Wunsch, dem die Armee
entsprochen hat. Émile

Zola hat eine weitere
seiner leidenschaftlich
beschwörenden
Schilderungen von
Dreyfus' Notlage verfasst:
»... ein von allen anderen
Menschen
abgeschnittenes Wesen,
isoliert nicht nur durch den
Ozean, sondern auch
durch elf Wachen, die ihn
Tag und Nacht wie eine

lebende Mauer umringen
...« Inzwischen hat in der
Abgeordnetenversammlung eine
umfassende Debatte über
die Affäre begonnen. Sie
wurde vom
Premierminister eröffnet,
der sich hinter dem
Bollwerk der Res iudicata
verschanzte. »Lassen Sie
mich eines von vornherein
klarstellen. Es gibt keinen

Fall Dreyfus! [Applaus] Es
gibt keinen Fall Dreyfus
und kann keinen geben!
[Anhaltender Applaus]«
Und um diesbezüglich
jeden Zweifel
auszuräumen, schickte
das Kriegsministerium
General Billot ans
Rednerpult, der die
Position der Regierung
sogar mit noch stärkeren

Worten bekräftigte. »Über Dreyfus wurde nach dem Gesetz gerichtet, und er wurde einstimmig verurteilt. Bei meiner Seele und meinem Gewissen als Soldat und Oberbefehlshaber der Armee halte ich diesen Richterspruch für rechtens und Dreyfus für schuldig.«

Ich lege die Zeitungen zur

Seite. Das geht wahrlich über jede Heuchelei hinaus, ja sogar über jede Lüge: Es ist zur Psychose geworden.

Meine Uniform hängt im Schrank wie die abgeworfene Haut aus einem früheren Leben. Ich bin offiziell nicht aus der Armee entlassen worden. Genau genommen bin ich

nur unbefristet beurlaubt
worden und warte auf das
Urteil der Pellieux-
Untersuchung und die
Antwort des Ministers.
Aber um keine
Aufmerksamkeit zu
erregen, trage ich lieber
Zivil. Kurz vor Mittag ziehe
ich einen dicken Mantel an,
setze die Melone auf,
nehme meinen Schirm aus

dem Ständer und gehe hinaus in den Tag.

Nach außen hin hoffe ich, dass die Maske, die ich zur Schau trage, meine gewohnt abgeklärte, ja ironische ist, denn ich habe mich noch nie in einer Lage befunden, die so übel war, auch nicht die momentane, dass sie nicht zumindest irgendein

Element der menschlichen Komödie enthalten hätte. Aber dann denke ich an Pauline und daran, wie sie auf meinem Bett lag und ständig die gleichen Worte wiederholte: Ich darf die Mädchen nicht mehr sehen ... Sie hat vor Pellieux eine eidesstattliche Aussage gemacht und ist dann vor der Presse in die Nähe von

Toulon geflüchtet, zu ihrem Bruder, der dort in der Marine dient, und ihrer Schwägerin. Louis kümmert sich um ihre juristischen Angelegenheiten. Er hat uns geraten, jeden Kontakt zu vermeiden, bis die Scheidung rechtskräftig sei. In stürmischem Regen haben wir uns unter den

Augen eines Agenten von der Sûreté im Bois de Boulogne voneinander verabschiedet. Was man ihr angetan hat, kann ich dem Generalstab sogar noch weniger verzeihen, als was man Dreyfus angetan hat. Zum ersten Mal in meinem Leben trage ich Hass mit mir herum. Er quält mich fast

physisch, als trüge ich ein verborgenes Messer in meinem Ärmel. Manchmal, wenn ich allein bin, möchte ich es herausziehen und mit dem Daumen über die kalte, scharfe Klinge fahren.

Wie üblich wartet auf der gegenüberliegenden Straßenseite mein Beschatter. Er lehnt an

dem Holzzaun, der die Baustelle umgibt, und raucht eine Zigarette. Zweifellos gibt es irgendwo in der Nähe noch einen zweiten Mann. Der dünne Bursche mit dem roten Bart, der dicken, braunen Jacke und der Schiebermütze ist mir früher schon aufgefallen. Er tut schon gar nicht

mehr so, als wäre er etwas
anderes als ein
Polizeiagent. Er schnippt
seine Zigarette auf den
Boden, steckt die Hände in
die Taschen und
schlendert mit etwa
zwanzig Schritten Abstand
hinter mir her. Wie ein
schlecht gelaunter
Kompaniechef beschließe
ich, dem Faulpelz ein

bisschen scharfen
Sonderdrill zu verpassen,
und beschleunige meine
Gangart, bis ich fast renne
– über die Avenue
Montaigne bis zur Place de
la Concorde und dann auf
die andere Seite des
Flusses zum Boulevard
Saint-Germain. Ich drehe
mich um. Trotz der
Dezemberkälte schwitze

ich. Nach seinem Aussehen zu urteilen, leide ich allerdings nicht halb so sehr wie mein Verfolger, dessen Gesicht inzwischen so rot wie sein Haar ist.

Was ich jetzt brauche, ist ein Hüter des Gesetzes, und ich weiß genau, wo ich einen finden kann, nämlich in der Nähe des Polizeireviers Saint-

Thomas-d'Aquin, wo an
der Kreuzung mit dem
Boulevard Raspail einer
Streife geht. »Monsieur!«,
rufe ich und gehe schnell
auf den Polizisten zu. »Ich
bin Oberstleutnant der
französischen Armee,
dieser Mann hier verfolgt
mich! Ich verlange, dass
Sie ihn verhaften und uns
beide zu Ihrem

Vorgesetzten bringen,
damit ich offiziell Anzeige
erstatten kann.«

Er schreitet mit
erfreulichem Eifer zur Tat.
»Sie meinen diesen Herrn
da, Herr Oberstleutnant?«,
sagt er und ergreift den
Arm des atemlosen
Agenten.

»He, lassen Sie ... mich
los, Sie ... Idiot!«, sagt der

rotbärtige Mann
schnaufend.

Der zweite Agent der
Sûreté, der mit einer
Aktenmappe aus Pappe
einen Handelsreisenden
mimt, lässt seine Tarnung
aufliegen und überquert
die Straße, um seinem
Partner beizustehen. Auch
er schwitzt und ist sauer.
Er lässt sich zu einer

beleidigenden Bemerkung
über die Intelligenz von
Streifenpolizisten im
Allgemeinen hinreißen,
worauf dem Hüter des
Gesetzes der
Geduldsfaden reißt und er
die beiden kurzerhand
verhaftet.

Zehn Minuten später
habe ich die Gelegenheit,
dem diensthabenden

Beamten auf dem Revier
meinen Namen und meine
Adresse zu hinterlassen,
und kann mich dann
wieder allein aus dem
Staub machen.

Die Rue de Grenelle
befindet sich gleich um die
Ecke. Nummer elf ist ein
imposantes altes
Gebäude. Ich schaue mich
nach allen Seiten um, ob

ich beobachtet werde,
dann drücke ich auf die
Klingel. Fast sofort macht
mir ein Dienstmädchen
auf. Hinter ihr im Flur steht
Louis. Nervös guckt er an
mir vorbei auf die Straße.
»Und du wirst auch nicht
beschattet?«

»Jetzt nicht mehr.« Ich
gebe dem Mädchen
meinen Schirm und Hut.

Hinter einer geschlossenen Tür sind männliche Stimmen zu hören.

Louis hilft mir aus dem Mantel. »Bist du dir ganz sicher, dass du das willst?«

»Wo sind sie? Da drin?«

Ich gehe zu der Tür und öffne sie selbst. Die sechs Männer mittleren Alters, die im Frack vor dem

prasselnden Kaminfeuer stehen, verstummen und drehen sich zu mir um. Der Anblick erinnert mich an ein Gruppenporträt von Fantin-Latour – *Hommage à Delacroix*. »Darf ich vorstellen, meine Herren, Oberstleutnant Picquart«, sagt Louis.

Kurz herrscht Schweigen, dann fängt einer der

Männer zu klatschen an –
ein Glatzkopf mit einem
struppigen Schnauzbart,
den ich als Georges
Clemenceau, den
linksgerichteten Politiker
und Herausgeber der
radikalen Zeitung *L'Aurore*
erkenne –, worauf auch
alle anderen in den
Applaus einfallen. Als Louis
mich in den Raum führt,

ruft ein eleganter, gut
aussehender Mann
aufgekratzt: »Bravo,
Picquart! Es lebe
Picquart!« Auch ihn
erkenne ich jetzt, von den
Überwachungsfotos, die so
oft über meinen
Schreibtisch gegangen
sind. Es ist Mathieu
Dreyfus. Während ich die
Runde mache und jedem

die Hand schüttele, stelle
ich fest, dass ich auch den
Rest vom Sehen oder
Hörensagen kenne: den
Verleger Georges
Charpentier, in dessen
Haus ich mich befinde; den
vollbärtigen Senator für
das Département Seine,
Arthur Ranc, der Älteste in
der Runde; Joseph
Reinach, ein

linksgerichteter Jude und
Mitglied der
Abgeordnetenversammlung;
und natürlich den
rundlichen Mann mit dem
Kneifer auf der Nase, dem
ich als Letztem vorgestellt
werde, Émile Zola.

.

Im Speisezimmer wird ein
exquisites Mittagssmahl

serviert, aber vor lauter Reden komme ich kaum zum Essen. Ich sage den anderen Gästen, dass ich ihnen meine Sicht der Dinge darlegen und dann sofort wieder gehen werde, da jede Minute, die wir zusammen verbrächten, die Gefahr erhöhe, dass unser Treffen bekannt werde. »Monsieur

Charpentier mag ja der Ansicht sein, dass seine Bediensteten über jeden Verdacht der Spitzelei für die Sûreté erhaben seien, aber bedauerlicherweise hat mich die Erfahrung anderes gelehrt.«

»Das kann ich nur bestätigen«, sagt Mathieu Dreyfus.

Ich verneige mich vor

ihm. »Das tut mir leid für Sie.«

An der Wand mir gegenüber hängt ein großes Gemälde von Renoir, das Charpentiers Frau und Kinder zeigt. Während ich meine Geschichte erzähle, wandert mein Blick gelegentlich zu dem Bild und ruft in mir das

seltsame Gefühl der
Ausgeschlossenheit
hervor, das einen
manchmal befallen kann.
Ich sage meinen Zuhörern,
dass sie sich einen
gewissen Oberst Armand
du Paty de Clam genauer
anschauen sollten, der der
erste Offizier gewesen sei,
der Dreyfus verhört habe,
und dessen schmutzige

Fantasie diese Affäre maßgeblich mitgestaltet habe. Ich schildere ihnen seine Verhörmethoden, die fast an Folter grenzten. Dann erzähle ich ihnen von meinem Vorgänger, Oberst Sandherr, einem kranken Mann, der fälschlicherweise davon überzeugt gewesen sei, der Spion komme aus dem

Generalstab. Ich sage, das größte Missverständnis in der Öffentlichkeit sei, dass das Material, das man an die Deutschen weitergegeben habe, von entscheidender militärischer Bedeutung gewesen sei, obwohl es sich nur um Banalitäten gehandelt habe. Trotzdem sei man mit Dreyfus auf so

extreme Weise
umgesprungen – der
Geheimprozess, die
Degradierung, die
Verbannung auf die
Teufelsinsel –, dass die
Welt irgendwie zu der
Überzeugung gelangt sei,
die Existenz Frankreichs
stehe auf dem Spiel. »Die
Leute glauben, da muss
mehr dahinterstecken,

obwohl in Wahrheit viel
weniger dahintersteckt.
Und je länger der Skandal
andauert, desto kolossaler
und absurder wird die
Diskrepanz zwischen dem
Ausmaß des
ursprünglichen
Verbrechens und den
gewaltigen Anstrengungen
zur Vertuschung des
Justizirrtums.«

Ich sehe, dass der am
Ende des Tische sitzende
Zola sich Notizen macht.
Ich mache eine Pause und
trinke einen Schluck Wein.
Eines der Kinder in dem
Renoir-Gemälde sitzt auf
einem großen Hund. Das
Muster des Fells
wiederholt sich in den
Farben des Kleids von
Madame Charpentier, das

heißt, die scheinbar natürliche Konstellation ist in Wahrheit kunstvoll arrangiert.

Ich fahre fort. Ohne geheime Informationen preiszugeben, erzähle ich den Anwesenden, wie ich vor über zwanzig Monaten den wahren Verräter, Esterházy, enttarnt hätte und dass Boisdeffre und

vor allem Billot meine
Nachforschungen zunächst
unterstützt, dann aber
plötzlich ihre Meinung
radikal geändert hätten, als
ihnen klar geworden sei,
dass das auf eine
Wiederaufnahme des
Dreyfus-Falles
hinauslaufen würde. Ich
berichte von meinem Exil
in Tunesien, dem Versuch

des Generalstabs, mich
auf ein
Himmelfahrtskommando
zu schicken, und davon,
wie man General Pellieux'
Untersuchung mit
Fälschungen und
Falschaussagen gefüttert
habe, um mich genauso
hereinzulegen wie Dreyfus.
»Wir befinden uns jetzt in
der grotesken Lage, meine

Herren, dass die Armee so fest entschlossen ist, einen Unschuldigen in Haft zu halten, dass sie den Schuldigen dabei unterstützt, seiner Bestrafung zu entgehen, und dass sie ebenso fest entschlossen ist, auch mich aus dem Weg zu räumen – wenn nötig, für immer.«

»Das ist haarsträubend«,
sagt Zola. »Die
erstaunlichste Geschichte,
die ich je gehört habe.«

»Man schämt sich für
Frankreich«, sagt Ranc.

Clemenceau macht sich
ebenfalls Notizen. »Wer
sind nach Ihrer
Auffassung,
Oberstleutnant Picquart,
die hochrangigen Offiziere

in der militärischen
Hierarchie, die sich der
schwersten Vergehen
schuldig gemacht haben?«

»Von den höheren
Dienstgraden sind das für
mich fünf Generäle:
Mercier, Boisdeffre,
Gonse, Billot und jetzt
auch Pellieux, der die als
Untersuchung getarnte
Vertuschungsaktion

durchführt.«

»Und was glauben Sie, Herr Oberstleutnant, was auf Sie jetzt zukommt?«, fragt Mathieu Dreyfus.

Ich zünde mir eine Zigarette an, ehe ich antworte. »Ich könnte mir vorstellen, dass sie mich, nachdem Esterházy offiziell von allen Vorwürfen entlastet ist, aus der

Armee entlassen und ins Gefängnis stecken.« Bei diesen Worten schwenke ich das Streichholz so entspannt wie möglich aus.

Ungläubiges Gemurmel am Tisch. »Aber selbst der Generalstab wird doch nicht so dumm sein, oder?«, sagt Clemenceau.

»Sie haben sich leider in eine Lage manövriert, die

ihnen nach ihrer Logik
keine Wahl mehr lässt.
Wenn Esterházy
unschuldig ist, und dafür
haben sie sich ja
entschieden, um eine
Wiederaufnahme des
Dreyfus-Falles zu
verhindern, dann folgt
daraus, dass die
Kampagne gegen ihn eine
niederträchtige

Verschwörung war, und da ich letztlich für diese Kampagne verantwortlich bin, muss ich bestraft werden.«

»Was sollen wir also Ihrer Meinung nach tun, Herr Oberstleutnant?«, fragt Reinach.

»Darüber habe nicht ich zu entscheiden. Ich habe Ihnen alles erzählt, was

mir möglich war, ohne Staatsgeheimnisse preiszugeben. Ich selbst kann weder Artikel noch ein Buch schreiben, da ich immer noch den Vorschriften der Armee unterstehe. Ich glaube allerdings, dass diese Affäre aus der Rechtsprechung des Militärs auf eine höhere

Ebene verlagert werden
muss. Die Einzelheiten
müssen in einem
schlüssigen
Zusammenhang dargestellt
werden, damit sie zum
ersten Mal in ihrer
Verhältnismäßigkeit
betrachtet werden
können.« Ich nicke zu dem
Renoir an der Wand
hinüber und sehe dann

Zola an. »Die Realität muss in ein Kunstwerk transformiert werden, wenn Sie so wollen.«

»Es ist schon ein Kunstwerk, Herr Oberstleutnant«, erwidert Zola. »Es fehlt nur noch die rechte Angriffsperspektive.«

•

Bevor eine Stunde
vergangen ist, drücke ich
meine Zigarette aus und
stehe auf. »Entschuldigen
Sie mich jetzt, meine
Herren, aber ich sollte als
Erster gehen. Ich würde
vorschlagen, dass Sie das
Haus nicht zusammen
verlassen, sondern in
Abständen von, sagen wir,
zehn Minuten. Bitte,

behalten Sie Platz.« Ich
wende mich an
Charpentier. »Gibt es
einen Hinterausgang?«

»Ja, hinten ist ein
Gartentor«, sagt er.
»Durch die Küche.
Kommen Sie, ich zeige
Ihnen den Weg.«

»Ich hole deine Sachen«,
sagt Louis.

Ich schüttele jedem der

Anwesenden zum
Abschied die Hand.
Mathieu umfasst mit
beiden Händen die meine.
»Meine Familie und ich
können Ihnen gar nicht
genug danken, Herr
Oberstleutnant.«

Die Herzlichkeit seines
Händedrucks hat etwas
Besitzergreifendes, das
mich peinlich berührt, ja

sogar frösteln lässt.

»Dafür gibt es keinen Grund«, sage ich. »Ich bin einfach meinem Gewissen gefolgt.«

Draußen auf der Straße ist die Luft rein. Mir kommt zugute, dass ich meinen Polzeischatten vorübergehend abschütteln konnte, sodass ich unbehelligt über den

Boulevard Saint-Germain
zum Haus der de
Comminges gehen kann.
Ich gebe dem Diener
meine Karte und werde in
die Bibliothek geführt,
während er nach oben
geht, um meine Ankunft zu
melden. Eine Minute
später fliegt die Tür auf,
Blanche stürzt auf mich zu
und wirft mir die Arme um

den Hals.

»Georges, mein
Liebling!«, ruft sie. »Weißt
du, dass du jetzt der
berühmteste Mensch bist,
den ich kenne? Wir sitzen
alle im Wohnzimmer beim
Tee. Los, komm mit, ich
will ein bisschen mit dir
angeben.«

Sie will mich mitziehen,
aber ich sträube mich. »Ist

denn Aimery da?«

»Ja, er wird dich bestimmt auch sehen wollen. Los, komm mit nach oben. Ich bestehe darauf.« Sie zieht wieder an meiner Hand. »Du musst uns alles erzählen.«

»Blanche«, sage ich sanft und nehme ihre Hand von meinem Arm. »Wir müssen miteinander

reden, privat, und Aimery sollte auch dabei sein. Würdest du ihn bitte holen?«

Zum ersten Mal scheint sie zu begreifen, dass es mir ernst ist. Sie lacht nervös. »O Georges«, sagt sie. »Das hört sich ja richtig bedrohlich an.« Aber dann geht sie, um ihren Bruder herzubitten.

Jugendlich wie immer schlendert Aimery in einem gut geschnittenen grauen Anzug zur Tür herein. Er trägt zwei Tassen Tee. »Hallo, Georges. Wenn du schon nicht zum Samowar kommen willst, dann kommt der Tee eben zu dir.«

Wie setzen uns an den Kamin. Während Aimery

an seinem Tee nippt und
Blanche eine ihrer
farbenprächtigen
türkischen Zigaretten
raucht, erzähle ich, wie
Blanches Name für ein
gefälschtes,
höchstwahrscheinlich von
du Paty ersonnenes
Telegramm benutzt wurde,
das mir nach Tunesien
geschickt wurde. Blanches

Augen leuchten. Sie scheint das für ein tolles Abenteuer zu halten. Aber Aimery wittert die Gefahr sofort.

»Warum sollte du Paty Blanches Namen benutzen?«

»Weil sie Germain Ducasse kennt, und Ducasse hat für mich bei einer

Geheimdienstoperation
gegen Esterházy
gearbeitet. Und jetzt sieht
es so aus, als gehörten wir
alle zu diesem imaginären
jüdischen Syndikat, das
auf Dreyfus' Freilassung
hinarbeitet.«

»Das ist doch völlig
lächerlich«, sagt Blanche
durch eine Rauchwolke
hindurch. »Kein Mensch

wird das auch nur eine Sekunde glauben.«

»Warum Blanches Name?«, fragt Aimery.
»Ich kenne Ducasse auch. Warum nicht mein Name?« Das scheint ihn tatsächlich zu verwirren. Er sieht mich an, dann seine Schwester. Wir trauen uns kaum, ihm in die Augen zu schauen. Einige verlegene

Sekunden verstreichen.
Aimery ist kein Dummkopf.
»Ah«, sagt er leise und
nickt bedächtig.

»Verstehe.«

»Herrgott noch mal«, ruft
Blanche gereizt. »Du bist
ja schlimmer als Vater.
Was spielt das schon für
eine Rolle?«

Aimery ist plötzlich sehr
angespannt und

schweigsam, verschränkt die Arme und schaut auf den Boden. Er überlässt die Antwort mir. »Leider spielt es eine Rolle, Blanche, weil man dich nämlich wegen des Telegramms befragen wird. Und dann landet es in den Zeitungen, und dann ist der Skandal da.«

»Dann ist er eben ...«

Aimery fährt ihr wütend über den Mund. »Sei einfach still, Blanche, ausnahmsweise, bitte! Das betrifft nicht nur dich. Das zieht die ganze Familie in diesen Schlamassel. Denk an deine Mutter. Und vergiss nicht, dass ich aktiver Offizier bin.« Er wendet sich an mich. »Wir müssen mit unseren

Anwälten reden.«

»Natürlich.«

»In der Zwischenzeit ist es besser, glaube ich, wenn du nicht mehr in dieses Haus kommst und wenn du jeglichen Kontakt zu meiner Schwester meidest.«

»Aimery ...«, sagt Blanche mit bittender Stimme.

Ich erhebe mich zum
Abschiednehmen. »Ich
verstehe.«

»Tut mir leid, Georges«,
sagt Aimery. »Aber es
geht nicht anders.«

.

Weihnachten und Neujahr
gehen vorüber, Ersteres
verbringe ich mit den
Gasts in Ville-d'Avray,

Letzteres mit Anna und Jules in der Rue Cassette. Pauline bleibt im Süden. Ich verkaufe einem Händler für fünftausend Francs meinen Érard-Flügel und schicke ihr das Geld.

Esterházy's Prozess vor dem Militärgericht ist für Montag, den 10. Januar 1898 angesetzt. Ich bin als

Zeuge vorgeladen, ebenso Louis. Da jedoch am Freitag vor der Verhandlung sein Vater in Straßburg nach langer Krankheit stirbt, wird Louis gestattet, zu seiner Familie fahren.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagt Louis.

»Mein lieber Freund, was gibt es da zu überlegen?«,

sage ich. »Los, fahr zu deiner Familie.«

»Aber der Prozess ... Du stehst allein da ...«

»Offen gesagt, ob du jetzt dabei bist oder nicht, auf den Ausgang hat das sowieso keinen Einfluss. Also, fahr!«

Am Montag stehe ich vor Morgengrauen im Dunkeln auf, ziehe den blassblauen

Uniformrock des 4.
Tunesischen
Schützenregiments an,
stecke mir das Band der
Ehrenlegion an und mache
mich, gefolgt von zwei
Polizeiagenten in Zivil, auf
den vertrauten Weg durch
Paris zum
Militärgerichtshof in der
Rue du Cherche-Midi.

Der Tag ist mir von

Anfang an feindselig
gesinnt. Es ist kalt und
grau, und es nieselt. Auf
der Straße zwischen
Gefängnis und Gerichtshof
steht ein Dutzend
Gendarmen mit
tropfnassen Umhängen
und Mützen, aber
nirgendwo sind Menschen
zu sehen, die sie in
Schach halten müssten.

Ich gehe über das
glitschige Pflaster des
Innenhofs in das
ehemalige Nonnenkloster,
in dem vor über drei
Jahren Dreyfus vor Gericht
stand. Ein Hauptmann der
Republikanischen Garde
führt mich in den
Aufenthaltsraum für
Zeugen. Ich bin der Erste.
Der kleine Raum hat über

Kopfhöhe ein vergittertes Fenster, der Boden ist gefliest, an den weiß gestrichenen Wänden stehen harte Holzstühle. Der Kohleofen in der Ecke kann die kalte Luft kaum erwärmen. Darüber hängt ein Bild von Jesus Christus mit einem zur Segnung erhobenen leuchtenden Zeigefinger.

Ein paar Minuten später steckt Lauth seinen blonden Haarschopf durch die Tür. An den Schulterstücken der Uniform erkenne ich, dass er zum Major befördert worden ist. Ein Blick auf mich, dann zieht er sich gleich wieder zurück. Fünf Minuten später kommt er mit Gribelin zurück. Sie

verziehen sich in die am weitesten von mir entfernte Ecke. Sie schauen nicht ein einziges Mal in meine Richtung. Warum sind sie hier, frage ich mich. Dann tauchen noch zwei meiner ehemaligen Offiziere auf. Auch sie gehen schnell an mir vorbei in die Kuschelecke. Du Paty betritt den Raum in einer

Haltung, als erwartete er zu seinem Einzug einen Tusch, wohingegen der unausweichlich rauchende G o n s e fast verstohlen hereinkommt. Alle zeigen mir die kalte Schulter, nur der polterige Henry, der die Tür hinter sich zuknallt, nickt mir im Vorbeigehen zu.

»Sie haben ja richtig

Farbe bekommen, Herr Oberstleutnant«, sagt er vergnügt. »Kommt wohl von der afrikanischen Sonne.«

»Und Ihre wohl vom Kognak.«

Er lacht lauthals und setzt sich dann in die Ecke zu den anderen.

Nach und nach trudeln die Zeugen ein. Mein alter

Freund Major Curé vom
74. Infanterieregiment
weicht sorgsam meinem
Blick aus. Ich erkenne den
Vizepräsidenten des
Senats, Auguste Scheurer-
Kestner, der mir die Hand
schüttelt und leise sagt:
»Gut gemacht, Herr
Oberstleutnant.« Mathieu
betritt den Raum mit einer
jungem, schlanken und

dunkelhaarigen Frau am Arm, die wie eine Witwe ganz in Schwarz gekleidet ist. Sie sieht so jung aus, dass ich sie für seine Tochter halte, bis er sie vorstellt. »Das ist Madame Lucie Dreyfus, Alfreds Frau. Lucie, das ist Oberstleutnant Picquart.« Sie lächelt mich anerkennend an, aber wir

sagen beide kein Wort. Mir
fallen ihre intimen,
leidenschaftlichen Briefe
ein, und sofort fühle ich
mich unwohl. *Ich flehe
Dich an, lebe für mich.*
Durch sein Monokel
mustert du Paty sie
aufmerksam und flüstert
Lauth etwas zu. Ich muss
an das Gerücht denken,
dass er ihr nach Dreyfus'

Verhaftung bei der
Durchsuchung ihrer
Wohnung Avancen
gemacht hat. Jetzt glaube
ich es.

Und so sitzen wir da, die
Militärs auf der einen und
ich mit den Zivilisten auf
der anderen Seite, und
lauschen den Geräuschen
im Stockwerk über uns:
den dumpfen Schritten auf

der Treppe, dem Befehl
»Präsentiert das Gewehr!«
beim Eintreffen der Richter
und dann einer langen
Stille, während der wir auf
Neuigkeiten warten.
Schließlich erscheint der
Gerichtsdienner und
verkündet, dass die von
der Familie Dreyfus
eingereichten Zivilklagen
abgewiesen seien und

folglich das erste
Kriegsgerichtsurteil gegen
Dreyfus nicht überprüft
werde und es Bestand
habe. Außerdem haben die
R i c h t e r mehrheitlich
entschieden, dass alle
Aussagen von
Armeeangehörigen nur
unter Ausschluss der
Öffentlichkeit vernommen
werden. Wir haben also die

Schlacht verloren, noch
bevor sie überhaupt
begonnen hat. Mit
routiniertem Gleichmut,
ohne eine Regung zu
zeigen, steht Lucie auf,
umarmt Mathieu und
verlässt den Raum.

Es vergeht eine weitere
Stunde, während der
vermutlich Esterházy
befragt wird, dann kommt

wieder der Gerichtsdienner
und ruft Mathieu Dreyfus
auf. Als derjenige, der die
Klage gegen Esterházy
beim Kriegsminister
eingereicht hat, hat er das
Vorrecht, als Erster gehört
zu werden. Er kehrt nicht
zurück. Fünfundvierzig
Minuten später wird
Scheurer-Kestner
aufgerufen. Auch er kehrt

nicht zurück. So verlassen
nach und nach mehrere
Handschriftenexperten und
Offiziere den Raum, bis
schließlich am
fortgeschrittenen
Nachmittag Gonse und die
Männer der Statistik-
Abteilung en bloc
aufgerufen werden. Alle
vermeiden den
Augenkontakt mit mir, nur

Gonse bleibt in letzter
Sekunde auf der
Türschwelle stehen, dreht
sich um und sieht mich an.
Sein Gesichtsausdruck
sagt mir nichts. Ist er
verblüfft, empfindet er
Hass, Mitleid, Bedauern?
Oder alles zusammen?
Oder will er sich ein letztes
Mal mein Gesicht
einprägen, bevor ich für

immer verschwinde? Er
starrt mich einige
Sekunden lang an, dann
dreht er sich auf dem
Absatz um, die Tür fällt ins
Schloss, und ich bleibe
allein zurück.

•

Ich warte mehrere
Stunden. Um mich warm
zu halten, stehe ich

gelegentlich auf und
vertrete mir die Beine.
Mehr denn je wünsche ich
mir, dass Louis jetzt da
wäre. Wenn ich jemals
daran gezweifelt habe,
jetzt bin ich mir sicher: Hier
findet kein Prozess gegen
Esterházy statt, sondern
gegen mich.

Als der Gerichtsdiener
mich holt, ist es schon

dunkel. Außer den
Anwälten befinden sich im
Gerichtssaal keine
Zivilisten, keine
Außenstehenden mehr. Im
Gegensatz zum eiskalten
Zeugenraum herrscht in
dem mit Männern
überfüllten Saal eine
warme, fast gesellige
Atmosphäre. Tabakrauch
hängt in der stickigen Luft.

Gonse, Henry, Lauth und die anderen Offiziere aus der Statistik-Abteilung beobachten mich, während ich zur Richterbank gehe. Hinter dem Vorsitzenden des Gerichts, General Luxer, sitzt ausgerechnet Pellieux. Links von mir sehe ich Esterházy, der mehr oder weniger genauso auf seinem Stuhl

lummelt, wie er mir vom
einzigsten Mal, dass ich ihn
gesehen habe, in
Erinnerung ist: die Beine
ausgestreckt, die Arme an
den Seiten
herunterhängend, so
entspannt, als wäre er
immer noch in jenem
Nachtklub in Rouen. Mir
bleibt nur Zeit für einen
kurzen Seitenblick, aber

wieder bin ich beeindruckt
von seiner eigentümlichen
Erscheinung. Der kahle,
seltsam zierliche runde
Kopf schraubt sich in die
Höhe, um sich mir
zuzuwenden. Ein
blitzendes Auge, wie das
eines Falken, nimmt mich
eine Sekunde lang ins
Visier und wendet sich
dann zuckend wieder ab.

Er scheint sich zu langweilen.

»Ihr Name?«, sagt Luxer.

»Marie-Georges

Picquart.«

»Geburtsort?«

»Straßburg.«

»Alter?«

»Dreiundvierzig.«

»Wann sind Sie zum ersten Mal auf den Angeklagten aufmerksam

geworden?«

»Etwa neun Monate nachdem ich zum Chef der Geheimdienstabteilung im Generalstab ernannt wurde ...«

Insgesamt sage ich etwa vier Stunden lang aus – eine Stunde am dunklen Spätnachmittag jenes Januartages und drei Stunden am nächsten

Morgen. Es ist sinnlos,
alles zu wiederholen, es ist
nur eine Neuauflage
meiner Anhörung vor
Pellieux'

Untersuchungskommission.
Tatsächlich scheint es
Pellieux selbst zu sein, der
– unter Missachtung
jeglicher Verfahrensregeln
– den Prozess steuert. Er
beugt sich vor und gibt

dem Vorsitzenden
flüsternd Hinweise. Er stellt
mir einschüchternde
Fragen. Und wenn ich die
Namen von Mercier,
Boisdeffre und Billot
erwähne, unterbricht er
mich und verbietet mir
scharf den Mund mit dem
Einwand, diese
hochdekorierten Offiziere
hätten für den Fall von

Major Esterházy nicht die geringste Bedeutung. Seine Methoden sind so plump, dass nach der Hälfte der Sitzung am Dienstagmorgen einer der Richter den Vorsitzenden zum Einschreiten auffordert. »Mir scheint, dass hier Oberstleutnant Picquart zum Angeklagten gemacht wird. Ich bitte

darum, dass ihm gestattet wird, die für seine Verteidigung nötigen Erklärungen abzugeben.«

Pellieux setzt ein mürrisches Gesicht auf und verstummt für kurze Zeit, aber Esterházy's junger Anwalt, Maurice Tézenas, springt sofort für ihn ein und setzt die Attacke fort.

»Oberstleutnant Picquart,
Sie haben von Beginn an
danach getrachtet, anstelle
von Dreyfus meinen
Mandanten zu
beschuldigen.«

»Das ist nicht wahr.«

»Sie haben das Petit Bleu
gefälscht.«

»Nein.«

»Sie haben sich mit
Ihrem Anwalt Maître

Leblois verschworen, um den Namen meines Mandanten in den Dreck zu ziehen.«

»Nein.«

»Sie haben ihm das Geheimdossier gezeigt, das bei der Verurteilung von Dreyfus eine Rolle gespielt hat. Das war Teil eines Komplotts, um das öffentliche Vertrauen in

das ursprüngliche Urteil zu untergraben.«

»Ich habe ihm das Dossier nicht gezeigt.«

»Kommen Sie, Herr Oberstleutnant, gestern vor diesem Gericht haben mehrere Zeugen genau das ausgesagt!«

»Das ist unmöglich. Wer sind diese Zeugen?«

»Oberstleutnant Henry,

Major Lauth und Monsieur Gribelin.«

Ungerührt schaue ich die drei an. »Dann haben sie sich geirrt.«

»Ich beantrage, die Offiziere aufzurufen, damit sie ihre Aussage wiederholen«, sagt Tézenas.

»Meine Herren, bitte.«
Luxer winkt sie mit dem

Finger zur Richterbank.
Aus Esterházy's
Gesichtsausdruck spricht
völliges Desinteresse, als
wohnte er einem
ausgesprochen zähen
Schauspiel bei, dessen
Ausgang er schon kennt.
Der Vorsitzende wendet
sich an Henry.
»Oberstleutnant Henry,
sind Sie sich jenseits jeden

Zweifels sicher, dass Sie
gesehen haben, wie
Oberstleutnant Picquart
Maître Leblois das
sogenannte
Geheimdossier gezeigt
hat?«

»Ja, Herr General. An
einem Nachmittag habe ich
ihn noch spät wegen einer
internen Sache in seinem
Büro aufgesucht, und da

habe ich das Dossier auf
seinem Schreibtisch
gesehen. Ich habe es
sofort erkannt, weil auf
dem Umschlag der
Buchstabe D stand, den
ich selbst dort
hingeschrieben habe. Der
Oberstleutnant hat gerade
seinem Freund, Monsieur
Leblois, ein bestimmtes
Schriftstück gezeigt, in

dem die Worte ›dieser Lump D‹ vorkommen. Ich habe alles so genau gesehen, wie ich Sie jetzt sehe, Herr General.«

Ich schaue ihn fassungslos an. Wie kann man nur so schamlos lügen? Er hält meinem Blick vollkommen ungerührt stand.

Ich erhalte den Befehl,

*einen Mann zu erschießen,
also erschieße ich ihn ...*

»Laut Ihrer Aussage
haben Sie dann das Büro
verlassen«, fährt Luxer
fort. »Anschließend haben
Sie Major Lauth und
Monsieur Gribelin sofort
von dem Vorfall berichtet.
Stimmt das?«

»Ja. Ich war zutiefst
schockiert.«

»Und Sie beide schwören, dass dieses Gespräch stattgefunden hat?«

»Ja, Herr General«, sagt Lauth mit inbrünstiger Stimme.

»Unbedingt, Herr General«, sagt Gribelin. Er wirft mir einen kurzen Blick zu. »Ich darf noch hinzufügen, dass ich auch

gesehen habe, wie
Oberstleutnant Picquart
das Dossier seinem
Freund gezeigt hat.«

Sie hassen mich
inzwischen weit mehr, als
sie jemals Dreyfus gehasst
haben. Ich bewahre die
Fassung. »Herr
Vorsitzender, darf ich Sie
bitten, Maître Leblois
aufzurufen und seine

Meinung dazu zu hören?«

»Leider hält sich Maître Leblois derzeit in Straßburg auf, Herr Vorsitzender«, sagt Tézenas.

»Nein«, sage ich. »Er hat den Leichnam seines Vaters nach Paris überführt, er ist gestern Nacht zurückgekommen. Er wartet unten.«

Tézenas zuckt mit den Achseln. »Tatsächlich? Pardon, das habe ich nicht gewusst.«

Louis wird geholt. Für einen Mann in Trauer ist er bemerkenswert gefasst. Befragt nach dem Treffen und dem Dossier, bestätigt er, dass es kein solches Treffen und kein solches Dossier gegeben habe, nur

irgendwelchen Unfug über
Brieftauben. Er wendet
sich an die Richterbank.
»Könnte das Gericht
Oberstleutnant Henry
fragen, wann dieser Vorfall
angeblich stattgefunden
hat?«

Luxer fordert Henry mit
einer Geste auf zu
antworten. »Das war im
September 96«, sagt

dieser.

»Nun, das ist völlig unmöglich«, sagt Louis.

»96 ist mein Vater erkrankt, und in dem Jahr war ich von August bis November ohne Unterbrechung in Straßburg. Ich kann es beweisen. Ich habe nämlich das Visum nur unter der Bedingung

erhalten, mich täglich bei den deutschen Behörden zu melden.«

»Ist es möglich, Oberstleutnant Henry, dass Sie sich bei dem Datum irren?«, sagt Luxer.

Henry wiegt den Kopf hin und her und mimt den scharf Nachdenkenden.

»Ja, kann sein. Es könnte früher gewesen sein.

Vielleicht auch später.«

»Vielleicht auch nie«,
sage ich. »Weil das
Geheimdossier nämlich
nicht vor August in meinen
Besitz gelangt ist, wie
Monsieur Gribelin
bestätigen kann. Er hat es
für mich aus Henrys
Schreibtisch geholt. Und
im Oktober wurde es mir
von General Gonse ...«

Ich zeige auf ihn. »...
wieder abgenommen. Das
alles kann also gar nicht so
gewesen sein.«

Zum ersten Mal gerät
Henry ins Schwitzen. Er
wird nervös. »Tja, ich weiß
nicht recht ... Ich kann nur
wiederholen, was ich
gesehen habe ...«

Pellieux kommt ihm zu
Hilfe. »Wenn Sie mir eine

Bemerkung erlauben, Herr Vorsitzender. Inzwischen ist ein Jahr vergangen, da ist es doch kein Wunder, wenn man sich nicht mehr an ein genaues Datum erinnern kann ...«

Luxer ist seiner Meinung. Die Sitzung wird fortgesetzt. Um Mittag werde ich aus dem Zeugenstand entlassen.

Das Schlusswort von Esterházy's Anwalt dauert fünf Stunden, bis acht Uhr abends. Während des Monologs seines Anwalts scheint Esterházy einmal kurz einzunicken. Sein kahler Schädel kippt nach hinten. Als die Richter sich schließlich erheben und

zur Urteilsfindung
zurückziehen, wird er aus
dem Saal geführt. Dabei
salutiert er vor mir auf eine
förmliche Weise, die mehr
als nur einen Anflug von
Hohn verrät. Mathieu
Dreyfus ist zur
Urteilsverkündung
zurückgekommen ist und
sitzt neben mir. »Was für
ein Dreckskerl!«, flüstert er

mir zu. Louis und ich stehen auf, um uns die Beine zu vertreten. Ich gehe davon aus, dass wir mehrere Stunden auf das Urteil warten müssen. Aber keine fünf Minuten später hören wir schon den Ruf »Präsentiert das Gewehr!«. Die Tür öffnet sich, die Richter kommen zurück, und der

Gerichtsdienener verliest das Urteil. »Im Namen des französischen Volkes ... befindet das Gericht einstimmig ... dass der Angeklagte unschuldig ist ... Er verlässt das Gericht als ein Mann mit unbefleckter Ehre ...«

Der Rest seiner Worte geht im stürmischen Beifall unter, der donnernd von

den Steinwänden
widerhallt. Meine
Offizierskameraden
trampeln mit den Füßen.
Sie klatschen. Sie jubeln
und rufen: »Es lebe die
Armee! Es lebe
Frankreich!« Und sogar:
»Tod den Juden!« Der
Ausgang war
vorherbestimmt, warum
bin ich dann so entsetzt

darüber? Aber das Vermögen des Menschen, sich mithilfe seiner Vorstellungskraft auf eine Katastrophe vorzubereiten, ist beschränkt. Mathieu und ich verlassen unter Buhrufen und Beschimpfungen den Raum: »Nieder mit dem Syndikat! Nieder mit Picquart!« Ich komme mir

vor, als wäre ich in einen Grubenschacht gestürzt, aus dem ich unmöglich wieder herausklettern kann. Alles versinkt in Dunkelheit – Dreyfus' Lage ist jetzt sogar noch schlimmer als vor sechs Monaten, er ist jetzt doppelt verurteilt. Es ist unvorstellbar, dass die Armee noch eine dritte

Anhörung durchführt.

Auf der Straße vor dem Innenhof, der in trübes Gaslicht getaucht daliegt, haben sich trotz der Kälte mehr als tausend Menschen versammelt. Sie klatschen rhythmisch und skandieren den Namen ihres Helden. »Es-ter-házy! Es-ter-házy!« Ich will nur noch weg. Ich gehe

auf das Tor zu, aber Louis und Mathieu halten mich zurück. »Du darfst jetzt nicht da raus, Georges«, sagt Louis. »Dein Foto war in allen Zeitungen. Die lynchen dich.«

In diesem Augenblick verlässt Esterházy das Gerichtsgebäude – eskortiert von Tézenas, Henry und du Paty, gefolgt

von einer applaudierenden
Entourage aus Soldaten in
schwarzer Uniform. Sein
triumphal verklärtes
Gesicht leuchtet fast. Er
trägt einen Umhang, den
er sich mit einer Geste
imperialen Größe über die
Schulter wirft, und tritt
dann hinaus auf die
Straße. Gewaltiger Jubel
brandet auf. Hände recken

sich ihm entgegen, um ihn zu berühren. Einer ruft: »Ehre dem Märtyrer der Juden!«

Mathieu berührt mich am Arm. »Wir sollten jetzt lieber gehen.« Er zieht seinen Mantel aus und legt ihn mir über die verräterische Uniform. Mit gesenktem Kopf, links und rechts von Mathieu und

Louis flankiert, betrete ich die Rue du Cherche-Midi. Wir drängeln uns in entgegengesetzter Richtung von Esterházy durch die Versammelten und gehen schnell über das nasse Pflaster auf die belebteren Straßen zu.

.

Am nächsten Tag ist die

Bestattung von Louis' Vater, Georges-Louis Leblois. Er war lutheranischer Priester, ein Verfechter des wissenschaftlichen Fortschritts und ein radikaler Denker, der die Göttlichkeit von Jesus Christus leugnete. Sein Wunsch war es, eingeäschert zu werden,

und da es dafür in
Straßburg keine
Einrichtung gibt, muss die
Zeremonie im neuen
Krematorium Père-
Lachaise in Paris
stattfinden. Die Stille des
riesigen Friedhofs mit
seinen schattigen Wegen
und die zu seinen Füßen in
der Ebene liegende graue
Stadt, die sich bis zu den

blauen Hügeln am Horizont
erstreckt, machen einen
tiefen Eindruck auf mich.
Die Trauergäste kommen
auf mich zu, schütteln mir
die Hand und drücken mir
mit gedämpfter Stimme ihr
Mitgefühl wegen des
gestrigen Urteils aus,
sodass ich mir fast
vorkomme, als wäre ich
selbst der Verstorbenen und

wohnte meiner eigenen
Trauerfeier bei.

Wie ich später erfahre,
unterzeichnet zu dieser
Zeit General Billot meinen
Haftbefehl. Als ich nach
der Beerdigung in meine
Wohnung zurückkomme,
finde ich die
Benachrichtigung vor, dass
ich am nächsten Tag in
Gewahrsam genommen

werde.

Sie kommen kurz vor Morgengrauen. Ich habe meine Zivilkleidung schon angelegt, der Koffer ist gepackt. Ein älterer Oberst in Begleitung eines Gefreiten klopft an meine T ü r und zeigt mir eine Kopie des Haftbefehls von General Billot: »Wegen schwerwiegender

Verletzung seiner beruflichen Pflichten sind Ermittlungen gegen Oberstleutnant Picquart durchgeführt worden. Er hat sich in seinem Dienst gravierender, gegen die Ordnung der Armee verstoßender Vergehen schuldig gemacht. Aufgrund dessen habe ich entschieden, dass er in der

Festungsanlage Mont-
Valérien unter Arrest
gestellt wird, bis weitere
Weisungen ergehen.«

»Entschuldigen Sie die
frühe Stunde«, sagt der
Oberst. »Aber wir wollten
möglichst diesen
grässlichen Zeitungsleuten
aus dem Weg gehen.
Dürfte ich um Ihren
Dienstrevolver bitten?«

Als wir die Treppe hinuntergehen, begegnen wir dem Hausverwalter Reigneau, der ein paar Häuser weiter wohnt. Der Lärm auf der Straße hat ihn neugierig gemacht. Er wird später *Le Figaro* meine Abschiedsworte mitteilen. »Sie sehen ja, was man mit mir macht. Aber ich bin ziemlich ruhig.

Sie haben sicherlich in der Zeitung gelesen, was so über mich erzählt wird. Halten Sie mich bitte auch weiter für einen ehrenhaften Menschen.«

Auf der Straße wartet eine große Militärkutsche mit zwei weißen Pferden. Es ist noch dunkel, über Nacht hat es gefroren. Das Licht einer roten Laterne

auf der Baustelle
gegenüber spiegelt sich
matt in den gefrorenen
Pfützen. Der Gefreite
nimmt mir den Koffer ab
und steigt neben dem
Kutscher auf den Bock,
während der Oberst höflich
den Schlag öffnet und mir
den Vortritt lässt. Die
Straße ist menschenleer,
außer Reigneau wird

niemand Zeuge meiner
Schmach. Wir biegen
rechts in die Rue Copernic
ein und fahren in Richtung
Place Victor-Hugo. An der
Ecke zum Kreisverkehr
stehen einige
Frühaufsteher für die
Morgenzeitung an, eine
noch längere Schlange hat
sich am Zeitungsstand an
der Place de l'Étoile

gebildet. Im Vorbeifahren kann ich die riesige Balkenüberschrift lesen: »J'Accuse ...!« Ich wende mich an den Oberst. »Würden Sie einem verurteilten Mann einen letzten Wunsch erfüllen? Könnten wir wohl kurz halten, damit ich mir eine Zeitung kaufen kann?«

» *E i n e Zeitung?*« Der

Oberst schaut mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Warum nicht, wenn Sie unbedingt wollen ...«

Er sagt dem Kutscher, er solle halten. Ich steige aus und gehe zurück zum Zeitungsstand. Der Gefreite folgt mir in diskretem Abstand. Geradeaus über der

Avenue du Bois de
Boulogne hellt sich gerade
der Himmel auf und lässt
die Umrisse der kahlen
Baumwipfel erkennen. Die
Zeitung, für die alle
anstehen, ist Clemenceaus
L'Aurore, und die
Überschrift, die quer über
alle sechs Spalten verläuft,
lautet:

J'Accuse ...!

*BRIEF AN DEN
PRÄSIDENTEN DER
REPUBLIK
von Émile Zola*

Ich stelle mich an, kaufe ein Exemplar und gehe dann langsam zur Kutsche zurück. Das Licht der Straßenlaternen reicht gerade aus, die Buchstaben zu erkennen.

Der Text nimmt die gesamte Titelseite ein, Tausende Worte einer Streitschrift in der Form eines Briefs an Präsident Fauré. (»Ich weiß um Ihre Rechtschaffenheit, und deshalb bin ich davon überzeugt, dass Sie die Wahrheit nicht kennen ...«) Ich überfliege die Spalten mit wachsender

Verwunderung.

*Man stelle sich vor:
General Billot und die
Generäle Gonse und
Boisdeffre wissen seit
einem Jahr, dass Dreyfus
unschuldig ist, und sie
behalten dieses
schreckliche Wissen für
sich? Und diese
Menschen schlafen des*

*Nachts, sie haben Frauen
und Kinder, die sie lieben!*

*Oberstleutnant Picquart
erfüllte seine Pflichten wie
ein ehrenhafter Mann. Im
Namen der Gerechtigkeit
setzte er seinen
Vorgesetzten hartnäckig
zu. Er beschwor sie, er
sagte ihnen, wie
undiplomatisch ihre
Verzögerungstaktik sei im*

Angesicht eines
heraufziehenden
fürchterlichen Sturms,
der losbrechen würde,
wenn die Wahrheit ans
Licht käme. Aber nein!
Das Verbrechen war
begangen, und der
Generalstab konnte es
nicht mehr eingestehen.
Und so wurde
Oberstleutnant Picquart

*auf Dienstreise geschickt.
Immer weiter schickten
sie ihn fort, bis nach
Tunesien, wo sie seinen
Mut schließlich mit einem
Einsatz zu vergelten
suchten, bei dem er mit
Sicherheit
niedergemetzelt worden
wäre.*

Mitten auf dem Trottoir

bleibe ich stehen.

*Die erstaunliche Folge
dieser
himmelschreienden
Umstände war, dass
Oberstleutnant Picquart,
der einzige anständige
Mann, der darin
verwickelt war, der als
Einzigster seine Pflicht
getan hatte, zum*

verhöhnzten und
bestraften Opfer wurde.
O Gerechtigkeit, welch
grässliche Verzweiflung
ergreift unser Herz? Man
hat sogar behauptet, er
selbst sei der Fälscher
gewesen, der das
Brieftelegramm
fabrizierte, um Esterházy
zu ruinieren. Ja! Wir
werden Zeuge eines

*schändlichen Spektakels,
in dem tief in Schuld und
Verbrechen verstrickte
Männer als unschuldig
gerühmt werden,
während die Ehre eines
Mannes, dessen Leben
ohne Makel ist,
niederträchtig angegriffen
wird. Eine auf dieses
Niveau herabgesunkene
Gesellschaft ist im*

Untergang begriffen.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Oberstleutnant, wir sollten jetzt wirklich weiterfahren«, sagt der Soldat hinter mir.

»Ja, natürlich. Lassen Sie mich das nur eben fertig lesen.«

Ich überfliege die Spalten und komme zum Schluss.

*Ich klage Oberst du Paty
de Clam an, der
teuflische Schöpfer
dieses Justizirrtums zu
sein ...*

*Ich klage General
Mercier, zumindest aus
geistiger Trägheit, der
Mittäterschaft an bei
einer der größten
Ungerechtigkeiten des
Jahrhunderts.*

*Ich klage General Billot
an, den sicheren Beweis
für Dreyfus' Unschuld in
Händen gehabt und
zurückgehalten zu haben
und sich so des
Verbrechens an
Menschlichkeit und
Gerechtigkeit schuldig
gemacht zu haben ...*

*Ich klage General
Boisdeffre und General*

*Gonse der Mittäterschaft
bei dem gleichen
Verbrechen an ...*

*Ich klage General
Pellieux an, eine
betrügerische
Untersuchung
durchgeführt zu haben ...*

*Ich klage die drei
Handschriftenexperten an
...*

Ich klage das

Kriegsministerium an ...

*Ich klage das erste
Kriegsgericht an, gegen
das Gesetz verstoßen zu
haben, indem es den
Angeklagten auf
Grundlage von geheimen
Beweismitteln verurteilt
hat, und ich klage das
zweite Kriegsgericht an,
auf Befehl wissentlich
einen schuldigen Mann*

freigesprochen zu haben

...

*Indem ich diese Anklage
vortrage, weiß ich sehr
wohl, dass ich mich
selbst wegen des
Vergehens der üblen
Nachrede angreifbar
mache ...*

*Man wage es also, mich
vor Gericht zu stellen und*

*die Untersuchung bei
hellem Tageslicht
durchzuführen!*

Ich warte.

*In tiefer Hochachtung,
Herr Präsident,
Émile Zola*

Ich falte die Zeitung
zusammen und steige in
die Kutsche.

»Irgendwas

Interessantes?«, fragt der
Oberst und gibt sich selbst
die Antwort.

»Wahrscheinlich nicht.

Steht nie was

Interessantes drin.« Er

schlägt gegen das Dach

der Kutsche: »Weiter!«

20

Mont-Valérien ist eine riesige, karreeförmige Festung am westlichen Stadtrand und einer der Stützpunkte des Verteidigungsringes rund um Paris. Ich werde über eine Wendeltreppe in den dritten Stock eines Flügels

geführt, der für Offiziere reserviert ist. Ich bin der einzige Häftling. Tag und Nacht hört man nur den Wind, der um die Festungsmauern weht. Meine Tür ist immer abgeschlossen, am Fuß der Treppe ist eine Wache postiert. Ich habe ein kleines Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und eine

Toilette. Durch die vergitterten Fenster bietet sich mir ein Panoramablick über die Seine und den Bois de Boulogne bis zum Eiffelturm, der acht Kilometer entfernt ist.

Falls meine Feinde im Generalstab der Meinung sind, dass ich angesichts dieser Unterbringung Not leide, so irren sie sich. Ich

habe ein Bett und einen
Stuhl, Stift und Papier und
jede Menge Bücher –
Goethe, Heine, Ibsen.
Proust schickt mir
freundlicherweise seinen
Erzählungsband *Freuden
und Tage*, meine
Schwester ein neues
französisch-russisches
Wörterbuch. Was kann ein
Mann mehr verlangen? Ich

bin inhaftiert, und ich bin befreit. Die einsame Bürde der Geheimhaltung, die ich in all den Monaten getragen habe, ist von mir genommen.

Zwei Tage nach meiner Inhaftierung sieht sich die Regierung genötigt, die Herausforderung, die Zola ihr aufgezwungen hat, anzunehmen, und verklagt

ihn wegen Verleumdung.
Die Sache wird nicht in
irgendeinem von der
Armee bewachten
Knastraum geheim
verhandelt werden,
sondern öffentlich vor dem
Schwurgericht im
Justizpalast. Der Fall
wurde an die Spitze der
Warteliste gesetzt, sodass
der Prozess zum

frühestmöglichen Termin stattfinden kann. Der Festungskommandant hat mir jeden Besuch untersagt, außer solchen von aktiven Offizieren. Aber auch er kann nicht verhindern, dass ich mit meinem Anwalt spreche. Louis bringt mir die Vorladung. Ich muss am Freitag, dem 11. Februar,

aussagen.

Ich studiere die
Vorladung. »Was passiert,
wenn Zola schuldig
gesprochen wird?«

Wir sitzen im
Besucherraum: vergitterte
Fenster, zwei einfache
Holzstühle, ein Holztisch.
Vor der Tür steht ein
Wachmann und stellt sich
taub.

»Er wandert für ein Jahr ins Gefängnis«, sagt Louis.

»Mutig, was er getan hat.«

»Verdammt mutig«, sagt Louis. »Allerdings wäre mir lieber gewesen, er hätte seinen Wagemut etwas gezügelt und ein klein wenig Umsicht walten lassen. Er hat sich hinreißen lassen und

konnte sich diesen einen Satz am Ende über das Kriegsgerichtsverfahren gegen Esterházy einfach nicht verkneifen. ›Ich klage das zweite Kriegsgericht an, auf Befehl wissentlich einen schuldigen Mann freigesprochen zu haben‹ – wegen dieses Satzes hat es die Regierung auf ihn abgesehen.«

»Nicht wegen der Anschuldigungen gegen Boisdeffre und die anderen?«

»Nein, das können sie alles ignorieren. Ihre Absicht ist es, den Prozess auf dieses winzige Thema zu beschränken, bei dem sie sicher gewinnen können. Außerdem wird das Gericht alles, was mit

Dreyfus zu tun hat, als unzulässig zurückweisen, es sei denn, es steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Esterházy-Prozess.«

»Dann verlieren wir also wieder?«

»Wenn man gekämpft hat, kann eine Niederlage manchmal auch ein Sieg sein.«

Im Kriegsministerium ist man zweifellos nervös wegen meiner Aussage. Ein paar Tage vor dem Prozess besucht mich ein alter Kamerad in der Festung Mont-Valérien, Oberst Bailloud, um mich zur Vernunft zu bringen. Er wartet, bis wir unten im Hof sind, wo ich mir jeden Tag zwei Stunden die

Seine vertreten darf, bevor er mit der Botschaft herausrückt.

»Ich bin von höchster Stelle befugt, dir etwas mitzuteilen«, sagt er pompös. »Wenn du ein wenig Zurückhaltung übst, wird deine Karriere keinen Schaden nehmen.«

»Das heißt, ich soll den Mund halten.«

»Sie haben das Wort Zurückhaltung benutzt.«

Ich kann mir nicht helfen, aber ich muss lachen. »Da steckt Gonse dahinter, stimmt's?«

»Das behalte ich lieber für mich.«

»Tja, du kannst ihm von mir ausrichten, dass ich immer noch weiß, was es heißt, Soldat zu sein, und

dass ich mein Bestes tun werde, um meine Verschwiegenheitspflicht mit meinen Verpflichtungen als Zeuge unter einen Hut zu bringen. Reicht das? Und jetzt verschwinde wieder nach Paris, alter Junge, und lass mich in Ruhe meine Runden drehen.«

Am Tag meiner Aussage

werde ich mit einer
Militärkutsche zum
Justizpalast auf die Île de
la Cité gebracht. Ich trage
die Uniform des 4.
Tunesischen
Schützenregiments. Ich
habe mein Wort gegeben,
keinen Fluchtversuch zu
unternehmen und nach
Ende der Verhandlung mit
meinen Gefängniswärtern

zur Festung Mont-Valérien
zurückzukehren. Als
Gegenleistung wird mir
gestattet, das Gebäude
wie ein freier Mann zu
betreten, ohne Eskorte.
Auf dem Boulevard du
Palais findet eine
antisemitische
Demonstration statt. »Tod
den Juden!«, skandieren
die Demonstranten. »Tod

den Verrätern! Ins Wasser
mit euch, Judenpack!«
Man erkennt mein Gesicht,
vielleicht von den
widerwärtigen Karikaturen
aus *La Libre Parole* und
ähnlichen Schmutzblättern.
Ein paar Schlägertypen
lösen sich aus der Menge
und versuchen mir in den
Hof und die Stufen des
Justizpalastes hinauf zu

folgen, aber die
Gendarmen stellen sich
ihnen in den Weg. Ich
verstehe jetzt, warum
Mathieu Dreyfus erklärt
hat, er würde der
Verhandlung fernbleiben.

In der hohen, an diesem
trüben Februartag von
elektrischen Lampen hell
erleuchteten Kuppelhalle
des Justizpalastes herrscht

ein Lärm wie in einer
extravaganten
Bahnhofshalle. Es wimmelt
von Menschen, von
Schreibern und
Gerichtsboten, die mit
juristischen Schriftstücken
unter dem Arm
herumwuseln, von
Anwälten in schwarzen
Roben, die tratschen oder
sich mit ihren Mandanten

beraten, von besorgten Klägern und Angeklagten, von Zeugen, Gendarmen, Reportern, Armeeoffizieren und armen Leuten, die Schutz vor der winterlichen Kälte suchen, von höchst modisch gekleideten Damen und Herren, die eine Eintrittskarte für den sensationellen Zola-Prozess ergattert haben –

Menschen aus allen
Schichten drängen sich in
der Salle des Pas-Perdus
und in der endlosen
Galerie des Prisonniers.
Glocken werden geläutet.
Rufe und Schritte hallen
vom Marmor wider.
Abgesehen von einigen
Remplern und neugierigen
Blicken bewege ich mich
mehr oder weniger

unbemerkt durch die
Menge. Als ich den
Zeugenraum gefunden
habe, nenne ich dem
Amtsdiener meinen
Namen, und eine halbe
Stunde später werde ich
aufgerufen.

Erste Eindrücke vom
Schwurgericht:
majestätische Ausmaße,
schwere Holzpaneele und

glänzende
Messingapplikationen,
dicht
nebeneinandersitzende
Menschen, das Summen
ihrer Stimmen. Schlagartig
herrscht Stille, als ich mit
klackenden Stiefeln über
den Parkettboden des
Mittelgangs gehe, das
kleine Holztürchen in der
Barriere öffne, die den

Richter und die
Geschworenen von den
Zuschauern trennt, und
dann den
halbkreisförmigen
Zeugenstand vor der
Richterbank betrete.

»Nennen Sie Ihren
Namen, Herr Zeuge.«

»Marie-Georges
Picquart.«

»Wohnort?«

»Mont-Valérien.«

Das Gelächter verschafft mir die Gelegenheit, mich auf die Schnelle zu orientieren: an einer Seite von mir die Bänke mit den zwölf Geschworenen, allesamt normale Geschäftsleute; vor mir, auf einem erhöhten Podest, der große, rundgesichtige Richter

Delegorgue in seiner
scharlachroten Robe;
hinter ihm der Avocat
général Van Cassel als
Vertreter der Regierung
mit einem Dutzend
weiterer Anwälte, die in
ihren schwarzen Talaren
wie Priester aussehen; an
einem Tisch Zola und der
Mitangeklagte Perrenx,
Geschäftsführer von

L'Aurore; daneben deren
Anwälte, Fernand Labori
für Zola, Albert
Clemenceau für Perrenx,
sowie Georges
Clemenceau, der, obwohl
kein Anwalt, irgendwie
einen Platz an ihrem Tisch
ergattert hat; und hinter
mir wie eine versammelte
Kirchengemeinde die
Zuschauer, zu denen auch

ein großer Block aus Offizieren in dunkler Uniform gehört, darunter Gonse, Pellieux, Henry, Lauth und Gribelin.

Labori steht auf. Er ist ein junger Riese, groß und breit, blond und vollbärtig. Eine Piratengestalt, die man den Wikinger nennt, berühmt für sein aggressives Auftreten.

»Berichten Sie uns,
Oberstleutnant Picquart,
was Sie über den Fall
Esterházy wissen«, sagt
er. »Über die von Ihnen
durchgeführte Ermittlung
und über die
Begleitumstände und
Folgen Ihres Ausscheidens
aus dem
Kriegsministerium.«

Er setzt sich.

Ich umklammere das
Holzgeländer des
Zeugenstands, damit das
Zittern meiner Hände nicht
auffällt, und hole Luft. »Im
Frühjahr 1896 gelangten
die Bruchstücke eines
Brieftelegramms in meinen
Besitz ...«

•

Gelegentlich trinke ich

einen Schluck Wasser,
sonst spreche ich über
eine Stunde ohne
Unterbrechung. Ich stütze
mich auf meine Erfahrung
als Dozent an der
Kriegsakademie. Ich
versuche mir vorzustellen,
ich hielte eine
außergewöhnlich komplexe
Topografiestunde. Ich
spreche ohne Notizen.

Außerdem bin ich fest
entschlossen, Haltung zu
bewahren, höflich, präzise
und sachlich zu bleiben,
keine Geheimnisse zu
verraten und mich nicht zu
persönlichen Angriffen
hinreißen zu lassen. Ich
beschränke mich auf die
erdrückende Beweislast
gegen Esterházy: das Petit
Bleu, Esterházy's

unmoralischen Charakter,
seine Geldnot, sein
verdächtiges Interesse an
Artillerie-Angelegenheiten,
die Tatsache, dass seine
Handschrift mit der des
Bordereaus identisch ist.
Ich schildere, wie ich
meine Vorgesetzten von
meinem Verdacht
unterrichtete, wie ich
schließlich in Nordafrika

landete und mit welchen
Intrigen mir seitdem
zugesetzt wird. Der
überfüllte Gerichtssaal hört
mir in vollkommener Stille
zu. Ich spüre, dass meine
Worte ins Schwarze
treffen. Wenn ich mich
umdrehe und mein Blick
zufällig auf die Offiziere
des Generalstabs fällt,
schaue ich in zunehmend

grimmigere Gesichter.

Am Ende befragt Labori mich. »Glauben Sie, Herr Zeuge, dass diese Intrigen das alleinige Werk von Major Esterházy waren, oder glauben Sie, dass Major Esterházy Komplizen hatte?«

Ich denke nach, bevor ich antworte. »Ich glaube, er hatte Komplizen.«

»Komplizen im
Kriegsministerium?«

»Es muss zweifellos
einen Komplizen gegeben
haben, der mit den
Vorgängen im
Kriegsministerium vertraut
war.«

»Welches war Ihrer
Meinung nach das
belastendere Beweisstück
gegen Major Esterházy –

der Bordereau oder das
Petit Bleu?«

»Der Bordereau.«

»Haben Sie das General
Gonse gesagt?«

»Ja.«

»Wie war es dann
möglich, dass General
Gonse Sie anweisen
konnte, den Fall Dreyfus
vom Fall Esterházy zu
trennen?«

»Ich kann Ihnen nur wiederholen, was er gesagt hat.«

»Aber wenn Major Esterházy der Verfasser des Bordereaus ist, dann wäre die Klage gegen Dreyfus gegenstandslos?«

»Ja, deshalb habe ich auch nie einen Sinn darin gesehen, die beiden Fälle zu trennen.«

Der Richter schaltet sich ein. »Erinnern Sie sich daran, Maître Leblois in Ihr Büro bestellt zu haben?«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich an das Datum?«

»Das war im Frühjahr 96. Ich wollte seinen Rat in einer Sache, in der es um Brieftauben ging.«

»Monsieur Gribelin«, sagt

der Richter. »Würden Sie bitte vortreten? Sie haben das anders in Erinnerung, oder?«

Ich drehe mich halb um und sehe, wie Gribelin von seinem Platz zwischen den Offizieren des Generalstabs aufsteht. Er kommt vor und bleibt neben mir stehen. Er schaut mich nicht an.

»Ja, Herr Vorsitzender.
An einem Abend im
Oktober 96 habe ich
Oberstleutnant Picquart in
seinem Büro aufgesucht,
weil ich um ein paar Tage
Urlaub bitten wollte. Er saß
an seinem Schreibtisch.
Links vor ihm lag die Akte
mit der
Brieftaubengeschichte,
rechts das

Geheimdossier.«

Der Richter schaut mich an. »Monsieur Gribelin irrt sich«, sage ich höflich. »Entweder lässt ihn sein Gedächtnis im Stich, oder er hat die Akten verwechselt.«

Gribelin versteift sich. »Ich bleibe dabei. Ich habe das Dossier gesehen.«

Fest entschlossen, mich

zu beherrschen, lächele ich ihn an. »Und ich bleibe dabei, dass Sie es nicht gesehen haben.«

Der Richter unterbricht. »Oberstleutnant Picquart, haben Sie Monsieur Gribelin einmal gebeten, einen Brief abstempeln zu lassen?«

»Einen Brief abstempeln zu lassen?«

»Einen Brief nicht mit dem Datum seines Eintreffens, sondern mit einem früheren Datum abstempeln zu lassen?«

»Nein.«

»Erlauben Sie, dass ich Ihr Gedächtnis auffrische«, sagt Gribelin sarkastisch.

»Sie sind an einem Nachmittag um zwei Uhr in Ihr Büro zurückgekommen.

Sie haben mich holen lassen, und während Sie Ihren Mantel ausgezogen haben, forderten Sie mich auf, für Sie zur Post zu gehen und dort einen Brief abstempeln zu lassen.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Aber haben Sie nicht Major Lauth den gleichen Auftrag gegeben?«, sagt

der Richter.

»Nein.« Ich schüttele den Kopf. »Niemals.«

»Major Lauth, würden Sie bitte vortreten?«

Lauth steht von seinem Platz neben Henry auf und tritt zu uns vor. Wie auf dem Exerzierplatz blickt er geradeaus.

»Oberstleutnant Picquart hat mich beauftragt, das

Petit Bleu so
wiederherzustellen, dass
man die Risse nicht mehr
sieht. Er sagte: ›Glauben
Sie, wir könnten das auf
der Post abstempeln
lassen?‹ Außerdem hat er
gesagt, ich solle bezeugen,
dass ich die Handschrift in
dem Petit Bleu als die
eines bestimmten
ausländischen Herrn

wiedererkannt hätte. Aber ich sagte ihm, ich hätte diese Handschrift noch nie gesehen.«

Ich schaue die beiden an. Die jahrelange Zusammenarbeit mit Spionen hat sie wahrlich in geschickte Lügner verwandelt. Ich beiße die Zähne zusammen. »Aber das Schriftstück war in

sechzig Teile zerrissen«,
sage ich. »Es war mit
Klebestreifen wieder
zusammengefügt worden,
und zwar auf der Seite, auf
der auch die Adresse
stand. Wie hätte man da
einen Stempel aufdrücken
sollen? Das hätte
lächerlich ausgesehen.«

Beide schweigen.

Labori steht wieder auf.

Er schiebt die Ärmel seiner Robe zurück und wendet sich an Lauth. »Sie behaupten in Ihrer eidesstattlichen Aussage, Oberstleutnant Picquart habe problemlos das Petit Bleu zu dem noch nicht gesichteten Geheimmaterial hinzufügen können, das sich noch in der Papiertüte

in seinem Tresor befunden habe – mit anderen Worten, das Material ist manipuliert.«

»Das stimmt. Das hätte er.«

»Aber Sie haben keinen Beweis dafür, oder?«

»Trotzdem bin ich der Überzeugung, dass er es getan hat.«

»Oberstleutnant

Picquart?«

»Wenn Major Lauth das glaubt, heißt das noch nicht, dass es auch stimmt.«

»Lassen Sie uns noch einmal zu dem Vorfall mit dem Geheimdossier zurückkehren«, sagt der Richter. »Oberstleutnant Henry, würden Sie bitte vortreten?«

Henry erhebt sich schwerfällig und kommt nach vorn. Aus der Nähe kann ich sehen, dass er aufgeregt ist. Sein Gesicht ist rot angelaufen, er schwitzt. Alle drei scheinen unter großer Anspannung zu stehen. Es ist eine Sache, vor einem kleinen und geheimen Militärgericht Lügen zu

erzählen, eine ganz andere ist es, hier zu lügen. Vermutlich haben sie nie damit gerechnet. »Es war im Oktober, glaube ich«, sagt Henry. »An das genaue Datum konnte ich mich nie erinnern. Ich weiß nur, dass auf seinem Schreibtisch eine aufgeschlagene Akte lag. Der Oberstleutnant saß

am Schreibtisch, links von ihm Monsieur Leblois, und vor ihnen lagen mehrere Akten, und eine davon war das Geheimdossier, das ich mit blauem Stift gekennzeichnet hatte. Der Umschlag war offen, und das fragliche Schriftstück, in dem die Worte ›dieser Lump D‹ vorkommen, lag daneben.«

»Was sagen Sie dazu, Oberstleutnant Picquart?«, fragt der Richter.

»Ich wiederhole, dass das Geheimdossier in Anwesenheit von Maître Leblois niemals auf meinem Schreibtisch lag, weder geöffnet noch geschlossen. Wie auch immer, der Vorfall kann sich unmöglich so

abgespielt haben, wie von
Oberstleutnant Henry
geschildert, da Maître
Leblois nachweislich erst
am 7. November wieder
nach Paris zurückgekehrt
ist.«

»Na und, *ich* sage, es
war Oktober«, poltert
Henry los. »Ich habe
immer gesagt, es war
Oktober, was anderes

kann ich jetzt auch nicht sagen.«

»Darf ich Oberstleutnant Henry ein paar Fragen stellen?«, sage ich zu dem Richter. Er macht eine zustimmende Handbewegung. Ich drehe mich zu Henry. »Durch welche Tür haben Sie mein Büro betreten, durch die gegenüber von meinem

Schreibtisch oder durch die kleine Seitentür?«

»Durch die große, die Haupttür«, sagt er nach kurzem Zögern.

»Wie weit sind Sie in das Büro hineingegangen?«

»Nicht weit. Genau weiß ich das nicht mehr, vielleicht einen halben oder ganzen Schritt.«

»Halber Schritt, ganzer

Schritt, jedenfalls müssen Sie auf der anderen Seite des Schreibtischs gestanden haben – also mir gegenüber, ich saß hinter dem Schreibtisch. Wie konnten Sie da das Schriftstück erkennen?«

»Ich habe es ganz sicher erkannt.«

»Auch wenn das Schriftstück unmittelbar

vor Ihren Augen gelegen hätte, das Schriftbild ist viel zu schwach, als dass man etwas hätte erkennen können. Wie wollen Sie es dann aus größerer Entfernung erkannt haben?«

»Hören Sie, Herr Oberstleutnant«, erwidert er und versucht sich mit Großmäuligkeit aus der

Zwangslage zu befreien.
»Ich kenne dieses
Schriftstück besser als
jeder andere, und ich
würde es auch noch aus
zehn Metern Entfernung
erkennen. Daran besteht
überhaupt kein Zweifel.
Also, zum allerletzten Mal
jetzt: Sie wollen wissen,
was gespielt wird? Können
Sie haben!« Er zeigt auf

mich und wendet sich dann
an die Geschworenen.
»Oberstleutnant Picquart
lügt!«

Er spricht die Worte in
genau dem gleichen
theatralischen Ton aus und
vollführt die gleiche
anklagende
Handbewegung wie schon
im Prozess gegen Dreyfus.
Der Verräter ist dieser

Mann! Der Gerichtssaal stöhnt auf, und in diesem Augenblick vergesse ich meinen Schwur, Ruhe zu bewahren. Er hat mich gerade einen Lügner genannt. Ich drehe mich wieder zu Henry um und hebe die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. »Sie haben nicht das Recht, so etwas zu

behaupten! Ich fordere
Satisfaktion für diese
Bemerkung!«

Als die Zuschauer
begreifen, dass ich Henry
gerade zum Duell
gefordert habe, bricht ein
Tumult aus. Manche
applaudieren, manche
johlen höhnisch. Henry
schaut mich überrascht an.
Ich nehme kaum wahr,

dass der Richter mit dem Hammer auf den Tisch schlägt, um die Ruhe wiederherzustellen. Ich kann mich nicht mehr beherrschen. Die Enttäuschungen der letzten eineinhalb Jahre brechen aus mir hervor. »Meine Herren Geschworenen, Sie haben heute erlebt, dass Männer

wie Oberstleutnant Henry,
Major Lauth und der Leiter
des Archivs, Gribelin, die
abscheulichsten
Anschuldigungen gegen
mich erhoben haben. Sie
haben gerade gehört, dass
Oberstleutnant Henry mich
einen Lügner schimpft. Sie
haben Major Lauth gehört,
der mich ohne den Hauch
eines Beweises der

Fälschung des Petit Bleu beschuldigt. Nun, meine Herren, wissen Sie, warum all das geschieht? Die Architekten der Affäre Dreyfus sind ...«

»Herr Oberstleutnant ...«, sagt der Richter mit warnender Stimme.

»... sind Oberstleutnant Henry und Monsieur Gribelin, die, unterstützt

von Oberst du Paty de
Clam und angeleitet von
General Gonse, die Fehler
unter den Teppich kehren,
die unter der Ägide meines
Vorgängers Oberst
Sandherr gemacht worden
sind. Sandherr war ein
kranker Mann, der schon
unter den
Lähmungserscheinungen
litt, an denen er später

starb, und diese Männer
haben ihn seitdem gedeckt
– vielleicht aus
missverstandener
Loyalität, vielleicht um die
Abteilung zu schützen. Ich
weiß es nicht. Und soll ich
Ihnen sagen, worin in ihren
Augen mein Verbrechen
bestand? Dass ich daran
geglaubt habe, unsere
Ehre könne besser

verteidigt werden als mit blindem Gehorsam. Aus diesem Grund werde ich jetzt schon seit Monaten verleumdet, von Zeitungen, die für ihre üble Nachrede und ihre Lügen bezahlt werden.«

»Jawohl!«, schreit Zola, und der Richter schlägt wieder mit dem Hammer auf den Tisch, um mich

zum Schweigen zu
bringen. Ich lasse nicht
locker.

»Seit Monaten mache ich
das Schrecklichste durch,
was ein Offizier
durchmachen kann. Meine
Ehre wird verletzt, und ich
habe keine Möglichkeit,
mich zu verteidigen. Und
morgen werde ich vielleicht
aus meiner geliebten

Armee entfernt, der ich
fünfundzwanzig Jahre
meines Lebens gewidmet
habe. Nun, so soll es denn
sein. Ich glaube immer
noch, dass es meine
Pflicht war, mich um
Wahrheit und
Gerechtigkeit zu bemühen.
Ich glaube, besser kann
kein Soldat seiner Armee
dienen. Und außerdem

glaube ich, dass es meine Pflicht als Ehrenmann war.« Ich wende mich wieder an den Richter und füge leise hinzu. »Das ist alles, was ich zu sagen habe.«

Hinter mir ist vereinzelt Klatschen und jede Menge Gejohle zu hören. Eine einsame Stimme ruft: »Es lebe Picquart!«

.

Um dem Mob aus dem Weg zu gehen, muss ich an jenem Abend durch einen Seitenausgang auf den Quai des Orfèvres geschleust werden. Am blutroten Himmel über dem Justizpalast treiben Funken vorüber, und als wir um die Ecke biegen,

sehen wir auf der
Promenade am anderen
Seineufer mehrere
Hundert Menschen, die
Bücher verbrennen – Zolas
Bücher, wie ich später
erfahre, sowie Zeitschriften
und Zeitungen, die mit
Dreyfus sympathisieren.
Der Anblick der Gestalten,
die in der Dunkelheit um
die Flammen

herumtanzen, hat etwas
Heidnisches an sich. Die
Gendarmen müssen
unserer Kutsche
gewaltsam den Weg
bahnen. Der Kutscher hat
alle Hände voll zu tun, die
scheuenden Pferde im
Zaum zu halten. Wir
überqueren den Fluss und
haben kaum hundert Meter
auf dem Boulevard de

Sébastopol zurückgelegt,
als wir das Splittern von
Fensterscheiben hören
und der Mob in der Mitte
der Straße an uns
vorüberläuft. Ein Mann
schreit: »Nieder mit den
Juden!« Sekunden später
fahren wir an einem
Geschäft mit
eingeschlagenen Scheiben
vorbei. Das Ladenschild

mit dem Namen Levy & Dreyfus ist mit Farbe beschmiert.

.

Am nächsten Tag werde ich nicht ins Schwurgericht gebracht, sondern in einen anderen Teil des Justizpalastes. Dort befragt mich ein Richter namens Paul Bertulus zu

den gefälschten Botschaften, die ich in Tunesien erhalten habe. Er wurde von General Billot mit dieser Aufgabe betraut und ist etwa Mitte vierzig, groß, gut aussehend, charmant. Die Enden seines Schnauzbarts sind nach oben gezwirbelt, er trägt eine rote Nelke im Knopfloch und sieht aus,

als fühlte er sich auf der
Rennbahn Longchamp
woher als hier. Vom
Hörensagen weiß ich, dass
er konservativ, Royalist
und ein Freund von Henry
ist, was vermutlich der
Grund ist, warum man ihn
ausgewählt hat. Deshalb
habe ich auch nur die
geringsten Erwartungen,
was seine

Gewissenhaftigkeit als
Ermittler angeht.
Stattdessen wird er zu
meiner Überraschung
immer verstörter, je länger
ich beschreibe, was mir in
Nordafrika widerfahren sei.

»Lassen Sie mich das
noch einmal klarstellen,
Herr Oberstleutnant. Sie
sind sich ganz sicher, dass
es nicht Mademoiselle

Blanche de Comminges
war, die Ihnen diese
Telegramme geschickt
hat?«

»Ja, sie ist ohne jeden
Zweifel von Oberst du Paty
in die Affäre hineingezogen
worden.«

»Und warum sollte er das
tun?«

Ich schaue zu dem
Stenografen, der meine

Aussage mitschreibt. »Ich
wäre bereit, Ihnen das zu
erklären, Monsieur
Bertulus, aber nur unter
vier Augen.«

»Das ist nicht die übliche
Vorgehensweise, Herr
Oberstleutnant.«

»Das ist auch keine
übliche Angelegenheit.«

Der Richter überlegt.
»Also gut,« sagt er

schließlich. »Allerdings müssen Sie sich darüber im Klaren sein, dass ich entsprechend Ihrer Aussage handeln muss, ob Sie das wollen oder nicht.«

Ich bin einverstanden, da ich den Eindruck habe, dass ich ihm trauen kann. Nachdem der Stenograf das Zimmer verlassen hat, erzähle ich ihm die

Geschichte von du Patys
Liaison mit Blanche, wobei
ich besonders das Detail
des gestohlenen, angeblich
von einer verschleierten
Frau zurückgegebenen
Briefs hervorhebe.

»Deshalb glaube ich, dass
du Paty da irgendwie seine
Finger im Spiel hat. Seine
Fantasie ist
sensationslüstern, aber

beschränkt. Ich bin mir
sicher, dass Esterházy
diese romanhafte
Arabeske von der
verschleierte Dame, die
ich angeblich kenne, von
du Paty hat.«

»Das klingt nicht sehr
glaubhaft.«

»Ich weiß, aber jetzt
können Sie verstehen, wie
verheerend es für

Mademoiselle de
Comminges'
gesellschaftliche Stellung
wäre, wenn diese Details
bekannt würden.«

»Sie wollen also
andeuten, dass Oberst du
Paty mittels gefälschter
Botschaften das direkte
Verbindungsglied zwischen
Major Esterházy's
Anschuldigungen und einer

Verschwörung gegen Sie darstellt, die von offizieller Seite gebilligt wird?«

»Ja.«

»Gehört Fälschung zu den allgemein gebräuchlichen Arbeitsmethoden im Geheimdienst?«

Ich muss mich zusammenreißen, um angesichts solcher Naivität

nicht zu lächeln. »Über einen Polizisten von der Sûreté, Jean-Alfred Desvernine, habe ich einmal einen Fälscher mit dem Pseudonym Lemercier-Picard kennengelernt. Ich schlage vor, Sie unterhalten sich mit ihm darüber. Er könnte Ihnen weiterhelfen.«

Bertulus notiert sich den

Namen und ruft dann den Stenografen wieder herein.

.

Am Nachmittag, ich sage immer noch unter Eid aus, klopft es an der Tür, und fast im gleichen Augenblick steckt Louis den Kopf herein. Er schwitzt und ist außer Atem. »Verzeihen Sie die Störung, aber

Oberstleutnant Picquart
wird dringend im Gericht
gebraucht.«

»Tut mir leid, wir befinden
uns mitten in der
Vernehmung«, sagt
Bertulus.

»Das ist mir klar, und
Maître Labori bittet auch
vielmals um
Entschuldigung, aber er
muss den Herrn

Oberstleutnant unbedingt
als Gegenzeugen
aufrufen.«

»Nun ja, wenn es denn
sein muss.«

Während wir durch die
Gänge eilen, klärt Louis
mich auf. »General
Pellieux ist im
Zeugenstand und versucht
deine Aussage zu
zerpflücken. Er behauptet,

dass Esterházy den
Bordereau unmöglich
geschrieben haben kann,
weil er zu Informationen
dieser
Geheimhaltungsstufe gar
keinen Zugang hatte.«

»Das ist Unsinn«, sage
ich. »Das habe ich doch
gestern alles erklärt.
Außerdem, was hat
Pellieux damit zu tun?

Warum nimmt zu diesem Aspekt des Falles nicht Gonse Stellung, oder Henry?«

»Ist dir das noch nicht aufgefallen? Sie überlassen das jetzt alles Pellieux. Er ist das einzige respektable Sprachrohr, das sie noch haben. Er ist nicht so vorbelastet wie die anderen.« Vor der Tür zum

Gerichtssaal bleibt er stehen und sieht mich an.

»Du weißt schon, was das bedeutet, Georges, oder?«

»Was denn?«

»Sie schlagen sich in die Büsche. Zum ersten Mal haben sie wirklich Angst, dass sie verlieren könnten.«

Pellieux steht im Zeugenstand und kommt

gerade zum Schluss seiner
Ansprache. Er wendet sich
wie ein Anwalt direkt an die
Geschworenen. Louis und
ich bleiben hinten stehen
und hören zu. »Meine
Herren«, ruft er und pocht
sich auf die Brust. »Hier
schlägt das Herz eines
Soldaten, und dieses Herz
ist empört über die
infamen Lügen, die über

uns Soldaten verbreitet werden. Es ist verbrecherisch, der Armee das Vertrauen in ihre Führung zu nehmen. Wie, glauben Sie, wird diese Armee sich in der Stunde der Gefahr schlagen – die uns vielleicht schon früher droht, als Sie ahnen? Wie, glauben Sie, wird sich der einfache Soldat verhalten,

wenn solche Dinge über
seine Kommandanten
erzählt werden? Ihre
Söhne, meine Herren
Geschworenen, werden
hingemetzelt werden. Aber
Monsieur Zola wird eine
weitere Schlacht
gewonnen haben, er wird
eine Fortsetzung von *Der
Zusammenbruch*
schreiben, er wird die

französische Sprache in
die Welt tragen und überall
in Europa verbreiten – nur
dass Frankreich von der
Landkarte Europas
verschwunden sein wird!«

In dem Teil des
Zuschauerraums, in dem
die Offiziere der Armee
sitzen, bricht Jubel aus.

Pellieux hebt einen
Finger, der sie zum

Schweigen bringt. »Noch ein Wort, meine Herren. Wir wären froh gewesen, wenn man Dreyfus vor drei Jahren freigesprochen hätte. Es wäre der Beweis gewesen, dass wir in der französischen Armee keinen Verräter haben. Das jüngste Kriegsgericht war aber nicht gewillt hinzunehmen, dass ein

unschuldiger Mann anstelle von Dreyfus belangt wird, egal ob Dreyfus schuldig war oder nicht. Damit ist alles gesagt.«

Unter dem erneut aufbrandenden Beifall des Generalstabs verlässt er den Zeugenstand. Ich gehe nach vorn, vorbei an Gonse und Henry, die stehend applaudieren.

Pellieux schreitet zu seinem Platz zurück wie ein Preisboxer, der gerade einen Kampf gewonnen hat, und ich trete zur Seite, um ihn vorbeizulassen. Seine Augen leuchten. Er bemerkt mich erst, als er unmittelbar neben mir ist, und sagt aus dem Mundwinkel: »Ihr Auftritt.«

Zu Laboris großem Ärger verkündet der Richter, dass es inzwischen zu spät sei, mich noch aufzurufen, und vertagt meine Aussage auf den nächsten Sitzungstag. Ich werde zur Festung Mont-Valérien zurückgebracht und verbringe eine schlaflose Nacht, in der ich dem Wind

lausche und in den frühen
Morgenstunden lange zu
dem Leuchfeuer an der
Spitze des Eiffelturms
hinüberschaue, das
strahlend wie ein roter
Planet am Himmel über
Paris steht.

Am nächsten Tag trete
ich wieder vor die
Richterbank und werde
von Labori befragt.

»General de Pellieux hat gestern behauptet, dass Major Esterházy sich die in dem Bordereau aufgelisteten Schriftstücke gar nicht hätte besorgen können. Was sagen Sie dazu?«

Vorsichtig beginne ich zu sprechen. »Manche Dinge, die ich zu sagen habe, werden vielleicht im

Widerspruch zu dem
stehen, was General de
Pellieux gesagt hat, aber
ich halte es für meine
Pflicht, nach bestem
Wissen auszusagen. Der
wesentliche Punkt ist der,
dass die in dem Bordereau
aufgeführten Schriftstücke
von viel geringerer
Bedeutung sind, als man
die Leute glauben

machte.«

Wieder bemühe ich mich um eine juristisch korrekte Wortwahl. Ich weise darauf hin, dass mit dem Bordereau vermutlich Informationen aus fünf Bereichen weitergegeben wurden. Davon waren aber vier gar keine Dokumente in strengem Sinn, sondern einfach Mitteilungen, die

keinerlei internes Wissen über den Generalstab erforderten: Mitteilungen über die hydraulische Bremse eines 120-Millimeter-Geschützes, über Bedeckungstruppen, über Veränderungen der Artillerieformationen und über die Invasion von Madagaskar. »Warum nur Mitteilungen? Wer etwas

von Bedeutung anzubieten
gehabt hätte und nicht nur,
was er bei Gesprächen
aufgeschnappt oder im
Vorbeigehen gesehen hat,
hätte sicherlich
geschrieben: Ich schicke
Ihnen eine *Kopie* von dem
und dem Dokument. *Eine*
Kopie wurde tatsächlich
übergeben, das fünfte
Dokument, die

Schießvorschrift, und es ist bestimmt kein Zufall, dass Major Esterházy Zugang dazu hatte und tatsächlich eine Abschrift davon hat anfertigen lassen. Aber auch hier spricht der Verfasser davon, dass er nur für eine begrenzte Zeit darüber verfügen könne, wohingegen ein Offizier des Generalstabs – wie

Dreyfus – unbegrenzten Zugriff gehabt hätte.«

Rechts von mir hängt eine große verzierte Uhr an der Wand. Alle im Gerichtssaal hören mir so konzentriert zu, dass ich bei jeder Pause zwischen den einzelnen Punkten in der Stille das Ticken höre. Von Zeit zu Zeit kann ich aus den Augenwinkeln

sehen, dass sich in den
Gesichtern nicht nur der
Geschworenen, sondern
auch in denen von einigen
Offizieren des
Generalstabs Zweifel
regen. Der inzwischen
nicht mehr so
selbstsichere Pellieux steht
ein ums andere Mal auf,
um mich zu unterbrechen,
und wagt sich dabei auf

immer dünneres Eis, bis er schließlich einen entscheidenden Fehler macht. Ich führe gerade aus, dass der Schlusssatz des Bordereaus – *Ich bin ab sofort im Manöver* – ebenfalls darauf verweist, dass der Verfasser nicht im Kriegsministerium gearbeitet habe, weil die Manöver des Generalstabs

im Herbst stattfänden und das Bordereau angeblich im April geschrieben worden sei, als Pellieux sich wieder zu Wort meldet.

»Aber der Bordereau wurde nicht im April geschrieben.«

Noch bevor ich antworten kann, fällt Labori blitzschnell über ihn her.

»O doch – zumindest hat das Ministerium das immer behauptet.«

»Ganz und gar nicht«, behauptet Pellieux hartnäckig, obwohl seine Stimme schon unsicher zittert. »General Gonse, dürfte ich Sie bitten.«

Gonse kommt nach vorn. »General Pellieux hat recht: Der Bordereau muss

um den August herum geschrieben worden sein, da er eine Mitteilung enthält, in der auf die Invasion Madagaskars Bezug genommen wird.«

Jetzt stürzt sich Labori auf Gonse. »Wann genau hat der Generalstab die Mitteilung zu Madagaskar aufgesetzt?«

»Im August.«

»Moment.« Labori
durchsucht seine
Unterlagen und zieht ein
Blatt Papier heraus. »Aber
in der ursprünglichen
Anklageschrift gegen
Hauptmann Dreyfus, die
bei seinem Prozess
verlesen wurde, wird
behauptet, dass er die
Madagaskar-Mitteilung im
Februar kopiert habe, als

er der entsprechenden
Abteilung zugeteilt
gewesen sei. Ich zitiere:
»Hauptmann Dreyfus hätte
sie sich damals leicht
beschaffen können.« Wie
bringen Sie diese beiden
Daten in Einklang?«

Gonse gafft ihn mit
offenem Mund an. Dann
sieht er zu Pellieux
hinüber. »Die Mitteilung

wurde im August
geschrieben. Ob im
Februar auch eine verfasst
wurde, weiß ich nicht ...«

»Nun, meine Herren!«,
sagt Labori höhnisch. »Da
sieht man mal wieder, wie
wichtig Präzision ist.«

Ein trivialer Widerspruch,
und dennoch ist der
Stimmungswandel im
Gerichtssaal wie fallender

Luftdruck sofort spürbar. Einige lachen, worauf Pellieux' Gesicht erstarrt und vor Zorn rot anläuft. Er ist ein eitler, ein stolzer Mann, und jetzt steht er da wie ein Idiot. Schlimmer, der ganze Fall der Regierung erscheint plötzlich fadenscheinig. Bislang hat ihn kein Anwalt von Laboris Qualität

ernsthaft unter die Lupe genommen. Unter Druck wirkt er so instabil wie ein Kartenhaus.

Pellieux beantragt eine kurze Unterbrechung. Er stolziert zu seinem Platz zurück. Sofort wird er von Henry, Gonse und den anderen Offizieren des Generalstabs umringt. Ich sehe, wie Pellieux mit dem

Finger in der Luft herumfuchtelte. Auch Labori sieht es. Er schaut mich mit gerunzelter Stirn an, breitet die Arme aus und formt stumm die Worte: Was reden die da? Aber ich kann nur mit den Achseln zucken. Ich habe keine Ahnung, worüber sie sprechen.

Fünf Minuten später

kommt Pellieux wieder nach vorn. Offensichtlich will er etwas sagen.

»Meine Herren Geschworenen, ich habe eine Erklärung zu dem gerade Gesagten abzugeben. Bis jetzt hat sich unsere Seite strikt innerhalb der rechtlichen Grenzen bewegt. Wir haben uns nicht über den

Fall Dreyfus geäußert, und das möchte ich auch jetzt nicht tun. Aber die Verteidigung hat gerade eine Passage aus der Anklageschrift verlesen, die eigentlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Nun, wie Oberstleutnant Henry sich ausdrückt: Sie wollen wissen, was gespielt wird?

Können Sie haben! Im November 96 erhielt das Kriegsministerium Kenntnis von einem *sicheren Beweis* für Dreyfus' Schuld. Diesen Beweis habe ich gesehen. Es ist ein Schriftstück, dessen Herkunft unanfechtbar ist. Es enthält unter anderem die folgenden Sätze: ›Ein Mitglied der

Abgeordneten kammer wird
Fragen über den Fall
Dreyfus stellen. Bestreiten
Sie, dass wir jemals in
Kontakt mit diesem Juden
standen.« Meine Herren,
ich stehe zu dieser
Erklärung bei meiner Ehre,
und ich fordere General
Boisdeffre auf, meine
Aussage zu bestätigen.«

Im ganzen Gerichtssaal

ziehen Menschen hörbar
die Luft ein, was dann in
leises Gemurmel übergeht,
als sie sich ihren Nachbarn
zuwenden, um zu
diskutieren, was das jetzt
zu bedeuten habe. Wieder
schaut Labori mich
verblüfft an. Ich brauche
ein paar Sekunden, bis ich
begreife, dass Pellieux sich
auf den angeblich aus der

deutschen Botschaft
stammenden Brief bezieht,
den Billot mir vorgelesen,
aber nicht gezeigt hat, und
der passenderweise
auftauchte, kurz bevor
man mich aus Paris
fortschickte. Ich nicke
Labori heftig zu und mache
mit beiden Händen eine
zupackende Geste.
Pellieux hat sich einen

weiteren Schnitzer erlaubt. Labori muss die Gelegenheit nutzen, bevor es zu spät ist. Er steht auf.

Gonse erkennt zwar die Gefahr, springt auf, eilt nach vorn. »Ich bitte ums Wort«, ruft er dem Richter besorgt zu. Aber Labori ist schneller.

»Entschuldigen Sie, Herr General, aber ich habe das

Wort. Ein Vorfall von außerordentlicher Tragweite hat sich gerade ereignet. Nach einer solchen Erklärung kann es keine Beschränkung der Debatte mehr geben. Ich weise General Pellieux darauf hin, dass kein Schriftstück als gesicherter Beweis gelten kann, wenn es vorher nicht öffentlich

behandelt wurde. General Pellieux möge sich rückhaltlos erklären und das Schriftstück vorlegen.«

»Was haben Sie zu sagen, General Gonse?«, fragt der Richter.

Gonse' Stimme ist so schrill, sie klingt, als würde er stranguliert. »Ich bestätige die Aussage von General Pellieux. Er hat

die Initiative ergriffen, und er hatte recht damit. Ich hätte an seiner Stelle genauso gehandelt.« Nervös fährt er mit den Händen an seiner Hosennaht auf und ab. Er gibt ein jämmerliches Bild ab. »Die Armee fürchtet sich nicht davor, mit offenen Karten zu spielen. Sie fürchtet sich nicht, die

Wahrheit auszusprechen,
wenn ihre Ehre auf dem
Spiel steht. Aber
Besonnenheit ist vonnöten,
und ich glaube nicht, dass
Beweise von dieser Art,
obwohl sie existieren und
unwiderlegbar sind, hier
vorgelegt und der
Öffentlichkeit zugänglich
gemacht werden können.«

Pellieux wiederholt

schroff seine Forderung.
»Ich verlange, General de
Boisdeffre zu holen, damit
er meine Worte bestätigt.«
Er ignoriert den Richter
und den unglückseligen
Gonse und ruft nach
seinem Adjutanten, der im
Gang steht. »Major
Delcassé, nehmen Sie sich
eine Kutsche, und bringen
Sie auf der Stelle General

de Boisdeffre her.«

.

In der Pause kommt Labori zu mir nach vorn. »Von was für einem Schriftstück redet der?«, flüstert er.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, jedenfalls nicht die Einzelheiten. Das würde meine

Geheimhaltungspflicht

verletzen.«

»*Irgendetwas* müssen Sie mir an die Hand geben, Herr Oberstleutnant. Der Chef des Generalstabs kann jeden Moment da sein.«

Ich schaue hinüber zu Pellieux, Gonse und Henry, die mich gar nicht beachten, so sehr sind sie in ihre eigene Unterhaltung

vertieft. »Eines kann ich Ihnen auf jeden Fall sagen: Sie verfolgen eine Taktik, die ziemlich waghalsig ist. Ich glaube nicht, dass Gonse und Henry sehr glücklich über die Lage sind, in die sie da geraten sind.«

»Was schlagen Sie vor, wie soll ich vorgehen, wenn ich gleich Boisdeffre

im Zeugenstand habe?«

»Verlangen Sie, dass er das Schriftstück ganz vorliest. Verlangen Sie die Genehmigung, es forensisch untersuchen zu lassen. Verlangen Sie eine Erklärung, warum sie diesen angeblich sicheren Beweis für Dreyfus' Schuld erst zwei Jahre nach seiner Verbannung auf die

Teufelsinsel entdeckt
haben.«

•

Beifall und Jubel im Flur
vor dem Gerichtssaal
melden Boisdeffres
Ankunft. Die Tür wird
aufgestoßen. Mehrere
Ordonnanzoffiziere eilen
herein, dann betritt der
große Mann

höchstpersönlich den Saal
und geht langsam bis zum
Richtertisch: groß und
würdevoll, der Gang steif,
die schwarze, eng
anliegende Uniform in
scharfem Kontrast zum
weißen Haar und
Schnauzbart. Seit ich ihn
vor fünfzehn Monaten zum
letzten Mal gesehen habe,
scheint er stark gealtert zu

sein.

»Danke, dass Sie kommen konnten, Herr General«, sagt der Richter.

»Es ist etwas Unvorgesehenes eingetreten. Lassen Sie mich Ihnen zunächst die protokollierte Aussage von General Pellieux vorlesen.«

Als er die Aussage gehört

hat, nickt Boisdeffre ernst.
»Ich mache es kurz. Ich
bestätige General Pellieux'
eidesstattliche Aussage in
allen Punkten als präzise
und wahrhaftig. Es steht
mir nicht zu, dem auch nur
ein einziges Wort
hinzuzufügen.« Er wendet
sich an die Geschworenen.
»Erlauben Sie, meine
Herren, dass ich zum

Abschluss noch ein Wort
an Sie richte. Sie sind die
Geschworenen, Sie sind
die Nation. Wenn die
Nation den
Kommandanten ihrer
Armee, den für die
Verteidigung der Nation
verantwortlichen Männern
nicht mehr vertraut, dann
werden sie diese schwere
Aufgabe, ohne zu zögern,

anderen überlassen. Es liegt an Ihnen, darüber zu entscheiden. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Herr Vorsitzender, ich bitte um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.«

»Sie dürfen sich zurückziehen, Herr General«, sagt der Richter. »Der nächste Zeuge.«

Boisdeffre dreht sich um

und schreitet unter
allgemeinem Beifall auf
den Ausgang zu. Als er an
mir vorbeigeht, streift sein
Blick für einen Moment
mein Gesicht, wobei fast
unmerklich ein Muskel
seiner Backe zuckt.
»Verzeihen Sie, Herr
General, ich habe noch ein
paar Fragen an Sie«, ruft
Labori ihm hinterher.

Der Richter greift ein.
»Ich habe Ihnen nicht das
Wort erteilt, Maître Labori.
Der Sachverhalt ist
abgeschlossen.«

Boisdeffre entfernt sich
mit festen Schritten vom
Zeugenstand. Seine
Mission ist erfüllt. Mehrere
der Offiziere aus dem
Generalstab stehen auf
und knüpfen ihre Umhänge

zu.

Labori lässt nicht locker.
»Verzeihung, General
Boisdeffre ...«

»Sie haben nicht das
Wort.« Der Richter schlägt
mit dem Hammer auf den
Tisch. »Major Esterházy ist
der nächste Zeuge.«

»Aber ich habe noch
Fragen an *diesen* Zeugen
...«

»Es handelte sich um einen Sachverhalt, der nicht Gegenstand der Verhandlung ist. Sie haben nicht das Wort.«

»Ich bitte nachdrücklich um das Wort ...«

Es ist zu spät. Die Tür zum Gerichtssaal fällt ins Schloss – höflich, nicht knallend –, und Boisdeffres Intervention ist beendet.

.

Nach dem Drama der letzten Minuten ist der Auftritt von Esterházy eine Enttäuschung. Labori und die Brüder Clemenceau debattieren laut flüsternd darüber, ob sie die Verhandlung aus Protest gegen Boisdeffres ungewöhnliche Intervention

verlassen sollen. Die
Geschworenen – diese
Ansammlung aus
Textilhändlern, Kaufleuten
und Gemüseanbauern –
sind immer noch perplex
über die vom
Generalstabschef
höchstpersönlich
ausgesprochene Drohung,
das gesamte
Oberkommando werde es

als Ausdruck des Misstrauens werten und zurücktreten, sollten sie gegen die Armee entscheiden. Was mich angeht, so rutsche ich auf meinem Sitzplatz herum, weil mich mein Gewissen beutelt und ich nicht weiß, was ich jetzt tun soll.

Der zitternde Esterházy, der mit seinen unnatürlich

großen und vorstehenden
Augen ständig nervös mal
hierhin, mal dorthin schaut,
richtet als Erstes einen
Appell an die
Geschworenen. »Ich weiß
nicht, ob Ihnen bewusst
ist, in welcher scheußlichen
Lage man mich gebracht
hat. Der erbärmliche
Monsieur Mathieu Dreyfus
hat es gewagt, mich ohne

den Hauch eines Beweises
zu beschuldigen, das
Verbrechen begangen zu
haben, für das sein Bruder
bestraft wurde. Unter
Missachtung aller Rechte,
aller Grundsätze der Justiz
muss ich heute vor Ihnen
nicht als Zeuge, sondern
als Angeklagter
erscheinen. Ich protestiere
vehement gegen diese

Behandlung ...«

Ich kann es nicht
ertragen, mir das
anzuhören. Ich stehe
demonstrativ auf und
verlasse den Saal.

Esterházy ruft mir
hinterher. »Während der
letzten achtzehn Monate
hat man das
schauerlichste Komplott
gegen mich geschmiedet,

das jemals gegen einen Mann geschmiedet wurde. Während dieser Zeit habe ich mehr ertragen müssen, als jeder meiner Zeitgenossen in seinem ganzen Leben ertragen hat ...«

Ich schließe die Tür und mache mich in den Gängen auf die Suche nach Louis. Ich finde ihn

schließlich im Vestibül de
Harlay, wo er auf einer
Bank sitzt und auf den
Boden starrt.

Er schaut mich grimmig
an. »Dir ist klar, dass wir
gerade Zeuge eines
Staatstreichs geworden
sind? Wie anders soll man
es nennen, wenn dem
Generalstab gestattet wird,
ein Beweisstück zu

präsentieren, das
einzu sehen der
Verteidigung verwehrt wird,
und der Generalstab dann
mit massenhafter
Fahnenflucht für den Fall
droht, dass das zivile
Gericht diesen Beweis
nicht akzeptiert? Die
Taktik, die sie schon gegen
Dreyfus angewandt haben,
versuchen sie nun auf das

ganze Land anzuwenden.«

»Stimmt. Und deshalb möchte ich auch noch einmal in den Zeugenstand gerufen werden.«

»Bist du dir da sicher?«

»Sagst du Labori Bescheid?«

»Sei vorsichtig, Georges. Das sage ich jetzt als dein Anwalt. Du verstößt gegen die

Verschwiegenheitspflicht
und brichst deinen
Diensteid. Dafür schicken
sie dich zehn Jahre hinter
Gitter.«

»Es gibt noch etwas, was
du für mich tun könntest«,
sage ich auf dem Weg
zum Gerichtssaal zu ihm.
»Würdest du dich bitte so
diskret wie möglich mit
einem Beamten der

Sûreté, Jean-Alfred
Desvernine, in Verbindung
setzen und ihm ausrichten,
dass ich ihn streng
vertraulich treffen muss?
Sag ihm, er soll sich in den
Zeitungen auf dem
Laufenden halten und am
Tag nach meiner
Entlassung um sieben Uhr
abends am üblichen Ort
sein.«

»Am üblichen Ort ...«
Louis notiert alles
kommentarlos.

Als wir wieder im
Gerichtssaal sind, fragt
mich der Richter: »Was
haben Sie Ihrer Aussage
noch hinzuzufügen,
Oberstleutnant Picquart?«

Während ich zum
Zeugenstand gehe, schaue
ich kurz zu Henry, der

eingeklemmt zwischen
Gonse und Pellieux auf
seinem Platz sitzt. Die
verschränkten Arme auf
seiner mächtigen Brust
sehen wie Stummel aus,
wie gestutzte Flügel.

Ich fahre mit den Fingern
über die polierte, fein
gemaserte Handleiste des
Zeugenstands. »Ich
möchte etwas zu dem

Schriftstück sagen, dem
sicheren Beweis für
Dreyfus' Schuld, von dem
General Pellieux in seiner
Aussage gesprochen hat.
Wenn er es nicht erwähnt
hätte, hätte ich nie ein
Wort darüber verloren,
aber nun sehe ich mich
genötigt, es doch zu tun.«
Die Uhr tickt. Ich fühle
mich, als stünde ich vor

einer geöffneten Falltür
und täte nun den Schritt
über den Rand. »Es ist
eine Fälschung.«

.

Der Rest ist schnell
erzählt. Nachdem das
Gejohle und Geschrei
verstummt ist, tritt Pellieux
vor und beleidigt mit
heftigen Worten meinen

Charakter. »Alles an diesem Fall ist sonderbar, aber das Sonderbarste ist die Einstellung eines Mannes, der noch immer die französische Uniform trägt und hier vor Gericht erscheint, um drei Generäle der Fälschung eines Schriftstücks zu beschuldigen.«

Am Tag der

Urteilsverkündung werde ich zum letzten Mal mit der Kutsche von der Festung Mont-Valérien in die Stadt gefahren. Die Straßen rund um den Justizpalast sind voller Schlägertypen mit schweren Knüppeln. Als die Geschworenen sich zur Urteilsfindung zurückziehen, sammeln sich die Dreyfusarden, wie

wir inzwischen genannt
werden, in der Mitte des
Gerichtssaals, weil wir uns
in der Gruppe sicherer
fühlen: Zola, Perrenx, die
Brüder Clemenceau, Louis
und Labori, Madame Zola
und Laboris junge,
auffallend schöne
australische Frau
Marguerite, die die beiden
kleinen Jungen aus ihrer

früheren Ehe mitgebracht hat. »So sind wir alle zusammen«, sagt sie in ihrem Französisch mit starkem Akzent. Durch die hohen Fenster können wir den lärmenden Mob auf der Straße hören.

»Wenn wir gewinnen, kommen wir hier nicht lebend raus«, sagt Clemenceau.

Nach vierzig Minuten kehren die Geschworenen zurück und setzen sich auf ihre Bank. Ihr Sprecher, ein bulliger Kaufmann, steht auf. »Bei meiner Ehre und meinem Gewissen verkünde ich die Entscheidung der Geschworenen. Im Fall Perrenx, mit der Mehrheit der Stimmen, schuldig; im

Fall Zola, mit der Mehrheit der Stimmen, schuldig.«

Ein Tumult bricht los. Die Offiziere jubeln. Alle sind aufgesprungen. Die nach der letzten Mode gekleideten Damen steigen auf ihre Sitze, um besser sehen zu können.

»Kannibalen«, sagt Zola.

Der Richter verurteilt Perrenx, den

Geschäftsführer von
L'Aurore, zu vier Monaten
Gefängnis und einer
Geldstrafe von dreitausend
Francs. Zola erhält die
Höchststrafe von einem
Jahr Gefängnis und eine
Geldstrafe von fünftausend
Francs. Die Strafen
werden bis zur
Berufungsverhandlung
ausgesetzt.

Als wir den Gerichtssaal verlassen, gehe ich dicht an Henry vorbei, der mit einigen Offizieren des Generalstabs zusammensteht. Er erzählt gerade einen Witz. »Meine Sekundanten werden Sie in den kommenden Tagen aufsuchen«, sage ich kühl zu ihm. »Um die Vorkehrungen für unser

Duell zu treffen. Ich
erwarte Ihre Antwort.«
Zufrieden stelle ich fest,
dass zumindest kurz das
Lächeln aus seinem
Schweinegesicht
verschwindet.

•

Drei Tage später, am
Samstag, dem 26.
Februar, lässt mich der

Kommandant von Mont-Valérien in sein Büro rufen und in Habtachtstellung vor seinem Schreibtisch stehen, während er mir mitteilt, dass mich ein Ausschuss ranghoher Offiziere schweren Fehlverhaltens für schuldig befunden habe und ich mit sofortiger Wirkung aus der Armee entlassen sei. Ich

werde nicht die volle Pension eines Oberstleutnants, sondern nur die eines Majors erhalten: dreißig Francs die Woche. Er sei weiter befugt, mich davon zu unterrichten, dass die Armee, sollte ich in der Öffentlichkeit welchen Kommentar auch immer zu meiner Dienstzeit im

Generalstab abgeben, die härtestmöglichen Sanktionen gegen mich ergreifen werde.

»Haben Sie etwas zu sagen?«

»Nein, Herr Oberst.«

»Wegtreten!«

In der Abenddämmerung begleitet mich eine Eskorte zum Tor und lässt mich mit meinem Koffer auf dem

Pflaster des Vorhofs stehen. Ich muss selbst sehen, wie ich nach Hause komme. Seit meinem achtzehnten Lebensjahr kenne ich kein anderes Leben als das in der Armee. All das liegt nun hinter mir, und so gehe ich als einfacher Monsieur Picquart den Hügel hinunter zum Bahnhof und

steige in den nächsten Zug
nach Paris.

21

Am nächsten Abend gehe ich zum Gare Saint-Lazare und setze mich im Bahnhofsrestaurant an denselben Ecktisch wie immer. Es ist Sonntag, das Lokal ist ruhig, fast verwaist. Ich bin einer von einer Handvoll Gäste. Um

etwaige Verfolger
abzuschütteln, bin ich in
Kirchen gegangen und
durch Seitentüren wieder
hinausgeschlüpft, bin
Wege wieder
zurückgegangen, habe
mich durch enge Gassen
gedrückt. Ich bin mir
ziemlich sicher, dass mir
niemand gefolgt ist. Ich
lese meine Zeitung, rauche

eine Zigarette und nippe
bis Viertel vor acht an
einem einzigen Bier, bis
kein Zweifel mehr besteht,
dass Desvernine nicht
kommt. Ich bin enttäuscht,
aber nicht überrascht. Da
sich meine Lage sehr
verändert hat, seit wir uns
das letzte Mal gesehen
haben, kann ich es ihm
nicht verdenken.

Ich gehe wieder nach
draußen und steige vor
dem Bahnhof in einen
Pferdeomnibus nach
Hause. Die Plätze unten
sind alle besetzt, sodass
ich zur oberen, offenen
Plattform hinaufsteige. Es
ist kalt, die verummten
Fahrgäste starren vor sich
hin. Ich setze mich in die
Mitte der längs

verlaufenden Sitzbank. Mit dem Kinn auf der Brust und den Händen in den Manteltaschen sitze ich da und schaue auf die dunklen oberen Stockwerke der Läden. Keine Minute später setzt sich ein Mann in einem schweren Mantel und mit einem Schal um den Hals auf die Bank. Er lässt

etwas Platz zwischen sich
und mir.

»Guten Abend, Herr
Oberstleutnant«, sagt er.

Überrascht drehe ich
mich zu ihm.

»Desvernine!«

Er schaut weiter
geradeaus. »Man ist Ihnen
von Ihrer Wohnung
gefolgt.«

»Ich dachte, ich hätte sie

abgeschüttelt.«

»Nur zwei. Der Dritte sitzt unten. Glücklicherweise arbeitet er für mich. Ich glaube nicht, dass es noch einen Vierten gibt. Trotzdem schlage ich vor, dass wir uns kurz fassen.«

»Natürlich. Ich freue mich, dass Sie überhaupt gekommen sind.«

»Was wollen Sie?«

»Ich muss mit Lemer cier-
Picard sprechen.«

»Warum?«

»Im Dreyfus-Fall spielen
jede Menge Fälschungen
eine Rolle. Ich könnte mir
vorstellen, dass er
zumindest bei einigen
seine Finger im Spiel
hatte.«

»Ach so.« Er macht ein
gequältes Gesicht. »Das

wird nicht einfach. Können Sie sich etwas präziser ausdrücken?«

»Ja. Ich denke da vor allem an das Schriftstück, das gestern in dem Zola-Prozess zur Sprache kam, diesen sogenannten sicheren Beweis, für den sich General Boisdeffre verbürgt hat. Wenn es das ist, was ich glaube, dann

handelt es sich dabei um
fünf oder sechs
handschriftliche Zeilen.
Ziemlich viel, um von
einem Amateur gefälscht
worden zu sein. Außerdem
existiert jede Menge
Originalmaterial, mit dem
man sie vergleichen kann.
Deshalb vermute ich, dass
sie dafür einen Profi
engagiert haben.«

»Wen genau meinen Sie mit sie, Herr Oberstleutnant, wenn Sie mir die Frage gestatten?«

»Die Statistik-Abteilung. Oberstleutnant Henry.«

»Henry? Der Stellvertreter spielt den Boss!« Er schaut mich zum ersten Mal an.

»Geld kann ich vermutlich irgendwie beschaffen —

wenn es das ist, was Ihr Mann will.«

»Das will er bestimmt, das kann ich Ihnen versprechen, und zwar jede Menge. Wann wollen Sie ihn sprechen?«

»Sobald wie möglich.«

Desvernine verkriecht sich in seinen Mantel und denkt nach. Ich kann sein Gesicht nicht sehen. »Ich

werde mich darum
kümmern, Herr
Oberstleutnant«, sagt er
schließlich und steht auf.
»Ich steige hier aus.«

»Ich bin kein
Oberstleutnant mehr,
Monsieur Desvernine. Sie
brauchen mich nicht mehr
so zu nennen. Und Sie
sind auch nicht dazu
verpflichtet, mir zu helfen.

Es ist riskant für Sie.«

»Sie vergessen, wie viel Zeit ich darauf verwendet habe, Esterházy nachzustellen. Ich kenne den Dreckskerl in- und auswendig. Es macht mich krank, ihn frei herumlaufen zu sehen. Ich werde Ihnen helfen, schon wegen ihm.«

•

Für mein Duell mit Henry
brauche ich zwei
Sekundanten, die die
Vorbereitungen treffen und
den korrekten Ablauf
sicherstellen. Ich fahre
nach Ville-d'Avray, um
Edmond Gast zu bitten,
einer der beiden zu sein.
Nach dem Mittagessen
sitzen wir mit Decken über
den Beinen auf der

Terrasse und rauchen eine Zigarre. »Wenn du unbedingt willst, dann fühle ich mich natürlich geehrt«, sagt er. »Aber ich bitte dich, dir das Ganze noch einmal zu überlegen.«

»Ich habe ihn öffentlich zum Duell gefordert, Ed. Ich kann jetzt unmöglich einen Rückzieher machen. Außerdem will ich das gar

nicht.«

»Welche Waffe wirst du wählen?«

»Säbel.«

»Herrgott, Georges, du hast seit Jahren keinen Säbel mehr in der Hand gehabt.«

»Er bestimmt auch nicht, so wie er aussieht. Wie auch immer, ich habe einen kühlen Kopf und bin

auch noch ganz gut auf den Beinen.«

»Aber du bist in jedem Fall besser mit der Pistole als mit dem Säbel. Außerdem gibt es mit Pistolen immer noch die gesunde Gepflogenheit, absichtlich vorbeizuschießen.«

»Richtig. Aber wenn ich die Pistole wähle und er

den Losentscheid gewinnt und als Erster schießen darf, was dann? Vielleicht will er gar nicht vorbeischießen. Wenn er mir eine Kugel ins Herz jagt, sind schlagartig all ihre Probleme gelöst. Nein, das Risiko ist mir zu groß.«

»Und wer soll dein zweiter Sekundant sein?«

»Ich habe mir überlegt,

dass du vielleicht deinen
Freund Senator Ranc
bitten könntest.«

»Warum Ranc?«

Ich ziehe an meiner
Zigarre, bevor ich
antworte.

»Während
meiner Zeit in Tunesien
habe ich mich intensiv mit
Marquis de Morès
beschäftigt, der bei einem
Duell einen jüdischen

Offizier getötet hat. Dabei hat er einen schwereren Säbel benutzt, als die Regeln es erlauben. Der Säbel ging durch die Achsel hindurch und hat das Rückgrat durchtrennt. Ich glaube, es wäre eine ganz gute Lebensversicherung, wenn ich einen Senator an meiner Seite hätte. Das

hält Henry vielleicht davon ab, irgendwelche miesen Tricks zu versuchen.«

Edmond sieht mich entsetzt an. »Tut mir leid, Georges, aber das ist doch blanker Wahnsinn. Einmal abgesehen von dir selbst ... Du bist es der Sache von Dreyfus' Befreiung schuldig, dich keiner Gefahr auszusetzen.«

»Er hat mich in einer
öffentlicher
Gerichtsverhandlung der
Lüge geziehen. Meine
Ehre fordert das Duell.«

»Versuchst du *deine* Ehre
zu rächen ... oder
Paulines?«

Ich schweige.

•

Am nächsten Abend

suchen Edmond und Ranc
in meinem Auftrag Henry
in dessen Wohnung auf,
die in der Avenue
Duquesne gegenüber der
École Militaire liegt, und
überbringen ihm offiziell die
Herausforderung.

Hinterher erzählt Edmond
mir davon. »Er war
eindeutig zu Hause, wir
haben seine Stiefel im

Gang gesehen, und im Hintergrund hat ein kleiner Junge mit weinerlicher Stimme Papa gesagt, und dann hat eine Männerstimme pscht gemacht. Er hat seine Frau vorgeschickt. Sie hat den Brief entgegengenommen und gesagt, dass er morgen antworten würde. Ich habe

das Gefühl, dass er einem Duell unbedingt aus dem Weg gehen will.«

Am Mittwoch den ganzen Tag über keine Antwort von Henry. Um acht Uhr abends klopft es dann an meiner Wohnungstür. Ich stehe auf, um aufzumachen. Aber anstatt der Sekundanten mit Henrys Antwort steht

Desvernine im Gang. Er kommt nur kurz herein, ohne Hut oder Mantel abzulegen.

»Alles vorbereitet«, sagt er. »Unser Mann wartet in einer Pension, dem Hôtel de la Manche in der Rue de Sèvres. Er hat sich unter einem seiner Decknamen angemeldet, Koberty Dutrieux. Haben

Sie eine Waffe, Herr Oberstleutnant?«

Ich öffne meine Jacke und zeige ihm das Schulterhalfter. Da mir meine Dienstwaffe abgenommen wurde, habe ich mir einen englischen Revolver gekauft, einen Webley.

»Gut«, sagt er. »Wir sollten gleich gehen.«

»Sofort?«

»Er bleibt nie lange an einem Ort.«

»Und wir werden nicht verfolgt?«

»Nein. Ich habe meine Schicht gewechselt, heute Abend bin ich für Ihre Beschattung eingeteilt. Was die Sûreté angeht, Herr Oberstleutnant, verbringen Sie heute einen

gemütlichen Abend zu Hause.«

Wir nehmen eine Droschke über den Fluss. Etwas südlich von der École Militaire lasse ich den Kutscher halten. Den Rest des Weges gehen wir zu Fuß. Der Abschnitt der Rue de Sèvres, in dem sich das Hotel befindet, ist schmal und nur schwach

beleuchtet. Das de la
Manche ist nicht zu
verfehlen. Es ist ein
schmales,
heruntergekommenes
Gebäude, das zwischen
einer Metzgerei und einer
Bar eingeklemmt ist. Es ist
die Sorte Hotel, in der
Handelsreisende absteigen
u n d man für ein
Schäferstündchen

wahrscheinlich auch
stundenweise zahlen kann.
Desvernine geht als Erster
hinein, ich folge ihm. Der
Concierge ist nicht an
seinem Platz. Durch einen
Perlenvorhang sehe ich
Leute, die in einem kleinen
Speisezimmer zu Abend
essen. Es gibt keinen
Aufzug. Die enge Treppe
knarzt bei jedem Schritt.

Wir steigen hoch in den dritten Stock, wo Desvernine an eine Tür klopft. Keine Antwort. Er dreht am Türgriff: abgeschlossen. Er legt den Finger an die Lippen. Wir lauschen. Aus dem Zimmer nebenan sind gedämpfte Stimmen zu hören.

Desvernine zieht eine

Lederrolle mit
Einbruchswerkzeugen aus
der Tasche, die genauso
aussieht wie die, die er mir
gegeben hatte. Er kniet
sich auf den Boden und
macht sich an die Arbeit.
Ich knöpfe meinen Mantel
und meine Jacke auf und
spüre den beruhigenden
Druck der Webley an der
Brust. Nach einer Minute

springt das Schloss auf. Desvernine steht auf, verstaut in aller Ruhe die Werkzeuge und steckt die Rolle wieder in die Tasche. Er schaut mich an und öffnet leise die Tür. Im Zimmer ist es dunkel. Er tastet nach dem Schalter und knipst das Licht an.

Mein erster Gedanke ist, dass unter dem Fenster

eine große schwarze
Puppe in Sitzposition an
der Wand lehnt – eine
Schneiderpuppe vielleicht,
aus schwarzem Gips.
Ohne sich umzudrehen
oder ein Wort zu sagen,
hebt Desvernine die linke
Hand, damit ich stehen
bleibe. In der anderen
Hand sehe ich jetzt einen
Revolver. Er durchquert

mit drei, vier Schritten das Zimmer, schaut hinunter auf das puppenartige Ding unter dem Fenster und flüstert dann: »Machen Sie die Tür zu.«

Ich gehe weiter ins Zimmer und sehe, dass das Ding Lemercier-Picard ist – oder wie immer sein richtiger Name war. Das Kinn des schwarzviolett

angelaufenen Gesichts
liegt auf der Brust. Die
Augen stehen offen, die
Zunge quillt aus dem
Mund, die Hemdbrust ist
mit Schleim verklebt. Tief
eingegraben in die
Hautfalten des Halses ist
eine dünne Kordel, die,
gespannt wie eine
Harfensaite, hinter dem
Nacken nach oben verläuft

und am Griff des
Flügel Fensters
festgebunden ist. Ich stehe
jetzt so nah vor ihm, dass
ich die Füße und den
unteren Teil der Beine
sehen kann. Sie sind nackt
und blutunterlaufen und
liegen auf dem Boden auf,
während die Hüften ein
paar Zentimeter über dem
Boden schweben. Die

Arme hängen an den Seiten herunter, die Hände sind zu Fäusten geballt.

Desvernine streckt eine Hand aus und tastet am geschwollenen Hals nach dem Puls, geht dann in die Hocke und durchsucht mit schnellen Handgriffen die Leiche.

»Wann haben Sie zuletzt mit ihm gesprochen?«,

frage ich ihn.

»Heute Morgen. Er stand genau hier am Fenster, so lebendig wie Sie.«

»Litt er an Depressionen? War er selbstmordgefährdet?«

»Nein, er hatte nur Angst.«

»Wie lange ist er schon tot?«

»Er ist schon kalt, aber

noch nicht steif. Zwei Stunden, vielleicht drei.«

Er richtet sich wieder auf und geht zum Bett, auf dem ein offener Koffer liegt. Er kippt den gesamten Inhalt aus, geht den erbärmlich kleinen Haufen der Habseligkeiten durch und fischt Federhalter, Schreibfedern, Bleistifte,

Tintenfässchen heraus.
Über einer Stuhllehne
hängt eine Tweedjacke.
Aus einer der
Innentaschen zieht
Desvernine eine
Brieftasche, schaut in die
Fächer, fasst dann in die
Seitentaschen. In einer
sind Münzen, in der
anderen der
Zimmerschlüssel.

Ich schaue ihn an. »Kein Zettel, keine Mitteilung?«

»Nicht der kleinste Schnipsel Papier. Seltsam für einen Fälscher, meinen Sie nicht auch?« Er wirft alles wieder in den Koffer. Dann hebt er die Matratze hoch und klopft die Unterseite ab, öffnet die Schublade des Nachttischs, schaut in den

schmuddeligen Schrank,
rollt den viereckigen Läufer
zusammen. Schließlich
steht er mit den Armen in
die Seiten gestemmt da
und schaut mich
ernüchtert an. »Saubere
Arbeit. Die haben nicht
einen einzigen Schnipsel
übrig gelassen. Sie sollten
jetzt lieber gehen, Herr
Oberstleutnant. Das ist

das Letzte, was Sie jetzt brauchen können, dass man Sie in einem Zimmer mit einer Leiche schnappt – vor allem mit der da.«

»Und Sie?«

»Ich schließe die Tür wieder ab und lasse alles so zurück, wie wir es vorgefunden haben. Vielleicht warte ich draußen noch ein, zwei

Stunden, ob irgendwer auftaucht.« Er schaut auf die Leiche. »Das geht als glasklarer Selbstmord durch. Dauert nicht lange, dann werden Sie in ganz Paris keinen Polizisten und keinen Gauner finden, der was anderes sagt. Armer Hund.« Er streicht sanft mit den Händen über das verzerrte Gesicht und

schließt die starren Augen.

.

Am nächsten Tag stehen zwei Obersten vor meiner Wohnung: Parès und Boissonnet, beide bekannte Sportler und alte Trinkkumpane von Henry. Sie teilen mir mit pompöser Geste mit, dass Oberstleutnant Henry ein

Duell mit der Begründung ablehne, dass ich als unehrenhaft entlassener Offizier eine übel beleumdete Person sei, die keine Ehre zu verlieren habe. Folglich könne es keine Beleidigung gegeben haben.

Parès schaut mich mit kalter Verachtung an.
»Oberstleutnant Henry

schlägt vor, *Monsieur*
Picquart, dass Sie sich
stattdessen um
Satisfaktion von Major
Esterházy bemühen.
Seines Wissens nach
brennt Major Esterházy
darauf, Sie zum Duell zu
fordern.«

»Das glaube ich gern.
Aber Sie können
Oberstleutnant Henry –

und auch Major Esterházy – ausrichten, dass ich nicht die Absicht habe, mich in die Gosse zu begeben, um mit einem Verräter und Betrüger die Klinge zu kreuzen. Oberstleutnant Henry hat mich öffentlich einen Lügner genannt, als ich noch aktiver Offizier war. Daraufhin habe ich ihn gefordert, und deshalb

verpflichtet ihn die Ehre,
mir Satisfaktion zu
gewähren. Wenn er mir
diese verweigert, wird das
die Welt zur Kenntnis
nehmen und den
offensichtlichen Schluss
daraus ziehen, dass er
nicht nur ein
Ehrabschneider, sondern
auch ein Feigling ist. Guten
Tag, meine Herren.«

Erst nachdem ich die Tür geschlossen habe, fällt mir auf, dass ich zittere. Ob vor Aufregung oder vor Wut, kann ich nicht sagen.

Am Abend kommt Edmond mit der Neuigkeit vorbei, dass Henry sich schließlich doch dazu entschlossen habe, meine Herausforderung anzunehmen. Das Duell

solle in zwei Tagen um halb elf in der Halle der Reitschule der École Militaire stattfinden. Die Waffen seien Säbel. »Henry wird automatisch ein Armeearzt zur Seite gestellt«, sagt Edmond. »Wir müssen ebenfalls einen Arzt benennen, der uns begleitet. Hast du jemand an der Hand?«

»Nein.«

»Dann kümmere ich mich darum. Pack jetzt ein paar Sachen zusammen.«

»Warum?«

»Weil meine Kutsche vor der Tür steht und du mit zu mir nach Hause kommst, damit du ein bisschen Fechten üben kannst. Ich will nicht miterleben müssen, wie man dich

umbringt.«

Ich überlege, ob ich ihm von Lemercier-Picard erzählen soll, entscheide mich aber dagegen. Er ist auch so schon nervös genug.

Den Freitag verbringen wir in Edmonds Scheune, wo er stundenlang die Schrittfolgen mit mir durchgeht und mir wieder

die Grundregeln einbleut:
zusammengesetzter
Angriff und Kreisparade,
Riposte und Remise. Am
nächsten Morgen machen
wir uns um kurz nach neun
auf den Weg von Ville-
d'Avray nach Paris.
Jeanne küsst mir das
ganze Gesicht ab, als
rechnete sie nicht damit,
mich noch einmal

wiederzusehen. »Auf
Wiedersehen, mein liebster
Georges! Ich werde dich
nie vergessen. Leb wohl!«

»Meine liebe Jeanne, das
gibt meiner Moral nicht
gerade den nötigen
Auftrieb ...«

Eine Stunde später
biegen wir in die Avenue
de Lowendal ein und
sehen mehrere Hundert

Menschen, die sich vor dem Eingang der Reitschule versammelt haben. Viele der Wartenden sind Kadetten der École Militaire – junge Männer, wie ich sie früher unterrichtet habe, die jetzt aber höhnisch johlen, als ich in Zivilkleidung aus der Kutsche steige. Ein Kordon aus Soldaten bewacht den

Eingang. Edmond klopft an
das Eingangstor, ein
Riegel wird
zurückgeschoben, und wir
betreten die vertraute, in
graues Licht getauchte
Halle. Es ist kühl und stinkt
nach Pferdeäpfeln,
Ammoniak und Stroh.
Vögel, die sich ins Innere
verirrt haben, schlagen mit
den Flügeln gegen die

Oberlichter. In der Mitte der riesigen Reithalle hat man einen provisorischen Tisch – eine Platte auf Holzböcken – aufgestellt, an dem die massige Gestalt von Arthur Ranc lehnt. Mit ausgestreckter Hand kommt er auf mich zu. Er mag schon hart auf die siebzig zugehen, aber sein Bart ist noch voll und

schwarz, und die Augen
hinter dem Kneifer
leuchten neugierig. »Zu
meiner Zeit habe ich jede
Menge Duelle
ausgefochten, mein
Bester«, sagt er. »Und
immer dran denken: In
zwei Stunden sitzen Sie
mit dem herrlichsten
Heißhunger am
Mittagstisch und genießen

die Mahlzeit Ihres Lebens.
Allein dafür lohnt sich so
ein Duell!«

Ich werde dem
Schiedsrichter vorgestellt,
einem pensionierten
Feldwebel der
Republikanischen Garde,
und meinem ärztlichen
Beistand, einem
Krankenhausarzt. Wir
warten schon fünfzehn

Minuten, und unsere Unterhaltung wird zunehmend bemühter, als schließlich aufbrandender Jubel von der Straße Henrys Eintreffen anzeigt. Mit den beiden Obersten im Gefolge betritt er die Halle. Er würdigt uns keines Blickes, sondern marschiert schnurstracks auf den Tisch zu und zieht

sich die Handschuhe aus.
Dann nimmt er die Mütze
ab, legt sie auf den Tisch
und beginnt sich den
Uniformrock aufzuknöpfen,
als bereitete er sich auf
einen medizinischen
Eingriff vor, den er so
schnell wie möglich hinter
sich bringen wolle. Ich
ziehe Jacke und Weste
aus und gebe beides

Edmond. Der
Schiedsrichter zeichnet mit
einem Stück Kreide eine
dicke Linie auf den
Steinboden, schreitet dann
auf beiden Seiten eine
bestimmte Entfernung ab,
deren Endpunkte er jeweils
mit einem Kreuz markiert.
Dann ruft er uns zu sich.
»Meine Herren«, sagt er.
»Knöpfen Sie bitte Ihre

Hemden auf.« Wir
entblößen kurz unsere
Brust, damit er überprüfen
kann, dass wir keine
Schutzbekleidung tragen.
Henrys Brust ist so rosa
und haarlos wie die eines
Schweins. Während er das
Prozedere über sich
ergehen lässt, schaut er
auf seine Hände, auf den
Boden, zu den Dachbalken

– überallhin, nur nicht zu mir.

Unsere Waffen werden gewogen und vermessen. »Wenn einer von Ihnen, meine Herren, oder einer Ihrer Sekundanten verletzt wird, dann wird der Kampf unterbrochen, es sei denn, der Verletzte wünscht weiterzukämpfen«, erklärt der Feldwebel. »Nachdem

die Verletzung untersucht worden ist, wird der Kampf fortgesetzt, falls der Verletzte dies wünscht.«
Er gibt uns die Säbel.
»Bereiten Sie sich vor.«

Ich dehne die Knie und führe einige Übungsstöße und Paraden aus und drehe mich dann zu Henry um, der etwa sechs Schritte entfernt steht und

mich nun, endlich,
anschaut. Ich sehe den
Hass in seinen Augen. Ich
weiß sofort, dass er
versuchen wird, mich zu
töten.

»En garde«, sagt der
Feldwebel. Wir nehmen
beide unsere Position ein.
Er schaut auf seine Uhr,
hebt seinen Stock und
senkt ihn. »Allez!«

Henry stürmt sofort auf mich los und schlägt derart schnell und kraftvoll zu, dass es mir fast den Säbel aus der Hand reißt. Ich habe keine Wahl, als unter seinen wirbelnden Schlägen zurückzuweichen und so gut ich kann, mehr instinktiv als überlegt, zu parieren. Meine Füße berühren sich, ich gerate

ins Stolpern, und sein Säbel ritzt mir die Haut am Hals auf. Ranc und Edmond protestieren lautstark über diesen regelwidrigen Hieb. Ich taumele bedrohlich nach hinten auf die Wand zu. Henry hat mich bestimmt schon zwanzig Schritte von meiner Markierung nach hinten getrieben. Ich ducke

mich, weiche zur Seite aus und nehme immer wieder Verteidigungshaltung ein, aber er greift weiter an.

Ich höre, wie Ranc sich beim Schiedsrichter beschwert.

»Oberstleutnant Henry«, ruft der Schiedsrichter.

»Wir sind hier, um einen Streit unter Ehrenmännern beizulegen!« Aber ich sehe

an Henrys Augen, dass er nichts hört als das Rauschen seines Bluts. Er attackiert mich wieder, und diesmal spüre ich die Klinge seines Säbels am Nackenmuskel. Seit dem Tag meiner Geburt war ich dem Tod noch nie so nahe. Ranc ruft genau in dem Augenblick halt, als ich Henry mit der Spitze

meines Säbels am
Unterarm erwische. Er
schaut nach unten auf
seinen Arm. Wir lassen
beide unsere Waffen
sinken, während die
Sekundanten und die Ärzte
auf uns zueilen. Der
Feldwebel schaut auf die
Uhr. »Die erste Bindung
dauerte zwei Minuten.«

Mein Arzt zieht mich

unter ein Oberlicht und dreht meinen Kopf, um den Hals zu untersuchen. »Alles in Ordnung«, sagt er. »Anscheinend hat er Sie um Haaresbreite verfehlt.«

Henry blutet am Unterarm, nichts Ernstes, nur ein Kratzer, aber für den Schiedsrichter Grund genug, ihn zu fragen, ob er

die Fortsetzung des Kampfes wünscht. »Herr Oberstleutnant, Sie dürfen ablehnen.«

Henry schüttelt den Kopf.
»Wir machen weiter.«

»Der Kerl ist ein gemeingefährlicher Irrer«, sagt Edmond leise zu mir, während Henry seinen Hemdsärmel aufkrempelt und sich das Blut abwischt.

»So eine Vorstellung habe ich noch nie gesehen.«

»Wenn er das noch mal versucht, dann werde ich den Kampf beenden«, sagt Ranc.

»Nein«, sage ich. »Wir kämpfen das bis zum Schluss durch.«

Der Schiedsrichter fordert uns auf, an unsere Plätze zurückzukehren.

»Allez!«

Henry nimmt die Bindung mit der gleichen Aggressivität wieder auf und versucht mich erneut an die Wand zu drängen. Aber der untere Teil seines Arms ist voller Blut, er kann den blutverschmierten Griff des Säbels nicht mehr fest umfassen, und seine

Schläge kommen nicht mehr mit der gleichen Wucht wie zuvor. Sie werden langsamer und schwächer. Er muss mich schnell besiegen, oder er verliert. Er nimmt seine ganze Kraft für einen letzten Angriff auf mein Herz zusammen. Ich pariere den Schlag, wehre die Klinge zur Seite ab,

stoße zu und erwische ihn
am Ellbogen. Er heult vor
Schmerz auf und lässt den
Säbel fallen. Seine
Sekundanten rufen:
»Halt!«

»Nein!«, brüllt er und
umklammert zitternd
seinen Ellbogen. »Ich
mache weiter!« Er bückt
sich, hebt den Säbel mit
der Linken wieder auf,

drückt ihn in die rechte Handfläche, aber die blutigen Finger können den Griff nicht mehr umschließen. Er versucht es ein paarmal, doch immer wieder fällt der Säbel zu Boden. Ich beobachte ihn mitleidlos. »Es geht gleich wieder«, murmelt er und wendet mir den Rücken zu, um seine

Schwäche zu verbergen.

Schließlich können die beiden Obersten und sein Arzt ihn überreden, zum Tisch zu gehen und die Wunde untersuchen zu lassen. Fünf Minuten später tritt Oberst Parès auf Edmond, Ranc und mich zu. »Der Ellbogennerve ist verletzt«, sagt er. »Die Finger

werden mehrere Tage
nicht mehr greifen können.
Oberstleutnant Henry
muss aufgeben.« Er
salutiert und geht wieder.

Ich ziehe meine Weste
und Jacke an und schaue
zu Henry, der
zusammengesunken auf
einem Stuhl sitzt und auf
den Boden starrt. Oberst
Parès steht hinter ihm und

schiebt den verletzten Arm in den Ärmel des Uniformrocks, dann kniet sich Oberst Boissonnet vor ihm auf den Boden und knöpft den Rock zu.

»Was für ein Bild«, sagt Ranc verächtlich. »Unser Riesenbaby, am Boden zerstört.«

»Ja«, sage ich. »Sieht ganz so aus.«

Den üblichen Brauch, dass sich die Duellanten nach dem Kampf die Hand schütteln, lassen wir aus. Die Nachricht von der Verwundung ihres Helden ist inzwischen durchgesickert, sodass ich hastig durch einen Hintereingang aus der

Halle geschleust werde,
um der feindseligen Meute
auf der Avenue de
Lowendal zu entgehen.
Laut den Titelseiten der
Zeitungen am nächsten
Tag verlässt Henry mit
dem Arm in der Schlinge
unter dem Jubel seiner
Anhänger die Halle und
wird in einem offenen
Landauer zu seiner

Wohnung gefahren, wo schon General Boisdeffre höchstpersönlich auf ihn wartet und ihm die besten Wünsche der Armee übermittelt. Ich gehe mit Edmond und Ranc zum Mittagessen und stelle fest, dass der alte Senator recht hat. Ich setze mich mit dem herrlichsten Heißhunger an den Tisch

und genieße tatsächlich die Mahlzeit meines Lebens.

Das beschwingte Lebensgefühl hält an, und in den nächsten drei Monaten stehe ich jeden Morgen in merkwürdig optimistischer Stimmung auf. Von außen betrachtet hätte meine Lage allerdings kaum schlimmer sein können. Ich habe

nichts zu tun, keine berufliche Perspektive, kein ausreichendes Einkommen und nur ein kleines Vermögen, von dem ich zehren kann. Solange ihre Scheidung noch in der Schwebe ist, kann ich auch Pauline nicht sehen, weil ich nicht weiß, ob wir noch von der Presse oder der Polizei

beobachtet werden.
Blanche ist weggezogen.
Nur dank den Beziehungen
ihres Bruders und mit
verschiedenen Tricks
(unter anderem der
Behauptung, sie sei eine
herzleidende,
fünfundfünfzig Jahre alte
Jungfer) konnte sie um
eine Vorladung als Zeugin
im Zola-Prozess

herumkommen. Ich werde
auf der Straße angeraunzt
und in verschiedenen
Zeitungen verleumdet, weil
Henry ihnen gesteckt hat,
man hätte mich in
Karlsruhe zusammen mit
Oberstleutnant von
Schwartzkoppen gesehen.
Louis wird seines Postens
als stellvertretender
Bürgermeister des 7.

Arrondissements enthoben
und von der
Anwaltskammer wegen
standeswidrigen
Verhaltens bestraft.
Reinach und andere
prominente Unterstützer
von Dreyfus verlieren bei
den Parlamentswahlen ihre
Sitze. Lemer cier-Picards
Tod sorgt zwar für einen
Riesenwirbel, wird aber

offiziell als Selbstmord
abgehakt. Der Fall ist
abgeschlossen.

Überall herrschen die
Mächte der Finsternis.

Aber ich werde nicht von
allen geächtet. Die Pariser
Gesellschaft ist gespalten.
Für jede Tür, die mir vor
der Nase zugeschlagen
wird, öffnet sich eine
andere. Sonntags zum

Mittagessen bin ich
regelmäßig zu Gast in der
Rue de Miromesnil bei
Madame Geneviève
Straus, der Witwe von
Georges Bizet, wo ich
auch Mitstreiter wie Zola,
Clemenceau, Labori,
Proust und Anatole France
treffe. In der Avenue
Hoche veranstaltet am
Mittwochabend Monsieur

France' Geliebte, Madame
Léontine Arman de
Caillavet, die »Notre-Dame
de la Révision«, oft Diners
für zwanzig Personen.
Léontine ist eine
extravagante Grande
Dame mit karmesinrot
geschminkten Wangen und
orange gefärbten Haaren,
auf denen ein randloser
Hut mit ausgestopften,

rosaroten Dompfaffen
thront. Und an
Donnerstagen wandere ich
bisweilen einige Straßen
weiter westlich in die Nähe
der Porte Dauphine zu den
musikalischen Soireen von
Madame Aline Ménard-
Dorian, in deren mit
Pfaunenfedern und
japanischen Drucken
geschmückten

scharlachroten Salons ich
die Notenblätter für Cortot,
Casals und die drei
hinreißenden jungen
Schwestern vom Trio
Chaigneau umblättere.

»Sie sind immer so gut
aufgelegt, mein lieber
Georges«, sagen diese
grandiosen
Gastgeberinnen zu mir,
wedeln im Kerzenschein

mit ihren Fächern,
klappern mit den
Augenlidern, berühren
tröstend meinen Arm – ein
Knastbruder ist immer eine
Trophäe für eine elegante
Tischgesellschaft – und
weisen ihre anderen Gäste
ständig auf meinen
heiteren Gleichmut hin.
»Sie sind ein Wunder,
Picquart!«, rufen ihre

Gatten. »Oder Sie sind verrückt. Ich bin mir sicher, angesichts von so viel Ungemach könnte ich mir meine gute Laune nicht bewahren.«

Ich lächele. »Nun, für die Gesellschaft muss man immer die Maske des Komödianten tragen ...«

Aber in Wahrheit trage ich gar keine Maske. Ich

blicke ziemlich
zuversichtlich in die
Zukunft. Ich bin mir völlig
sicher, dass früher oder
später – wodurch, kann ich
allerdings auch nicht sagen
– dieses gewaltige
Bauwerk, das die Armee
errichtet hat, dieses
verrottende
Verteidigungsbollwerk aus
wurmstichigem Holz,

zusammenbrechen wird.
Die Lügen sind zu
weitreichend und
fadenscheinig, als dass sie
dem Druck der
Überprüfung und der Zeit
standhalten könnten. Der
arme Dreyfus, der nun
schon im vierten Jahr auf
der Teufelsinsel leidet, wird
das vielleicht nicht mehr
erleben, und ich vielleicht

auch nicht. Aber die
Rehabilitierung wird
kommen, davon bin ich
überzeugt.

.

Und ich soll recht behalten,
sogar früher, als ich
erwartet habe. Im
folgenden Sommer ändern
zwei Ereignisse alles.

Als Erstes erreicht mich

im Mai eine Nachricht von Labori, in der er mich auffordert, umgehend in seine Wohnung in der Rue de Bourgogne zu kommen, die sich gleich um die Ecke vom Kriegsministerium befindet. Keine Stunde später stehe ich in Laboris Salon einem nervösen jungen Mann von einundzwanzig Jahren

gegenüber, der
offensichtlich vom Land
kommt. Labori stellt ihn mir
als Christian Esterházy
vor.

Ich schüttele ihm
misstrauisch die Hand.
»Na, wenn das kein
anrühiger Name ist«,
sage ich.

»Dazu hat ihn mein
Großcousin gemacht«,

sagt er. »Der bösartigste Halunke, den die Welt je gesehen hat.«

Seine Heftigkeit verblüfft mich. »Setzen Sie sich, Picquart, und hören Sie sich an, was Monsieur Esterházy uns zu erzählen hat. Sie werden nicht enttäuscht sein.«

Marguerite bringt Tee und lässt uns dann allein.

»Vor achtzehn Monaten ist völlig überraschend mein Vater gestorben«, erzählt Christian. »In unserem Haus in Bordeaux. Eine Woche nach seinem Tod habe ich ein Kondolenzschreiben von einem Mann erhalten, den ich nie zuvor gesehen habe, einem Cousin meines Vaters, Major

Walsin-Esterházy, der sein Mitgefühl ausdrückte und anfragte, ob er uns bei etwaigen finanziellen Angelegenheiten behilflich sein könne.«

Christian bemerkt den Blick, den ich Labori zuwerfe.

»Ich sehe schon, Monsieur Picquart, dass Sie wissen, was jetzt

kommt. Aber
berücksichtigen Sie bitte,
dass ich keine Erfahrung in
solchen Dingen habe und
meine Mutter die
weltfremdeste und
religiöseste Frau ist, die
Sie sich vorstellen können
– zwei meiner Schwestern
sind Nonnen. Um die
Sache kurz zu machen, ich
habe meinem ritterlichen

Verwandten geschrieben,
dass ich fünftausend
Francs erben und meine
Mutter aus
Grundstücksverkäufen
einhundertsiebzigtausend
Francs erzielen würde und
wir sein Hilfsangebot gern
in Anspruch nähmen, um
das Geld sicher anzulegen.
Der Major bot uns
daraufhin an, sich bei

seinem engen Freund Edmond de Rothschild für uns zu verwenden. Und natürlich dachten wir: Bei dem Namen, was kann sicherer sein?«

Er nippt an seinem Tee, denkt kurz nach und fährt dann fort.

»Ein paar Monate lief alles gut. Er hat uns regelmäßig Briefe mit

Schecks geschickt. Die Dividenden von dem Geld, das die Rothschilds in unserem Auftrag investiert haben, hat er behauptet. Im letzten November dann hat er mir geschrieben, dass ich sofort nach Paris kommen solle, weil er in Schwierigkeiten stecke und dringend meine Hilfe brauche. Natürlich bin ich

sofort gefahren. Er war ganz aufgelöst vor Angst. Er hat behauptet, dass man ihn bald öffentlich als Verräter verleumden werde, dass ich aber keine von den Geschichten glauben solle. Alles ein jüdisches Komplott, um ihn anstelle von Dreyfus zu beschuldigen, und er kann alles beweisen, weil er von

Offizieren aus dem
Kriegsministerium
unterstützt wird. Er sagte,
dass es inzwischen zu
gefährlich für ihn sei,
seinen wichtigsten
Kontaktmann zu treffen,
und ob ich mich an seiner
Stelle mit ihm treffen
könne, sozusagen als
Nachrichtenkurier
zwischen den beiden.«

»Und wer war dieser Kontaktmann?«, frage ich.

»Sein Name war Oberst du Paty de Clam.«

»Sie haben du Paty getroffen?«

»Ja, oft. Normalerweise abends, an öffentlichen Plätzen. Parks, Brücken, Toiletten.«

»Toiletten?«

»O ja. Der Oberst war

immer sorgfältig verkleidet,
dunkle Brillengläser,
falscher Bart und
dergleichen.«

»Und welche Art von
Nachrichten waren das, die
du Paty und Ihr
Großcousin ausgetauscht
haben?«

»Alles Erdenkliche.
Warnungen davor, was
möglicherweise bald in den

Zeitungen auftauchen wird. Ratschläge, wie er darauf reagieren soll. Ich erinnere mich an einen Umschlag mit einem Geheimdokument vom Ministerium. Manchmal auch Nachrichten, bei denen es um Sie ging.«

»Um mich?«

»Ja, zwei Telegramme zum Beispiel. An die kann

ich mich noch genau
erinnern, weil die sehr
merkwürdig waren.«

»Wissen Sie noch, was
darin stand?«

»Ich weiß noch, dass
eines mit Blanche
unterzeichnet war. Das hat
du Paty geschrieben. Das
andere ... irgendein
ausländischer Name ...«

»Speranza?«

»Genau, Speranza!
Mademoiselle Pays, Major
Esterházys Geliebte, hat
das nach Vorgaben des
Obersten geschrieben und
dann zur Post in der Rue
La Fayette gebracht.«

»Haben sie Ihnen gesagt,
warum sie diese
Telegramme geschrieben
haben?«

»Um Sie in Misskredit zu

bringen.«

»Und Sie haben ihnen geholfen, weil Sie Ihren Großcousin für unschuldig hielten.«

»Natürlich – zumindest damals.«

»Und jetzt?«

Christian denkt nach. Er trinkt einen Schluck Tee und stellt den Untersetzer mit der Tasse wieder auf

den Tisch – mit langsamen, bedächtigen Bewegungen, die aber nicht ganz verbergen können, dass es in seinem Innern brodet. »Als vor ein paar Wochen zum ersten Mal der monatliche Scheck ausblieb, habe ich mich bei den Rothschilds erkundigt. Es gibt kein Bankkonto. Hat nie eines gegeben.

Meine Mutter ist ruiniert.
Ich glaube, wenn ein Mann
fähig ist, die eigene Familie
auf diese Weise zu
betrügen, dann verrät er
auch ohne jedes Gewissen
sein Land. Deshalb bin ich
zu Ihnen gekommen. Man
muss ihn aufhalten.«

.

Was mit dieser nun

bewiesenen Information zu
geschehen hat, liegt auf
der Hand: Sie muss an
Bertulus weitergegeben
werden, den eleganten
Richter mit der roten Nelke
im Knopfloch, dessen
gemächliche Ermittlungen
in Sachen gefälschter
Telegramme immer noch
im Gange sind. Weil ich die
Klage eingereicht habe,

kommen wir überein, dass ich ihm schreibe und auf den wichtigen neuen Zeugen aufmerksam mache. Christian ist bereit auszusagen, ändert jedoch seine Meinung, als sein Großcousin herausfindet, dass er Labori getroffen hat, und entscheidet sich wieder um, als man ihn darauf hinweist, dass er in

jedem Fall als Zeuge
vorgeladen werden könne.

Esterházy, der sich
offensichtlich der
nahenden Katastrophe
bewusst ist, erneuert seine
Forderung nach einem
Duell mit mir. Er lässt die
Presse wissen, dass er die
Straßen in der Nähe
meiner Wohnung
durchstreife, damit er mir

seinen schweren
Spazierstock aus rot
lackiertem Kirschholz, den
er immer bei sich trage, ins
Gehirn rammen könne. Er
bezeichnet sich als
Experten in der Kunst des
Savate, des Kickboxens.
Schließlich schickt er mir
einen Brief, den er auch an
die Zeitungen weitergibt:

Weil Sie sich vor einem

ernsthaften Kampf mit mir
aus Angst drücken, habe
ich, wie Sie sehr wohl
wissen, in den letzten
Tagen nach Ihnen
Ausschau gehalten.
Vergeblich, Sie sind wie ein
Feigling vor mir geflohen.
Sagen Sie mir, wann und
wo Sie es endlich wagen
werden, sich mir von
Angesicht zu Angesicht zu

*stellen, damit ich Ihnen die
Züchtigung verabreichen
kann, die ich Ihnen
versprochen habe. Ich
jedenfalls werde ab
morgen an drei Abenden
hintereinander ab sieben
Uhr in der Rue de
Lisbonne und der Rue de
Naples spazieren gehen.*

Da ich nicht den Wunsch

hege, in direkten Kontakt mit so einer Kreatur zu treten, antworte ich nicht persönlich. Stattdessen lasse ich der Presse ebenfalls eine Erklärung zukommen:

Es überrascht mich, dass Monsieur Esterházy nach mir sucht und mich dennoch nicht angetroffen

hat, zumal ich mich ziemlich offen in der Stadt bewege. Was die in seinem Brief enthaltenen Drohungen angeht, so bin ich fest entschlossen, sollte ich in einen Hinterhalt geraten, das mir per Gesetz zustehende Bürgerrecht auf Selbstverteidigung wahrzunehmen. Dabei

*werde ich nicht vergessen,
dass es meine Schuldigkeit
ist, das Leben von
Monsieur Esterházy zu
achten. Der Mann gehört
der Justiz unseres Staates
überantwortet, und man
würde mich mit Recht
rügen, nähme ich seine
Bestrafung selbst in die
Hand.*

Mehrere Wochen
verstreichen, und ich halte
schon nicht mehr nach ihm
Ausschau. Doch dann, an
einem Sonntagnachmittag
Anfang Juli, am Tag bevor
ich Bertulus Christians
Zeugenaussage bringen
soll, vertrete ich mir nach
dem Mittagessen auf der
Avenue Bugeaud die
Beine, als ich hinter mir

schnell näher kommende
Schritte höre. Ich drehe
mich um und sehe
Esterházys roten
Spazierstock auf mich
niedersausen. Ich reiße
einen Arm hoch, um mein
Gesicht zu schützen, und
ducke mich dann zur Seite
weg, sodass der Hieb mich
nur an der Schulter trifft.
Esterházys Augen quellen

wie Orgelregister aus
seinem vor Wut verzerrten
Gesicht. Während er mich
mit Beleidigungen
überschüttet – »Schuft!
Feigling! Verräter!« –,
steht er so dicht vor mir,
dass ich den Absinth in
seinem Atem riechen
kann. Glücklicherweise
habe ich selbst einen
Spazierstock dabei. Mein

erster Schlag reißt ihm die
Melone vom Kopf, der
zweite trifft ihn im Magen
und schickt ihn zu seiner
Melone in den Rinnstein.
Er rollt sich auf die Seite,
berappelt sich und kniet
nach Luft japsend auf
Händen und Knien auf
dem Pflaster. Dann stützt
er sich auf seinen
lächerlichen roten

Kirschholzstock und
versucht sich aufzurichten.
Einige Passanten sind
stehen geblieben und
gaffen. Ich nehme ihn in
den Schwitzkasten und
rufe, dass jemand die
Polizei holen solle. Kaum
überraschend gehen alle
sofort weiter und lassen
mich mit dem Verräter im
Arm stehen. An so einem

herrlichen

Sonntagnachmittag haben die Flaneure Besseres zu tun. Der kräftige und drahtige Esterházy windet sich hin und her, und mir wird klar, dass ich ihn entweder loslassen oder härter anfassen muss, damit er Ruhe gibt. Ich lasse ihn los, trete einen Schritt zurück und behalte

ihn misstrauisch im Auge.

»Schuft!«, schreit er
wieder. »Feigling!

Verräter!« Torkelnd
versucht er seinen Hut
aufzuheben. Er ist ziemlich
betrunken.

»Sie wandern ins
Gefängnis«, sage ich.

»Wenn nicht wegen
Landesverrats, dann
wegen Fälschung oder

Unterschlagung. Und
kommen Sie mir nicht
mehr zu nahe, sonst
werde ich richtig
ungemütlich.«

Ich spüre einen
stechenden Schmerz in
der Schulter und bin froh,
dass ich weitergehen kann.
Er versucht nicht, mir zu
folgen. Aber sein lallendes
Grölen kann ich noch

lange hören. »Schuft!
Feigling! Verräter! *Jude!*«

•

Der zweite Vorfall in
diesem Sommer ereignet
sich vier Tage später.

Es ist Donnerstag, der 7.
Juli, und wie üblich an
diesem Wochentag halte
ich mich am frühen Abend
in der neogotischen Villa

von Aline Ménard-Dorian
auf. Um genau zu sein: Ich
stehe vor Beginn des
Konzerts noch im Garten,
nippe an einem Glas
Champagner und
unterhalte mich mit Zola,
dessen Revision gegen
sein Urteil gerade an
einem Gericht in Versailles
verhandelt wird. Kürzlich
ist eine neue Regierung

gebildet worden, und wir diskutieren die möglichen Auswirkungen auf seinen Fall, als plötzlich Clemenceau mit Labori im Schlepptau und der Abendzeitung unter dem Arm auf der Terrasse auftaucht.

»Haben Sie schon gehört, was soeben passiert ist?«

»Nein.«

»Meine Freunde, eine Sensation! Dieser kleine arrogante Heuchler Cavaignac hat gerade in der Abgeordnetenkammer seine erste Rede als Kriegsminister gehalten und behauptet, ein für alle Mal bewiesen zu haben, dass Dreyfus ein Landesverräter ist.«

»Wie hat er das denn gemacht?«

Clemenceau drückt mir die Zeitung in die Hand.

»Er hat drei abgefangene Botschaften aus dem Geheimdossier wortwörtlich vorgelesen.«

»Das ist völlig unmöglich ...«

Das ist völlig unmöglich –
aber da steht es, schwarz

auf weiß. Der neue
Kriegsminister Godefrey
Cavaignac, der erst vor
knapp einer Woche das
Amt von Billot
übernommen hat,
behauptet, die Dreyfus-
Affäre mit einem
politischen Paukenschlag
beendet zu haben: »Ich
werde der Kammer drei
Schriftstücke präsentieren.

Das erste ist ein Brief, den die Geheimdienstabteilung des Kriegsministeriums im März 1894 erhalten hat ...« Ohne Absender und Empfänger zu nennen, geht er alle nacheinander durch: die berüchtigte Mitteilung aus dem Geheimdossier (»Anbei 12 Pläne von militärischen Einrichtungen in Nizza, die

mir dieser Lump D für Dich gegeben hat«), einen zweiten Brief, den ich nicht kenne (»D hat mir sehr viele interessante Dinge übergeben«) und den sogenannten sicheren Beweis, der in Zolas Prozess den Ausschlag gegeben hat:

Ich habe gelesen, dass ein Abgeordneter Fragen zu

Dreyfus stellen wird. Falls man in Rom neue Erklärungen von mir verlangt, werde ich sagen, dass ich nie mit diesem Juden Kontakt hatte. Wenn jemand Dich fragen sollte, dann sage das Gleiche. Niemand darf jemals erfahren, was man mit ihm gemacht hat.

Ich gebe Zola die Zeitung.
»Er hat diesen ganzen
Blödsinn tatsächlich
vorgelesen? Er muss
verrückt geworden sein.«

»Wenn Sie in der
Abgeordnetenkammer
gewesen wären, dann
würden Sie das anders
sehen«, sagt Clemenceau.
»Die ganze Kammer hat
ihm stehend applaudiert.

Die glauben tatsächlich,
dass er den Fall Dreyfus
ein für alle Mal erledigt hat.
Die Kammer hat sogar
verfügt, dass
sechshunddreißigtausend
Kopien von den Beweisen
gedruckt und in jeder
Gemeinde in Frankreich
ausgehängt werden.«

»Wenn wir dem nichts
entgegensetzen können,

ist das eine Katastrophe für uns«, sagt Labori.

»Und, haben wir dem etwas entgegensetzen?«, fragt Zola.

Alle drei schauen mich an.

.

Am gleichen Abend nach dem Konzert, bei dem

auch die beiden
großartigen Klaviersonaten
von Wagner dargeboten
werden, entschuldige ich
mich bei Aline und mache
mich, anstatt zum Essen
zu bleiben, auf den Weg
zu Pauline. Die Musik
spielt noch in meinem
Kopf, während ich
dahinschlendere. Ich weiß,
dass sie nicht weit weg bei

einer Cousine untergekommen ist, einer alten Jungfer, die eine Wohnung in der Nähe des Bois de Boulogne hat. Erst weigert sich die Cousine, sie an die Tür zu holen. »Haben Sie ihr nicht schon genug Leid zugefügt, Monsieur? Sollten Sie sie nicht endlich in Ruhe lassen?«

»Bitte, Madame, ich muss sie sehen.«

»Es ist schon spät.«

»Es ist noch nicht einmal zehn, fast noch hell ...«

»Gute Nacht, Monsieur.«

Sie schließt die Tür. Ich klinge noch einmal. Flüsternde Stimmen. Dann eine lange Pause. Als sich die Tür wieder öffnet, steht Pauline vor mir. Sie trägt

eine schlichte, weiße Bluse. Sie ist ungeschminkt, das Haar ist streng nach hinten gekämmt. Sie sieht fast wie eine Nonne aus, und ich frage mich, ob sie noch zur Beichte geht. »Ich dachte, wir waren uns einig, dass wir uns erst wiedersehen, wenn alles geregelt ist«, sagt sie.

»Vielleicht reicht die Zeit nicht mehr.«

Sie schürzt die Lippen und nickt. »Ich hole meinen Hut.« Sie geht in ihr Zimmer, und ich sehe, dass auf dem Tisch in dem kleinen Wohnzimmer eine Schreibmaschine steht. Typisch. Praktisch wie sie ist, hat sie das Geld, das ich ihr geschickt habe, in

eine Ausbildung investiert. Es ist das erste Mal, dass sie ein eigenes Einkommen hat.

Als wir auf der Straße um die erste Ecke biegen und außer Sichtweite der Wohnung sind, hakt sich Pauline bei mir unten. Wir gehen in den Bois de Boulogne. Es ist ein stiller, klarer Sommerabend und

die Temperatur jenseits
jedes Klimas von so
vollkommener

Ausgewogenheit, als gäbe
es keine Grenze zwischen
Geist und Natur. Da sind
einfach nur die Sterne und
der trockene Duft nach
Gras und Bäumen und das
gelegentliche gedämpfte
Platschen, das vom See
herüberweht, wo im

Mondschein ein Boot mit
zwei Liebenden
dahingleitet. In der
regungslosen Luft tragen
ihre Stimmen weiter, als
ihnen bewusst ist. Aber wir
müssen nur wenige
Hundert Schritte gehen,
die sandigen Wege
verlassen und in den Wald
eintauchen, und schon
hören die beiden und die

Stadt auf zu existieren.

Wir finden einen
abgeschiedenen Platz
unter einer uralten Zeder.
Ich ziehe meinen Frack
aus und lege ihn auf den
Boden, lockere meine
weiße Krawatte, setze
mich neben sie und lege
meinen Arm um sie.

»Du ruinierst deinen
Frack«, sagt sie.

»Das spielt keine Rolle.
Ich werde ihn eine Zeit
lang sowieso nicht
brauchen.«

»Gehst du weg?«

»So könnte man es
nennen.«

Dann erkläre ich ihr, was
ich vorhabe. Den
Entschluss habe ich
während des Konzerts
gefasst, genauer gesagt

bei Wagner, der immer
eine berauschede
Wirkung auf mich hat.

»Ich werde die
Darstellung der Ereignisse
durch die Regierung
öffentlich infrage stellen.«

Ich mache mir keine
Illusionen darüber, was
dann passieren wird. Ich
kann mich kaum beklagen,
dass man mich nicht

gewarnt hätte. »Schätze, ich sollte den Monat in der Festung Mont-Valérien als eine Art Probelauf sehen.« Ihr zuliebe setze ich ein tapferes Gesicht auf. Im Innern bin ich weniger zuversichtlich. Ich frage mich: Was ist das Schlimmste, was ich zu erwarten habe? Sobald die Gefängnistüren sich hinter

mir schließen, ist mein Leben in Gefahr. Damit muss ich rechnen. Die Haft wird unangenehm werden, und sie kann dauern. Wochen, Monate, vielleicht sogar ein Jahr oder länger, aber das sage ich Pauline nicht. Die Regierung hat ein Interesse daran, das Gerichtsverfahren in die Länge zu ziehen, und

wenn nur in der Hoffnung,
dass Dreyfus in der
Zwischenzeit stirbt.

»Hört sich ganz so an,
als hättest du dich schon
entschieden«, sagt sie, als
ich fertig mit meinen
Erklärungen bin.

»Wenn ich jetzt
zurückweiche, weiß ich
nicht, ob sich jemals
wieder die Chance ergibt.

Für den Rest meiner Tage
würde ich in dem
Bewusstsein leben
müssen, dass ich der
Herausforderung nicht
gewachsen war. Ich würde
mich selbst zerstören –
würde nie wieder imstande
sein, ein Gemälde zu
betrachten, einen Roman
zu lesen oder Musik zu
hören, ohne das

schleichende Gefühl der Scham zu verspüren. Es tut mir nur leid, was ich dir damit alles angetan habe.«

»Hör auf, dich zu entschuldigen. Ich bin kein Kind. Das habe ich mir selbst angetan, als ich mich in dich verliebt habe.«

»Und du? Wie ist es so allein?«

»Ich habe entdeckt, dass

ich es auch allein schaffen kann. Eine seltsam erfrischende Erfahrung.«

Wir liegen schweigend da, halten uns an den Händen und schauen durch die Zweige zu den Sternen. Ich glaube zu spüren, wie sich unter uns die Erde dreht. In den Tropen Südamerikas wird es gerade erst dunkel. Ich

denke an Dreyfus und versuche mir vorzustellen, was er tut, frage mich, ob sie ihn immer noch jede Nacht an sein Bett ketten. Unsere Schicksale sind jetzt vollständig miteinander verwoben. Ich bin so abhängig von seinem Überleben wie er von meinem: Wenn er das übersteht, dann überstehe

ich das auch, wenn ich wieder freikomme, dann kommt auch er frei.

Pauline und ich liegen noch lange unter dem Baum und genießen die letzten gemeinsamen Stunden, bis die Sterne in der Morgendämmerung verblassen. Dann stehe ich auf, nehme meinen Frack, lege ihn ihr um die

Schultern, und zusammen
gehen wir Arm in Arm
zurück in die schlafende
Stadt.

22

Am nächsten Tag verfasse ich mit der Hilfe von Laboris einen offenen Brief an die Regierung. Auf Laboris Rat hin adressiere ich den Brief nicht an den Kriegsminister, unseren gottesfürchtigen und unbeugsamen Brutus,

sondern an unseren
antiklerikalen neuen
Premierminister Henri
Brisson:

*Herr Premierminister,
bis zum heutigen Tag war
es mir nicht möglich, mich
offen zu den geheimen
Dokumenten zu äußern,
die angeblich die Schuld
von Hauptmann Alfred
Dreyfus beweisen.*

Nachdem der Herr
Kriegsminister vom
Rednerpult der
Abgeordneten-kammer drei
dieser Dokumente
verlesen hat, halte ich es
für meine Pflicht, Sie
davon zu unterrichten,
dass ich in der Lage bin,
vor jedem zuständigen
Gericht zu belegen, dass
die beiden Dokumente,

*datierend aus dem Jahr
1894, nicht mit Dreyfus in
Verbindung gebracht
werden können und das
aus dem Jahr 1896
datierte Dokument alle
Anzeichen einer Fälschung
aufweist. Es erscheint mir
deshalb naheliegend, dass
man die Gutgläubigkeit des
Herrn Kriegsministers
missbraucht hat, was*

*gleichermaßen für all jene
gilt, die an die Bedeutung
der beiden ersten
Dokumente und die
Echtheit des dritten
Dokuments geglaubt
haben.*

*Mit hochachtungsvollen
Grüßen,*

Georges Picquart

Der Brief erreicht den

Premierminister am Montag. Am Dienstag erhebt die Regierung auf Grundlage der Pellieux-Untersuchung Anklage gegen mich, in der ich beschuldigt werde, gesetzwidrig Schriftstücke und Dokumente, die die Verteidigung und Sicherheit des Landes berühren, enthüllt zu

haben. Ein Ermittlungsrichter wird eingesetzt. Am Nachmittag desselben Tages wird – ohne meine Anwesenheit, ich erfahre erst am nächsten Morgen aus den Zeitungen davon – meine Wohnung durchsucht. Auf der Straße haben sich mehrere Hundert Zuschauer versammelt, die

die Aktion verfolgen und
höhnisch »Verräter!«
brüllen. Am Mittwoch
werde ich in die
Amtsräume des von der
Regierung eingesetzten
Richters Albert Fabre
zitiert, die sich im dritten
Stock des Justizpalastes
befinden. In seinem
Vorzimmer werden Louis
Leblois und ich von zwei

Kriminalbeamten verhaftet.

»Ich habe dich gewarnt«,
sage ich zu ihm. »Überlege
dir genau, ob du dich in die
Sache hineinziehen lässt,
habe ich gesagt. Ich habe
das Leben so vieler
Menschen ruiniert.«

»Ach was, Georges. Wird
bestimmt ziemlich
interessant, zur
Abwechslung einmal von

der anderen Seite einen
Blick auf unser
Rechtssystem zu werfen.«

Richter Fabre kann ich
zumindest zugutehalten,
dass ihm offenbar die
ganze Vorgehensweise
etwas peinlich ist. Er
erklärt, dass ich für die
Dauer seiner Ermittlungen
im Gefängnis La Santé
inhaftiert werde, während

Louis gegen Kaution auf
freiem Fuß bleibt. Im
Innenhof bin ich
glücklicherweise
geistesgegenwärtig genug,
Louis meinen Spazierstock
zu geben, bevor ich unter
den Augen von mehreren
Dutzend Reportern in den
Gefängniswagen steige.
Bei meiner Ankunft in La
Santé muss ich ein

Einweisungsformular
ausfüllen. In die Spalte für
Religion schreibe ich:
keine.

Wie sich herausstellt, ist
La Santé nicht Mont-
Valérien: kein separates
Schlafzimmer, keine
separate Toilette, kein
Blick auf den Eiffelturm.
Ich werde in eine winzige,
vier mal zweieinhalb Meter

große Zelle gesperrt. Ich habe ein Bett und einen Nachtopf, das ist alles. Durch das kleine, vergitterte Fenster sehe ich in den Gefängnishof. Es ist Hochsommer, fünfunddreißig Grad, die durch gelegentliche Gewitter gelindert werden. Die abgestandene Luft ist heiß wie in einem

Backofen und riecht wie in einer Kaserne nach dem Essen, den Fäkalien und dem Schweiß von tausend Männern. Ich esse in meiner Zelle und bleibe dreiundzwanzig Stunden am Tag eingesperrt, damit ich nicht mit anderen Häftlingen sprechen kann. Aber ich kann sie hören, besonders nachts, wenn

das Licht gelöscht ist und
man nichts zu tun hat, als
dazuliegen und zu
lauschen. Ihre Rufe sind
wie die Schreie von Tieren
im Dschungel, seelenlos,
geheimnisvoll,
beunruhigend. Oft höre ich
ein Heulen und Kreischen,
ein stammelndes Flehen
um Gnade, sodass ich
damit rechne, dass die

Wärter mir am Morgen erzählen werden, in der Nacht sei irgendein grauenhaftes Verbrechen geschehen. Aber wenn der Tag anbricht, geht alles seinen üblichen Gang.

So versucht die Armee, meinen Willen zu brechen.

.

Es gibt Abweichungen von

der täglichen Routine.
B e w a c h t von zwei
Kriminalbeamten, werde
ich ein paarmal die Woche
mit dem Gefängniswagen
zum Justizpalast gebracht,
wo Richter Fabre sehr
langsam Stück für Stück
das Beweismaterial mit mir
durchgeht, über das ich
mich schon so viele Male
zuvor ausgelassen habe.

*Wann sind Sie zum
ersten Mal auf Major
Esterházy aufmerksam
geworden?*

Wenn Fabre sein
Tagespensum mit mir
erledigt hat, darf ich oft
noch in dem Büro nebenan
mit Labori sprechen. Der
Wikinger der Pariser
Anwaltschaft ist jetzt
offiziell mein

Rechtsbeistand, und durch
ihn bleibe ich über den
Fortgang unserer
verschiedenen Schlachten
auf dem Laufenden. Die
Nachrichten sind
unterschiedlich. Zola hat
seine
Berufungsverhandlung
verloren und ist nach
London geflohen. Richter
Bertulus hat gegen

Esterházy und Vier-Finger-Marguerite Anklage wegen Fälschung erhoben und beide verhaften lassen. Wir stellen den offiziellen Antrag an den Staatsanwalt, wegen des gleichen Delikts auch du Paty verhaften zu lassen. Der Staatsanwalt entscheidet, dass das nicht Gegenstand von Bertulus'

Ermittlungen ist.

Erzählen Sie mir doch bitte noch einmal von den Umständen, unter denen Sie in Besitz des Petit Bleu gelangt sind ...

Etwa einen Monat nach meiner Verhaftung tritt Ermittlungsrichter Fabre in das Stadium des Verfahrens ein, das von den frustrierten

Dramatikern des
französischen
Rechtssystems so geliebt
wird: die Konfrontation mit
Zeugen. Das Ritual ist
immer das Gleiche. Erst
werde ich zum
zwanzigsten Mal zu einem
bestimmten Vorfall befragt
– der Rekonstruktion des
Petit Bleu, der
Brieftaubenakte, die ich

Louis gezeigt habe, die an
die Presse
durchgesickerten
Informationen. Dann
drückt der Richter auf
einen elektrischen
Klingelknopf, und einer
meiner Feinde gibt seine
Version des Ereignisses
zum Besten. Danach darf
ich dann darauf antworten.
Während dieser Auftritte

behält uns der Richter
genau im Auge – als wollte
er mit Röntgenstrahlen
unsere Seelen
durchleuchten und
herausfinden, wer von uns
lügt. So stehe ich noch
einmal von Angesicht zu
Angesicht Gonse, Lauth,
Gribelin, Valdant, Junck
und sogar dem Concierge
Capiaux gegenüber. Ich

muss sagen, für freie, angeblich triumphierende Männer sehen sie blass und sogar mitgenommen aus, besonders Gonse, der an einem nervösen Tic unter dem linken Auge zu leiden scheint.

Der größte Schock für mich ist jedoch der Auftritt von Henry. Er betritt den Raum, ohne mich

anzuschauen, und erzählt
mit monotoner Stimme
seine Version der
Geschichte, wie er Louis
und mich mit dem
Geheimdossier gesehen
hat. Die frühere Kraft
seiner Stimme ist dahin,
und er hat derart
abgenommen, dass die
ganze Hand unter dem
Kragen seines

Uniformrocks

verschwindet, wenn er sich den Schweiß vom Nacken wischt. Er hat gerade seinen Bericht beendet, als es an der Tür klopft, Fabres Sekretär hereinkommt und sagt, der Richter werde im Büro nebenan am Telefon verlangt. »Es ist dringend, der Justizminister.«

»Meine Herren, wenn Sie mich kurz entschuldigen würden«, sagt Fabre.

Henry sieht ihm besorgt hinterher. Fabre schließt die Tür, und wir sind allein. Sofort habe ich den Verdacht, dass das eine Falle ist. Ich schaue mich um, ob sich irgendwo im Raum ein Zuhörer verstecken könnte, kann

aber kein mögliches Versteck entdecken. Nach ein, zwei Minuten kann ich meine Neugier nicht mehr im Zaum halten.

»Nun, Herr Oberstleutnant, was macht Ihre Hand?«, frage ich.

»Ach die.« Er schaut nach unten und dehnt die Finger, als wollte er prüfen, ob sie sich auch wirklich

bewegen. »Alles in
Ordnung.« Er dreht sich
um und blickt mich an. Mit
dem Fleisch auf den
Backen scheint ihm auch
der Verteidigungswille
abhandengekommen zu
sein. Sein Gesicht ist faltig
und das schwarze Haar
von grauen Strähnen
durchzogen. »Und wie
geht es Ihnen?«

»Einigermaßen.«

»Schlafen Sie gut?«

Die Frage überrascht mich. »Ja. Und Sie?«

Er räuspert sich lautstark.

»Nicht so gut, Herr Oberstleutnant ... oder besser: Monsieur. Ich schlafe nicht viel. Eines kann ich Ihnen verraten: Ich habe die Schnauze gestrichen voll von dieser

beschissenen
Geschichte.«

»Wenigstens etwas,
worauf wir uns einigen
können.«

»Wie übel ist es im
Gefängnis?«

»Na ja, sagen wir so:
Stinkt noch mehr als in
unseren alten Büros.«

»Ha!«, sagt er, während
er sich vertraulich zu mir

vorbeugt. »Um ehrlich zu sein, ich habe um meine Versetzung gebeten. Weg vom Geheimdienst, zurück zu meinem Regiment. Ist gesünder.«

»Ja, kann ich gut verstehen. Und Ihrer Frau und dem Kleinen, wie geht es denen?«

Er öffnet den Mund, hält dann jedoch inne und

schluckt. Zu meiner Überraschung steigen ihm plötzlich Tränen in die Augen, und er dreht sich genau in dem Augenblick zur Seite, als Fabre ins Zimmer zurückkommt.

»Also, meine Herren«, sagt er. »Das Geheimdossier ...«

•

Zwei Wochen später liege
ich abends auf meiner
dünnen

Gefängnismatratze. Das
Licht ist schon
ausgeschaltet. Ich kann
nicht mehr lesen und warte
auf den Beginn der
nächtlichen Kakofonie, als
der Riegel an der Zellentür
zurückgeschoben wird, der
Schlüssel ins Schloss

gesteckt und
herumgedreht wird. Dann
blendet mich ein greller
Lichtstrahl.

»Aufstehen, folgen Sie
mir.«

La Santé ist nach den
neuesten
wissenschaftlichen
Prinzipien gebaut – die
Zellentrakte gehen
strahlenförmig von einem

Zentralbau ab, in dem der Gefängnisdirektor und das Personal ihre Büros haben. Ich folge dem Wärter durch den langen Korridor bis zum Verwaltungsblock in der Mitte. Er schließt eine Tür auf, führt mich durch einen gewundenen Gang bis zu einem kleinen, fensterlosen Besucherraum. In der

Mitte ist ein Stahlgitter zwischen den Wänden eingelassen. Der Wärter wartet draußen, aber die Tür steht offen.

Auf der anderen Seite des Gitters höre ich eine Stimme. »Picquart?«

Das Licht ist trüb. Ich kann erst nicht erkennen, wer da zu mir spricht. »Labori? Was ist los?«

»Henry ist verhaftet worden.«

»Mein Gott? Weshalb?«

»Die Regierung hat gerade eine Erklärung herausgegeben. Hören Sie zu: ›Heute hat im Büro des Kriegsministers Oberstleutnant Henry zugegeben, der Verfasser des Schriftstücks von 1896 zu sein, in dem Dreyfus

namentlich genannt wird.
Der Kriegsminister hat
umgehend die Verhaftung
angeordnet, worauf der
Beschuldigte in die
Festung Mont-Valérien
gebracht wurde.« Labori
wartet auf meine Reaktion.
»Picquart? Haben Sie das
verstanden?«

Ich brauche ein paar
Sekunden, um das zu

verarbeiten. »Warum hat er gestanden?«

»Das weiß noch keiner. Die Erklärung ist erst ein paar Stunden alt. Mehr haben wir noch nicht.«

»Und was ist mit den anderen? Boisdeffre, Gonse ... gibt es irgendwas über die?«

»Nein, aber die sind alle erledigt. Sie haben alles

auf diesen Brief gesetzt.«
Labori beugt sich bis zum
Gitter vor. Durch das
dichte Eisengeflecht kann
ich seine blauen, vor
Aufregung leuchtenden
Augen sehen. »Henry
hätte die Fälschung doch
nie auf eigene Faust
gemacht, nicht wahr? Oder
halten Sie das für
möglich?«

»Unvorstellbar. Wenn sie es ihm nicht direkt befohlen haben, dann müssen sie zumindest gewusst haben, was er vorhat.«

»Exakt! Sie wissen, was das bedeutet, oder? Wir können ihn in den Zeugenstand rufen. Allein die Vorstellung! Ich werde alles über diese Sache aus

ihm herauskitzeln. Und alles andere, was er weiß, bis zurück zum allerersten Kriegsprozess.«

»Ich würde zu gern wissen, warum er nach so langer Zeit gestanden hat.«

»Das erfahren wir bestimmt morgen. Wie auch immer, das sind jedenfalls herrliche

Neuigkeiten zum
Einschlafen, oder? Ich
komme morgen wieder.
Gute Nacht, Picquart.«

»Danke, gute Nacht.«

Ich werde in meine Zelle
zurückgebracht.

Die animalischen
Geräusche sind heute
Nacht besonders laut.
Aber das ist nicht der
Grund, warum ich nicht

schlafen kann. Der
Gedanke an den in der
Festung Mont-Valérien
einsitzenden Henry hält
mich wach.

Der nächste Tag ist der
schlimmste, den ich je in
einem Gefängnis verbracht
habe. Ausnahmsweise
kann ich mich nicht auf
mein Buch konzentrieren.
Übellaunig schleiche ich in

meiner winzigen Zelle
umher, konstruiere und
verwerfe Szenarien über
das, was passiert sein
könnte, was gerade jetzt
passiert und was als
Nächstes passieren
könnte.

Die Stunden schleppen
sich dahin. Das
Abendessen wird gebracht.
Es beginnt zu dämmern.

Gegen neun Uhr schließt
der Wärter meine Zelle auf
und sagt, ich solle
mitkommen. Wie lang der
Weg diesmal ist! Das
Komische ist, als ich
schließlich am Ende des
Korridors den
Besucherraum betrete und
Labi sich hinter dem
Gitter zu mir umdreht,
weiß ich genau, sogar

noch bevor ich seinen
Gesichtsausdruck
erkennen kann, was er im
nächsten Augenblick
sagen wird.

»Henry ist tot.«

Ich schaue ihn an und
lasse die Nachricht
sacken. »Wie ist es
passiert?«

»Er lag heute Nachmittag
mit durchschnittener Kehle

in seiner Zelle in der Festung Mont-Valérien. Sie sagen natürlich, dass er sich selbst umgebracht hat. Merkwürdig, immer wieder die gleiche Geschichte!« Bei den nächsten Worten klingt seine Stimme besorgt. »Alles in Ordnung, Picquart?«

Ich muss mich von ihm

abwenden. Ich bin mir nicht sicher, warum ich weine. Vielleicht vor Müdigkeit. Oder vor Anspannung. Vielleicht einfach über Henry, den ich trotz allem nie richtig hassen konnte. Dafür habe ich ihn zu gut verstanden.

.

Ich denke oft an Henry.

Sonst habe ich kaum etwas zu tun.

Ich sitze in meiner Zelle und grübele über die Einzelheiten seines Todes nach, die im Laufe der folgenden Wochen ans Tageslicht kommen. Wenn ich dieses Rätsel aufklären kann, überlege ich, dann kann ich vielleicht alles aufklären. Aber ich kann

mich nur auf das stützen,
was in den Zeitungen
steht, und auf den
bruchstückhaften Tratsch,
den Labori in den
Justizkreisen aufschnappt,
und am Ende muss ich mir
eingestehen, dass ich die
ganze Wahrheit
wahrscheinlich nie erfahren
werde.

Ich weiß, dass Henry

während einer grausamen Befragung im Büro des Kriegsministers am 30. August zugeben musste, dass der sichere Beweis eine Fälschung sei. Er hatte keine andere Wahl, da die Beweise gegen ihn unwiderlegbar waren. Anscheinend hat der neue Kriegsminister Cavaignac, der in allen

Angelegenheiten von der eigenen Korrektheit in höchstem Maße überzeugt ist, als Reaktion auf meinen Fälschungsvorwurf einen seiner Offiziere damit beauftragt, die gesamte Dreyfus-Akte auf ihre Echtheit zu überprüfen. Da die Akte inzwischen auf 360 Einzelpunkte

angeschwollen war,
erforderte das viel Zeit.
Und während dieser
Überprüfung habe ich
Henry in Fabres
Richterzimmer zum letzten
Mal getroffen. Ich verstehe
jetzt, warum er einen so
gebrochenen Eindruck auf
mich gemacht hat. Er
muss geahnt haben, was
auf ihn zukommt.

Cavaignacs Mann tat etwas, worauf in knapp zwei Jahren anscheinend niemand im Generalstab gekommen war: Er hielt den angeblich sicheren Beweis unter eine starke elektrische Lampe. Dabei fiel ihm sofort auf, dass die Anrede des Briefs – *Mein lieber Freund* – und die Unterschrift – *Alexandrine*

– auf kariertem Papier geschrieben waren, dessen Linien blaugrau waren, während der Text des Briefs – *Ich habe gelesen, dass ein Abgeordneter Fragen zu Dreyfus stellen wird ...* – auf Papier mit blasslila Linien geschrieben war. Es war offensichtlich, dass ein Originalbrief, den man

schon früher aus Einzelteilen zusammengefügt hatte – und zwar im Juni 1894 –, neu auseinandergenommen und dann mit einem gefälschten Mittelteil wieder zusammengesetzt worden war.

Henry wurde ins Kriegsministerium zitiert,

um sich in Gegenwart von Boisdeffre und Gonse zu erklären. Laut dem von der Regierung veröffentlichten Protokoll der Befragung durch Cavaignac versuchte er zunächst, sich großmäulig herauszureden:

HENRY: Ich habe die Einzelteile so zusammengesetzt, wie

ich sie bekommen habe.

CAVAIGNAC: Ich darf Sie daran erinnern, dass Ihnen nichts gefährlicher werden kann, als wenn Sie uns keine Erklärung liefern können. Erzählen Sie mir, was Sie getan haben.

HENRY: Was soll ich Ihnen sagen?

CAVAIGNAC: Sie sollen mir

eine Erklärung dafür
liefern, warum eines der
Schriftstücke hellviolette
und das andere
blaugraue Linien hat.

HENRY: Das kann ich nicht.

CAVAIGNAC: Die Tatsache
ist unbestreitbar.
Bedenken Sie die
Konsequenzen Ihrer
Antwort.

HENRY: Was soll ich Ihnen

erzählen?

CAVAIGNAC: Was Sie getan haben.

HENRY: Ich habe keine Dokumente gefälscht.

CAVAIGNAC: Also bitte! Sie haben Bruchstücke des einen Schriftstücks in das andere eingefügt.

HENRY: [nach kurzem Zögern] Nun ja, ich bin eben darauf gekommen,

weil die beiden Sachen so
gut zusammengepasst
haben.

Ist das Protokoll korrekt?
Labori glaubt nicht, aber
ich bin mir dessen
einigermaßen sicher. Nur
weil die Regierung
manchmal lügt, heißt das
nicht, dass sie immer lügt.
Kein Theaterautor könnte
die Stimme Henrys so

authentisch
nachempfinden, wie ich sie
beim Lesen des Protokolls
höre – aufgeblasen,
eingeschnappt,
schmeichelnd, gerissen,
dumm.

CAVAIGNAC: Was hat Sie
auf die Idee gebracht?

HENRY: Meine
Vorgesetzten haben sich

große Sorgen gemacht.
Ich wollte sie beruhigen.
Ich wollte ihnen ihren
Seelenfrieden
wiedergeben. Ich habe
mir gesagt: Warum nicht
eine Kleinigkeit
hinzufügen? Stell dir vor,
wir hätten Krieg.

CAVAIGNAC: Und Sie haben
das ganz allein gemacht?

HENRY: Ja, Gribelin hat

nichts davon gewusst.

CAVAIGNAC: Niemand hat
davon gewusst?

Überhaupt niemand?

HENRY: Ich habe es für
mein Land getan. Es war
ein Fehler.

CAVAIGNAC: Und die
Umschläge?

HENRY: Mit den
Umschlägen habe ich
nichts angestellt, das

schwöre ich! Warum hätte ich das tun sollen?

CAVAIGNAC: Ich rekapituliere: Sie haben 1896 einen Umschlag mit einem Brief erhalten, einem belanglosen Brief. Sie haben den Brief zurückgehalten und eine Fälschung hergestellt.

HENRY: Ja.

In der Dunkelheit meiner

Zelle spiele ich diese
Szene immer wieder
durch. Ich sehe Cavaignac
hinter seinem Schreibtisch
– den von Ehrgeiz
getriebenen jungen
Minister, den Besessenen
mit dem tollkühnen
Glauben, diese Affäre ein
für alle Mal beenden zu
können, der nun über
seine eigene Hybris

stolpert. Ich sehe Gonse, wie er mit der Zigarette in der zitternden Hand die Befragung verfolgt. Ich sehe Boisdeffre, der so stoisch und unnahbar wie einer der Steinlöwen, die zweifellos das Tor seines herrschaftlichen Familiensitzes bewachen, am Fenster steht und ins Leere starrt. Und ich sehe

Henry, auf den die Fragen
niederprasseln und der
stumm flehend seine
Vorgesetzten anschaut:
Helft mir! Die aber
natürlich nichts sagen.

Und dann stelle ich mir
Henrys Gesichtsausdruck
vor, als Cavaignac – ein
Zivilist als Kriegsminister,
kein Soldat – ihn an Ort
und Stelle verhaften lässt

und befiehlt, ihn in die Festung Mont-Valérien zu bringen, wo er in dieselben Räume gesperrt wird wie ich im Winter. Nach einer schlaflosen Nacht schreibt er am nächsten Tag an Gonse (»Ich bitte Sie hochachtungsvoll, mich zu besuchen, weil ich unbedingt mit Ihnen sprechen muss«) und an

seine Frau (»Meine verehrte Berthe, ich begreife nun, dass mich außer Dir alle im Stich lassen; nur Du weißt, in wessen Interesse ich gehandelt habe«).

Ich sehe ihn um die Mittagszeit ausgestreckt auf seinem Bett liegen und eine Flasche Rum trinken – das ist das letzte Mal,

dass man ihn lebend
gesehen hat – und dann
sechs Stunden später, als
ein Leutnant und ein
Ordonnanzoffizier den
Raum betreten und ihn
finden: auf dem
blutgetränkten Bett
liegend, der Leichnam
schon kalt und steif, die
Kehle durch zwei Schnitte
aufgeschlitzt mit einem

Rasiermesser, das er –
höchst merkwürdig – mit
der linken Hand
umklammert hält, obwohl
er Rechtshänder ist.

Aber für den Zeitraum
zwischen diesen beiden
Bildern – zwischen Mittag
und sechs Uhr abends,
zwischen dem lebenden
und dem toten Henry –
versagt meine

Vorstellungskraft. Laboriglaubt, dass er wie Lemercier-Picard ermordet wurde, um ihn zum Schweigen zu bringen, und dass sein Selbstmord inszeniert war. Er zitiert befreundete Ärzte, die behaupten, ein Mensch könne sich unmöglich die Halsschlagader an beiden Seiten durchtrennen. Aber

ich bin nicht davon
überzeugt, dass Mord
überhaupt nötig war, nicht
bei einem Menschen wie
Henry.

Nachdem
Boisdeffre und Gonse
keine Anstalten gemacht
haben, ihn zu verteidigen,
wusste er, was man von
ihm erwartete.

*Ich erhalte den Befehl,
einen Mann zu erschießen,*

also erschieße ich ihn.

.

Am gleichen Nachmittag,
etwa zur gleichen Zeit, als
Henrys Blut sein Bett
durchtränkt, schreibt
Boisdeffre an den
Kriegsminister:

*Herr Minister,
gerade habe ich den*

Beweis erhalten, dass
mein Vertrauen in
Oberstleutnant Henry,
Leiter der
Geheimdienstabteilung,
nicht gerechtfertigt war.
Dieses bedingungslose
Vertrauen hat mich dazu
verführt, ein gefälschtes
Dokument für authentisch
zu erklären und Ihnen
dieses als solches

vorzulegen.

*Unter diesen Umständen
ersuche ich Sie
hochachtungsvoll, mich
von meinen Pflichten zu
entbinden.*

Boisdeffre

Er zieht sich sofort in den
Ruhestand in die
Normandie zurück.

Drei Tage später tritt

auch Cavaignac zurück,
wenn auch nicht ohne
Widerspruch («Ich bin
nach wie vor von Dreyfus'
Schuld überzeugt und so
entschlossen wie eh,
gegen eine
Wiederaufnahme des
Prozesses zu kämpfen«).
Pellieux reicht seinen
Abschied ein. Gonse muss
das Kriegsministerium

verlassen und geht bei Halbsold zu seinem Regiment zurück.

Wie die meisten Menschen gehe ich davon aus, dass damit alles ausgestanden ist. Wenn Henry die Fälschung eines Dokuments organisieren konnte, dann wird man einsehen, dass er das auch noch viele weitere

Male konnte und dass damit der Fall Dreyfus in sich zusammengefallen ist.

Aber die Tage vergehen, und er ist immer noch auf der Teufelsinsel, und ich bin immer noch in La Santé. Allmählich wird klar, dass die Armee auch jetzt noch nicht gewillt ist, ihren Fehler einzugestehen. Mein Antrag auf

Strafauasetzung wird
abgelehnt. Stattdessen
erhalte ich eine amtliche
Mitteilung, dass ich mich in
drei Wochen zusammen
mit Louis vor einem
normalen Strafgericht
wegen gesetzwidriger
Weitergabe von
Geheimdokumenten zu
verantworten habe.

Am Tag vor der

Verhandlung besucht mich
Labori im Gefängnis.
Normalerweise ist er
überschwänglich, ja
streitlustig, aber diesmal
sieht er besorgt aus.
»Leider habe ich schlechte
Nachrichten. Die Armee
bringt neue
Anschuldigungen gegen
Sie vor.«

»Was ist es jetzt

wieder?«

»Fälschung.«

»Sie werfen *mir*

Fälschung vor?«

»Ja, sie behaupten, Sie hätten das Petit Bleu gefälscht.«

Ich kann nur lachen.

»Humor haben sie, das muss man ihnen lassen.«

Aber Labori ist nicht nach Lachen zumute. »Sie

werden argumentieren,
dass eine militärische
Untersuchung des
Fälschungsvorwurfs
Vorrang vor einem
Zivilverfahren hat. Mit der
Strategie wollen sie
erreichen, dass Sie zurück
in den Gewahrsam der
Armee überführt werden.
Ich nehme an, der Richter
wird zustimmen.«

»Was soll's«, sage ich achselzuckend. »Schätze, ein Gefängnis ist wie das andere.«

»Und genau damit liegen Sie falsch, mein Freund. Die Behandlung im Gefängnis Cherche-Midi ist wesentlich rüder als hier. Außerdem gefällt mir der Gedanke nicht, dass Sie in die Fänge der Armee

geraten. Wer weiß, was Ihnen da für Unfälle zustoßen könnten.«

Als ich am nächsten Tag ins Strafgericht des Département Seine gebracht werde, bitte ich den Richter, eine Erklärung abgeben zu dürfen. Der kleine Gerichtssaal ist voller Journalisten – und zwar nicht nur

französischer, sondern
auch ausländischer. Ich
entdecke sogar den
Glatzkopf und den
ausladenden Backenbart
des berühmtesten
Auslandskorrespondenten
der Welt, Monsieur de
Blowitz von der Londoner
Times. Ich richte meine
Erklärung an die
Journalisten.

»Es ist gut möglich, dass ich heute Abend ins Gefängnis Cherche-Midi gebracht werde. Vor Beginn der geheimen Ermittlungen habe ich wahrscheinlich jetzt zum letzten Mal die Gelegenheit, mich in der Öffentlichkeit zu äußern. Ich möchte Sie wissen lassen, sollten in meiner

Zelle jemals Lemercier-
Picards Schnürriemen oder
Henrys Rasiermesser
gefunden werden, dann
handelt es sich um Mord,
denn niemals würde ein
Mensch wie ich, nicht
einmal für eine Sekunde,
Selbstmord in Erwägung
ziehen. Ich werde mich
dieser Anklage stellen,
hoherhobenen Hauptes

und mit der gleichen Gelassenheit, mit der ich meinen Anklägern immer gegenübergetreten bin.«

Zu meiner Überraschung bekomme ich lauten Applaus von den Reportern. Unter Rufen wie »Es lebe Picquart!«, »Es lebe die Wahrheit!«, »Es lebe die Gerechtigkeit!« werde ich

aus dem Saal geführt.

Laboris Vorhersage stimmt. Die Armee erhält das Recht, ihre Anklage zuerst zu verhandeln. Am nächsten Tag werde ich ins Gefängnis Cherche-Midi überführt, wo man mich – wie man mir genüsslich mitteilt – in dieselbe Zelle sperrt, an deren Wänden sich vor

genau vier Jahren der arme Dreyfus den Kopf blutig geschlagen hat.

.

Ich sitze in Einzelhaft, darf kaum Besucher empfangen und habe nur einmal am Tag eine Stunde Hofgang – in einem winzigen Innenhof mit hohen Mauern, von denen

ich eine mit sechs
Schritten abgehen kann.
Ich gehe diagonal von
einer Ecke in die andere
und trotte an den Wänden
entlang wie eine
gefangene Maus in einem
Brunnenschacht.

Die Anklage lautet, dass
ich den Namen des
ursprünglichen
Empfängers des

Telegramms vom Papier gekratzt und durch Esterházy's Namen ersetzt habe. Ein Verbrechen, das mit fünf Jahren Gefängnis bestraft wird. Die Befragung zieht sich über Wochen hin.

Erzählen Sie uns doch bitte noch einmal von den Umständen, unter denen Sie in den Besitz des Petit

Bleu gelangt sind ...

Zum Glück habe ich nicht vergessen, dass ich Lauth, nachdem er das Petit Bleu zusammengesetzt hatte, gebeten habe, Fotos davon zu machen. Als diese schließlich herausgesucht und dem Gericht vorgelegt werden, zeigt sich eindeutig, dass die Adresse zu dieser Zeit

noch nicht manipuliert war. Sie ist erst danach im Laufe der Verschwörung gegen mich geändert worden. Trotzdem bleibe ich weiter in Cherche-Midi. Pauline schreibt, dass sie mich besuchen will. Ich bin dagegen – die Zeitungen könnten Wind davon bekommen, und außerdem will ich nicht, dass sie mich

in dieser Verfassung sieht.
Mir fällt es leichter, allein
durchzuhalten. Die
gelegentlichen Ausflüge ins
Gericht bringen etwas
Abwechslung in die
Langeweile. Im November
breite ich zum
wiederholten Mal mein
gesamtes Beweismaterial
aus. Diesmal vor zwölf
altgedienten Richtern der

Strafkammer, womit der Zivilprozess beginnt, der feststellen soll, ob das Urteil gegen Dreyfus rechtssicher ist.

Meine andauernde Inhaftierung ohne Urteil wird allgemein bekannt. Clemenceau darf mich besuchen und schlägt danach in *L'Aurore* vor, mich für den Posten des

Staatsgefangenen

Nummer 1 zu nominieren,
der seit dem Mann mit der
eisernen Maske unbesetzt
ist. Wenn abends das Licht
gelöscht wird und ich nicht
mehr lesen kann, höre ich
die Menschen, die auf der
Rue du Cherche-Midi für
wie auch gegen mich
demonstrieren.

Siebenhundert Soldaten

müssen das Gefängnis bewachen. Die Hufe der Kavalleriepferde klappern auf dem Kopfsteinpflaster. Ich erhalte Tausende von Unterstützerbriefen, darunter einen von der alten Kaiserin Eugénie. Das alles wird so peinlich für die Regierung, dass Labori von Beamten des Justizministeriums gebeten

wird, beim Zivilgericht auf
meine Freilassung zu
dringen. Ich verweigere
meine Zustimmung. Als
Geisel bin ich nützlicher.
Mit jedem Tag hinter
Gittern steht die Armee
verzweifelter und
rachsüchtiger da.

Monate vergehen. Doch
dann, am 3. Juni 1899,
einem

Samstagnachmittag,
kommt Labori mich
besuchen. Die Sonne
scheint so grell, dass ihre
Strahlen sogar das
verdreckte Glas meines
winzigen Zellenfensters
durchdringen. Ich höre
einen Vogel zwitschern.
Labori legt seine große,
dunkle Handfläche auf das
Metallgitter. »Picquart, ich

möchte Ihnen die Hand schütteln«, sagt er.

»Warum?«

»Müssen Sie immer so verdammt widerspenstig sein?« Er rüttelt mit seinen langen, dicken Fingern an den Eisenstäben. »Na los, tun Sie einmal das, was ich Ihnen sage!« Ich lege meine Handfläche gegen seine.

»Herzlichen

Glückwunsch, Georges«,
sagt er leise.

»Wozu?«

»Das Oberste
Berufungsgericht hat
gerade entschieden, dass
die Armee Dreyfus für ein
Wiederaufnahmeverfahren
zurückholen muss.«

So lange habe ich auf
diese Nachricht gewartet,
und doch fühle ich nichts.

»Mit welcher Begründung?« ist alles, was ich sagen kann.

»Sie haben zwei Gründe angeführt, beide aus Ihrem Beweismaterial: Erstens, dass sich der Lump-D-Brief tatsächlich nicht auf Dreyfus bezieht und dass er den Richtern nicht hätte vorgelegt werden dürfen, ohne die Verteidigung

darüber zu informieren.
Und zweitens, dass ... wie
haben sie das genannt?
Ah ja, hier steht es:
»Tatsachen, von denen die
Richter im ersten
Kriegsgerichtsprozess
keine Kenntnis hatten,
legen nahe, dass Dreyfus
nicht der Verfasser des
Bordereaus sein kann.«

»Juristen und ihre

Sprache!« Ich lasse mir den Juristenjargon auf der Zunge zergehen, als wäre er eine Delikatesse. »Tatsachen, von denen die Richter im ersten Kriegsgerichtsprozess keine Kenntnis hatten, legen nahe ... Und die Armee kann dagegen keine Berufung einlegen?« »Nein. Das ist durch. Es

ist schon ein Kriegsschiff unterwegs, das Dreyfus für das neue Verfahren zurückholen soll. Und diesmal wird es kein Geheimprozess werden, diesmal wird die ganze Welt zuschauen.«

23

Am folgenden Freitag werde ich aus dem Gefängnis entlassen, am gleichen Tag, als das Kriegsschiff *Sfax* mit Dreyfus an Bord von der Teufelsinsel ablegt und sich auf die lange Reise nach Frankreich macht.

Die Entscheidung des
Obersten Gerichts besagt,
dass alle Anklagen gegen
mich aufgehoben sind.
Edmond holt mich mit
seinem neuesten
Spielzeug, einem
Automobil, am
Gefängnistor ab, um mich
nach Ville-d'Avray zu
bringen. Den Journalisten,
die mich auf dem Trottoir

bedrängen, verweigere ich
jeden Kommentar.

Die unerwartete
Wendung meines
Schicksals verwirrt mich.
Die schiere *Lebendigkeit*
der Farben und Geräusche
des fröhsummerlichen
Paris, die lächelnden
Gesichter meiner Freunde,
die Mittagessen, Bankette
und Empfänge, die zu

meinen Ehren gegeben
werden – all das
überwältigt mich nach dem
einsiedlerischen Trübsinn
und der abgestandenen
Luft in meiner Zelle. Erst
jetzt, als ich wieder
Kontakt zu anderen
Menschen habe, erkenne
ich, wie sehr mich das
alles mitgenommen hat.
Konversation mit mehr als

einer Person bringt mich aus dem Gleichgewicht. Meine Stimme kommt mir schrill vor, ich gerate schnell außer Atem. Als Edmond mich in mein Zimmer bringt, muss ich auf der Treppe alle drei, vier Stufen stehen bleiben und mich am Handlauf festhalten. Die Muskeln, die meine Knie und

Gelenke bewegen, sind kraftlos geworden. Mein Spiegelbild ist blass und fett. Beim Rasieren entdecke ich im Schnauzbart weiße Haare.

Edmond und Jeanne laden Pauline ein und geben ihr taktvollerweise das Zimmer neben meinem. Beim Abendessen hält sie unter

dem Tisch meine Hand,
und später, als alle schon
schlafen, kommt sie in
mein Zimmer und schlüpft
zu mir ins Bett. Ihr zarter
Körper ist vertraut und
fremd zugleich, wie die
Erinnerung an ein früheres
Leben, das man verloren
hat. Sie ist endlich
geschieden, Philippe hat
sich ins Ausland versetzen

lassen. Sie hat eine eigene Wohnung, die Mädchen leben bei ihr.

Wir liegen im Kerzenschein im Bett und schauen uns an.

Ich streiche ihr das Haar aus dem Gesicht. Um Augen und Mund sehe ich Falten, die früher nicht da waren. Ich kenne sie seit Kindertagen. Wir sind

zusammen alt geworden.
Plötzlich empfinde ich eine
überwältigende Zärtlichkeit
für sie. »Dann bist du jetzt
also ein freier Mensch.«

»Ja.«

»Möchtest du, dass ich
dich bitte, meine Frau zu
werden?«

Eine Pause.

»Nein, nicht besonders.«

»Warum?«

»So wie du die Frage stellst, Liebling, glaube ich nicht, dass eine Heirat sehr sinnvoll wäre, oder?«

»Tut mir leid. Ich bin nicht mehr sonderlich geübt in Konversation, geschweige denn in solcher. Ich versuche es noch einmal. Willst du meine Frau werden?«

»Nein.«

»Ernsthaft, du gibst mir einen Korb?«

Sie denkt kurz nach, bevor sie antwortet. »Du bist nicht für die Ehe geschaffen, Georges. Und jetzt nach meiner Scheidung weiß ich, dass ich es auch nicht bin.« Sie küsst meine Hand. »Verstehst du? Von dir habe ich gelernt, wie man

allein lebt. Ich danke dir.«

Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll.

»Wenn du es so willst ...«

»O ja, ich bin vollkommen zufrieden, so wie es ist.«

Und so wird mir etwas abgeschlagen, was ich eigentlich nie wollte. Warum habe ich trotzdem das dunkle Gefühl, beraubt worden zu sein?

Schweigend liegen wir nebeneinander. »Was wirst du jetzt machen?«

»Wieder zu Kräften kommen, hoffe ich. Bilder anschauen. Musik hören.«

»Und dann?«

»Ich will die Armee zwingen, mich wieder aufzunehmen.«

»Obwohl sie so mit dir umgesprungen ist?«

»Wenn ich es nicht versuche, heißt das, dass sie damit durchkommen. Warum sollte ich das zulassen?«

»Jeder muss also bezahlen.«

»Natürlich. Wenn Dreyfus auf freien Fuß kommt, folgt daraus, dass die gesamte Führung der Armee verrottet ist. Sollte mich

nicht wundern, wenn es
noch ein paar
Verhaftungen geben wird.
Das ist der Anfang eines
Krieges, der noch ziemlich
lange andauern kann.
Warum? Glaubst du, das
ist falsch?«

»Nein, aber ich glaube,
du läufst Gefahr, ein
Besessener zu werden.«

»Wenn ich kein

Besessener wäre, dann wäre Dreyfus noch immer auf der Teufelsinsel.«

Sie schaut mich an. Ihr Gesichtsausdruck ist unergründlich. »Bläst du bitte die Kerze aus, Liebling. Ich bin plötzlich todmüde.«

Wir liegen im Dunkeln wach. Ich stelle mich schlafend. Nach ein paar

Minuten steht sie auf, und ich höre, wie sie ihren Morgenrock überzieht. Die Tür öffnet sich, im matten Licht des Flurs sehe ich für einen Augenblick ihre Umrisse, dann ist sie verschwunden. Wie ich hat sie sich daran gewöhnt, allein zu schlafen.

•

Bei unruhiger See erreicht Dreyfus' Schiff mitten in der Nacht die Küste der Bretagne. Man hält es für zu gefährlich, ihn nach Paris zu bringen. Stattdessen wird er im Schutz der Dunkelheit in die bretonische Stadt Rennes überführt. Dort, so hat die Regierung entschieden, soll die

Neuaufgabe seines
Militärgerichtsprozesses
stattfinden, sichere
dreihundert Kilometer
westlich von Paris. Der
Prozessbeginn ist für
Montag, 7. August,
angesetzt.

Für den Fall, dass ich
Schutz brauche, besteht
Edmond darauf, mich nach
Rennes zu begleiten,

obwohl ich ihm versichere,
dass das nicht nötig sei.

»Die Regierung hat
versprochen, mir eine
Leibwache zur Seite zu
stellen.«

»Noch ein Grund, jemand
um dich zu haben, dem du
vertrauen kannst.«

Ich lasse ihm seinen
Willen. Die Atmosphäre ist
hässlich und gewalttätig.

Auf der Rennbahn ist ein antisemitischer Aristokrat mit einem Spazierstock auf den Präsidenten losgegangen. Bilder von Zola und Dreyfus werden verbrannt. *La Libre Parole* ermuntert ihre Leser mit verbilligten Bahnkarten, nach Rennes zu fahren und ein paar Dreyfusarden den Kopf einzuschlagen.

Als Edmond und ich uns am Samstagmorgen auf den Weg zum Bahnhof von Versailles machen, haben wir Revolver im Gepäck. Ich komme mir vor, als stieße ich in Feindesland vor.

In Versailles nimmt uns eine vierköpfige Leibwache in Empfang: zwei Polizeikommissare und

zwei Gendarmen. Der aus Paris kommende Zug rollt kurz nach acht in den Bahnhof ein und ist restlos mit Journalisten und Zuschauern überfüllt, die den Prozess beobachten wollen. Die Polizei hat uns das hinterste Abteil der ersten Klasse reserviert. Unsere Leibwächter bestehen darauf, zwischen

uns und der Tür zu sitzen. Ich komme mir wieder wie ein Gefangener vor. Die Leute gaffen durch die gläserne Trennwand. Es ist drückend heiß. Plötzlich ein Blitzlicht. Ich erstarre. Edmond tätschelt mir beruhigend die Hand. »Ruhig, Georges«, sagt er leise.

Die Fahrt zieht sich ewig

hin. Es ist später
Nachmittag, als wir
schließlich in Rennes
ankommen, einer Stadt mit
siebzigtausend
Einwohnern, aber
anscheinend ohne Vororte.
In der einen Minute sieht
man noch Wald und
Flussauen und einen von
einem Pferd gezogenen
Lastkahn auf einem breiten

Fluss und plötzlich nur noch Fabrikschlote und vornehme graue und gelbe Steinhäuser mit blauen Schieferdächern, die in der Hitze flirren. Die beiden Kommissare springen auf den Perron und schauen sich um, erst dann dürfen Edmond und ich mit den beiden Gendarmen an den Fersen den Zug verlassen.

Wir werden hastig durch
den Bahnhof zu zwei
wartenden Automobilen
geführt. Undeutlich nehme
ich die plötzliche
Aufregung wahr, als die
Menschen in der vollen
Schalterhalle mich
erkennen. Rufe wie »Es
lebe Picquart!« sind zu
hören, die sofort von
höhnischem Buhen

erwidert werden. Doch schon im nächsten Augenblick sitzen wir in den Wagen und fahren auf einer breiten, von Bäumen, Hotels und Cafés gesäumten Straße.

Nach kaum dreihundert Metern dreht sich der Kommissar, der neben dem Fahrer sitzt, zu uns um und zeigt aus dem

Fenster. »Da findet der Prozess statt.«

Ich weiß, dass die Verhandlung in die Turnhalle einer Schule verlegt wurde, um dem Ansturm der Presse und d e r Zuschauer Herr zu werden. Aber aus irgendeinem Grund habe ich mir einen tristen Gemeindebau vorgestellt

und nicht so ein prächtiges
Gebäude, ein Symbol
ländlichen Stolzes, das fast
wie ein Herrenhaus
aussieht: vier Stockwerke
mit hohen Fenstern, rosa
Ziegel und helle Steine,
gekrönt von einem hoch
aufragenden Dach.
Gendarmen bewachen die
Absperrung, Arbeiter
entladen einen Karren mit

Bauholz.

Wir biegen um eine Ecke.

»Und das ist das
Militärgefängnis, in dem
Dreyfus sitzt«, fügt der
Kommissar kurz darauf
hinzu.

Es befindet sich genau
gegenüber vom
Seiteneingang der Schule.
Der Fahrer drosselt das
Tempo, und ich erhasche

einen flüchtigen Blick auf
das große Tor, das in eine
hohe, mit Eisenspitzen
bewehrte Mauer
eingelassen ist, und die
vergitterten Fenster der
Festung dahinter. Auf der
Straße patrouilliert
Kavallerie, Infanteristen
stehen einer kleinen
gaffenden
Menschenmenge

gegenüber. Als
Connaissanceur
zeitgenössischer
Gefängnisse würde ich
sagen, es sieht grausig
aus. Dreyfus ist jetzt seit
einem Monat dort
eingesperrt.

»Merkwürdiger Gedanke,
dass wir dem armen
Burschen so nahe sind«,
sagt Edmond. »In welcher

Verfassung er wohl ist?«

.

Das ist es, was jeder wissen will. Das hat dreihundert Journalisten aus aller Welt in diesen verschlafenen Winkel Frankreichs gelockt. Das ist der Grund dafür, dass eigens Telegrafisten angeheuert wurden, die die

voraussichtliche Menge
von 700 000 Wörtern pro
Tag verarbeiten können,
dass die Behörden sich
genötigt sahen, in der
Bourse de Commerce
einhundertfünfzig
Schreibtische für die
Reporter aufzustellen,
dass vor dem
Militärgefängnis
Kinematografen auf

Stativen stehen, um
vielleicht ein paar
Sekunden mit
verwackelten Bildern von
dem Häftling beim Hofgang
einzufangen, und dass
Königin Viktoria den Lord
Chief Justice of England
zur Beobachtung des
Prozessbeginns entsandt
hat.

Seit seiner Rückkehr

nach Frankreich ist es nur vier Zivilisten gestattet worden, mit ihm zu sprechen: Lucie und Mathieu sowie seinen beiden Anwälten, dem treuen Edgar Demange, seinem Anwalt aus dem ersten

Militärgerichtsprozess, und Labori, der von Mathieu hinzugezogen wurde und

die Armee aggressiv unter Druck setzen soll. Ich habe mit keinem von ihnen gesprochen. Was ich über den Zustand des Häftlings weiß, habe ich in der Zeitung gelesen:

Bei Dreyfus' Ankunft in Rennes ließ der Präfekt Madame Dreyfus ausrichten, dass sie noch

am gleichen Morgen
ihren Mann sehen könne.
Um 8 Uhr 30 ging sie zu
Fuß zum Gefängnis. Sie
wurde von ihrem Vater,
ihrer Mutter und ihrem
Bruder begleitet. Nur ihr
wurde der Zutritt zu
seiner Zelle im ersten
Stock gestattet. Sie blieb
bis 10 Uhr 15. Ein
Hauptmann der

Gendarmerie war
anwesend, hielt sich
jedoch diskret im
Hintergrund. Sie soll ihren
Mann weniger verändert
angetroffen haben, als
sie es befürchtet hatte,
machte beim Verlassen
des Gefängnisses aber
dennoch einen sehr
niedergeschlagenen
Eindruck.

Edmond hat bei einer gewissen verwitweten Madame Aubry Zimmer für uns gemietet. Das hübsche, von Glyzinen überwucherte Haus mit weißen Fensterläden befindet sich in der Rue de Fougères, einer ruhigen Wohnstraße. Eine niedrige Mauer trennt den winzigen Vorgarten von der Straße.

Davor hat ein Gendarm
Posten bezogen. Das
Haus steht auf einem
Hügel, nur einen Kilometer
vom Gerichtssaal entfernt.
Wegen der Sommerhitze
beginnen die Sitzungen um
sieben Uhr morgens und
enden um Mittag. Wir
haben vor, jeden Morgen
sehr früh zu Fuß zum
Gericht zu gehen.

Am Montag stehe ich um fünf auf. Die Sonne ist zwar noch nicht aufgegangen, aber zum Rasieren ist es hell genug. Ich lege einen feinen Gehrock an und stecke das Band der Ehrenlegion ins Knopfloch. Die Ausbuchtung des Webleys in meinem Schulterhalfter ist kaum zu sehen. Dann

nehme ich Spazierstock
und Zylinder, klopfe an
Edmonds Tür, und mit den
beiden Gendarmen im
Schlepp gehen wir den
Hügel hinunter zum Fluss.

Die Häuser, an denen wir
vorbeikommen, sind solide
Villen des wohlhabenden
Bürgertums. Die
Fensterläden sind
geschlossen. Hier oben

schlafen die Menschen
noch, während unten am
Fluss schon Wäscherinnen
mit Spitzenhauben
körbeweise schmutzige
Wäsche auf die
Ziegelstufen der
Uferböschung kippen und
drei Männer in
Zuggeschirren einen
Lastkahn mit Gerüstbalken
und Leitern ziehen. Als wir

– zwei Herren mit Zylinder,
gefolgt von zwei
Gendarmen – an ihnen
vorbeigehen, drehen sie
sich um und betrachten
uns so gleichgültig, als
wäre unser Anblick etwas
völlig Normales um diese
Uhrzeit.

Inzwischen ist die Sonne
aufgegangen. Es ist schon
heiß. Das trübe Wasser

des Flusses ist algengrün.
Wir gehen über eine
Brücke, biegen in die
Straße zur Schule ein und
sehen uns einer
Doppelreihe berittener
Gendarmen gegenüber,
die die leere Straße
absperren. Nachdem unsere
Papiere kontrolliert worden
sind, stellen wir uns an
einer kurzen Schlange an

und werden durch eine
schmale Tür eingelassen.
Wir gehen ein paar
Steinstufen hinauf, dann
durch eine weitere Tür,
dann an einer Reihe
Infanteristen mit
aufgepflanztem Bajonett
vorbei und stehen plötzlich
im Gerichtssaal.

Der Raum ist etwa
zwanzig Meter lang,

fünfzehn Meter breit und zwei Stockwerke hoch. Durch zwei übereinander angeordnete Fensterreihen an den Längsseiten fällt klares bretonisches Tageslicht ins Innere. In dem luftigen Raum drängen sich mehrere Hundert Menschen. Am Kopfende befindet sich ein Podium, auf dem ein Tisch

und sieben Stühle mit purpurfarbenen gepolsterten Rückenlehnen stehen. An der Wand dahinter hängt ein an ein schwarzes Kreuz genagelter Christus aus Gips. In der Mitte vor dem Podium stehen sich die Tische und Stühle für Verteidigung und Anklage gegenüber. An den Seiten reihen sich über die

gesamte Länge des
Raumes die schmalen
Tische und Bänke für die
Vertreter der Presse
aneinander, die die
Mehrheit der Anwesenden
stellen. Im hinteren Teil,
abgetrennt durch eine
Reihe Infanteristen,
befindet sich der
Zuschauerraum, dessen
mittlerer Abschnitt für die

Zeugen reserviert ist. Und hier sehen wir uns alle wieder, wie Figuren in einem wiederkehrenden Traum, dazu verdammt, sich auf ewig zu umkreisen – Boisdeffre, Gonse, Billot, Pellieux, Lauth, Gribelin. Wir vermeiden peinlich jeden Blickkontakt.

»Pardon«, sagt hinter mir jemand mit einer leise

krächzenden Stimme, die mir die Nackenhaare aufstellt. Ich trete zur Seite, und ohne mich anzuschauen, drückt sich Mercier an mir vorbei. Er geht durch den Gang und setzt sich zwischen Gonse und Billot. Sofort beginnen die Generäle ein flüsterndes Konklave. Boisdeffre sieht

angeschlagen aus, sein
Blick ist leer – es heißt, er
sei zum Einsiedler
geworden. Billot streicht
sich abwesend über den
Schnauzbart. Gonse nickt
unterwürfig. Pellieux hat
sich halb abgewendet. Der
inzwischen pensionierte
Mercier gestikuliert mit der
Faust, er ist plötzlich
wieder der Mann, der das

Sagen hat. Er ist das Sprachrohr für die Sache der Armee. »In dieser Affäre muss es eine schuldige Partei geben«, hat er vor der Presse erklärt. »Und diese schuldige Partei ist entweder Dreyfus oder bin ich. Wenn ich es nicht bin, dann ist es Dreyfus. Dreyfus ist ein Verräter.

Das werde ich beweisen.«
Sein ledriges,
maskenhaftes Gesicht
wendet sich kurz zu mir
um. Mit

zusammengekniffenen
Augen nimmt er mich für
einen Augenblick ins Visier.

Es ist fast sieben. Ich
setze mich direkt hinter
Mathieu Dreyfus, der sich
umdreht und mir die Hand

schüttelt. Lucie nickt mir zu und ringt sich ein kurzes, angespanntes Lächeln ab. Ihr Gesicht ist so blass wie ein Mittagsmond. Die Anwälte in ihren schwarzen Roben und den merkwürdigen konischen schwarzen Hüten auf dem Kopf erscheinen in der Tür, wobei der riesige Labori mit theatralisch

ausladender Geste dem
älteren Demange den
Vortritt lässt. Dann ertönt
von hinten der Ruf
»Präsentiert das
Gewehr!«, fünfzig Stiefel
stampfen in
Habtachtstellung auf den
Boden, und die Richter,
angeführt vom dem
zwerghaften Oberst
J o u a u s t , betreten

nacheinander den Saal.
Der buschige, weiße
Schnauzbart des
Obersten, der sogar noch
größer ist als der von
Billot, ist so gewaltig, dass
der Mann darüber
hinwegzuschielen scheint.
Er steigt auf das Podium
und setzt sich auf den
Stuhl in der Mitte. »Bringen
Sie den Angeklagten

herein«, sagt er mit trockener, harter Stimme.

Der Gerichtsdienner, ein Feldwebel, geht zu einer Tür neben dem Richterpodium. In der plötzlichen Stille hallen seine Schritte laut wider. Er öffnet die Tür, und zwei Männer erscheinen. Einer ist ein Offizier, der andere Dreyfus. Die Zuschauer,

auch ich, stöhnen auf,
denn er ist ein alter Mann
– ein kleiner alter Mann mit
steifem Gang, der so
abgemagert ist, dass ihm
der Uniformrock lose am
Leib herabhängt. Die
Hosen schlottern um seine
Knöchel. Er geht mit
unsicheren Schritten in die
Mitte des Gerichtssaals
und hält vor den Stufen

des Podiums, auf dem
seine Anwälte sitzen, kurz
inne, als müsste er erst
frische Kräfte sammeln.
Dann geht er schwerfällig
die Stufen hinauf, hebt die
rechte, in einem weißen
Handschuh steckende
Hand, salutiert vor den
Richtern und nimmt dann
die Mütze ab, unter der ein
fast vollständig kahler

Schädel zum Vorschein kommt. Nur ein paar silbrige Strähnen am Hinterkopf fallen auf seinen Kragen. Er setzt sich, und der Urkundsbeamte verliest die Gerichtsverfassung. Dann sagt Jouaust: »Angeklagter, erheben Sie sich.«

Mühsam steht Dreyfus

auf.

»Wie heißen Sie?«

Die Antwort ist in der
Stille kaum zu hören.

»Alfred Dreyfus.«

»Alter?«

»Neununddreißig.«

Wieder entsetztes Raunen.

»Geburtsort?«

»Mülhausen.«

»Rang?«

»Hauptmann,

vorübergehend zum
Generalstab abgeordnet.«
Alle beugen sich vor und
spitzen die Ohren. Er ist
nur schwer zu verstehen.
Anscheinend hat er
vergessen, wie man ganze
Sätze formuliert.
Außerdem ist wegen
seiner Zahnlücken ständig
ein pfeifendes Geräusch
zu hören.

Weitere
verfahrenstechnische
Punkte werden abgehakt,
ehe Jouaust auf die
Anklage zu sprechen
kommt. »Sie werden des
Verbrechens des
Hochverrats beschuldigt,
die in einem als Bordereau
bezeichneten Schriftstück
aufgeführten Dokumente
an einen Agenten einer

ausländischen Macht
weitergegeben zu haben.
Das Gesetz gibt Ihnen das
Recht, sich zu Ihrer
Verteidigung zu äußern.
Hier ist der Bordereau.«

Er nickt einem
Gerichtsbeamten zu, der
dem Häftling den
Bordereau überreicht.
Dreyfus studiert ihn. Er
zittert, ist einem Kollaps

nahe. Schließlich antwortet er mit seiner eigentümlichen Stimme, die selbst dann noch ausdruckslos klingt, wenn sie voller Emotionen ist. »Ich schwöre, dass ich unschuldig bin, Herr Oberst. So wie ich es schon 1894 an Eides statt versichert habe.« Er hält inne. Es ist eine Qual, ihm

beim Ringen um Haltung
zuzuschauen. »Ich kann
alles ertragen, Herr
Oberst, aber ich
wiederhole noch einmal,
um der Ehre meines
Namens und meiner
Kinder willen, ich bin
unschuldig.«

•

Jouaust geht mit Dreyfus

den gesamten Inhalt des Bordereaus durch, Punkt für Punkt. Seine Fragen sind barsch und anklagend. Dreyfus antwortet auf seine trockene, mechanische Art, als wäre er ein Sachverständiger in irgendeinem beliebigen Prozess: nein, er wusste nichts von der

hydraulischen Bremse des
120-Millimeter-

Geschützes; ja, er hätte
sich Informationen über
Bedeckungstruppen
beschaffen können, aber
er hat nie danach gefragt;
das Gleiche trifft auf die
Invasionspläne für
Madagaskar zu – er hätte
danach fragen können, hat
es aber nie getan; nein,

der Herr Oberst irrt – er war nicht in der Dritten Abteilung, als die Artillerieformationen verändert wurden; nein, der Offizier irrt, der behauptet, er habe sich von ihm eine Kopie der Schießvorschrift ausgeliehen – diese hat sich nie in seinem Besitz befunden; nein, er hat nie

gesagt, dass es Frankreich unter deutscher Herrschaft besser gehe, natürlich nicht.

Die Sonne, die durch die doppelreihigen Fenster s c h e i n t , heizt den Gerichtssaal auf wie ein Treibhaus. Alle schwitzen, nur Dreyfus nicht. Vielleicht weil er die Tropen gewohnt ist. Nur einmal noch setzen

ihm seine Gefühle arg zu.
Und zwar als Jouaust auf
die alte Falschmeldung zu
sprechen kommt, dass er
am Tag seiner
Degradierung gegenüber
Hauptmann Lebrun-
Renault ein Geständnis
abgelegt habe.

»Ich habe nicht
gestanden.«

»Aber es gibt noch

andere Zeugen.«

»Ich kann mich an keine erinnern.«

»Worum ging es dann in Ihrer Unterhaltung?«

»Das war keine Unterhaltung, Herr Oberst. Es war ein Monolog. Ich sollte wenige Minuten später einer riesigen, bebenden Menschenmenge

vorgeführt werden, die in
i h r e m Patriotismus tief
getroffen war, und ich
habe zu Hauptmann
Lebrun-Renault gesagt,
dass ich am liebsten jedem
Einzelnen ins Gesicht
schreien würde, dass ich
unschuldig sei. Ich wollte
einfach sagen, dass ich
nicht der Schuldige bin.
Das war kein Geständnis.«

Um elf schließt Jouaust die Sitzung und verkündet, dass die nächsten vier Verhandlungstage hinter verschlossenen Türen stattfinden, damit die Richter das Geheimdossier begutachten könnten. Die Presse und die Öffentlichkeit, also auch ich, sind ausgeschlossen. Es wird mindestens noch

eine Woche dauern, bevor
ich meine Aussage
machen kann.

Ohne nur einmal in meine
Richtung zu blicken,
verschwindet Dreyfus
durch dieselbe Tür, durch
die er gekommen ist. Alle
anderen strömen hinaus in
die Hitze des strahlenden
Augusttages. Die
Journalisten spurten zu

den Telegrafisten, weil jeder seine Geschichte über den Gefangenen von der Teufelsinsel als Erster absetzen will.

.

Edmond hat mit seinem Auge für die feineren Dinge des Lebens ein Restaurant in der Nähe unserer Bleibe entdeckt.

»Ein verborgenes Juwel,
Georges, könnte fast
elsässisch sein!« Les Trois
Marches ist ein rustikales
Wirtshaus in der Rue
d'Antrain, wo die Stadt
schon in offenes Land
übergeht. Gefolgt von
unserer Leibwache, quälen
wir uns in der sengenden
Mittagshitze den Hügel zu
unserem Mittagessen

hinauf. Das Gasthaus entpuppt sich als der Bauernhof eines Ehepaars namens Jarlet mit Garten, Obstwiese, Ställen, Scheune und Schweinekoben. Wir sitzen auf Bänken unter einem Baum, trinken von Bienen umschwirrt Cidre und diskutieren die Ereignisse des Morgens. Edmond,

der Dreyfus noch nie zuvor gesehen hat, weist auf den merkwürdigen Umstand hin, dass Dreyfus kein Mitgefühl hervorruft. »Wenn er erklärt, ich bin unschuldig, wieso fehlt seinen Worten dann jede Überzeugungskraft, obwohl jeder weiß, dass er recht hat?« Während er dies sagt, sehe ich auf der

anderen Straßenseite ein paar Gendarmen, die sich miteinander unterhalten.

Monsieur Jarlet bringt eine Platte Pâté de campagne. Ich mache ihn auf die Gendarmen aufmerksam. »Zwei von diesen Herren gehören zu uns, aber wer sind die anderen?«

»Die bewachen das Haus

von General de Saint-Germain, Monsieur. Er ist der Kommandeur der Armee für diesen Bezirk.«

»Warum braucht er Polizeischutz?«

»Die sind nicht wegen ihm da, Monsieur. Sie sind für den Mann abgestellt, der in seinem Haus wohnt, für General Mercier.«

»Hast du das gehört,

Edmond? Da drüben wohnt General Mercier.«

Edmond bricht in lautes Gelächter aus. »Ist das nicht herrlich? Dann müssen wir wohl einen ständigen Brückenkopf in Feindesland errichten.« Er wendet sich an den Wirt. »Monsieur Jarlet, ab sofort reserviere ich einen Tisch für zehn Personen, für

jedes Mittag- und
Abendessen, solange der
Prozess dauert.
Einverstanden?«

Und ob Monsieur Jarlet
damit einverstanden ist.
Und so beginnt die
Verschwörung von Les
Trois Marches, wie es die
rechts stehenden
Zeitungen nennen. Alle
führenden Dreyfusarden

treffen sich jeden Mittag und Abend bei Jarlet, um dessen gute und einfache bürgerliche Küche zu genießen. Zu den Stammgästen gehören die Brüder Clemenceau, die Sozialisten Jean Jaurès und René Viviani, die Journalisten Lacroix und Séverine und die Intellektuellen Octave

Mirbeau, Gabriel Monod
und Victor Basch. Warum
Mercier eine Leibwache
zum Schutz vor diesen
Radaubrüdern braucht, ist
nicht ganz klar. Hat er
Angst, dass Professor
Monod mit einer
zusammengerollten
Ausgabe der *Revue
Historique* auf ihn losgeht?
Am Mittwoch bitte ich

darum, dass meine Leibwächter abgezogen werden. Ich halte sie nicht nur für überflüssig, ich habe auch den Verdacht, dass sie Informationen über mich an staatliche Stellen weitergeben.

Die ganze Woche herrscht ein reges Kommen und Gehen im Trois Marches. Auch

Mathieu Dreyfus lässt sich einmal blicken, nicht aber Lucie, die in der Stadt bei einer Witwe wohnt. Labori, der in unserer Nähe wohnt, wandert fast jeden Abend nach der Besprechung mit seinem Mandanten im Militärgefängnis mit Marguerite den Hügel hinauf.

»Wie hält er sich?«, frage

ich ihn eines Abends.

»Im Großen und Ganzen
erstaunlich gut. Aber er ist
schon ein seltsamer
Mensch. Seit einem Monat
sehe ich ihn fast jeden
Tag, aber ich glaube nicht,
dass ich ihn jetzt besser
kenne als nach den ersten
zehn Minuten. Er lässt
nichts an sich
herankommen. Schätze,

das ist der Grund, warum
er überlebt hat.«

»Und wie läuft die
geheime Verhandlung?
Was hält das Gericht von
den Geheimdienstakten?«

»Diese Militärs sind ganz
vernarrt in das Zeug!
Hunderte von Seiten –
Liebesbriefe, schwules
Süßholzgeraspel, Tratsch,
Gerüchte, Fälschungen

und falsche Fährten, die nirgendwohin führen. Wie die sibyllinischen Bücher: Man kann die Blätter zusammenbasteln, wie man will, und hineinlesen, was man will. Aber ich bezweifle, dass auch nur zwanzig Zeilen davon sich unmittelbar auf Dreyfus beziehen.«

Wir stehen etwas abseits

von den anderen und
rauchen eine Zigarette. Es
dämmt. Hinter uns
Gelächter. Jaurès'
Stimme, die die Natur für
ein Publikum von
zehntausend erschaffen
hat, dröhnt durch den
Garten.

»Wir werden
beobachtet«, sagt Labori
plötzlich.

Auf der anderen Straßenseite, in einem der Fenster im ersten Stock, ist deutlich Mercier zu erkennen. Er blickt in unsere Richtung.

»Seine alten Kameraden waren gerade zum Abendessen bei ihm«, sage ich. »Boisdeffre, Gonse, Pellieux und Billot gehen ständig ein und

aus.«

»Es heißt, er will für den Senat kandidieren. Dieser Prozess ist eine großartige Bühne. Ohne seinen politischen Ehrgeiz stünde die andere Seite ohne jede Führung da.«

»Ohne seinen politischen Ehrgeiz wäre diese ganze Geschichte vielleicht nie passiert«, sage ich. »Er

hat geglaubt, dass ihn die Dreyfus-Affäre bis ins Präsidentenamt spült.«

»Das glaubt er immer noch.«

.

Merciers Aussage ist für Samstag angesetzt – der erste Tag nach der Eröffnungssitzung, an dem Presse und Zuschauer

wieder zugelassen sind.
Sein Auftritt wird mit fast
genauso viel Spannung
erwartet wie der von
Dreyfus. Er betritt den
Gerichtssaal in der vollen
Paradeuniform eines
Generals – roter Rock,
schwarze Hose, Mütze in
Purpurrot und Gold. An
seiner Brust funkelt der
Orden des Großoffiziers

der Ehrenlegion. Als er aufgerufen wird, erhebt er sich von seinem Platz im Kreise der Zeugen für die Armee und geht mit einer Dokumentenmappe aus schwarzem Leder nach vorn. Er bleibt keine zwei Meter neben dem Stuhl stehen, auf dem Dreyfus sitzt, würdigt diesen aber keines Blickes.

»Meine Aussage wird ein bisschen Zeit in Anspruch nehmen«, sagt er mit leiser, rauher Stimme.

»Gerichtsdienner, einen Stuhl für den General«, sagt Jouaust salbungsvoll.

Mercier spricht drei Stunden lang, wobei er ein Dokument nach dem anderen aus der Mappe zieht. Darunter auch den

Lump-D-Brief, den er hartnäckig mit Dreyfus in Verbindung bringt, und sogar die erfundenen Berichte von Guénée über einen Spion im Geheimdienst, auch wenn er den Namen der Quelle, Val Carlos, nicht erwähnt. Er übergibt die Schriftstücke Jouaust, der sie an seine

Richterkollegen

weiterreicht. Nach einiger Zeit lehnt sich Labori zurück und verrenkt den Hals, um mich anzusehen. Was tut der Idiot da, scheint sein fragender Gesichtsausdruck mir sagen zu wollen. Ich achte peinlich darauf, ein gleichgültiges Gesicht zu machen, aber ich denke

das Gleiche. Indem er das Geheimdossier als Beweis vorlegt, bietet er Labori eine gefährlich offene Flanke für dessen Kreuzverhör.

Wie ein paranoider, ignoranter Leitartikler von *La Libre Parole*, der überall jüdische Verschwörungen wittert, schwadroniert Mercier vor sich hin. Er

behauptet, aus England und Deutschland seien fünfunddreißig Millionen Francs geflossen, um Dreyfus' Freilassung zu betreiben. Er zitiert, als ob es sich dabei um Tatsachen handelte, was Dreyfus angeblich über die Besetzung von Elsass-Lothringen gesagt und immer wieder abgestritten

habe: »Wir Juden denken anders darüber. Wo wir sind, da ist unser Gott.« Er zerrt wieder den alten Mythos von seinem Geständnis vor der Degradierung heraus. Er versteigt sich zu einer fantastischen Erklärung, warum er den Richtern des Kriegsprozesses das Geheimdossier gezeigt

habe, und behauptet, dass das Land wegen der Dreyfus-Kontroverse nur zwei Finger breit von einem Krieg mit Deutschland entfernt gewesen sei. Deshalb habe er General Boisdeffre die Anweisung gegeben, sich bereitzuhalten, um gegebenenfalls die volle Mobilmachung befehlen zu

können, während er,
Mercier, mit Präsident
Casimir-Perier im Élysée-
Palast bis halb ein Uhr
nachts gewartet habe, ob
der deutsche Kaiser einen
Rückzieher machen würde.

Casimir-Perier, der auf
der Zeugenbank sitzt,
steht auf, um dieser Lüge
zu widersprechen, und als
Jouaust ihm das Wort

verweigert, schüttelt er nur den Kopf über diesen Unsinn, was für gewaltiges Aufsehen im Saal sorgt.

Mercier ignoriert ihn und redet weiter. Es ist die alte Paranoia gegenüber Deutschland, der anhaltende Gestank des Defätismus nach 1870. »Wäre für uns zu diesem Zeitpunkt ein Krieg

erstrebenswert
gewesen?«, fragt er.
»Hätte ich als
Kriegsminister unter diesen
Umständen einen Krieg für
mein Land anstreben
sollen? Meine Antwort war
klar: nein. Sollte ich
andererseits das
Kriegsgericht in Unkenntnis
lassen über die Vorwürfe
gegen Dreyfus? Diese

Dokumente ...« Er klopft auf die Mappe, die vor ihm auf der hölzernen Ablage liegt. »... sind das, was damals das Geheimdossier genannt wurde, und ich betrachtete es als unerlässlich, sie dem Gericht zukommen zu lassen. Hätte ich mich nicht auf die relative Vertraulichkeit eines

Prozesses hinter
verschlossenen Türen
verlassen können? Nein,
ich habe kein Vertrauen in
verschlossene Türen.
Früher oder später gelangt
die Presse in den Besitz
der Schriftstücke und
macht sie trotz aller
Drohungen der Regierung
öffentlich. Unter diesen
Umständen hielt ich es für

angeraten, die geheimen
Unterlagen in einem
versiegelten Umschlag an
den Vorsitzenden des
Kriegsgerichts zu
schicken.«

Dreyfus sitzt jetzt
kerzengerade da und
schaut Mercier an. In
seinem Gesicht spiegelt
sich äußerste
Verwunderung und zum

ersten Mal etwas, was weit
darüber hinausgeht:
glühender Zorn.

Mercier bemerkt nichts
davon, weil er peinlich
darauf achtet, Dreyfus
nicht anzusehen.

»Gestatten Sie mir zum
Abschluss noch eine
Bemerkung«, sagt er. »Ich
habe mein hohes Alter
nicht erreicht, ohne die

traurige Erfahrung machen zu müssen, dass alles Menschliche dem Irrtum unterworfen ist. Aber wenn ich auch geistig träge bin, wie Monsieur Zola behauptet hat, so bin ich doch zumindest ein aufrichtiger Mann und der Sohn eines aufrichtigen Vaters. Wenn ich auch nur den geringsten Zweifel

gehegt hätte, dann wäre ich der Erste gewesen, diesen Zweifel zu äußern ...« Jetzt wendet er sich doch noch an Dreyfus. »... und vor aller Welt zu sagen: Hauptmann Dreyfus, ich habe in gutem Glauben gehandelt, aber ich habe einen Fehler begangen ...«

Die billige Theatralik ist zu

viel für Dreyfus. Mit unglaublicher Behändigkeit, ohne die geringste Spur von Steifheit in den Beinen, springt er plötzlich auf, schwingt, als wollte er Mercier schlagen, die geballte Faust und brüllt mit schauriger Stimme, halb kreischend, halb schluchzend: »*Dann sagen*

Sie es jetzt!«

Jeder im Saal zieht hörbar die Luft ein. Die Gerichtsdienener sind wie erstarrt. Nur Mercier scheint völlig ungerührt zu sein. Er beachtet die Gestalt, die drohend vor ihm steht, gar nicht, sondern spricht weiter. »Ich würde zu Hauptmann Dreyfus sagen: Ich

bedauere meinen Fehler
aufrichtig, und ich werde
alles in meiner Macht
Stehende tun, um diesen
fürchterlichen Fehler zu
korrigieren.«

Dreyfus steht immer noch
mit erhobener Faust vor
ihm und schaut auf ihn
hinunter. »*Das ist Ihre
Pflicht!*«

Beifall wird laut. Vor allem

die Journalisten
applaudieren. Auch ich
klatsche.

Mercier lächelt fein,
schüttelt den Kopf, als
hätte er es mit einer Horde
überempfindlicher Kinder
zu tun, und wartet, bis der
Beifall wieder verstummt.
»Aber dem ist nicht so. Ich
habe meine Überzeugung
s e i t 1894 nicht im

Mindesten ändern müssen.
Ich fühle mich in ihr sogar
bestärkt, nicht nur
aufgrund des eingehenden
Studiums des
Geheimdossiers, sondern
auch wegen der
jämmerlichen Kampagne
derjenigen, die mit
verzweifelten Bemühungen
und Millionen von Francs
Dreyfus' Unschuld

beweisen wollten. Und damit ist alles gesagt.«

Mercier schiebt die Schriftstücke in die Ledermappe und verschließt sie, steht auf, verneigt sich vor den Richtern und nimmt seine Mütze von der Ablage. Dann dreht er sich um und geht unter höhnischen Rufen auf den Ausgang

zu. Als er an den
Pressebänken
vorbeikommt, zischt einer
der Reporter – es ist
Georges Bourdon vom
Figaro: »Attentäter!«

Mercier bleibt stehen und
zeigt auf ihn. »Dieser
Mann hat mich einen
Attentäter genannt!«

Der Ankläger der Armee
erhebt sich. »Herr

Vorsitzender, ich verlange,
dass der Mann wegen
Ungebühr vor Gericht
verhaftet wird.«

»Nehmen Sie den Mann
in Gewahrsam«, sagt
Jouaust zu dem
Unteroffizier, der am
Eingang Wache steht.

Während die Soldaten
Bourdon ergreifen, steht
Labori auf. »Herr

Vorsitzender, ich hätte noch ein paar Fragen an den Zeugen.«

»Natürlich, Maître Labori«, sagt Jouaust und schaut kühl auf seine Uhr. »Allerdings ist es schon nach zwölf. Da morgen Sonntag ist, können Sie Ihre Fragen am Montag ab halb sieben stellen. Die Sitzung ist geschlossen.«

24

Von seinen Mitstreitern wird Merciers Aussage als Katastrophe betrachtet, als schwere Enttäuschung, da er den versprochenen Beweis für Dreyfus' Schuld nicht liefern konnte. Von uns wird sie als Chance gesehen, weil Labori, der

allgemein als der
angriffslustigste Pariser
Anwalt gilt, das
Geheimdossier nutzen
kann, um Mercier im
Zeugenstand unter Druck
zu setzen. Er braucht jetzt
nur noch ausreichend
Munition. Also gehe ich am
Sonntagmorgen zu seiner
Herberge, um ihm bei der
Vorbereitung zu helfen. Ich

habe keine Bedenken,
meinen Eid zur
Verschwiegenheit endgültig
zu brechen. Wenn Mercier
über Belange der
nationalen Sicherheit reden
kann, dann kann ich es
auch.

»Der entscheidende
Punkt ist, dass es ohne
Mercier gar keine Dreyfus-
Affäre gegeben hätte«,

sage ich, nachdem wir uns
in Laboris provisorischem
Arbeitszimmer
niedergelassen haben. »Es
war sein Befehl, die Suche
nach dem Spion auf den
Generalstab zu
beschränken. Das war der
ursprüngliche, der
fundamentale Fehler. Es
war sein Befehl, Dreyfus in
Einzelhaft zu stecken, um

seinen Willen zu brechen.
Und es war sein Befehl,
das Geheimdossier
zusammenzustellen.«

»Auf diese drei Punkte
werde ich ihn festnageln.«
Labori macht sich fleißig
Notizen. »Aber wir
behaupten nicht, dass er
die ganze Zeit wusste,
dass Dreyfus unschuldig
ist, oder?«

»Ganz am Anfang hat er es nicht gewusst. Aber als Dreyfus sich geweigert hat zu gestehen und sie erkannten, dass das Einzige, was sie gegen ihn in der Hand haben, die Handschrift in dem Bordereau ist, da sind sie meiner Meinung nach in Panik geraten und haben angefangen, das falsche

Beweismaterial
zusammenzustellen.«

»Und Sie glauben,
Mercier hat davon
gewusst?«

»Hundertprozentig.«

»Woher?«

»Anfang November hat
das Außenministerium ein
verschlüsseltes
italienisches Telegramm
geknackt, das bewies,

dass Panizzardi noch nie
von Dreyfus gehört hatte.«

Der eifrig schreibende
Labori hebt die
Augenbrauen. »Und das
hat man Mercier
vorgelegt?«

»Ja. Man hat den
entschlüsselten Text
Mercier persönlich
übergeben.«

Labori hört auf zu

schreiben, lehnt sich zurück und klopft mit dem Stift auf das Notizbuch. »Dann muss er schon über einen Monat vor dem Kriegsgerichtsprozess gewusst haben, dass dieser sogenannte Lump-D-Brief nichts mit Dreyfus zu tun hat.« Ich nicke. »Und trotzdem hat er ihn den Richtern präsentiert

und sie auch noch auf
seine Bedeutung als
Schuldbeweis gegen
Dreyfus hingewiesen?«

»Und genau das hat er
auch gestern wieder
behauptet. Ziemlich
dreist.«

»Und was hat die
Statistik-Abteilung mit dem
italienischen Telegramm
angefangen?

Wahrscheinlich einfach
ignoriert, oder?«

»Nein, schlimmer. Sie
haben das Original aus
dem Kriegsministerium
vernichtet und durch eine
falsche Version ersetzt, die
das Gegenteil unterstellte
– dass nämlich Panizzardi
über Dreyfus Bescheid
wusste.«

»Und der Mann, der

letztlich die Verantwortung trägt, ist Mercier.«

»Nachdem ich Monate darüber nachgedacht habe, ja, das glaube ich auch. Es haben sich noch jede Menge anderer Leute die Hände schmutzig gemacht, Sandherr, Gonse, Henry, aber Mercier war die treibende Kraft. Er war es, der das

Verfahren gegen Dreyfus in dem Augenblick hätte stoppen müssen, als er das Telegramm in Händen hielt. Aber er wusste, dass ihm das politisch erheblich schaden würde, wohingegen ein erfolgreicher Prozess gegen Dreyfus ihn bis in den Élysée-Palast tragen könnte. Ein dümmlicher

Irrglaube, aber er ist ja im Grunde auch ein etwas beschränkter Geist.«

Labori macht sich wieder Notizen. »Und was hat es mit diesem anderen Schriftstück aus dem Geheimdossier auf sich, aus dem er gestern zitiert hat, diesem Bericht von dem Sûreté-Mann Guénée, kann ich ihn

damit in die Mangel nehmen?«

»Der war gefälscht, ohne jeden Zweifel. Guénée hat behauptet, der spanische Militärattaché Marquis de Val Carlos habe ihm erzählt, dass die Deutschen einen Spion in unserem Geheimdienst hätten. Henry hat geschworen, dass Val

Carlos ihm drei Monate
später die gleiche
Geschichte erzählt habe,
was er dann im ersten
Prozess gegen Dreyfus
auch so wiederholt hat. Sie
brauchen sich nur die
Sprache anzuschauen: Da
passt nichts zusammen.
Ich habe Guénée gleich
darauf angesprochen. Nie
habe ich einen Mann mit

so verschlagenen Augen
gesehen.«

»Sollen wir Val Carlos als
Zeugen aufrufen und ihn
fragen, ob er das
bestätigt?«

»Könnten Sie versuchen,
aber er beruft sich
sicherlich auf seine
diplomatische Immunität.
Warum rufen Sie nicht
Guénée auf?«

»Guénée ist vor fünf Wochen gestorben.«

Ich schaue ihn überrascht an. »Woran?«

»Laut Totenschein an einem Schlaganfall.«

Labori schüttelt seinen großen Kopf. »Sandherr, Henry, Lemercier-Picard, Guénée, dieses Geheimdossier ist ein wahrer Blutpakt.«

.

Am Montag stehe ich um fünf Uhr auf, rasiere mich und ziehe mich sorgfältig an. Mein Revolver liegt auf dem Nachttisch. Ich nehme die Waffe, wiege sie nachdenklich in der Hand und lege sie dann in die Kommode. Ein leises Klopfen an der Tür, dann

Edmonds Stimme.

»Georges, bist du fertig?«

Edmond und ich haben uns angewöhnt, nicht nur zum Mittag- und Abendessen ins Trois Marches zu gehen, sondern auch zum Frühstück. Wir sitzen in der kleinen Stube und essen Omelette mit Baguette. Bei Mercier auf

der anderen Straßenseite
sind die Fensterläden noch
geschlossen. Vor dem
Haus wandert ein
gähnender Gendarm auf
und ab.

Um Viertel vor sechs
machen wir uns auf den
Weg den Hügel hinunter.
Zum ersten Mal ist der
Himmel voller
Regenwolken. Das Grau

passt zu den Steinhäusern
in der ruhigen Stadt. Die
Luft ist kühler, sie ist
glasig. Kurz bevor wir den
Kanal erreichen, ertönt
hinter uns ein lautes
»Guten Morgen, meine
Herren«, und Labori eilt mit
großen Schritten auf uns
zu. Er trägt einen dunklen
Anzug und einen steifen
Strohhut und schwingt eine

große, schwarze
Aktentasche hin und her.

»Ich glaube, heute
werden wir unseren Spaß
haben.«

Er scheint
ausgezeichneter Laune zu
sein und es gar nicht
erwarten zu können, in den
Ring zu steigen. Er schiebt
sich zwischen uns, und
zusammen, ich zu seiner

Rechten, Edmond zu
seiner Linken, gehen wir
auf dem breiten
Treidelpfad am Kanal
entlang. Er hat noch eine
letzte Frage zu Mercier.
»War eigentlich Boisdeffre
im Raum, als der Minister
Sandherr angewiesen hat,
das Geheimdossier
verschwinden zu lassen?«
Ich will ihm gerade

antworten, als ich hinter uns ein Geräusch höre. Ich drehe mich halb um, um sicherzugehen, dass wir nicht belauscht werden.

Und da ist tatsächlich jemand – ein großer junger Bursche, rotes Haar, schwarze Jacke, weiße Kappe. Er zielt mit einem Revolver auf uns. Dann ein ohrenbetäubender Knall.

Die Enten auf dem Fluss
machen sich panisch
kreischend davon. Labori
stößt ein verwundertes
»Oh, oh, oh ...« aus und
lässt sich auf ein Knie
sinken, als hätte er
Atemnot. Ich strecke die
Hand aus, während er, die
Aktentasche noch in der
Hand, mit dem Gesicht
nach vorn auf den Boden

fällt.

Ich knie mich besorgt neben ihn. Immer noch mehr aus Verblüffung als vor Schmerzen sagt er wieder: »Oh, oh, oh ...«
Ziemlich genau in der Mitte des Rückens klafft ein Loch in seiner Jacke. Ich schaue wieder hoch und sehe den Attentäter in etwa hundert Metern

Entfernung am Kanal entlanglaufen. Jetzt packt mich der Instinkt des Soldaten.

»Bleib hier«, sage ich zu Edmond.

Ich mache mich auf die Verfolgung des Schützen. Nach ein paar Sekunden bemerke ich, dass Edmond hinter mir herläuft. »Georges, sei

vorsichtig!«, ruft er.

Ich schaue über die Schulter. »Geh zurück zu Labori!«, rufe ich und laufe schneller.

Edmond bleibt mir noch kurz auf den Fersen, dann gibt er auf. Ich senke den Kopf und zwingen mich, noch schneller zu laufen. Ich hole auf. Was genau ich tun will, sollte ich ihn

einholen, weiß ich nicht.
Schließlich bin ich
unbewaffnet, und er hat
wahrscheinlich noch fünf
Kugeln in seinem Revolver.
Egal, das wird sich
ergeben, wenn es so weit
ist. Geradeaus vor mir
sehe ich ein paar
Kahnführer, und ich rufe
ihnen zu, sich den Mann
zu schnappen. Sie

schauen zu dem
Flüchtenden, lassen ihre
Zugtaue fallen und stellen
sich dem Mann in den
Weg. Ich bin jetzt nur noch
zwanzig Meter von ihm
entfernt, nah genug, dass
ich sehen kann, wie er
seine Waffe hebt und auf
die Männer zielt. »Aus
dem Weg!«, schreit er.
»Ich habe gerade Dreyfus

erschossen!«

Ob es an der Waffe liegt
oder an der
Großmäuligkeit, jedenfalls
funktioniert es. Die
Kahnführer machen ihm
Platz, und er läuft weiter.
Als ich an den Männern
vorbeikomme, kann ich
gerade noch dem Bein
ausweichen, das mir einer
von ihnen in den Weg

stellt.

Plötzlich sind die Häuser
und Fabriken
verschwunden, und vor
uns liegt offenes
bretonisches Land.
Rechts, auf der anderen
Seite des Kanals, sehe ich
Eisenbahngleise und einen
Zug, der gerade dampfend
in den Bahnhof einfährt,
links Wiesen, auf denen

Kühe weiden, und dahinter
in der Ferne Wälder. Dann
verlässt der Attentäter den
Treidelpfad und läuft nach
links auf die Wälder zu.
Vor einem Jahr hätte ich
ihn noch erwischt. Aber die
Monate im Gefängnis
haben mich geschlaucht.
Ich bin völlig außer Atem,
habe Krämpfe und spüre
ein seltsames Ziehen im

Herzen. Bei einem Sprung über einen Graben stürze ich, und bis ich mich wieder aufgerappelt habe und schließlich den Waldrand erreiche, hat der Attentäter genügend Zeit gehabt, sich zu verstecken. Ich suche mir einen festen Knüppel und kämpfe mich noch eine halbe Stunde durchs

Unterholz und zerhackte
Farnbüsche und scheuche
Fasanen auf, wobei mir die
ganze Zeit bewusst ist,
dass er mich beobachten
könnte. Schließlich bleibe
ich geschlagen mitten in
dem stillen Wald stehen
und mache mich dann
humpelnd wieder auf den
Weg zum Kanal.

Der Rückweg ist über drei Kilometer lang, weshalb ich nicht mitbekomme, was unmittelbar nach dem Schuss passiert ist. Edmond erzählt es mir später: Er läuft zu Labori zurück, der es irgendwie geschafft hat, mit seinem riesigen Körper über die Aktentasche zu kriechen,

um sich einiger Passanten zu erwehren, die ihn erkannt haben und seine Unterlagen stehlen wollen; Marguerite kommt in einem schwarz-weißen Sommerkleid zum Tatort gelaufen, wiegt ihren Mann in den Armen und wedelt ihm mit einem kleinen japanischen Fächer Luft zu; Labori liegt auf der

Seite, hat den Arm um sie gelegt und spricht ruhig mit ihr, blutet aber kaum – ein schlechtes Zeichen, da es oft auf innere Blutungen hindeutet; vier Soldaten legen den riesigen Mann auf einen abmontierten Fensterladen und tragen ihn mühsam zu seiner Pension; der Arzt sagt nach der Untersuchung,

dass die Kugel zwischen dem fünften und sechsten Wirbel steckt, nur Millimeter vom Rückgrat entfernt, und dass der Zustand des Patienten, der ein Bein nicht bewegen kann, ernst ist; Laboris Anwaltskollege Demange eilt mit seinen Assistenten vom Gerichtssaal herüber. Labori nimmt Demanges

Hand. »Vielleicht sterbe ich, alter Junge«, sagt er. »Aber Dreyfus ist gerettet.« Und auf dem Weg reden alle darüber, dass Dreyfus im Gerichtssaal die Nachricht von dem Attentat auf seinen Anwalt ohne die geringste Regung aufgenommen hat.

Als ich wieder in die Stadt

zurückkomme, ich
schätze, etwa eine knappe
Stunde nach dem Überfall,
bietet der Tatort einen
merkwürdig verwaisten
Anblick – als wäre nichts
geschehen. Laboris
Pensionswirtin sagt mir,
dass man ihn bei Victor
Basch untergebracht habe,
einem Dreyfusarden und
Professor an der örtlichen

Universität, dessen Haus in derselben Straße liegt wie Les Trois Marches, in der Rue d'Antrain. Ich gehe den Hügel hinauf, wo ich vor Baschs Tür auf eine Gruppe Journalisten treffe und zwei Gendarmen, die das Haus bewachen. Der inzwischen bewusstlose Labori liegt in einem Zimmer im

Erdgeschoss auf einer Matratze. Marguerite sitzt neben ihm und hält seine Hand. Sein Gesicht ist leichenblass. Der Arzt hat einen Chirurgen zu Hilfe gerufen, der aber noch nicht eingetroffen ist. Seine eigene, vorläufige Diagnose lautet, dass eine Operation zu gefährlich sei, und man solle die

Kugel am besten dort lassen, wo sie stecke. In den nächsten vierundzwanzig Stunden werde sich zeigen, wie schwer die Verletzung sei.

Im Wohnzimmer beantwortet Edmond die Fragen eines Polizeikommissars, und ich beschreibe ihm den Angreifer, schildere die

Verfolgungsjagd und wo sich der Wald befinde, in dem er verschwunden sei. »Der Wald von Cesson«, sagt der Kommissar. »Ich schicke gleich einen Suchtrupp hin.« Er geht in den Flur und spricht mit einem seiner Leute.

»Alles in Ordnung mit dir?«, sagt Edmond, während der Kommissar

draußen ist.

»Widerlich, was für ein körperliches Wrack ich geworden bin. Sonst bestens.« Ärgerlich

schlage ich mit der Faust auf die Armlehne. »Wenn ich bloß meinen Revolver mitgenommen hätte. Ich hätte ihn locker erwischt.«

»Was meinst du, hatte er es auf Labori abgesehen

oder auf dich?«

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. »Labori, da bin ich mir ganz sicher. Sie wollten um jeden Preis verhindern, dass er Mercier ins Kreuzverhör nimmt. Bis der Prozess fortgesetzt wird, müssen wir einen Ersatz für ihn finden.«

Edmond schaut mich

verwundert an. »Mein Gott, hast du das nicht mitbekommen? Jouaust hat die Verhandlung nur für eine Dreiviertelstunde unterbrochen. Demange musste schon wieder ins Gericht, um Mercier ins Kreuzverhör zu nehmen.«

»Aber Demange ist völlig unvorbereitet. Er weiß überhaupt nicht, welche

Fragen er stellen muss.«

Das ist eine Katastrophe.
Ich laufe an den
Journalisten vorbei aus
dem Haus und den Hügel
hinunter zur Schule. Es
fängt an zu regnen.
Riesige, warme Tropfen
klatschen auf das
Straßenpflaster und
erfüllen die Luft mit dem
Geruch nach feuchtem

Staub. Einige der Reporter haben sich mir an die Fersen geheftet. Sie laufen neben mir her, stellen mir Fragen und schaffen es irgendwie, meine Antworten aufzuschreiben.

»Dann befindet sich der Attentäter also noch auf freiem Fuß?«

»Soweit ich weiß, ja.«

»Glauben Sie, dass er

gefasst wird?«

»Das ist gut möglich. Ob es aber wirklich dazu kommt, ist eine andere Frage.«

»Glauben Sie, die Armee steckt dahinter?«

»Ich hoffe nicht.«

»Sie schließen es aber nicht aus.«

»Lassen Sie mich so sagen: Ich finde es schon

seltsam, dass in einer Stadt, in der sich fünftausend Polizisten und Soldaten aufhalten, ein Attentäter Dreyfus' Anwalt niederschießen und dann problemlos verschwinden kann.«

Mehr wollten sie nicht hören. Als wir die Schule erreichen, lassen sie mich stehen und laufen zur

Bourse de Commerce, um ihre Geschichten an die Heimatredaktionen zu telegrafieren.

Im Gerichtssaal steht Mercier im Zeugenstand, und noch während ich mich auf meinen Platz setze, ist mir klar, dass Demange sich mit der Befragung schwertut. Demange ist ein

anständiger, kultivierter
Mann von knapp sechzig
Jahren mit verschlafenen
Augen, der seinen
Mandanten seit knapp fünf
Jahren treu und brav
vertreten hat. Aber er ist
auf das Kreuzverhör nicht
vorbereitet, und selbst
wenn er es wäre, wäre er
im Gegensatz zu Labori
unfähig, einen

Kontrahenten
festzunageln. Um es offen
zu sagen, er ist ein
Dampfplauderer. Er hat die
Angewohnheit, jede Frage
mit einem Vortrag
einzuleiten, was Mercier
reichlich Zeit verschafft,
über eine Antwort
nachzudenken. Mercier
lässt ihn locker abblitzen.
Befragt nach dem

gefälschten Panizzardi-
Telegramm im Archiv des
Kriegsministeriums, streitet
er jede Kenntnis davon ab.
Befragt, warum er das
Telegramm nicht dem von
ihm den Richtern
vorgelegten
Geheimdossier
hinzugefügt habe, sagt er,
das habe dem
Außenministerium nicht

gepasst. Nach ein paar weiteren Minuten mit ähnlichem Geplänkel wird er aus dem Zeugenstand entlassen. Als er durch den Gang zu seinem Platz zurückgeht, wandert sein unruhiger Blick auch in meine Richtung. Er bleibt stehen, verbeugt sich und streckt die Hand aus. Er weiß genau, dass der

ganze Saal uns
beobachtet. »Monsieur
Picquart, das sind wirklich
entsetzliche Nachrichten«,
sagt er mit
einschmeichelnder Stimme
und so laut, dass es die
Hälfte der Zuschauer
hören kann. »Wie geht es
Maître Labori?«

»Die Kugel steckt ihm
noch im Leib, Herr

General. Morgen werden wir mehr wissen.«

»Das ist ein zutiefst bestürzender Vorfall. Richten Sie bitte Madame Labori meine besten Wünsche zur Genesung Ihres Mannes aus.«

»Natürlich, Herr General.«

Seine seltsamen meergrünen Augen fixieren

mich, und für den Bruchteil eines Lidschlags sehe ich wie eine im Wasser aufragende Flosse den Schatten seiner dumpfen Bösartigkeit. Dann nickt er und geht weiter.

•

Am nächsten Tag ist Mariä Himmelfahrt, ein Feiertag, und das Gericht tagt nicht.

Labori übersteht die Nacht,
das Fieber sinkt. Es gibt
Hoffnung, dass er sich
erholt. Am Mittwoch
beantragt Demange eine
Unterbrechung der
Verhandlung für zwei
Wochen, bis entweder
Labori sich so weit erholt
habe, dass er seine Arbeit
wieder aufnehmen könne,
oder bis der neue Anwalt –

Albert Clemenceau ist bereit einzuspringen – sich in den Fall eingearbeitet habe. Jouaust lehnt den Antrag rundheraus ab. Die Umstände seien unglücklich, aber die Verteidigung müsse eben, so gut es gehe, damit zurechtkommen.

Die Morgensitzung beschäftigt sich zunächst

mit Dreyfus' Haftbedingungen auf der Teufelsinsel. Als die grauenhafte Brutalität seiner Behandlung geschildert wird, senken selbst die Zeugen der Anklage – sogar Boisdeffre und Gonse – beschämt die Augen angesichts der langen Liste an Qualen, die Dreyfus im Namen des

Rechts zugefügt wurden. Als am Ende Jouaust den Angeklagten fragt, ob er dazu etwas sagen wolle, antwortet Dreyfus mit nur steif: »Ich bin hier, um meine Ehre und die meiner Kinder zu verteidigen. Zu der Folter, die ich ertragen musste, werde ich nichts sagen.« Er zieht den Hass der Armee ihrem Mitleid

vor. Was wie Kälte erscheint, ist vor allem sein fester Wille, kein Opfer zu sein. Das wird mir jetzt klar, und dafür achte ich ihn.

Am Donnerstag werde ich aufgerufen.

Ich gehe nach vorn und steige die zwei Stufen zum Zeugenstand hinauf. Ich bin mir der Stille bewusst,

die sich über den voll
besetzten Gerichtssaal
gelegt hat. Ich bin nicht
nervös, ich habe nur den
Wunsch, die Aussage
schnell hinter mich zu
bringen. An dem Geländer
vor mir befindet sich eine
Ablage, auf die der Zeuge
seine Notizen oder seine
Uniformmütze ablegen
kann. Auf dem Podium

davor sitzen die Richter –
zwei Obersten, drei Majore
und zwei Hauptleute. Links
von mir, kaum zwei Meter
entfernt, sitzt Dreyfus. Es
ist ein seltsames Gefühl,
so nah neben ihm zu
stehen, dass ich ihm die
Hand schütteln könnte,
aber trotzdem nicht mit
ihm sprechen kann. Ich
versuche seine

Anwesenheit zu
vergessen, schaue gerade
aus und schwöre, dass ich
die ganze Wahrheit sagen
werde.

Jouaust beginnt.
»Kannten Sie den
Angeklagten vor den
Ereignissen, deretwegen
er angeklagt ist?«

»Ja, Herr Oberst.«

»Woher kannten Sie

ihn?«

»Ich war Dozent an der École Supérieure de Guerre, als Dreyfus dort Student war.«

»Und Sie hatten keine weiter gehenden Beziehungen zu ihm?«

»Richtig.«

»Sie waren weder sein Mentor noch sein Verbündeter?«

»So ist es, Herr Oberst.«

»Weder waren Sie ihm
noch er Ihnen
verpflichtet?«

»So ist es, Herr Oberst.«

Jouaust macht sich eine
Notiz.

Erst jetzt wage ich einen
kurzen Seitenblick auf
Dreyfus. Er hat so lange
im Mittelpunkt meines
Lebens gestanden, hat

mein Schicksal so sehr
verändert, hat sich in
meiner Vorstellung zu
solcher Größe
emporgeschwungen, dass
es mir unmöglich
erscheint, dass der Mann
all dem, was er verkörpert,
gerecht werden kann. Mir
geht der merkwürdige
Gedanke durch den Kopf,
dass ich diesen stillen

Fremden, müsste ich
raten, für einen
pensionierten kleinen
Beamten aus dem
Kolonialdienst halten
würde, der mich durch
seinen Kneifer anblinzelt,
als hätten wir uns gerade
auf einer sehr langen
Reise zufällig im selben
Zugabteil getroffen.

Jouausts trockene

Stimme ruft mich in die
Gegenwart zurück.
»Schildern Sie, wie sich die
Ereignisse aus Ihrer Sicht
zugetragen haben ...« Ich
wende den Blick von
Dreyfus ab.

•

Meine Aussage
beansprucht den ganzen
Sitzungstag und fast den

gesamten nächsten. Es
erübrigt sich, die
Einzelheiten zu
wiederholen – Petit Bleu,
Esterházy, Bordereau ...
Ich trage also alles noch
einmal vor, als wäre es ein
Referat, was es in
gewisser Weise ja auch ist.
Ich bin der Gründer der
Schule für Dreyfus-
Studien: ihre Koryphäe, ihr

gefeierter Professor. Es gibt keine Frage über mein Spezialgebiet, auf die ich keine Antwort wüsste. Ich kenne jeden Brief und jedes Telegramm, jede Persönlichkeit, jede Fälschung, jede Lüge. Ab und zu stehen Offiziere des Generalstabs auf und stellen bestimmte Punkte infrage. Sie sind wie

schwitzende Studenten,
die ich mühelos in die
Schrannen weise.
Während ich spreche,
lasse ich wie früher bei
meinen Studenten
gelegentlich den Blick über
die zerfurchten Gesichter
der Richter schweifen und
frage mich, was von
alldem sie wohl verstehen.

Als Jouaust mich

schließlich aus dem
Zeugenstand entlässt und
ich mich umdrehe, um zu
meinem Platz
zurückzugehen, habe ich
den Eindruck – vielleicht zu
Unrecht –, dass Dreyfus
mir kaum merklich zunickt
und ganz kurz dankbar
lächelt.

•

Laboris Genesung macht gute Fortschritte, sodass er noch mit der Kugel zwischen den Schulterblättern Mitte der folgenden Woche ins Gericht zurückkehren kann. Unter lautem Beifall betritt er zusammen mit Marguerite den Saal. Er winkt den Zuschauern zu und geht zu seinem Platz,

wo man einen großen, bequemen Sessel für ihn bereitgestellt hat. Neben seinem feuchten, kalkweißen Gesicht ist das einzige sichtbare Zeichen seiner Verletzung der steife linke Arm, den er kaum bewegen kann. Dreyfus steht auf und schüttelt ihm herzlich die Rechte.

Labori behauptet, dass er
fähig sei, die Arbeit wieder
aufzunehmen und
durchzustehen. Ich bin
nicht davon überzeugt. Mit
Schussverletzungen kenne
ich mich aus. So ein
Heilungsprozess ist
langwieriger, als man
glauben mag. Meiner
Meinung nach hätte sich
Labori operieren und die

Kugel entfernen lassen
sollen, was allerdings
bedeutet hätte, dass der
Prozess ohne ihn
fortgeführt worden wäre.
Er hat Schmerzen und
kann nicht schlafen.
Außerdem weigert er sich
anzuerkennen, dass er
unter hohem Leidensdruck
stehe. Auf der Straße kann
man das erkennen – er

weicht leicht zurück, wenn jemand mit ausgestreckter Hand auf ihn zugeht, und zuckt zusammen, wenn er schnelle Schritte hinter sich hört. Im Gerichtssaal zeigt sich das daran, dass er leicht erregbar und unbeherrscht ist, besonders gegenüber dem Vorsitzenden des Gerichts, den er besonders gern

reizt.

JOUAUST: Ich ermahne Sie,
drücken Sie sich
angemessen aus.

LABORI: Ich habe kein
einziges
unangemessenes Wort
gesagt.

JOUAUST: Ihr ganzer Ton ist
unangemessen.

LABORI: Meinen Ton kann
ich nicht beherrschen.

JOUAUST: Nun, das sollten Sie aber. Jeder Mensch kann sich beherrschen.

LABORI: Ich kann mich beherrschen, nur nicht meinen Ton.

JOUAUST: Ich werde Ihnen das Wort entziehen.

LABORI: Nur zu.

JOUAUST: Setzen Sie sich.

LABORI: Ich werde mich setzen, wenn auch nicht

auf Ihre Anordnung.

Später sitzen die Anwälte zu einer Strategiesitzung zusammen, bei der auch Mathieu Dreyfus und ich anwesend sind. »Wir dürfen nie unser wesentliches Anliegen außer Acht lassen, mein lieber Labori«, sagt Demange auf seine etwas hochtrabende Art. »Und

das ist bei allem Respekt
nicht, auf die Armee und
ihre Unzulänglichkeiten
einzuschlagen, sondern
unserem Mandanten die
Freiheit zu erstreiten. Und
weil dies eine
Militärverhandlung ist, über
deren Ausgang militärische
Offiziere entscheiden,
müssen wir diplomatisch
auftreten.«

»Oho, diplomatisch!«,
sagt Labori. »Meinen Sie
etwa die gleiche
Diplomatie, die Ihrem
Mandanten vier Jahre auf
der Teufelsinsel
eingebrockt hat?«

Demange läuft vor Zorn
rot an, rafft seine
Unterlagen zusammen und
verlässt den Raum.

Genervt steht Mathieu

auf, um ihm nachzugehen.
»Ich verstehe Ihre
Enttäuschung, Labori«,
sagt er an der Tür. »Aber
Edgar steht unserer
Familie seit fünf Jahren
treu zur Seite. Er hat das
Recht, die Strategie
vorzugeben.«

Bei diesem Thema teile
ich Laboris Meinung. Ich
kenne die Armee. Sie

reagiert nicht auf
Diplomatie, sie reagiert auf
Druck. Aber selbst für
meinen Geschmack geht
Labori zu weit, als er ohne
Rücksprache mit Demange
dem deutschen Kaiser und
dem König von Italien
telegraphiert und sie darum
ersucht, von
Schwartzkoppen und
Panizzardi (die beide in

ihre Heimatländer zurückgerufen wurden) zu gestatten, für eine Zeugenaussage nach Rennes zu kommen. Der deutsche Reichskanzler Graf von Bülow antwortet, als hätte er es mit einem Wahnsinnigen zu tun:

*Seine Majestät, der
Kaiser und König,
unser allergnädigster*

*Herrscher,
hält es natürlich für
gänzlich abwegig,
Maître Laboris
seltsamem Ansinnen auf
welche Weise auch
immer zu entsprechen.*

Danach erreicht die
Verstimmung zwischen
Labori und Demange ein
solches Ausmaß, dass

Labori sich, im Gericht vor Schmerzen ganz weiß, schließlich weigert, das Schlussplädoyer zu halten. »Ich kann nicht Teil einer Strategie sein, an die ich nicht glaube. Wenn dieser alter Trottel meint, mit Höflichkeit gegen diese mörderischen Dreckskerle gewinnen zu können, dann kann er es ja allein

versuchen.«

.

Als der Prozess sich seinem Ende nähert, kommt der Départementspräfekt, Monsieur Duréault, auf mich zu. Er spricht mich während einer Sitzungspause an, als sich alle im überfüllten Innenhof

der Schule die Beine
vertreten. »Wir haben
vertrauliche Informationen
erhalten, Monsieur
Picquart«, sagt er mit
leiser Stimme. »Wir
rechnen damit, dass eine
große Zahl Nationalisten
zur Urteilsverkündung
nach Rennes kommen wird
und im Falle eines
Freispruchs ernste

Ausschreitungen zu
erwarten sind. Ich
befürchte, unter diesen
Umständen kann ich nicht
für Ihre Sicherheit
garantieren. Ich möchte
Sie dringend bitten, die
Stadt vorher zu verlassen.
Ich hoffe, Sie verstehen
das.«

»Danke, Monsieur
Duréault. Ich weiß Ihre

Offenheit zu schätzen.«

»Wenn ich Ihnen noch einen Rat geben darf. Nehmen Sie den Nachtzug, damit man Sie nicht sieht.«

Dann geht er. Ich lehne an der Mauer in der Sonne und rauche eine Zigarette. Ich werde meine Abreise nicht bedauern. Ich bin jetzt seit fast einem Monat

hier. Wie alle. Da sind
Gonse und Boisdeffre, die
auf und ab gehen, Arm in
Arm, als müssten sie sich
gegenseitig stützen. Da
sind Mercier und Billot, die
wie Schuljungen mit
baumelnden Beinen auf
einem Mäuerchen sitzen.
Da ist Madame Henry, die
von Kopf bis Fuß in
Schwarz gehüllte Witwe

der Nation, die am Arm von Lauth, mit dem sie ein intimes Verhältniss haben soll, wie der Todesengel durch den Innenhof schwebt. Da ist der untersetzte, vollbärtige Bertillon mit seinem Koffer voller Schaubilder, der immer noch darauf beharrt, dass Dreyfus im Bordereau die eigene

Handschrift gefälscht
habe. Da ist Gribelin, der
unter einem Baum ein
schattiges Plätzchen
gefunden hat. Natürlich
sind nicht alle da – es
fehlen die Geister der
Toten Sandherr, Henry,
Lemercier-Picard und
Guénée und der gar nicht
geisterhafte du Paty, der
Krankheit vorgeschoben

hat, um sich vor einer
Aussage zu drücken,
sowie Scheurer-Kestner,
der tatsächlich an Krebs
leidet und angeblich nicht
mehr lange zu leben hat,
und Esterházy, der in
einem englischen Dorf
namens Harpenden
untergetaucht ist. Aber
sonst sind wir alle hier
versammelt, wie die

Insassen eines
Irrenhauses oder die
Passagiere eines
juristischen *Fliegenden
Holländers*, die dazu
verdammte sind, sich und
die Welt auf ewig zu
umkreisen.

Eine Glocke ertönt und
ruft uns zurück ins Gericht.

•

Edmond und ich gehen am
Donnerstag, dem 7.
September, zu einem
Abschiedsessen ins Trois
Marches. Labori und
Marguerite sind auch
gekommen, Mathieu und
Demange nicht. Wir
erheben unsere Gläser in
Richtung von Merciers
Haus auf der anderen
Straßenseite und stoßen

ein letztes Mal auf den
Sieg an. Dann bringt uns
eine Droschke zum
ausgestorbenen Bahnhof
von Rennes, und wir
steigen in den Nachtzug
nach Paris. Niemand sieht
uns. Die Stadt versinkt
hinter uns in der
Dunkelheit.

Die Urteilsverkündung ist
für Samstagnachmittag

angesetzt, und Aline
Ménard-Dorian befindet,
das sei ein wunderbarer
Anlass für ein zwangloses
Mittagessen. Einer ihrer
Freunde, der
Staatssekretär für das
Post- und
Telegraphenwesen, sorgt für
eine direkte
Telefonverbindung
zwischen Alines

Wohnzimmer und der
Bourse de Commerce in
Rennes, sodass wir den
Richterspruch sofort nach
seiner Verkündung
erfahren werden. Sie lädt
die regelmäßigen
Besucher ihres Salons und
einige andere Gäste für ein
Uhr zu einem Buffet in die
Rue de la Faisanderie.

Ich habe zwar keine Lust,

aber sie beharrt hartnäckig
auf meinem Kommen. »Es
wäre uns ein
außerordentliches
Vergnügen, mein lieber
Georges, wenn wir den
Augenblick Ihres Ruhms
mit Ihnen teilen dürften.«
Da ich nicht ungehobelt
erscheinen möchte, sage
ich zu. Außerdem habe ich
nichts anderes zu tun.

Der aus dem Exil zurückgekehrte Zola sowie Georges und Albert Clemenceau, Jean Jaurès und de Blowitz von der Londoner *Times* sind anwesend. Insgesamt sind etwa fünfzig, sechzig Gäste gekommen, darunter auch Blanche de Comminges mit einem jungen Mann namens

d'Espic de Ginestet, den sie als ihren Verlobten vorstellt. Ein livrierter Diener sitzt neben dem Telefonapparat in der Ecke und ruft gelegentlich die Vermittlung an, um sicherzustellen, dass die Leitung steht. Nachdem wir gegessen oder, wie in meinem Fall, nichts gegessen haben, gibt er

um Viertel nach drei
unserem Gastgeber ein
Zeichen. Paul Ménard,
Alines Ehemann, ein
Industrieller mit radikalen
Ansichten, nimmt den
Hörer mit ernster Miene
und lauscht. »Die Richter
haben sich gerade zur
Beratung zurückgezogen«,
sagt er, ehe er den Hörer
dem Diener zurückgibt.

Ich möchte ein paar Minuten allein sein und gehe hinaus auf die Terrasse, aber einige Gäste schließen sich mir an. De Blowitz, der mit seinem kugelrunden Bauch und dem rötlichen Knollengesicht eine Figur aus einem Dickens-Roman sein könnte – Bumble vielleicht, oder Pickwick –,

fragt mich, ob ich noch wisse, wie lange die Richter sich damals beim ersten Prozess beraten hätten.

»Eine halbe Stunde.«

»Wenn sie länger brauchen, was würden Sie sagen, Monsieur, ist das günstiger oder ungünstiger für den Angeklagten?«

»Das weiß ich wirklich

nicht. Würden Sie mich bitte entschuldigen?«

Die folgenden Minuten sind eine Qual. Eine Kirchenglocke in der Nachbarschaft schlägt halb vier, dann vier. Unaufhörlich gehen wir auf dem Fleckchen Rasen hin und her. »Offenbar wägen sie das Beweismaterial sorgfältig ab«, sagt Zola.

»Das ist ein gutes Zeichen.
Das bedeutet, sie
entscheiden für uns.«

»Nein«, sagt Georges
Clemenceau. »Das sind
Männer, die ihre Meinung
ändern sollen, das kann
nicht gut sein für Dreyfus.«

Ich gehe zurück ins
Wohnzimmer und schaue
aus dem Fenster auf die
Straße. Dort hat sich eine

Menschenmenge

versammelt. Jemand ruft zu mir hoch, ob es schon Neuigkeiten gebe. Ich schüttele den Kopf. Um Viertel vor fünf gibt der Diener wieder ein Zeichen. Ménard geht zum Telefon.

Ménard lauscht in den Hörer. »Die Richter kommen zurück«, sagt er dann.

Sie haben also eineinhalb Stunden beraten. Ist das lang oder kurz? Gut oder schlecht? Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

Fünf Minuten vergehen. Zehn Minuten. Jemand macht einen Witz, um die Spannung zu lockern. Gelächter. Plötzlich hebt Ménard die Hand, und alle verstummen. Am anderen

Ende der Leitung tut sich etwas. Ménard runzelt die Stirn. Zermürbend langsam senkt er den Arm. »Schuldig«, sagt er leise. »Fünf zu zwei Stimmen. Strafmaß auf zehn Jahre Gefängnis reduziert.«

.

An einem Spätnachmittag gut eine Woche später

bekomme ich Besuch von Mathieu Dreyfus. Ich bin überrascht, ihn vor meiner Tür stehen zu sehen. Er ist noch nie zuvor zu mir nach Hause gekommen. Zum ersten Mal sieht er grau und angegriffen aus, sogar die Blume in seinem Knopfloch ist verwelkt. Er sitzt auf der Kante meines Sofas und dreht mit den

Händen nervös seine
Melone hin und her. Er
nickt zu meinem Sekretär.
Der ist mit Papieren
übersät, und die
Schreibtischlampe ist
angeschaltet. »Verzeihung,
ich wollte Sie nicht bei der
Arbeit stören.«

»Macht nichts. Ich habe
mir gedacht, ich bringe das
alles zu Papier, solange

die Erinnerungen noch frisch sind. Es ist aber nicht zur Veröffentlichung bestimmt – zumindest nicht zu meinen Lebzeiten. Darf ich Ihnen etwas anbieten?«

»Nein danke. Ich bleibe nicht lange. Ich fahre mit dem Abendzug nach Rennes.«

»Ah, wie geht es ihm?«

»Offen gesagt, Monsieur Picquart, ich befürchte, er bereitet sich aufs Sterben vor.«

»Also wirklich, Monsieur Dreyfus!«, sage ich und setze mich ihm gegenüber auf einen Stuhl. »Wenn Ihr Bruder vier Jahre auf der Teufelsinsel übersteht, dann hält er auch noch ein paar Monate im Gefängnis

aus. Ich bin mir sicher, viel länger kann es nicht mehr dauern. Der Regierung wird ihn bestimmt noch vor der Weltausstellung freilassen, ein Boykott ist das Letzte, was die wollen. Die können ihn unmöglich im Gefängnis sterben lassen.«

»Zum ersten Mal, seit sie ihn nach seiner Rückkehr

eingesperrt haben, hat er gesagt, dass er seine Kinder sehen will. Können Sie sich vorstellen, was das für Auswirkungen auf sie hat, wenn sie ihren Vater in einer solchen Verfassung sehen? Das würde er ihnen nie antun, wenn er sich nicht verabschieden wollte.«

»Sind Sie sich sicher,

dass es so schlecht um
seine Gesundheit steht?
Hat ihn ein Arzt
untersucht?«

»Die Regierung hat einen
Spezialisten nach Rennes
geschickt. Er sagt, Alfred
leidet an Fehlernährung
und Malaria und
möglicherweise an
Rückenmarksschwindsucht
W e n n er im Gefängnis

bleibt, wird er nicht mehr
lange leben, meint der
Arzt.« Er schaut mich
elend an. »Deshalb bin ich
gekommen ... ich wollte
Ihnen sagen, dass ... es
tut mir wirklich leid ... dass
wir uns entschieden
haben, das Angebot auf
Begnadigung
anzunehmen.«

Eine Pause. »Verstehe.«

Ich wünschte, meine Stimme würde sich etwas mitfühlender anhören.

»Dann liegt also das Angebot schon auf dem Tisch?«

»Der Premierminister macht sich Sorgen, dass das Land auf Dauer gespalten werden könnte.«

»Das glaube ich gern.«

»Ich weiß, dass das ein

Schlag für Sie ist, und ich verstehe, dass Sie das in eine unangenehme Lage bringt ...«

»Da haben Sie ganz recht«, platzt es aus mir heraus. »Das ist ein Schuldeingeständnis.«

»Genau genommen, ja. Aber Jaurès hat eine Erklärung für Alfred aufgesetzt, die er bei

Verlassen des
Gefängnisses verlesen
soll.« Er zieht ein
zerknittertes Blatt Papier
aus der Innentasche seiner
Jacke und gibt es mir.

*Die Regierung der
Republik schenkt mir die
Freiheit. Diese bedeutet
mir jedoch nichts ohne
meine Ehre. Beginnend mit*

*dem heutigen Tag werde
ich darauf hinarbeiten, den
schrecklichen Justizirrtum
zu korrigieren, dessen
Opfer ich nach wie vor bin
...*

Es geht noch weiter, aber
ich habe genug gelesen.
Ich gebe ihm das Blatt
zurück. »Nun, das sind
ehrenwerte Worte«, sage

ich bitter. »Wie auch anders. Wenn es um ehrenwerte Worte geht, kann man sich auf Jaurès immer verlassen. Aber die Realität ist, dass die Armee gewonnen hat. Und das Mindeste, was sie als Gegenleistung dafür verlangen wird, ist die Amnestie für alle, die die Verschwörung gegen Ihren

Bruder ins Werk gesetzt haben.« *Und gegen mich,* füge ich im Stillen hinzu. »Damit habe ich keine Möglichkeit mehr, meine Ansprüche gegen den Generalstab vor Gericht geltend zu machen.«

»Vielleicht, auf kurze Sicht. Aber auf lange Sicht, in einem veränderten politischen Klima, können

wir vor Gericht vermutlich
eine umfassende
Entlastung erreichen.«

»Ich wünschte, ich hätte
das gleiche Vertrauen in
unser Rechtssystem wie
Sie.«

Mathieu steckt die
Erklärung wieder in die
Tasche und steht auf. Aus
seiner breitbeinigen
Haltung spricht

Auflehnung. »Tut mir leid,
dass Sie so darüber
denken, Monsieur
Picquart. Ich verstehe,
dass Sie um Ihrer Sache
willen auch den
Märtyrertod meines
Bruders in Kauf nehmen
würden. Aber seine Familie
will ihn lebend zurück.
Ehrlich gesagt, kann er
sich selbst nicht recht

abfinden mit dieser Entscheidung. Ich glaube, es würde ihm etwas bedeuten, wenn ich ihm sagen könnte, dass er Ihre Zustimmung hat.«

»*Meine* Zustimmung? Warum sollte die ihn kümmern?«

»Trotzdem glaube ich, dass es ihm wichtig wäre. Was darf ich ihm

ausrichten?«

Er steht unversöhnlich vor mir.

»Was sagen die anderen?«

»Zola, Clemenceau und Labori sind dagegen. Reinach, Lazare, Basch und der Rest sind mehr oder weniger begeistert dafür.«

»Sagen Sie ihm, ich sei

auch dagegen.«

Als hätte er nichts anderes erwartet, nickt Mathieu knapp und wendet sich zum Gehen.

»Sagen Sie ihm auch, dass ich ihn verstehe.«

•

Dreyfus wird am Mittwoch, dem 20. September 1899, entlassen, bekannt

gegeben wird die Nachricht
aber erst am nächsten
Tag, um ihm zu
ermöglichen, Paris zu
verlassen, ohne von der
Öffentlichkeit belästigt zu
werden. Wie jeder andere
erfahre ich von seiner
Freilassung aus der
Zeitung. Er trägt einen
dunkelblauen Anzug und
einen weichen, schwarzen

Hut, als er in der
Abenddämmerung von
Beamten der Sûreté mit
einem Automobil vom
Gefängnis in Rennes
abgeholt und zum Bahnhof
in Nantes gefahren wird,
wo Mathieu auf ihn wartet
und die beiden einen
Nachtzug nach Süden
besteigen. In einem Haus
der Familie in der

Provence wird er von seiner Frau und seinen Kindern erwartet. Dann reist er weiter in die Schweiz. Aus Angst vor einem Attentat kehrt er nicht nach Paris zurück.

Was mich angeht, so schlage ich mich mehr schlecht als recht durch und versuche mit Laboris Unterstützung,

verschiedene Zeitungen wegen übler Nachrede zu belangen. Obwohl man mir anbietet, mich wieder in die Armee aufzunehmen und mit einem Kommando zu betrauen, lehne ich im Dezember das Angebot einer Generalamnestie der Regierung für alle in die Affäre Verwickelten ab. Warum sollte ich wieder

die gleiche Uniform
anziehen wie diese
Verbrecherbande um
Mercier, du Paty, Gonse
und Lauth?

Im Januar zieht Mercier
als Nationalist für das
Département Loire-
Inférieure in den Senat ein.

Von Dreyfus höre ich
nichts. Doch dann, über
ein Jahr nach seiner

Freilassung, gehe ich an
einem trüben Wintertag
des Jahres 1900 die
Treppe hinunter zu
meinem Briefkasten, in
dem sich ein in Paris
abgestempelter Brief
befindet. Die Adresse ist in
einer Handschrift
geschrieben, die mir nur
aus Geheimakten und
Beweismaterial aus dem

Gerichtssaal bekannt ist.

*Herr Oberstleutnant,
es ist mir eine Ehre, Sie
um Festsetzung von Tag
und Stunde für ein Treffen
zu bitten, an dem ich Ihnen
persönlich meine
Dankbarkeit zum Ausdruck
bringen kann.*

*Hochachtungsvoll,
A. Dreyfus*

Der Absender ist eine Adresse in der Rue de Châteaudun.

Ich gehe wieder nach oben. Pauline ist über Nacht geblieben, was sie jetzt, da die Mädchen schon älter sind, ziemlich oft tut. Sie führt wieder ihren Mädchennamen Romazzotti. Die Leute halten sie für eine Witwe.

Ich ziehe sie wegen des Namens auf, er höre sich an, als wäre sie eine Spiritistin vom Boulevard Saint-Germain.

»Irgendwas Wichtiges?«, ruft sie aus dem Schlafzimmer.

Ich lese den Brief noch einmal.

»Nein«, rufe ich.

Am Vormittag schreibe

ich auf die Rückseite einer
meiner Visitenkarten:
*Monsieur, ich werde Sie
wissen lassen, wann wir
uns treffen können.
Georges Picquart.*

Weiter unternehme ich
nichts. Er ist die Sorte
Mensch, der es
unangenehm ist, sich zu
bedanken. Na gut, und ich
bin die Sorte Mensch, der

es unangenehm ist, wenn man sich bei ihr bedankt. Also erspare ich uns das lächerliche Pathos einer solchen Begegnung. Später werfen mir die Zeitungen vor, ich hätte es rundheraus abgelehnt, mich mit Dreyfus zu treffen. Anonym schreibt ein Freund der Familie – der sich später als Bernard

Lazare entpuppt, ein
Verfasser zionistischer
Flugschriften – der
rechtsgerichteten Zeitung
L'Écho de Paris:

*Wir verstehen Picquart
und seine Haltung nicht
... wahrscheinlich ist
Ihren Lesern und vielen
anderen nicht bewusst,
dass Picquart ein*

rigoroser Antisemit ist.

Wie soll ich darauf reagieren? Wenn man den wahren Charakter eines Menschen nur an seinen Taten messen könne, wie Aristoteles sagt, dann kann man mich wohl kaum als einen rigorosen Antisemiten bezeichnen. Trotzdem kann man die alten Vorurteile mit nichts

besser befeuern als mit
dem Vorwurf des
Antisemitismus. Verbittert
schreibe ich an einen
Freund: »Ich wusste, dass
ich eines Tages von den
Juden und insbesondere
der Dreyfus-Familie aufs
Korn genommen werden
würde ...«

Und so versinkt unsere
wunderbare Sache in

Trotz, Enttäuschung,
Vorwürfen und Bitterkeit.

•

Auf der braunen,
festgestampften Erde des
Exerzierplatzes der École
Militaire drehen die
Kadettenkompanien ihre
Runden. Ich stehe wie so
oft hinter dem Geländer
auf der Place de Fontenoy

und beobachte, wie sie ihre Schrittarten üben. Ein Großteil meines Lebens konzentriert sich auf diesen Platz. Hier wurde ich als junger Offizier ausgebildet, und hier habe ich unterrichtet. Hier wurde ich Zeuge von Dreyfus' Degradierung. In der Halle der Reitschule hat mein Duell mit Henry

stattgefunden.

»Kompanien –
stillgestanden!«

»Kompanien – *präsentiert
das Gewehr!«*

Die jungen Männer
marschieren an mir vorbei,
die Augen rechts, die
Schrittfolge akkurat. Das
Schlimmste ist, dass sie
mich nicht einmal sehen.
Und wenn sie mich sehen,

dann falle ich ihnen nicht
auf – ich bin nur ein Zivilist
mittleren Alters, der einen
schwarzen Anzug und eine
Melone trägt und ihnen
von jenseits der
Absperrung wehmütig
zuschaut.

.

Und doch tragen wir am
Ende den Sieg davon –

allerdings nicht mit einem triumphalen Paukenschlag, wie wir immer gehofft hatten, nicht als Krönung eines großen Prozesses, wenn der Verurteilte am Ende doch noch entlastet und auf den Schultern hinaus in die Freiheit getragen wird. Wir erringen einen stillen Sieg, hinter verschlossenen Türen in

Konferenzräumen und Archiven, nachdem die erhitzten Gemüter sich abgekühlt und penible Juristen alle Fakten unablässig immer wieder durchgesehen haben. Erst hält Jaurès, der Anführer der Sozialisten, in der Abgeordnetenkammer eine rhetorisch brillante Rede, die eineinhalb Tage dauert

und in der er die gesamte Affäre so klar schildert, dass der neue Kriegsminister, General André, sich einverstanden erklärt, das gesamte Beweismaterial noch einmal zu sichten – das geschieht im Jahr 1903. Das Ergebnis von Andrés Untersuchung veranlasst den Strafgerichtshof, sich

des Falles anzunehmen,
der eine Überprüfung
durch das Oberste
Berufungsgericht anordnet
– das nimmt das Jahr
1904 in Anspruch. Dann
geht ein Jahr wegen des
politischen Aufruhrs über
die Trennung von Kirche
und Staat verloren – 1905
adieu. Doch schließlich
wird das Urteil von Rennes

vom Obersten
Berufungsgericht
aufgehoben und Dreyfus
vollständig entlastet – was
am 12. Juli 1906 öffentlich
verkündet wird.

A m 13. Juli wird ein
Gesetzesantrag in die
Abgeordnetenversammlung
eingebracht, durch den
Dreyfus im Majorsrang
wieder in die Armee

aufgenommen und ihm die
für ihn höchstmögliche
Auszeichnung verliehen
werden soll, das Kreuz der
Ehrenlegion. Der Antrag
wird mit 432 zu 32
Stimmen angenommen,
und als Mercier sich im
Senat dagegen ausspricht,
wird er niedergebrüllt. Am
gleichen Tag wird über
einen zweiten Antrag

debattiert, durch den ich in dem Rang wieder in die Armee aufgenommen werden soll, den ich angestrebt hätte, wäre ich nicht 1898 unehrenhaft entlassen worden. Dieser Antrag wird sogar mit der noch größeren Mehrheit von 449 zu 26 Stimmen angenommen. Als ich zu Dreyfus' Ordensverleihung

zum Exerzierplatz der
École Militaire gehe,
wundere ich mich immer
noch, dass ich die Uniform
eines Brigadegenerals
trage.

A m 25. Oktober wird
mein Freund Georges
Clemenceau
Premierminister. Zu dieser
Zeit bin ich in Wien. An
jenem Abend trage ich

Frack und weiße Krawatte
und führe Pauline zu
unserem Platz in der
Wiener Staatsoper, um
Gustav Mahler *Tristan und
Isolde* dirigieren zu sehen.
Seit Wochen habe ich mich
darauf gefreut. Kurz bevor
die Lichter gelöscht
werden, bemerke ich einen
Beamten der
französischen Botschaft,

der sich im Gang
herumdrückt. Dann
wandert von einer weiß
behandschuhten und
juwelenbehängten Hand
zur nächsten ein
Telegramm bis zu Pauline,
die es mir gibt.

*Hiermit setze ich Sie
darüber in Kenntnis, dass
ich Sie heute zum
Kriegsminister ernannt*

*habe. Bitte um
unverzögliche Rückreise
nach Paris. Clemenceau.*

Epilog

Donnerstag, 29. November
1906

25

»Major Dreyfus für den
Kriegsminister ...«

Ich höre seine Stimme,
als er sich am Fuß der
Marmortreppe bei meinem
Ordonanzoffizier meldet.
Es ist die vertraute Stimme
mit dem Hauch eines
deutschen Akzents. Ich

lausche dem klackenden Geräusch seiner Stiefel auf den Stufen, und dann rückt er langsam in mein Blickfeld – die Mütze, die Epauletten, die goldenen Knöpfe, die Tressen, der Säbel, die Streifen an der Hose. Alles an ihm ist genau so wie vor seiner Degradierung, nur dass jetzt noch das rote Band

der Ehrenlegion den
schwarzen Rock der
Artillerieuniform schmückt.

Er bleibt auf dem
Treppenabsatz stehen und
salutiert. »General

Picquart.«

»Major Dreyfus.« Ich
lächele und strecke ihm die
Hand entgegen. »Ich habe
Sie schon erwartet. Treten
Sie näher.«

Das Ministerbüro ist seit den Tagen, als Mercier und Billot hier das Sagen hatten, unverändert. Es ist immer noch in zartem Grünblau vertäfelt, allerdings stellt Pauline jeden Tag frische Blumen auf den großen Tisch zwischen den großen Fenstern, durch die man hinaus in den Garten

blickt. Die Bäume sind
kahl, die Lichter des
Ministeriums leuchten hell
an diesem dunklen
Nachmittag Ende
November.

»Setzen Sie sich, Herr
Major«, sage ich. »Machen
Sie es sich bequem. Sind
Sie schon einmal hier
gewesen?«

»Nein, Herr Minister.« Er

setzt sich auf einen vergoldeten Stuhl. Seine Haltung ist sehr förmlich, der Rücken bleibt durchgedrückt.

Ich setze mich auf den Stuhl gegenüber. Er hat zugenommen und sieht gut aus, fast elegant in seiner teuren Uniform. Die hellblauen Augen hinter seinem Kneifer schauen

mich wachsam an. »Also, Herr Major«, sage ich, lege die Fingerspitzen aneinander und betrachte ihn lange und eindringlich. »Worum geht es?«

»Es betrifft meinen Rang«, sagt er. »Die Beförderung vom Hauptmann zum Major lässt die Jahre außer Acht, die ich widerrechtlich auf

der Teufelsinsel
eingekerkert war.
Wohingegen Ihre
Beförderung vom
Oberstleutnant zum
Brigadegeneral – wenn Sie
mir die Bemerkung
gestatten – die acht Jahre,
die Sie nicht in der Armee
waren, so berücksichtigt,
als hätten Sie im aktiven
Dienst gestanden. Ich

halte das für ungerecht, ja für voreingenommen.«

»Verstehe.« Ich spüre, dass sich mein Lächeln versteift. »Und was soll ich deswegen unternehmen?«

»Es korrigieren. Befördern Sie mich in den Rang, den ich erreicht hätte.«

»Und der wäre Ihrer Meinung nach?«

»Oberstleutnant.«

Ich antworte nicht sofort.

»Aber das würde eine
gesonderte

Gesetzesregelung

erfordern, Herr Major. Die

Regierung müsste in der

Abgeordnetenversammlung ein

neues Gesetz einbringen.«

»Dann sollte sie das tun.

Es ist gerecht.«

»Das ist unmöglich.«

»Darf ich fragen,
warum?«

»Weil es politisch
unmöglich ist«, sage ich
aufgebracht. »Das Gesetz
ist im Juni nur deshalb
durchgegangen, weil es
am Tag nach Ihrer
Entlastung eingebracht
wurde, da hatten Sie die
überwältigende Mehrheit
der Sympathien auf Ihrer

Seite. Jetzt haben wir
November, die Stimmung
ist eine völlig andere.
Außerdem ist meine
Aufgabe – und ich bin mir
sicher, Sie werden das
verstehen – auch so schon
schwierig genug. Als
Kriegsminister muss ich
mit vielen Offizieren
zusammenarbeiten, die
lange unsere erbitterten

Feinde waren. Ich muss
jeden Tag meinen Zorn
hinunterschlucken und die
alten Schlachten
vergessen. Soll ich jetzt die
alten Gräben wieder
aufreißen?«

»Es wäre gerecht.«

»Tut mir leid, aber es
geht einfach nicht.«

Wir sitzen schweigend
da. Plötzlich trennt uns

mehr als nur ein Streifen
Teppich. Ein Abgrund
trennt uns. Diese wenigen
Sekunden würde ich zu
den qualvollsten meines
Lebens zählen. Schließlich
halte ich es nicht mehr aus
und stehe auf. »Wenn das
alles ist ...«

Sofort erhebt sich auch
Dreyfus. »Ja, das ist
alles.«

Ich begleite ihn zur Tür.
Schrecklich, mit so einer
Bemerkung
auseinanderzugehen.

»Ich habe es immer als
sehr bedauerlich
empfunden, Herr Major,
dass wir uns bis heute nie
privat getroffen haben«,
sage ich vorsichtig.

»Das stimmt, nicht seit
jenem Morgen meiner

Verhaftung, als Sie mit mir in Ihr Büro gegangen sind und mich dann zu dem Treffen mit Oberst du Paty gelotst haben.«

Ich spüre, dass ich rot werde. »Ja, ich bitte um Entschuldigung dafür, dass ich an dieser kläglichen Farce teilgenommen habe.«

»Nun ja. Ich glaube, das

haben Sie
wiedergutmacht!«

Dreyfus schaut sich in
meinem Büro um und nickt
anerkennend. »Es ist
großartig, wenn man das
getan hat, was Sie getan
haben, und dann wird man
am Ende ins Kabinett der
Französischen Republik
berufen.«

»Aber die Wahrheit ist, so

seltsam es sich anhört,
dass ich das ohne Sie nie
erreicht hätte.«

»Nein, Herr General«,
sagt Dreyfus. »Sie haben
das erreicht, weil Sie Ihre
Pflicht getan haben.«

Danksagung

Ein Roman wie dieser ist in hohem Maße abhängig von der Arbeit anderer, und ich möchte all jenen meinen Dank aussprechen, deren Bücher mich in das Thema eingeführt haben. Die erste allgemeine Chronik, die ich gelesen habe, war *The*

Affair: The Case of Alfred Dreyfus von Jean-Denis Bredin, die für den Durchschnittsleser immer noch herausragende Abhandlung. *The Man on Devil's Island: Alfred Dreyfus and the Affair that Divided France* war mir ebenfalls eine große Hilfe, und ich danke der Autorin, Dr. Ruth Harris vom New

College, Oxford, für die
zusätzlichen Informationen
und ihre Ratschläge. Ich
habe ebenso profitiert von
*Dreyfus: A Family Affair
1789–1945* von Michael
Burns, *Why the Dreyfus
Affair Matters* von Louis
Begley (deutsch: *Der Fall
Dreyfus: Teufelsinsel,
Guantánamo, Albtraum
der Geschichte*) , France

and the Dreyfus Affair von Douglas Johnson, *The Dreyfus Affair* von Piers Paul Read und der monumentalen *Histoire de l'affaire Dreyfus* von Joseph Reinach, die unverzichtbar bleibt, obwohl sie schon 1908 erschienen ist. *Zola: A Life* von Frederick Brown und George Painters

zweibändige Proust-Biografie waren mir ebenfalls von Nutzen.

Von den mehr ins Detail gehenden Büchern habe ich besonders viel George R. Whytes *The Dreyfus Affair: A Chronological History* (deutsch: *Die Dreyfus-Affäre: Die Macht des Vorurteils*) zu verdanken, das über ein

Jahr lang mein ständiger Begleiter war. Eine weitere äußerst wertvolle Quelle war *Georges Picquart, dreyfusard, proscrit, ministre: La justice par l'exactitude* von Christian Vigouroux, die erste seit über hundert Jahren erschienene Biografie von Picquart, die Familienbriefe und Informationen aus

Polizeiakten enthält.
Glücklicherweise konnte
ich mir die aktuellsten
wissenschaftlichen
Erkenntnisse über die
Affäre zunutze machen,
die in *Le dossier secret de
l'affaire Dreyfus* von Pierre
Gervais, Pauline Peretz
und Pierre Stutin enthalten
sind. Die zugehörige
Website, die während der

Arbeit an meinem Buch
online ging, enthält eine
Fülle an Informationen,
einschließlich Links zu
Fotografien und
Transkripten aller
Dokumente des
Geheimdossiers, das
kürzlich vom französischen
Verteidigungsministerium
freigegeben wurde.

Bei der

Grundlagenrecherche
habe ich Transkripte des
Verleumdungsprozesses
gegen Zola gelesen, des
Kriegsgerichtsprozesses
von Rennes und der
verschiedenen
Untersuchungen und
Verhandlungen aus den
Jahren 1898, 1904, 1905
und 1906. All das ist
inzwischen online

verfügbar. Die meisten großen französischen Zeitungen sind frei zugänglich auf der Webseite der Bibliothèque nationale de France, www.gallica.bnf.fr.

Außerdem war mir das digitale Archiv der Londoner *Times*, zu dem ich über die London Library Zugang hatte, von

unschätzbarem Wert.

Ich habe ausgiebig aus Dreyfus' eigenen Schriften zitiert, die in *Five Years of My Life, The Dreyfus Case* (zusammen mit seinem Sohn Pierre, deutsch: *Fünf Jahre meines Lebens: 1894–1899*) und *Carnets, 1899–1907* erschienen sind. Andere zeitgenössische Quellen

sind *My Secret Diary of the Dreyfus Case* von Maurice Paléologue und *L’Affaire Dreyfus: L’iniquité. La réparation* von Louis Leblois. Schließlich habe ich mich bei *The Tragedy of Dreyfus* von G. W. Stevens bedient, einem Augenzeugenbericht der Vorgänge in Rennes, der im Gegensatz zu seinem

Titel ein komischer
Hochgenuss ist – die
Affäre, wie sie Jerome K.
Jerome beschrieben hätte.
Seine Version von
Bertillons schwachsinniger
Zeugenaussage habe ich
fast wörtlich übernommen.

Der Plan, die Geschichte
des Dreyfus-Falles noch
einmal zu erzählen,
entstand Anfang 2012 in

Paris bei einem
Mittagessen mit Roman
Polański: Für seine
Großzügigkeit und
Unterstützung werde ich
ihm immer dankbar sein.
Ich möchte ebenfalls
meinen englischsprachigen
Verlegern, Jocasta
Hamilton von Hutchinson in
London und Sonny Mehta
von Knopf in New York, für

ihre klugen Ratschläge und
Empfehlungen danken. Ein
Dank auch an meinen
Literaturagenten Michael
Carlisle. Seit vielen Jahren
arbeitet mein deutscher
Übersetzer Wolfgang
Müller an meinen
Manuskripten, noch
während ich daran
schreibe, und wie üblich
hat er viele Vorschläge

gemacht und viele Fehler
korrigiert. Mein
französischer Lektor Ivan
Nabokov stand mir
ebenfalls ständig
unterstützend zur Seite.

Zum Schluss bleibt mir
noch ein weiterer Name zu
erwähnen. Im Laufe von
fünfundzwanzig Jahren
Eheleben – eine genau mit
dem Abschluss dieses

Buches erreichte Marke –
war meine Frau Gill
Hornby gezwungen, unser
Haus mit einem steten
Strom an Nazis,
Codeknackern, KGB-
Leuten, Hedgefonds-
Managern, Ghostwritern
und allerlei alten Römern
zu teilen. Diesmal waren
es Offiziere des
französischen

Generalstabs. Ich danke
ihr für ein
Vierteljahrhundert Liebe,
Toleranz und
scharfsinniger literarischer
Urteilstkraft.

Alle verbleibenden
Irrtümer, ob faktisch oder
stilistisch, sowie die
diversen
Taschenspielertricks bei
Struktur und

Charakterisierung, die
unweigerlich erforderlich
sind, wenn man Fakt in
Fiktion verwandeln will,
sind allein mir anzulasten.